

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer ...

Wissenschaftlich-Humanitäres Komitee (Berlin, Germany).

Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen.

III. Jahrgang.



Der Berliner Sopransänger W. W.
(Nach einer Photographie).

Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen

mit besonderer Berücksichtigung der

Homosexualität.

Herausgegeben
unter Mitwirkung namhafter Autoren
im Namen des
wissenschaftlich-humanitären Comitées
von

Dr. med. Magnus Hirschfeld,
prakt. Arzt in Charlottenburg.

III. Jahrgang.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1901.

Inhalts-Verzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Neue Studien auf dem Gebiete der Homosexualität

von

R. von Krafft-Ebing (Wien).

1.
Zum Verständnis der konträren Sexualempfindung.

Als die medizinische Wissenschaft begann, sich ernstlich mit konträrer Sexualität, als einer Perversion des geschlechtlichen Fühlens zu beschäftigen und sie von bloser Perversität (d. h. bei mangelndem Geschlechtsgefühl Personen des eigenen Geschlechts gegenüber erfolgende sexuelle Akte an solchen, aus seiner Ziele und Zwecke noch unklarem geschlechtlichem Drang im Stadium eines noch nicht differenzierten Geschlechtsgefühls — bei jungen Leuten, aus Eigennutz — bei männlichen Hetären, aus sexualem Kitzel — bei verkommenen Wüstlingen, aus übergrosser Libido — bei hypersexualen sonst normalen Menschen faute de mieux) zu unterscheiden, da erschien die homosexuale Perversion selbst dem ärztlichen Forscher als eine solche Monstrosität, dass er sie als eine psychopathische Erscheinung auffassen zu müssen glaubte.

Casper (Klinische Novellen 1863) hatte sich darauf beschränkt zu erklären, dass es sich hier um einen „wunderbaren dunklen unerklärlichen angeborenen Drang" handle.

Westphal (Archiv für Psychiatrie II), der die Anomalie ebenfalls als eine angeborene erklärte, wobei aber der Träger derselben das Bewusstsein ihrer Krankhaftigkeit besitze, liess es unentschieden, ob sie Symptom eines neuro- oder eines psychopathischen Zustandes sei oder als isolierte Erscheinung vorkommen könne.

Die folgende wissenschaftliche Forschung hat für alle diese von Westphal vorgesehenen Möglichkeiten Belege beigebracht, ist aber immer deutlicher zur Erkenntnis vorgedrungen, dass die konträre Sexualempfindung an und für sich keine Krankheit, sondern nur eine Anomalie bedeutet und dass eventuell zugleich mit ihr vorfindliche Neuro- und Psychopathien aus gleicher Quelle (Belastung meist hereditäre) entstammende oder auch direkt oder indirekt, psychisch oder körperlich durch die konträre Sexualempfindung vermittelte neurotische oder psychische Krankheitszustände sind. Damit nähert sich die wissenschaftliche Erkenntnis dem Standpunkt der konträr Sexualen selbst, die nicht müde wurden, im Gegensatz zu den Anschauungen der Forscher zu betonen, dass ihre eigenartige Geschlechtsempfindung zwar im Widerspruch mit der der übergrossen Majorität ihrer Geschlechtsgenossen sei und den Zwecken der Natur nicht entsprechend, gleichwohl in ihrem Bewusstsein als eine adaequate, natürliche und damit berechtigte sich ihnen darstelle.

Ulrichs u. A. gingen sogar soweit, die staatliche und soziale Anerkennung der urnischen Liebe aus solchen Gründen zu verlangen, selbst mit der Konsequenz einer „Ehe“ unter Homosexualen. Ein schlagenderer Beweis für die Tiefe und Lauterkeit einer solchen Geschlechtsempfindung seitens zahlreicher ernst zu nehmender Mitbürger, die sich als Märtyrer ihrer Organisation und gesellschaftlicher Zustände fühlen, könnte nicht erbracht werden. Als Correlat steht die Thatsache da, dass die

meisten derselben Horror vor Personen des anderen Geschlechtes empfinden und zu sexualen Akten nur mit solchen des eigenen fähig sind. Was der § 175 verpönt, erscheint ihnen geradezu natürlich und sittlich, was er zulässt, widernatürlich und unstatthaft! Nach mannigfachen Irrtümern über Wesen und Bedeutung der k. S. auf Grund einseitiger psychologischer Auffassungen hat sich wissenschaftlich die Ueberzeugung herausgebildet, dass nur entwicklungsgeschichtliche, anthropologische, biologische Thatsachen hier den Weg des Verständnisses erschliessen können. Man hat sich davon überzeugt, dass die k. S. die Verletzung eines empirischen Naturgesetzes darstellt, nach welchem die Geschlechtlichkeit eine monosexuale ist und die psychische Artung des Geschlechtslebens (Gefühl, Trieb) conform der Art und Entwicklung der Anlage der Keimdrüsen sich vollzieht, sodass der Mann nach erreichter Geschlechtsreife ausschliesslich vom Weibe, dieses vom Manne sinnlich sich angezogen fühlt.

Dasselbe gilt für die körperlichen Geschlechtscharaktere, die sich dem Typus des männlichen resp. des weiblichen Körpers entsprechend herausgestalten, je nachdem Hoden oder Ovarien sich aus der embryonalen bisexuellen Anlage entwickelt haben. Unter dem Einfluss noch recht dunkler Störungen, welche die empirisch gesetzliche Entwickelung aus der foetalen Existenz eines Wesens zur monosexualen und der Keimdrüse kongruenten geschlechtlichen Persönlichkeit erfährt, kann es nun geschehen, dass die bisexuelle Anlage sich behauptet und doppelseitig sich entwickelt, wobei aber regelmässig die der Keimdrüse konträre (cerebrale) psychische Anlage mehr ausgebildet ist als die homologe (psych. Hermaphrodisie) oder dass gar die vermöge der Keimanlage zur Entwicklung praedestinierte untergeht und statt ihrer sich die psychischen (Geschlechtsgefühl, Geschlechtstrieb, Charakter etc.) und eventuell auch körperlichen gegen-

sätzlichen Geschlechtscharaktere entwickeln und behaupten (konträre Sexualempfindung).

Die begreifliche Folge ist dann die, dass in solchem Fall ein vermöge seiner primären Geschlechtscharaktere (Hoden, Genitalien) als Mann anzusprechendes Individuum weibliches Geschlechtsgefühl und damit ausschliesslich Inclination zu sexuellem Umgang mit Personen des eigenen Geschlechtes hat und umgekehrt Weiber (Scheinweiber, weil sie männliches Geschlechtsgefühl haben und von den psychischen und körperlichen Geschlechtscharakteren des Weibes angezogen werden) zu Weibern.

Es ergeben sich innerhalb dieser anormalen Artung Nuancen, Gradstufen, insofern blos das konträre Geschlechtsgefühl entwickelt ist (Homosexualität) oder alle psychischen Geschlechtscharaktere konträr geartet sind (Effeminatio — Mann, Viraginität — Weib) oder daran sogar die körperlichen Geschlechtscharaktere beteiligt sind (Androgynie — Mann; Gynandrie — Weib).

Mit dieser Erkenntnis nähert sich die wissenschaftliche Auffassung des Problems den Anschauungen, welche Ulrichs u. A., selbst Effeminierter, s. Zeit dem Wesen des Uranismus entgegenbrachte, indem er von einer „Anima muliebris in corpore virili inclusa“ allen Ernstes sprach. Als Laie vermochte er sein weibliches Empfinden nicht anders zu deuten. Hätte er erklärt, dass das Geschlechtsgefühl, überhaupt das ganze Empfinden des Mannes (als Scheinmann, re vera Weib) weiblich sein könne und dadurch Personen des eigenen Geschlechtes zugewendet, so wäre man eher zu einem gegenseitigen Verständnis gelangt und hätte die Schriften Ulrich's gelesen, die als Anschauungen, Erfahrungen, Gefühle eines Weibmannes, dazu eines gebildeten und wahrheitsliebenden, für die Forschung auf diesem Gebiet nicht gering veranschlagt werden dürfen.

Der Erkenntnis gegenüber, dass die k. S. eine eingeborene Anomalie, eine Störung in der Evolution des Geschlechtslebens qua monosexualer und der Artung der Geschlechtsdrüsen congruenter seelisch-körperlicher Entwickelung darstellt, lässt sich der Begriff der „Krankheit“ nicht festhalten. Viel eher kann man hier von einer Missbildung sprechen und die Anomalie mit körperlichen Missbildungen, z. B. anatomischen Abweichungen vom Bildungstypus in Parallele stellen. Damit ist aber der Annahme einer gleichzeitigen Psychopathie nichts praejudiziert, denn Personen, welche derartige anatomische und auch funktionelle Abweichungen vom Typus (Stigmata degenerationis) darbieten, können zeitlebens psychisch gesund bleiben, ja selbst überwertig sein. Immerhin wird ein so schwerwiegendes Ausderartschlagen, wie die verkehrte Geschlechtsempfindung, eine viel grössere Bedeutung für die Psyche haben, als so manche anderweitige anatomische oder funktionelle Entartungserscheinung. So erklärt es sich wohl, dass die Störung in der Entwicklung eines normalen Geschlechtslebens öfters der Entstehung eines bestimmten und festen Charakters, der Entwicklung einer harmonischen psychischen Persönlichkeit abträglich werden kann.

Nicht selten stösst man bei konträr Sexualen auf neuropathische und psychopathische Veranlagungen, so z. B. auf konstitutionelle Neurasthenien und Hysterien, auf mildere Formen periodischer Psychose, auf Entwicklungshemmungen psychischer Energien (Intelligenz, moralischer Sinn) unter welchen besonders die ethische Minderwertigkeit, namentlich wenn zugleich Hypersexualität vorhanden ist, zu den schwersten Verirrungen des Geschlechtstriebes führen kann. Immerhin kann man nachweisen, dass, relativ genommen, die Heterosexualen viel grössere Cyniker zu sein pflegen, als die Homosexualen.

Auch weitere Entartungserscheinungen auf sexuellem

Gebiet in Gestalt von Sadismus, Masochismus, Fetischismus finden sich ungleich häufiger bei den Ersteren.

Alle diese Erscheinungen sind jedenfalls der konträren Sexualempfindung an und für sich nicht zukommende, sondern ihr koordinierte und aus der gemeinsamen Quelle der Belastung herzuleitende.

Das Gleiche gilt für eine besondere Art des Fetischismus — die von mir so genannte Paedophilia erotica.

Auch diese finde ich häufiger bei Hetero- als Homosexualen. Es ist eine Fabel oder eine Verleumdung, dass der Konträrsexuale als solcher der Jugend gefährlich wird. Es ist dies ebenso wenig annehmbar als beim Heterosexualen an und für sich, denn die Homosexualität ist ein Aequivalent der Heterosexualität und der Geschlechtstrieb des erwachsenen normalen Heterosexualen niemals auf das Unreife gerichtet.

Als die Bedingung für Paedophilia vera erscheint ein besonderer fetischistischer Zwang, eine eigenartige Perversion der Vita Sexualis. Ausserhalb dieser Perversion besteht die Möglichkeit, dass ein Imbeciller oder ein Senil- oder paralytisch Verblödeter, ein in einem epileptischen oder sonstigen psychischen Ausnahmszustand Befindlicher sich an der Jugend vergreift. Dass die konträre Sexualempfindung an und für sich nicht als psychische Entartung oder gar Krankheit betrachtet werden darf, geht u. A. daraus hervor, dass sie sogar mit geistiger Superiorität vereinbar ist. — Beweis dafür Männer bei allen Nationen, deren konträre Sexualität festgestellt ist und die gleichwohl als Schriftsteller, Dichter, Künstler, Feldherrn, Staatsmänner der Stolz ihres Volkes sind.

Ein weiterer Beweis dafür, dass die konträre Sexualempfindung nicht Krankheit, aber auch nicht lasterhafte Hingabe an das Unsittliche sein kann, liegt darin, dass sie alle die edlen Regungen des Herzens, welche die heterosexuale Liebe hervorzubringen vermag, ebenfalls

entwickeln kann — in Gestalt von Edelmut, Aufopferung, Menschenliebe, Kunstsinn, eigene schöpferische Thätigkeit usw., aber auch die Leidenschaften und Fehler der Liebe (Eifersucht, Selbstmord, Mord, unglückliche Liebe mit ihrem deletären Einfluss auf Seele und Körper usw.)

Auf Grund dieser Thatsachen lässt sich annehmen:

1. Konträre Sexualempfindung ist eine gänzlich unverschuldete, weil durch Störung des Waltens empirischer Naturgesetze begründete, Erscheinung.
2. Sie verdient Mitleid, nicht aber Verachtung, gleich jeder anderen Missbildung oder Funktionsstörung.
3. Ihr Vorhandensein präjudiziert nicht der Annahme einer Ungetrübtheit der seelischen Funktionen, ist mit normaler geistiger Funktion verträglich.

2.
Ueber tardive Homosexualität.

Es geschieht zuweilen, dass homosexuelle Empfindungen und Antriebe erst im späteren Leben auftreten, als anscheinend erworbene, nach Umständen als gezüchtete Anomalie, während in der Regel die konträre Sexualempfindung schon pubisch oder selbst praepubisch zu Tage tritt. Ein sorgfältiges Studium dieser hinter den angeborenen numerisch stark zurückbleibenden Fälle hat mir folgendes ergeben:

1. seltene Fälle von tardiver Entwickelung des Sexuallebens überhaupt, bei übrigens als primäre und angeborene Anomalie feststellbarer konträrer Sexualität.

2. Fälle von sog. psychischer Hermaphrodisie, in welcher Wille und sittliche Widerstandskraft zu Gunsten der (immerhin schwachen) heterosexualen Veranlagung den Geschlechtstrieb im Sinne dieser ausschliesslich thätig sein liessen, die Antriebe aus der konträren Veranlagung

zu reprimieren vermochten, bis aus äusseren Gründen (Leidenschaft, Verführung, Ansteckung durch ein Weib etc.) oder inneren (s. 3. Gruppe) jene eines Tages versagten und das konträre Geschlechtsgebiet zur ausschliesslichen Herrschaft gelangen liessen.

Diese Gruppe ist jedenfalls die häufigste und wichtigste und nächst der folgenden, die für die Therapie aussichtsvollste.

3. Diese Gruppe besteht aus mannigfachen, aus der stärkeren oder geringeren Belastung sich ergebenden Uebergangsfällen zu heterosexual ursprünglich empfindenden Individuen, bei welchen allerdings zur Zeit der Entwicklung des Geschlechtslebens die der Keimdrüse adaequate cerebrale Organisation zur Herrschaft gelangt ist. Die mangelhafte harmonische Entwicklung einer Heterosexualität bei diesen Existenzen giebt sich aber nicht blos durch die folgende Katastrophe anlässlich geringfügiger Anlässe kund, sondern auch durch Hinweise auf eine nicht ganz zur Unterdrückung gelangte, mindestens latent fortbestehende konträre Sexualität in Gestalt von vereinzelten konträren körperlichen oder psychischen sekundären Geschlechtscharakteren, durch eventuell im Traumleben oder in psychischen Ausnahmszuständen z. B. im Rausch zu Tage tretende Zeichen von Erregbarkeit der sonst latenten konträren Sexualsphäre.

Niemals habe ich bei sog. erworbener, richtiger tardiver konträrer Sexualempfindung Hinweise auf eine bisexuelle Veranlagung vermisst. Gewöhnlich bestand auch ein abnorm starkes sexuelles Bedürfnis. (Hyperaesthesia sexualis.)

Damit ein dergestalt ungünstig veranlagtes, d. h. mit ungenügenden Streitkräften ausgestattetes, im Kampfe um Hetero- und Monosexualität nicht erstarktes Zentrum eines Tages zu Gunsten des gegensätzlichen, bisher latent gebliebenen depossediert wird und eventuell dauernd die

Herrschaft verliert, dazu bedarf es aber bei dem überhaupt Veranlagten einer Reihe von weiteren seelischen und körperlichen Schädigungen und nicht blos geringfügiger psychologischer Veranlassungen, die nur die Bedeutung eines letzten Gliedes in der Kette der Ursachen haben.

Gewöhnlich handelt es sich um belastete hypersexuale Individuen von abnorm früh sich regenden Bedürfnissen, die schon im frühen Kindesalter der Masturbation verfallen. Bei solchen Belasteten, auch spinal wenig Widerstandsfähigen, kommt es aber früh zu Neurasthenie. Diese schwächt die Libido zum anderen Geschlecht, ruft psychische und physische Impotenz hervor und Mangel der Wollustempfindung (Anaphrodisie) beim geschlechtlichen Akt und drängt vom Weibe ab. In anderen Fällen kommt dazu noch der üble Einfluss auf die Psyche in Gestalt einer am Körper des Weibes erlittenen Infektion. Immer wieder kehrt der sexuell abnorm Bedürftige zur Masturbation zurück und fördert damit seine Neurasthenie, die ihrerseits wieder schädigend auf Geist und Körper wirkt. In solchem Zustand physischen und moralischen Unbehagens, auf dem Nullpunkt normaler geschlechtlicher Empfindungsweise entwickelt sich nun aus seiner bisherigen Latenz bei dem immer noch Libidinösen das gegensätzliche sexuale Zentrum. Damit erwacht Geschlechtsgefühl für das eigene Geschlecht und nun vermag dann allerdings Verführung das letzte Glied in der Kette der Ursachen abzugeben und eine neue Sexualität zu schaffen. Hier hat die ärztliche Kunst Spielraum insofern eine rechtzeitige Bekämpfung der Masturbation und der Neurasthenie, eventuell unter Zuhülfenahme suggestiver Behandlung die normale Sexualität wieder herstellen kann, wobei allerdings die Gefahr besteht, dass jeweils mit Wiederkehr der alten Schädlichkeiten neuerliche Entgleisung erfolgt.

Immerhin sind dies die günstigsten Fälle für die Therapie und hängt es im Allgemeinen nur von deren rechtzeitigem Eingreifen, ihrer Dauer und günstigen äusseren Umständen ab, um den Erfolg sicher zu stellen.

Da solche Fälle von „erworbener“ Homosexualität nicht sehr häufig, noch seltener aber vorurteilsfrei beobachtet sind, lasse ich einige einschlägige Beobachtungen hier folgen.

Beob. 1. Erworbene konträre Sexualempfindung.

Herr B., 32 J., Beamter, seit 4 Jahren verheiratet, Eltern angeblich unbelastet, Bruder Idiot, 2 Schwestern hochgradig neuropathisch. B. war von Kindesbeinen an schwächlich, nervös, emotiv, litt viel an Cephalaea, war vom 16. Jahre ab, wo seine Vita sexualis erwachte, sehr sinnlich, befriedigte sich zunächst durch Masturbation, vom 17. Jahre an schon mit Coitus cum muliere, in dem er häufig excedirte. Bis zum 26. Jahre hatte B. nur für das Genus femininum Interesse und anlässlich Pollutionen nur heterosexuelle Träume gehabt. Er erinnert sich, dass, als ihn, etwa im 15. Lebensjahre, ein Kamerad verführen wollte, er diesen nicht begreifen konnte und zurückwies.

Mit 25 Jahren hatte B. aus Neigung geheiratet. Seine Frau ist eine frigide Persönlichkeit, verhielt sich abstossend beim maritalen Verkehr. Ueberdies entdeckte er bei ihr einen kleinen Schönheitsfehler, der ihn peinlich berührte.

Sinnlich und auf seine Frau angewiesen, da er sich nicht entschliessen konnte, sich Personen der demi-monde zuzuwenden, forcirte er maritalen Coitus, in der Hoffnung, die sinnliche Liebe der Frau zu erwerben.

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Der Coitus wurde immer unbefriedigender, die Ejakulation trat tardiv und ohne Wollustgefühl ein. B. wurde neurasthenisch, verkehrte immer seltener cum uxore.

In dieser seelisch körperlichen Verfassung geschah

es ihm, dass er einen Soldaten erblickte, der sofort seine Aufmerksamkeit fesselte. „Es war ein liebenswürdiger junger Mann, der etwas Mädchenhaftes an sich hatte". Es zwang den B., sich diesem zu nähern und als er dessen Hände berührte, fühlte er eine bisher nie gekannte geschlechtliche Aufregung.

Von da ab war sein Interesse für das Weib fast erloschen. Er fand nur noch junge Männer hübsch und begehrenswert, musste sich zusammennehmen, um solche auf der Strasse nicht anzureden. Besonders gefährlich waren ihm noch bartlose junge Männer von strammem Körper und anständigem Aussehen. B. war sehr unglücklich über diese Entdeckung, die er peinlich und unbegreiflich fand. Er bemühte sich seinem Drang, sexuell mit Männern zu verkehren, zu widerstehen, gab sich Mühe, sich mit maritalem Coitus zu begnügen, suchte, als ihm dies nicht gelang, zum Schutz gegen seine homosexualen Antriebe, sexuellen Verkehr mit käuflichen Weibern auf, fand aber dabei nicht die geringste Befriedigung mehr und unterlag eines Tages seinem homosexuellen Drang. Da blose Berührung seiner partes genitales durch Männerhand zur Ejakulation genügte, beschränkte er sich auf Masturbatio passiva, die mit grossem sexuellem Genuss verbunden war.

Nach solchem Akt empfand er aber Ekel vor der Handlung und vor Demjenigen, der sich ihm hingegeben hatte. Eines Tages, nach dem Zusammensein mit einem jungen Mann, trat diese Ernüchterung aber nicht mehr ein. B. verliebte sich sterblich in diesen Adonis und fand Gegenliebe. Nachdem er alle Seligkeiten und Qualen einer solchen Liebe durchgemacht hatte, erschrak er bezüglich seiner Zukunft, zumal sein Genosse über diese unglückliche Richtung der Vita sexualis ebenso bestürzt war, wie er. B. erkannte, dass ein solches homosexuales Verhältnis der Ruin seiner Ehe und der Ruin seines Genossen sein

müsste, gewann es über sich, ihm zu entsagen, erkannte aber bald, dass zu solchem Heroismus seine Kraft nicht ausreichte und wandte sich um Rat und Hilfe an den Arzt. Bemerkenswert ist, das die homosexualen Entgleisungen des B. regelmässig mit Exacerbationen seiner Neurasthenie zusammengefallen waren. Energische Wachsuggestionen und antineurasthenische Behandlung waren die ärztlichen Massregeln.

B. ist eine stattliche, durchaus virile Erscheinung. Ausser mässiger Neurasthenie bietet er seelisch und körperlich nichts Bemerkenswertes.

Beob. 2. L. 31 J. von an Hemicranie leidender nervöser Mutter normal geboren, von Kindesbeinen auf selbst nervös, hat eine treffliche Erziehung genossen. Vom 11. Jahre ab litt er einige Zeit an Chorea. Im 14. Jahre verführte ihn ein Schulkamerad zur Onanie. Von der Pubertät ab kamen zeitweise depressive Stimmungen ohne allen Grund über ihn, die wohl als milde Anfälle periodischer Melancholie zu deuten sind und auch neuerlich wiederkehren, aber nach aussen hin beherrschbar sind. Vom 17. Jahre ab, als seine Kameraden junge Damen anzuschwärmen begannen, wunderte er sich stets, dass er kein rechtes Interesse für das weibliche Geschlecht empfand. Er verweilte lieber in der Gesellschaft von jungen Männern, aber ohne jegliche geschlechtliche Neigung zu solchen.

Auf der Universität konnte er sich nicht entschliessen, dem Beispiel der Anderen zu folgen und das Bordell zu besuchen. Er zog sich dadurch manchen Spott zu. Zum Teil um seine Onanie loszuwerden, versuchte er vom 20. Jahre ab Coitus cum puella, hatte normale Erection aber präcipitirte Ejaculation, empfand gar keinen Genuss beim sexuellen Akt, sodass er es vorzog seinen Detumescenztrieb durch Masturbation zu befriedigen. Er wurde neurasthenisch, erkannte als Ursache die Masturbation, suchte

sie thunlichst zu unterdrücken, was ihm auch, da sein geschlechtliches Bedürfnis kein grosses war, oft längere Zeit gelang. In eine solche Episode gebesserter Neurasthenie fiel eine Neigung zu einer jungen Dame. Sie war aber nicht tief und verflüchtigte sich mit der Abreise der Betreffenden. Vom 23. Jahr ab fingen hübsche junge Männer an ihn zu interessieren. Er suchte ihre Gesellschaft auf, will aber damals noch keine sinnlichen Neigungen zu ihnen gefühlt haben. Sein geschlechtlicher Verkehr mit dem anderen Geschlecht beschränkte sich zu jener Zeit auf seltene Cohabitationen, wobei ihn zwar puella nuda einigermassen reizte, aber der Akt als solcher nach wie vor ohne Befriedigung blieb. Das Interesse am Weib schwand immer mehr. Nun erwachte Geschlechtsgefühl gegenüber dem Manne und die Sehnsucht mit Personen des eigenen Geschlechts sexuell zu verkehren, die er mühsam bekämpfte. Mittlerweile hatte Z. sein Domizil in der Grossstadt genommen. Dort fielen ihm bald die männlichen Hetären auf. Es trieb ihn förmlich zu solchen und an Orte, wo sie sich herumtrieben. Nach qualvollen Kämpfen erlag er, empfand momentan die höchste Wollust, dann aber Scham über seinen Fehltritt, wurde über diesen Gemütsbewegungen und durch Surmenage, das er sich auferlegte, um nicht rückfällig zu werden, wohl auch durch Masturbation, schwer neurasthenisch. Längerer Aufenthalt in einer Wasserheilanstalt wirkte günstig. Heimgekehrt vermochte er sich längere Zeit durch intensive geistige Arbeit von aller Sinnlichkeit frei zu halten und sein seelisches Gleichgewicht zu behaupten.

Eine Neigung zum Weibe stellte sich gleichwohl nicht ein. Als der Geschlechtstrieb sich wieder stärker regte, zwang er sich zum Umgang mit weiblichen Hetären, aber mit dem gleichen Erfolg wie früher. Nun kam eine Zeit, wo „trotz fürchterlicher Gewissensbisse und des

Gefühls der tiefsten Erniedrigung und Selbstverachtung“ sich die homosexualen Uebertretungen mehrere mal wiederholten. Da lernte er einen jungen Mann kennen, dessen Freundschaft reinigend und erhebend auf ihn wirkte. Die „unsauberen Gedanken“ traten in dessen Gegenwart ganz in den Hintergrund.

Z. fühlte sich beglückt, veredelt in dessen Nähe. Dieser Verkehr dauerte durch Wegzug des Betreffenden nur kurze Zeit. Nun folgte eine Periode stark sinnlicher Erregung, erfolgloser Versuche apud feminas und durch Masturbation sich vor Rückfällen in homosexualen Verkehr zu schützen, Flucht auf das religiöse Gebiet, Versuch ablenkender Berufsarbeit — Alles erfolglos. Mit exacerbirender Neurasthenie homosexuelle Orgien, dann Liebesverhältnis mit einem jungen Mann. Dieses that moralisch und physisch wohl. Z. wurde ruhiger und fing an seine abnorme Vita Sexualis mit Resignation und als ein krankhaftes Etwas zu betrachten. Endlich versuchte er ärztlichen Rat und Hilfe dagegen, was mir seine Bekanntschaft verschaffte. Ich fand an ihm einen distinguierten, intellektuell und ethisch hochstehenden Menschen, tief gebeugt durch seine fatale Situation, durchaus viril, von normalen Genitalien, ohne alle Degenerationszeichen, mit Erscheinungen allgemeiner Neurasthenie und riet zu Unterdrückung der Masturbation, frugaler Lebensweise, Abstinenz von Alkohol, Selbstzucht, Behandlung in einer Wasserheilanstalt, mit eventueller Zuhilfenahme einer Suggestionstherapie.

Beob. 3. X. Jurist, 23 Jahr, von neuropathischen Eltern, fing schon im 8. Jahre an sich für die Genitalien seiner Gespielen zu interessieren, ohne sich geschlechtlicher Dinge bewusst zu sein. Die Anteriora von Mädchen zu beschauen, kam ihm nicht in den Sinn. Eines Tages entdeckte er bei einem israelitischen Mitschüler ein beschnittenes Membrum, erfuhr den Sachverhalt und musste

von nun ab viel über die Beschneidung grübeln. Mit 13 Jahren erwachte seine Vita sexualis. Es war hypersexual, masturbierte, besuchte seit dem 18. Jahr eifrig das Lupanar, war potent, hatte aber nur sehr geringe Befriedigung. Daneben Masturbation, die ihm mehr zusagte. Er wurde neurasthenisch, hypochondrisch verstimmt, hatte eine Zeit lang Lebensüberdruss, erkannte die Schädlichkeit der Masturbation, bezwang sie eine Zeit lang, suchte Ersatz beim Weib, ejaculierte aber zu früh, hatte auch gar keine Befriedigung mehr und geriet wieder an Onanie, die seine Neurasthenie exacerbieren machte. Nun erwachte Interesse an hübschen Männern, aber es war vorläufig ein blos ästhetisches. Er besuchte fleissig öffentliche Bäder, um ihres Anblickes teilhaftig zu werden. Glücklicherweise nahte ihm kein Verführer. Er erkannte, dass er sexuell auf Abwege gerate, zumal da es ihn zwang, an Anstandsorten herumzulungern, um der Genitalien andrer Männer ansichtig zu werden.

Erfolgreich gegen Masturbation ankämpfend, suchte er neuerlich seinen Trieb im Lupanar zu befriedigen. Es gelang ihm Coitus und er erzielte leidliche Befriedigung, wenn er sich inter actum Genitalia virilia vorstellte.

Da er seiner Widerstandskraft gegen männliche Attraktionen misstraute, suchte er ärztliche Hilfe. Unter antineurasthenischer Behandlung und hypnotisch suggestiver Kur mit dem Zweck, ihm Abscheu vor Masturbation und vor Männerliebe einzupflanzen (Pat. erwies sich ziemlich hypnotisierbar und suggestibel) gelang es, ihn dauernd von homosexuellen Neigungen zu befreien und dem Weibe gegenüber potent zu machen. Er coitierte seither ohne Schwierigkeit und ohne in der Phantasie an membra virilia denken zu müssen, mit ziemlicher Befriedigung.

Beob. 4. V. 23 Jahr, Privatbeamter, von hysteropathischem Vater und höchst nervöser Mutter, seit der Kindheit mit Tic convulsif behaftet, als 12jähriger Knabe

von Kameraden zur Masturbation verführt, trieb sie seither leidenschaftlich, selbst bis zu dreimal an einem Tage, coitierte seit dem 17. Jahre mit Potenz, aber sehr geringer Befriedigung. Er fühlte keine Neigung zum Weibe, coitierte nur, um das auch mitzumachen, und fühlte sich mehr befriedigt, wenn ihn die puella manustuprierte, sowie durch tactus genitalium feminae. Seine Hauptbefriedigung blieb solitäre Onanie. Vom 20. Jahr ab wurde er neurasthenisch, anaphrodisisch im Umgang mit dem Weibe, verzichtete auf Coitus und fühlte sich sehr unglücklich, verstimmt, dabei von Pollutionen geplagt, bei welchen anfangs auch Traumbilder von nackten noch unentwickelten Mädchen, dann aber von mutuelle Masturbation mit ihm vollziehenden Jünglingen sich einstellten. In solcher Verfassung berührte eines Tages im Strassengewühl ein junger Mann seine Genitalien. Sofort Erektion und Ejakulation unter Wollustschauer. Von nun an hatten nur noch etwa 18jährige junge Leute für ihn Reiz. Es drängte ihn solche zu küssen, an sich zu drücken. Er vermochte diesem Gelüste zu widerstehen, suchte und fand Aufklärung über seine ihm selbst pathologisch erscheinende geschlechtliche Situation und war sehr getröstet, als er den Sachverhalt erfuhr. Pat. hat anatomische Degenerationszeichen (verbildete Ohren etc.), die aber grossenteils (verbildeter Schädel, Misswachs der Zähne) auf Rachitismus zurückgeführt werden konnten. Daneben Tic, Neurasthenie. Genitalien normal gebildet. Pat. wurde einer entsprechenden Behandlung zugeführt. Der Erfolg derselben konnte nicht eruiert werden.

Beob. 5. W. 28 Jahre, aus belasteter Familie, mit 12 Jahren von Kameraden zur Masturbation verleitet, fröhnte ihr bis zum 19. Jahr und will oft Phantasien nachgehangen haben, er befinde sich in der Gewalt kraftvoller Männer, denen er in jeder Weise unterwürfig sein müsse. Der sexuellen, speziell masochistischen Bedeutung solcher

Vorstellungen will er sich aber nicht bewusst geworden sein.

Mit 19 Jahren wandte sich W. aus eigenem Antrieb dem Weibe zu, coitierte mit Genuss, fühlte sich glücklich, so die Onanie los zu werden. Da kam das Verhängnis in Gestalt einer Gonorhoe. Genesen, empfand er Scheu vor derartigen ansteckenden Krankheiten, getraute sich nicht, den früheren Verkehr mit Hetären wieder aufzunehmen, verfiel neuerlich in Onanie, wurde neurasthenisch, entschloss sich, um von dieser Neurose loszukommen, das Lupanar wieder aufzusuchen, war aber nun impotent und darüber untröstlich. In dieser seelisch körperlichen misslichen Situation kamen wieder die früheren homosexual masochistischen Phantasien aus der Pubertätszeit. Er hing ihnen nach, hatte auch bezügliche Traumbilder zur Zeit von Pollutionen, fühlte sich immer mehr zu kräftigen Männern geschlechtlich hingezogen und erlag eines Tages der Verführung eines solchen.

Beob. 6. Erworbene konträre Sexualempfindung. Unzucht wider die Natur. Keine Verurteilung. Sanierung der Vita sexualis durch ärztliche Behandlung.

Am 20. August 1898 wurde der 37 Jahre alte ledige Handelsagent Z. in Haft genommen, weil gegen ihn der begründete Verdacht sich ergeben hatte, dass er mit dem Komptoiristen L. Unzucht wider die Natur durch gegenseitige Masturbation treibe.

Bei L. hatten sich Briefe vorgefunden, in welchen Z. ihn als Gauner, Schuft, Scheusal in Menschengestalt, als seinen bösen Dämon, Mitglied eines Ausbeuterkonsortiums bezeichnet hatte. Gleichzeitig nannte er ihn seinen lieben Freund, schilderte in überspannter Weise, dass er ihn als seinen Schutzengel angesehen, für das Heiligste auf Erden gehalten habe, für den er sein Vermögen geopfert, da er ihn abgöttisch geliebt habe. Sich

selbst bezeichnet er als Unglücklichen, am Abend seines Lebens stehend, dem Wahnsinne nahe. Seine Nervosität steigere sich von Minute zu Minute — er müsse vor seinem rasch zu gewärtigenden Tode noch mit L. abrechnen, da er sich in ihm getäuscht habe.

In Haft und Verhören geberdet sich Z. wie verzweifelt, weint fast beständig.

Ueber seine Familie, von der er mit 10 Jahren getrennt worden, weiss er nur wenig zu berichten, unter anderem, dass ein Bruder seines Vaters in der Irrenanstalt starb. Er klagt über Vernachlässigung in seiner Erziehung, habe als Kellner, seit 8 Jahren als Agent seine Existenz gefunden, in den letzten Jahren viel Kummer durch einen Erbschaftsprozess gehabt, sei dadurch ins Trinken geraten und habe immer weniger vertragen. Seit der Kindheit leide er viel an Cephalaea. Seit Jahren sei er immer nervöser, erregbarer geworden, seit Monaten schwer neurasthenisch.

Er will vom 16. Jahre ab in normaler Weise seinen Geschlechtstrieb befriedigt haben, bis er vor ungefähr 3 Jahren L. kennen lernte. Dieser habe ihn zu mutueller Onanie verführt. Er sei ganz verliebt in L. geworden, habe alle Lust am natürlichen Geschlechtsverkehre verloren und etwa einmal wöchentlich in L.'s Wohnung mit diesem Unzucht getrieben. Er begreife jetzt gar nicht, wie diese Wandlung in ihm zu Stande gekommen sei. Sichergestellt ist, dass diese Aenderung mit dem Beginne der neurasthenischen Erkrankung des Z. zusammenfiel. Er habe oft sich von L. losmachen wollen, da dieser ihn finanziell ruinierte, aber L., der, wie die Untersuchung ergab, mit angeborener konträrer Sexualempfindung behaftet ist, habe durch Schmeicheleien oder auch durch Drohungen mit gerichtlicher Anzeige ihn immer wieder an sich zu fesseln gewusst.

Das Gutachten der Gerichtsärzte stellt schwere Neu-

rasthenie mit grosser psychischer Erregbarkeit, neuropathische, respektive hereditäre Konstitution fest, dabei sexuelle Hyperästhesie und, daraus resultierend, abnorme geschlechtliche Bedürftigkeit. Die erworbene Perversio sexualis wird auf Belastung und Neurasthenie zurückgeführt, der psychische Zustand des Z., so lange er im Banne des L. sich befand, als pathologisch anerkannt und die Unwiderstehlichkeit des Dranges zu geschlechtlichem Verkehre mit L. zugegeben. Darauf wurde die Untersuchung gegen Z. und L. im November 1898 eingestellt.

Kaum aus der Haft entlassen, erwachte bei Z. die frühere Leidenschaft zu L. wieder. Er verfolgte den L., der nichts mehr von ihm wissen wollte, mit unzüchtigen Anträgen und drohte schliesslich, er werde L. erschiessen, wenn dieser ihm nicht zu Willen sei. Schliesslich trieb es Z. so toll, dass L. die Hilfe der Polizei gegen Z. anrufen musste.

Verhaftet behauptete Z., die Situation sei gerade umgekehrt. L. habe ihn neuerlich verführen wollen und er sich vor ihm flüchten müssen. Durch Zeugen wurde aber das Gegenteil konstatiert. So berichteten die Gerichtsärzte, dass Z. am zweiten Tage nach seiner Entlassung aus der Haft höchst aufgeregt und angetrunken in ihrem Bureau sich einfand, ganz verstört war, weinte und wie verzweifelt sich geberdete, klagend, er könne von L., in welchen er ganz verliebt sei, nicht lassen, man möge ihm helfen.

Das neuerliche Gutachten konstatiert Zeichen von Alkoholismus, schwere Neurasthenie. Psychisch wird Z. charakterisiert als ein belasteter, äusserst überspannter, leidenschaftlicher, von Eifersucht geplagter, seine krankhaften Triebe und seine Affekte zu beherrschen unfähiger, für die Bedeutung und Folgen seiner Handlungsweise einsichtsloser, in Affekt und Trunk geradezu gemein-

gefährlicher Mensch, dessen Behandlung in einer Humanitätsanstalt dringend wünschenswert sei.

Am 24. Januar 1899 gelangte Z. auf meiner Klinik zur Aufnahme.

Er bot psychisch nichts Auffälliges, beklagte seine Leidenschaft für L. und war erfreut, als man ihm die Möglichkeit einer Remedur in Aussicht stellte.

Seine Angaben quoad vitam sexualem ergänzte er dahin, dass ihn der Coitus cum muliere nie recht befriedigt habe, dass er den homosexualen Verkehr weit vorziehe, und dass dieser in Masturbatio mutua, coitus inter femora aut in os bestanden habe. In einer bestimmten sexuellen Rolle habe er sich dabei nie gefühlt.

Die Isolierung in der Klinik, die Enthaltung von Alkohol und antineurasthenische Behandlung wirkten sehr günstig.

Im Februar und März versuchte man Suggestivbehandlung. Patient gelangte leicht in Engourdissement, nahm Suggestionen contra Alkohol, Masturbation und amorem praeternaturalem an, bot bei der Entlassung Mitte März 1899 das Bild eines sittlich rehabilitierten und körperlich wieder hergestellten Mannes. Die fernere Beobachtung ergab tadellose Lebensführung, normale Vita sexualis und Abstinenz von Alkohol. (Eigene Beobachtung in Jahrbücher für Psychiatrie.)

Zur weiblichen Homosexualität.

Ein noch wenig geklärtes Gebiet ist das der konträren Sexualempfindung bei Frauen. Die Spärlichkeit der bisherigen Casuistik verbürgt nicht die Seltenheit der Erscheinung. Bedenkt man, dass eine Belastungsgrundlage bei der konträren Sexualempfindung aetiologisch

das ausschlaggebende Moment ist und dass hereditär belastende Einflüsse sich beim Weib ebenso geltend machen, als beim Mann, so ist die Annahme gerechtfertigt, dass konträre Sexualität qua Empfindung ebenso häufig beim Weib vorkommen mag, als beim Mann. Da aber beim normal sexualen Weib der Geschlechtstrieb nicht so stark veranlagt zu sein pflegt als wie beim Manne und die konträre Sexualität ein Aequivalent der normalen ist, mag es geschehen, dass jene auf rudimentärer Stufe vielfach bleibt, jedenfalls das konträr sexuale Weib nicht so leicht in Not- und Zwangslagen bringt, wie sie beim konträr sexual gearteten Mann an der Tagesordnung sind. Schon darin liegt ein gewichtiger Grund, dass die Anomalie beim Weib nicht oft zur Kenntnis kommt. Noch wichtiger ist aber der Umstand, dass hier die physische Fähigkeit zur Leistung des Coitus nicht behindert ist, wie so häufig beim Manne, der durch psychische Impotenz ex horrore feminae Erektion nicht erzwingen kann. Dazu kommt endlich, dass die homosexuale Befriedigung unter Weibern nicht unter Strafdrohung steht, wie bei konträr sexualen Männern, womit öffentliche Blosstellung durch Chantage und gerichtliche Verfolgung ausgeschlossen ist. Der deutsche Gesetzgeber kennt bekanntlich nicht das Delikt der Sodomia ratione sexus inter feminas begangen.

Es erklärt sich dies daraus, dass man bei der Uebernahme des § 175 des deutschen Strafgesetzbuchs aus dem früheren preussischen sich die Art des Delikts inter mares nur als aktive und passive Paederastie dachte und da die Genitalien des Weibes ein derartiges Delikt inter feminas aus anatomischen Gründen ausschliessen, entfiel eine bezügliche Strafdrohung, ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Erfindung der „beischlafähnlichen“ Handlungen in der neueren Judikatur als zum Thatbestand des Delikts inter mares genügend, nicht dem Standpunkt des Gesetzgebers

entspricht, vielmehr eine unrichtige, ungerechte Interpretation des § 175 darstellt.

Die unterlassene Einbeziehung der Weiber unter die Strafdrohung des § 175 beruht auf zwei Irrtümern: 1. dass der Akt inter mares Päderastie sei — eine, wie die heutige Erfahrung lehrt, wenigstens bei Konträrsexualen nur ganz ausnahmsweise Art der Befriedigung; 2. dass Weiber unter einander sexual nicht deliktfähig seien.

Dies sind aber Weiber ebensogut als Männer, denn physiologisch kommt es doch nur darauf an, dass durch irgend einen sexualen Akt Orgasmus bis zur Ejakulation und damit geschlechtliche Befriedigung hervorgerufen werde.

Auch beim Weibe kommt es durch genügende Reizung erogener Zonen zu einem der Ejakulation des Mannes analogen Vorgang, und der diesen bewirkende Akt wird damit zu einem Aequivalent des Coitus, ganz abgesehen davon, dass durch Anwendung eines Priaps der Geschlechtsakt dem natürlichen sehr sich nähern kann. Die Reizung erogener Zonen geschieht beim Akt inter feminas gewöhnlich durch Cunnilingus oder auch durch frictio genitalium mutua, beides „beischlafähnliche" Handlungen, wie sie die deutsche Strafrechtspraxis als zur Statuierung des Delikts nach § 175 ausreichend erachtet.

Da erscheint die österr. Gesetzgebung konsequenter, indem sie dieses Delikt auch inter feminas vorsieht. Uebrigens scheint während der nunmehr halbhundertjährigen Wirksamkeit dieses Strafgesetzbuches niemals ein Weib wegen eines homosexualen Deliktes unter Anklage gestanden zu sein, (in dem denkwürdigen Prozess der Gräfin Sarolta geschah dies ja nur wegen Betrug und Urkundenfälschung). Die öffentliche Meinung betrachtet in Oesterreich offenbar sexuelle Handlungen inter feminas begangen nur als Handlungen contra bonos

mores, nicht aber contra leges. Nun sind aber Cunnilingus feminarum ganz analoge Akte wie die fellatio inter viros, desgleichen die Tribadie ganz gleichstehend den stossenden Bewegungen inter femora oder anderen beischlafähnlichen Handlungen, wie sie bei Männern als strafbare gelten.

Man kann der deutschen Gesetzgebung nnd namentlich der Rechtsprechung den Vorwurf nicht ersparen dass sie inkonsequent, naiv und auf irrthümliche Voraussetzungen hin den § 175 schuf und ihn handhabt. Soll man nun wünschen, dass der deutsche Gesetzgeber bei einer Revision dieses § die Deliktfähigkeit auch auf Weiber ausdehne? Da scheint es doch vernünftiger, dass er denselben eliminiert, denn die Gründe, welche den § Männern gegenüber unhaltbar erscheinen lassen, können auch Frauen gegenüber geltend gemacht werden.

Fragt man nach der Häufigkeit der lesbischen oder sapphischen Liebe, so muss dieselbe nach allen neueren Forschungen als sehr gross bezeichnet werden. Namentlich sollen es Bordelle, Gefängnisse, Pensionate und aristokratische Kreise sein, in welchen derlei getroffen wird.

In der Mehrzahl der Fälle scheint es sich aber nur um Perversität, nicht um Perversion zu handeln. Es kann nicht genug betont werden, dass geschlechtliche Akte an Personen desselben Geschlechts an und für sich durchaus nicht konträre Sexualität verbürgen. Von dieser kann nur die Rede sein, wenn die physischen und psychischen sekundären Geschlechtscharaktere einer Person des eigenen Geschlechts Anziehungskraft für eine andere haben und bei dieser den Impuls zu geschlechtlichen Akten an jener hervorrufen.

Ich habe längst den Eindruck gewonnen, dass die konträre Empfindung bei Weibern in der Anlage ebenso häufig besteht als bei Männern, dass aber, da als Wirkung

von züchtender Erziehung der Geschlechtstrieb nicht die dominierende Stelle spielt, wie bei Männern, da Verführung in Gestalt mutueller Masturbation weniger an das Mädchen herantritt, als an den Knaben, da der Sexualtrieb des Weibes erst mit dem geschlechtlichen Umgang sich entwickelt und dieser meist ein heterosexualer ist — dass durch alle diese günstigen Umstände die abnorme Veranlagung wirkungslos bleiben mag und eventuell ihre Korrektur und Remedur durch den von Gesetz und Sitte verlangten natürlichen Verkehr zwischen Weib und Mann finden mag. Bestimmt lässt sich aber annehmen, dass solche milde Fälle von unentwickelter oder erstickter konträrer Sexualität eine erhebliche Quote stellen zu jener Frigidät und Anaphrodisie als Dauererscheinung, die so häufig bei Ehefrauen vorgefunden wird.

Ganz anders ist die Situation, wenn die veranlagte weibliche Person mit der weiteren Anomalie der Hypersexualität belastet ist und dadurch an und für sich, oder auch durch Verführung seitens Geschlechtsgenossinnen, zu Masturbation und homosexualen Akten gelangt. In solchen Fällen bestehen analoge Situationen, wie ich sie oben beim Manne hinsichtlich erworbener konträrer Sexualempfindung aus der Erfahrung geschildert habe.

Eine Veranlagung in Form der Bisexualität oder der mangelhaften Fundierung einer der Entwickelung der normalen Sexualität dienenden Einrichtung oder der konträren Sexualität vorausgesetzt, lassen sich folgende Entstehungsmöglichkeiten für homosexuelle Liebe anführen:

1. es besteht Hypersexualität, die zur Automasturbation drängt. Diese führt zu Neurasthenie mit deren Folgen, so zur Anaphrodisie bei natürlichem Geschlechtsverkehr, bei fortbestehender Libido.
2. auf gleicher Grundlage (Hypersexualität) kommt es zu homosexuellem Verkehr faute de mieux (Gefängnisinsassen, Töchter höherer Stände, die

vor Verführung durch Männer gehütet sind oder vor Gravidität zurückschrecken). Diese Gruppe ist die zahlreichste. Oft sind weibliche Dienstboten die Verführerinnen, gelegentlich auch konträrsexuale Freundinnen und selbst Lehrerinnen in Pensionaten.

3. Es handelt sich um Ehefrauen impotenter Männer, die blos zu reizen, nicht aber zu befriedigen vermögen und Libido insatiata, Nachhilfe mit Masturbation, Pollutiones feminae, Neurasthenie und endlich Ekel vor dem Coitus, überhaupt dem Verkehr mit Männern herbeiführen.
4. Prostituierte von grosser Sinnlichkeit die, angewidert von dem Umgang mit perversen oder impotenten Männern, von denen sie zu den abscheulichsten geschlechtlichen Akten missbraucht werden, sich zu sympathischen Personen des eigenen Geschlechts flüchten und an ihnen sich regressieren.

Solche Fälle von vermeidbarer, weil gezüchteter k. S., sind bei Weibern dieser verschiedenen Kategorien überaus häufig.

Dass aber auch originäre Fälle von k. S. beim weiblichen Geschlecht nicht selten sind, geht teils aus der bisher gesammelten Kasuistik hervor, teils aus der Alltagserfahrung. Wer aufmerksam die Damen in der Grossstadt betrachtet, findet gar häufig Persönlichkeiten, die durch kurze Haare, mehr männlichen Zuschnitt der Oberkleider etc. des Uranismus verdächtig erscheinen.

Unvergesslich ist mir eine Dame von mehr harten Gesichtszügen, sehnig muskulösem Bau, schmalem Becken, männlicher Gehweise, die kurzgeschorene Haare trug, einen Männerhut, Zwicker, Herrenpaletot und Stiefel mit Absätzen. Nähere Nachforschungen ergaben, dass sie eine nicht untalentierte Malerin sei, die trank und rauchte trotz einem Studenten, nur männlichen Sport liebte, aus-

schliesslich in Damengesellschaft sich bewegte, in welcher sie wegen ihrer virtuosen Fähigkeit, zum Klavier pfeifend sich zu begleiten, beliebt war. Auch Schauspielerinnen und Operettensängerinnen sind nicht so selten Konträrsexuale, besonders solche, die in Hosenrollen brillieren, denn hier sind sie in ihrem Element und spielen ihren wahren d. h. männlichen Charakter.

Da die Kasuistik weiblicher konträrer Sexualität noch dürftig ist, kaum 50 Fälle erreicht, als Vergleich mit männlicher von grosser Bedeutung ist, lasse ich hier einige prägnante Fälle folgen:

Beob. 1. Erworbene konträre Sexualempfindung. Frau Z. Dame aus der höheren Gesellschaft, 40 Jahre, lernte ich 1897 in einem Sanatorium kennen. Ueber die Gesundheitsverhältnisse der Eltern war nichts Sicheres zu erfahren. Die Dame hat Spuren von Rachitis am Schädel, keine anatomischen Degenerationszeichen, war von Kindheit auf schwächlich, nervös gewesen, hatte sich geistig und körperlich normal entwickelt, von der Pubertät ab ein sinnliches Temperament gezeigt, ausschliesslich heterosexual empfunden, aber erst mit 29 J. aus Familienrücksichten eine Ehe geschlossen. Der Mann erwies sich impotent, Frau Z. wurde nur gereizt, nicht aber befriedigt, half sich mit Onanie, wurde neurasthenisch, schloss sich an eine Freundin an, fühlte sich mit der Zeit geschlechtlich zu ihr hingezogen, empfand beim Küssen und Liebkosen derselben Orgasmus und Befriedigung. Nach Entfernung dieser Freundin trat eine Verwandte an deren Stelle. Wittwe geworden, verkehrte Frau Z. nur mehr in Damenkreisen. Sie verliebte sich in ihre Gesellschafterin. Ueber Liebkosungen ging der Verkehr nicht hinaus. In einer bestimmten geschlechtlichen Rolle dachte sie sich nicht dabei. Nebenher excessive Masturbation, wobei Pat. sich das Bild geliebter weiblicher Personen vorstellte. Hie und da Pollutionen, von

ebensolchen Traumbildern begleitet. Wiederholte Kuren in Wasserheilanstalten mit Zuhilfenahme von Suggestionsbehandlung, die tiefes Engourdissement erzielte. Temporäre Beseitigung von Onanie und Besserung der Neurasthenie, womit jeweils die heterosexuale Empfindungsweise wiederkehrte. Eine energisch während Monaten durchgeführte derartige Behandlung erzielte endlich ein definitives Resultat. Die homosexuale Empfindung machte einer dauernden heterosexualen Platz. Pat. trug sich mit Gedanken zu heiraten, kam aber vernünftigerweise wieder davon ab. Das gute Befinden hat sich seit Jahren erhalten, obwohl es noch ab und zu zu Rückfällen in Masturbation kam.

Beob. 2. Psychische Hermaphrodisie. Frl. X., 36 Jahre, von hysteropathischer Mutter, hat in ihrer Blutsverwandtschaft mehrere neuro- und psychopathische Angehörige. Ein Bruder war irrsinnig in einer Anstalt.

Pat. hat leicht rachitisch hyderophalen Schädel von 55 Cf., ist von durchaus weiblichem Typus und ohne anatomische Degenerationszeichen. Mit 13 Jahren Pubertät. Von da ab trieb das sinnlich veranlagte Mädchen Masturbation. Ein ausgesprochenes Geschlechtsgefühl bestand damals noch nicht. Sie wurde bald neurasthenisch und nach einem psychischen Shok mit 15 Jahren schwer hysteropathisch; mit 16 Jahren erwachte eine decidierte ausschliessliche Neigung zum eigenen Geschlecht. Sie verliebte sich in Freundinnen, später in die eigene einige Jahre ältere Schwester. Erotische Träume, gelegentlich von Pollutionen begleitet, hatten nur Amplexus feminarum zum Inhalt. Es genügten ihr Küsse, brünstige Umarmungen von Geschlechtsgenossinnen. Es geschah zuweilen, dass sie durch brünstige, stürmische Liebkosungen solcher unliebsames Aufsehen erregte. Mit 22 Jahren erster Anfall einer schweren hysterischen Psychose mit mehrmonatlichem Aufenthalt in einer Heilanstalt. Von dieser

genesen und von neurasthenischen Beschwerden ziemlich befreit, hatte sie zum erstenmal in ihrem Leben Inclination zu Männern. Sie war schon halb und halb entschlossen, eine von ihrer Mutter dringend gewünschte Ehe einzugehen. Da sie aber fühlte, dass sie doch nicht solche Neigung zum Mann empfand, wie sie das Weib empfinden müsse, Angst vor dem ehelichen Verkehr mit einem Manne hatte und einen solchen nicht unglücklich machen wollte, lehnte sie eine Heirat ab. Sie geriet bald wieder auf konträrsexuale Bahnen unter dem Einfluss von Onanie und Neurasthenie, entwickelte sogar mit 26 Jahren Transformationsgefühle, indem es ihr vorkam, ihre Genitalien bildeten sich zu männlichen um, sie harne wie ein Mann, wandle sich geistig und leiblich in einen solchen um. Auch empfand sie gar keine Scham mehr in Gegenwart eines Mannes Toilette zu machen, während sie sich vor einem Weibe genierte. Diese Transformation schritt aber nicht weiter vor, im Gegenteil kamen wieder Episoden, in welchen sie mit Besserung ihrer Hysteroneurasthenie in Kuranstalten wieder heterosexual empfand, das ganze Gebiet homosexualer Empfindungsweise zurücktrat, Pat. sich in Aerzte verliebte und ernstlich ans Heiraten dachte. Diese Coincidenz von gebesserter Neurose mit Wiederkehr von Heterosexualität wiederholte sich noch mehrmals, sodass an zufälliges Zusammentreffen nicht gedacht werden konnte.

Ein schwerer neuerlicher Anfall von hysterischer Psychose, der viele Monate dauerte, brachte Patientin in meine ständige Behandlung. Bemerkenswert war, dass während dieser Psychose homo- und heterosexuale Gefühlskreise förmlich um die Herrschaft kämpften, dass eine nymphomanische Episode ausschliesslich in heterosexualem Gebiete sich abspielte.

Von der Psychose genesen, wurde Patientin einer dauernden antineurasthenischen und suggestiven Kur

unterworfen. Der Erfolg war ein sehr befriedigender, insofern es gelang Masturbation und konträre Sexualität dauernd zu bannen, sodass Patientin, die glücklicherweise auch von neuerlichen Psychoseanfällen verschont blieb, ihre Hysteroneurasthenie losgeworden ist und ihre volle Selbstbeherrschung wieder gewonnen hat, von ihrer zu dem mit den Jahren abgeklungenen Sinnlichkeit nicht mehr belästigt wird und anstandslos in der Gesellschaft verkehrt. Nur menstrual und im Traumleben erscheinen gelegentlich noch Andeutungen der früheren konträren Sexualempfindung.

Beob. 3. Homosexualität. Eines Tages wurde ich zu einer Familie gerufen deren 18jährige Tochter Elsa wegen der Trennung von einer geliebten 19jährigen Freundin Franziska gemütskrank geworden sei, die Nahrung weigere und energisch Fluchtversuche mache, um wieder zur in der Provinz weilenden Freundin zu gelangen. Die Eltern fanden die Freundschaft dieser beiden Mädchen sonderbar, da dieselben einander glühende Liebesbriefe schreiben, einander anschmachten, beständig nur mit einander allein sein wollen, sich stürmisch küssen und umarmen und jeden gesellschaftlichen Verkehr mit jungen Herren meiden.

Von Elsa wurde mir berichtet, dass sie von Kindheit eigentümlich, leutescheu, exzentrisch, nervös gewesen sei, immer nur Bücher 'lesen wollte. Sie habe nie Tanzunterhaltungen mitmachen wollen. Die beiden Mädchen hätten dieselbe Schule besucht, sich immer inniger befreundet. Im letzten Jahre sei Franziska durch ihre Eifersucht, wenn Elsa mit anderen Mädchen verkehrte, auffällig geworden. Auch dass dieselbe mit einem Herrn tanze, wollte sie nicht leiden. Das „Freundschaftsverhältnis“ sei schliesslich so exaltiert geworden, dass man die beiden jungen Damen trennen musste. Ich fand in Elsa eine gut gewachsene durchaus weiblich geartete Persön-

lichkeit vor, ohne alle Degenerationszeichen. Sie war sehr gereizt gegen die Eltern, erklärte mit allen Mitteln die Wiedervereinigung mit der Freundin anzustreben, ohne welche sie nicht leben könne. Sie lasse sich nicht hindern, das Urteil der Welt geniere sie nicht. Sie werde nie heiraten, hasse die Männer, wolle zeitlebens mit der gleichgesinnten Freundin in separatem gemeinschaftlichen Haushalt leben. Sie sei nicht für eine Ehe geschaffen, habe noch nie irgend eine Neigung zu einem Manne gehabt, wohl aber seit ihrem 14. Jahr für Mädchen. Sie wäre lieber ein Knabe geworden. Um das Urteil der erbärmlichen Menge kümmere sie sich nicht. Sie müsse ihre Franziska haben, ertrage das Getrenntsein von ihr nicht länger, würde lieber sterben. So ein herrliches Geschöpf gebe es auf der Welt nicht wieder.

Aus einem Tagebuch der E. ersehe ich, dass dieser die Freundin ein „Napoleon in Weibergestalt ist." Die beiden schenkten sich Blumen, die F. trägt ein von E. geschenktes Armband.

Der Mutter der E. fiel auf, dass diese seit geraumer Zeit sich geniere vor der Mutter die Toilette zu wechseln. Die gleiche Erfahrung hat sie beim Zusammensein ihrer Tochter mit der Freundin gemacht — also pudor dem eigenen Geschlecht gegenüber!

Der Vater der E. ist eine degenerative Erscheinung. Der Mutter Schwester war irrsinnig und hat durch Suicidium geendet. Ein Bruder der E. ist an einer Gehirnkrankheit gestorben, ein zweiter höchst neuropathisch.

Mein Rat lautete auf Ueberwachung der E. und strenge Trennung von der Freundin, die offenbar gleich der E. sexuell nicht normal empfinde.

Am folgenden Tage kam Franziska in meine Privatwohnung gestürmt, um meinen Consens zur Wiedervereinigung mit der Geliebten zu erlangen, eventuell mit Hilfe der Gerichte die Befreiung der Freundin aus ihrer

Gefangenschaft zu erzwingen! Sie habe von der Not dieser gehört und sei hergereist, um sie zu befreien. Sie selbst werde nie heiraten, ihr ganzes Leben der E. dem „herrlichsten Geschöpf" widmen. Die F. macht einen exaltierten, sehr selbstbewussten Eindruck, ist von mehr männlichen Allüren aber von durchaus femininem Typus. Zu einem Eingehen auf ihre eigene Persönlichkeit war sie nicht zu bewegen und stürmte fort, als sie erkannte dass ich ihren Wünschen, die Freundin wieder zu erlangen, nicht Vorschub leisten wollte.

Beob. 4. Frau v. T., Fabrikantensgattin, 26 J., seit wenigen Monaten erst verheiratet, wurde mir von ihrem Gemahl 1896 zur Konsultation gebracht, weil sie nach einem Diner im Salon einer Dame aus der Gesellschaft um den Hals gefallen war, sie abgeküsst und geliebkost und damit einen Skandal provoziert hatte. Frau T. behauptet, sie habe ihren Mann vor der Ehe über ihre konträr sexualen Gefühle aufgeklärt, sowie, dass sie ihn nur um seiner geistigen Eigenschaften willen schätzte. Gleichwohl hatte sich die T. der ehelichen Pflicht unterworfen, sofern sie nicht anders konnte. Sie stellte nur die Bedingung Incubus zu sein und will dabei sogar eine leidliche Befriedigung erfahren haben indem sie ihre Phantasie zu Hilfe nahm und sich ein geliebtes Weib als Succubus dachte. Der Vater der Dame ist neuropathisch, von mehr weiblichem Typus, litt an hysterischen Anfällen und soll nie sexuell bedürftig gewesen sein; dessen Schwester soll ihrem Gatten die Leistung der ehelichen Pflicht abgekauft haben, indem sie ihm eine Summe schenkte und ihm die Freiheit gab, sich anderwärts zu regressieren. Die Mutter der T. war hypersexual, soll eine Messaline gewesen sein. Sie liess die Tochter bis zum 14. Jahre bei sich im Bett schlafen. Erst im 15. Jahre wurde diese von der Mutter getrennt und ihre Erziehung in einem Institute durchgeführt. Sie

war sehr begabt, lernte leicht, spielte eine dominierende Stelle in der Klasse. Mit 7 J. erfuhr sie ein psychisches Trauma, indem ein Freund der Familie vor ihr sich zu einem exibitionistischen Akte hinreissen liess. Menses mit 12 J., in der Folge regelmässig und ohne nervöse Begleiterscheinungen. Die T. versichert, schon mit 12 J. sich zu anderen Mädchen hingezogen gefühlt zu haben. Sie sei sich jahrelang dabei noch keiner sexuellen Empfindungen bewusst geworden, habe aber gleich von Anfang an diesen Zug zum eignen Geschlecht als eine Anomalie empfunden. Sie will nur vor Personen des eigenen Geschlechts sich geniert haben, sich zu entblössen. Erst mit etwa 20 Jahren sei der eigentliche Geschlechtstrieb erwacht. Er wendete sich nie Männern zu, sondern gleich von Anfang an Mädchen und jungen Frauen. Es folgte nun eine Reihe von höchst sinnlichen Liebschaften mit solchen. Ins elterliche Haus aus dem Pensionat zurückgekehrt, ungenügend überwacht und mit Geld reichlich versehen, fiel es ihr nicht schwer, ihre Gelüste zu befriedigen. Sie fühlte sich von jeher als Mann dem Weibe gegenüber. Ihre sexuelle Befriedigung fand sie in Masturbatio feminae dilectae, später, nachdem sie durch eine Kousine in die ihr bisher fremde lesbische Liebe eingeweiht worden war, trieb sie auch Cunnilingus. Sie war immer nur in aktiver Rolle und konnte es nicht über sich bringen, am eigenen Körper Anderen Befriedigung zu gewähren. Auch liebte sie nur heterosexuale feminae. Homosexuale Weiber waren ihr ein Gräuel. Es gefielen ihr auch nur ledige Damen von Stand, geistigen Vorzügen, mehr herbe Schönheiten, Dianagestalten, keusch, zurückhaltend, nicht sinnlich.

Traf sie auf eine solche Persönlichkeit, so wurde die hypersexuale und schwer belastete T. so erregt, dass sie wiederholt ihre Brunst nicht beherrschen konnte und sich geradezu impulsiv auf die Betreffende stürzte. Sie

behauptet in solchen Momenten sei ihr Alles in rotem Scheine erschienen und ihr Bewusstsein momentan getrübt gewesen. Frau T. gab an, dass sie überhaupt sehr reizbar sei und ihre Affekte mühsam beherrsche. So sei es ihr einmal noch im Institut passiert, dass, als sie ein Mädchen verspottete, es ihr rot vor den Augen wurde und sie in förmlicher Wut sich auf die Kameradin gestürzt habe und dieselbe fast erwürgt hätte.

Mit 23 J. durch den Umgang mit einer anscheinend nicht homosexualen aber hypersexualen und durch Impotenz ihres Mannes nicht zur Befriedigung gelangen könnenden jungen Frau steigerte sich die Homosexualität und Bedürftigkeit der T. ausserordentlich. Sie hatte sich ein Absteigequartier gemietet, wo sie wahre Orgien feierte, cum digito et lingua sich befriedigte, selbst stundenlang, bis sie oft selbst ganz erschöpft war. Sie hatte eine Zeit lang ein festes Verhältnis mit einer Probiermamsell, liess sich in männlicher Kleidung mit dieser photographieren, erschien auch in gleichem Kostüm mit derselben in öffentlichen Lokalen, ohne gerade aufzufallen, ausser einmal dem geübten Auge eines Polizisten, der sie auch arretierte.

Sie kam mit einer Verwarnung davon und liess es nun bleiben, in männlicher Kleidung auf der Strasse zu erscheinen.

Ein Jahr vor der Eheschliessung war die T. vorübergehend melancholisch. Damals schrieb sie, in der Absicht aus dem Leben zu scheiden, einen Abschiedsbrief an eine frühere Freundin, eine Art von Konfession, aus der Folgendes Charakteristisches hier mitgeteilt werden möge:

„Ich bin als Mädchen geboren, aber durch verfehlte Erziehung ist meine glühende Phantasie schon früh in eine falsche Richtung gedrängt worden. Schon mit 12 J. hatte ich die Manie, mich für einen Knaben auszugeben und die Aufmerksamkeit der Damen auf mich zu lenken.

Ich erkannte wohl, dass diese Manie ein Irrwahn sei, aber sie wuchs mit den Jahren wie ein Verhängnis. Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich von ihm zu befreien. Er war mein Haschisch, meine Seligkeit. Er wurde zur gewaltigen Leidenschaft. Ich fühlte mich masculin, nicht zur passiven Hingabe sondern zur That gedrängt. Bei meinem überschäumenden Temperament, meiner glühenden Sinnlichkeit, bei meinem tiefgewurzelten perversen Instinkt lies ich mich von der sog. lesbischen Leidenschaft nach und nach total unterjochen. Ich hatte ein Interesse für den Mann, aber bei der flüchtigsten Berührung von Frauen vibrierte mein ganzes Nervensystem. Ich litt unsäglich darunter.

Lektüre französischer Autoren und leichtfertiger Umgang machten mich bald mit den Kniffen einer ungesunden Erotik bekannt und der dumpfe Trieb wurde zur bewussten Perversität. Bei mir hat die Natur in der Wahl des Geschlechts einen Fehlgriff gethan und für diesen Fehler werde ich mein ganzes Leben lang büssen müssen, denn ich hatte nicht die moralische Kraft, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und so wurde ich unaufhaltsam in die Wirbel meiner Leidenschaften verstrickt und von ihnen verschlungen . . . . .

Ich dürstete nach deinem süssen Leib. Auf deinen Victor war ich eifersüchtig wie der Rivale auf den andern. Ich litt alle Höllenqualen der Eifersucht. Ich hasste diesen Menschen und hätte ihn gern getötet. Ich fluchte meinem Geschick, das mich nicht als Mann geschaffen hat. Ich begnügte mich, dir eine alberne Komödie vorzuspielen, ein künstliches Glied anzulegen, das meinen Trieb noch mehr erhitzte. Ich hatte nicht den Mut, dir die Wahrheit zu gestehen, weil sie so erbärmlich und lächerlich gewesen wäre. Nun weisst du Alles. Du wirst mich nicht verachten, nur nachfühlen, was ich gelitten habe. All meine Freuden gleichen eher einer momentanen

Berauschung als dem echten Gold des Glückes. Alles war nur ein Truggold. Ich habe das Leben genarrt und dieses hat mich genarrt. Nun sind wir quitt. Ich nehme Abschied. Gedenke auch in den Stunden des Glückes zuweilen an den komischen armen Narren, der dich treu und innig geliebt hat."

Bezüglich der Vita sexualis dieser Konträren ist noch zu erwähnen, dass dieselbe auch Züge von Masochismus und Sadismus enthält. So erzählt Frau T. dass ihr jedes Schimpfwort von einer Angebeteten eine Wonne war und dass selbst eine Ohrfeige von einer Solchen ihr eine Lust gewesen wäre. Auch hätte sie, wenn sexuell aufgeregt, lieber beissen als küssen mögen.

Ich lernte in Frau T. eine offenbar als dégenerée supérieure zu bezeichnende Persönlichkeit kennen. Sie war sehr gebildet und intelligent, empfand die fatale Situation, in welche sie geraten war, peinlich aber offenbar nur ihrer Familie wegen. Ihre Handlungsweise erschien ihr als ein Fatum, dem sie nicht entrinnen konnte. Ihre Intelligenz war unversehrt. Sie beklagte ihre konträre Sexualität, sei bereit Alles zu thun, um von derselben frei, eine honette Frau und gute Mutter zu werden, die ihr Kind nicht so unvernünftig erziehen würde, wie sie selbst erzogen wurde. Sie wolle ja Alles thun, um den Gatten zu versöhnen und zufriedenzustellen, ihm die eheliche Pflicht leisten, wobei nur sein Schnurrbart unausstehlich sei. Vor Allem aber müsse sie ihr unglückseliges impulsives Wesen verlieren.

Die psychischen und physischen sekundären Geschlechtscharaktere sind teils männlich, teils weiblich. Männlich ist die Neigung zum Sport, zum Rauchen, Trinken, die Bevorzugung von Kleidern mit mehr männlichem Zuschnitt, der Mangel von Schick und Lust zu weiblicher Handarbeit, die Vorliebe für ernste, selbst philosophische Lektüre, der Gang, die Haltung, die kräftigen

Linien des Gesichts, die tiefe Stimme, das derb entwickelte Skelett, die stark entwickelte Muskulatur und das spärliche Fettpolster. Auch das Becken (schmale Hüften, Distantia spinarum 22 Cm, cristarum 26, trochanterum 31) nähert sich dem männlichen. Vagina, Uterus, Ovarien normal, Clitoris vergrössert. Mammae gut entwickelt, Mons Veneris weiblich behaart.

In einer Wasserheilanstalt gelang es, während einiger Monate einem erfahrenen Kollegen Pat. durch Hydro- und Suggestionstherapie von jeglicher Homosexualität zu befreien und zu einer dezenten, sexuell mindestens neutralen Persönlichkeit zu gestalten, die seit langer Zeit wieder bei ihren Verwandten weilt und sich höchst korrekt benimmt.

Sind sexuelle Zwischenstufen zur Ehe geeignet?

Von

Dr. M. Hirschfeld-Charlottenburg.

Die Erfahrung lehrt, dass eine beträchtliche Anzahl homosexuell empfindender Männer und Frauen verheiratet sind. Welches sind die Gründe dieser auf den ersten Blick so befremdlichen Thatsache, da doch Ehe und konträre Sexualempfindung fast wie ein Widerspruch in sich erscheinen?

Zweifellos giebt es zahlreiche männliche und weibliche Urninge, die erst nach der Verehelichung zur Erkenntnis ihrer eingeborenen Natur gelangten. Besonders ist das bei Mädchen der Fall, deren Unerfahrenheit und „Unschuld" vielfach als etwas geradezu Erstrebenswertes gilt. Der erotische Charakter der überschwänglichen Zärtlichkeiten für Freundinnen wird dabei meist übersehen. Zwar regte sich nichts von Liebe, als der Bewerber kam, eher eine unbestimmte Abneigung, aber die Ehe war doch nun einmal der Beruf des Weibes und die Angehörigen sprachen so viel von der guten Partie, der glänzenden Versorgung, bis das brave Kind folgte. Wenn sie in der Brautzeit den Küssen scheu auswich, den Umarmungen sich wie geängstigt entzog, so hielt man diese Zurückhaltung für Schamhaftigkeit, auch wohl für Prüderie, die sich mit der Zeit schon legen würde.

Auch urnische Männer, die ohne Kenntnis ihres Zustandes in die Ehe treten, sind nicht selten. Sie haben nie anders gedacht, als dass der Mann zum Weibe, das Weib zum Manne gehöre. Alles, was sie in ihrer Umgebung sahen und hörten, wandelte sich in eine starke Autosuggestion um, deren mächtigem Eindruck sie sich nicht zu entziehen vermochten. Diese Annahme hat umsomehr für sich, als ja Fälle konstatiert sind, in denen Urninge durch hypnotische Suggestion wenigstens zeitweilig zum Aufgeben ihrer eigentlichen Natur bestimmt wurden. Dass der unbewusst Homosexuelle als Bräutigam sich und andern recht kühl, „vornehm reserviert", vorkam, war um so weniger auffallend, als es sich ja um eine Vernunftheirat handelte.

Wir finden in unserer Kasuistik einen alten Herrn, der erst mit 53 Jahren über sich und seine Homosexualität klar wurde, nachdem er 20 Jahre zuvor wegen Impotenz sich hatte scheiden lassen, ferner eine Ehefrau, die erst mit nahezu vierzig Jahren in der konträren Sexualempfindung die wahre Ursache ihres unglücklich hysterischen Zustandes erkannte und zwar sehr zu ihrem Vorteil; Fälle, wo die Aufklärung erst Ende der zwanzig, oder in den dreissiger Jahren erfolgte, sind häufig, warum sollte man da nicht annehmen, dass es Menschen giebt, zumal leidenschaftsloser veranlagte, die überhaupt nie zum Bewusstsein ihres Urningtums gelangen. Sie verbringen ihr Geschlechtsleben in einer Art dumpfer Täuschung, führen häufig eine besonders nach aussen befriedigend erscheinende Ehe, kein Ineinander-Leben, aber ein erträgliches Nebeneinander, oft sogar ein ganz glückliches Miteinander.

Verhältnismässig noch am günstigsten eignet sich zur Ehe die nach unserer Erfahrung allerdings nur kleine Gruppe von Personen, bei denen die Liebe zu einem bestimmten Typus, ihrem „Genre", die Liebe zu einem

bestimmten Geschlecht überwiegt; es sind Frauen, welche sich beispielsweise in gleicher Weise von feminin gearteten, schon etwas älteren Männern sowie von ihnen verwandten altjüngferlichen Frauen angezogen fühlen oder etwa Männer aber auch viele Weiber, die ebensowohl zu zarten Jünglingen als dem diesen verwandten Typus knabenhafter Mädchen meist im sogenannten Backfischalter Neigung verspüren.

Eine recht ansehnliche Schar von Urningen schreitet zur Ehe, weil sie sich über die Art und Tiefe ihrer ihnen an und für sich bekannten homosexuellen Neigung täuschen und durch die Heirat von ihrer Anomalie befreit zu werden hoffen. In letzterer Ansicht werden sie nicht nur von Verwandten, sondern häufig von Aerzten, denen sie sich anvertrauen, bestärkt. Sehr viele Aerzte sind noch heute in dem Irrtum befangen, dass es sich bei Homosexuellen um eine Verirrung handle, die durch Heirat in normale Bahnen gelenkt werden könne. Dies ist in der überwiegenden Zahl der Fälle ein verhängnisvoller Irrtum. Mancher Urning hört in seiner Verzweiflung, selbst nicht genügend von der Unauslöschbarkeit seines Triebes unterrichtet, auf den Rat des Arztes und entschliesst sich zur Ehe. Aber er hat nicht den Trieb, sondern der Trieb ihn. Verheiratet sieht er nur zu bald, dass der Rat, welchen der Arzt ihm erteilte, ein recht schlechter war.

Einer unserer Patienten schrieb:

„Sie wünschen zu wissen, wie ich dazu kam, mich zu verheiraten und dann, welche Erfahrungen ich in der Ehe gemacht habe.

Bevor ich mich dazu entschloss, mich zu verheiraten, war ich in einer höchst traurigen sozialen Lage. Wie Sie wissen, lebe ich in einer grossen Stadt. Ich war meinem unglücklichen Triebe, der mich Umgang mit dem eigenen Geschlecht suchen liess, häufiger gefolgt. Dies

musste bekannt geworden sein, wenigstens hatte ich stets das Gefühl, in manchen Fällen vielleicht unberechtigt, dass man meinen Umgang zu meiden suchte. Zu feinfühlend, um in der Lage zu sein, irgend Jemanden meinen Umgang aufdrängen zu können, zog ich mich immer mehr von Geselligkeit und freundschaftlichem Verkehr zurück.

Ich verbrachte Tage und Nächte in Verzweiflung hin, die besten Lebensjahre verstrichen im einförmigsten Einerlei.

Dieser traurigen Lage wollte ich ein Ende machen. Meine Altersgenossen waren verheiratet, Familie und einige Bekannte rieten ebenfalls dazu. Aber den Grund, warum ich nicht heiraten wollte, durfte ich Niemanden sagen. Dies gehört auch zu den traurigen Seiten unseres Schicksals, dass wir ein Geheimnis, das unser Innerstes aufs tiefste bewegt, Niemand, nicht einmal den nächsten Anverwandten, anvertrauen können. Ich sah andere Menschen glücklich und zufrieden und wollte auch glücklich werden.

Wenn mir auch der innere Drang zur Ehe fehlte, so hoffte ich doch innere Ruhe und Zufriedenheit in derselben zu finden.

Um mein Gewissen zu beruhigen und mich zu vergewissern, ob ich meinen ehelichen Pflichten nachkommen könne, wandte ich mich an einen Arzt. Derselbe sagte mir, ich möge einmal zu einer puella gehen, um mich zu überzeugen, ob ich im Stande sei, den coitus auszuführen. Wenn mir nun auch der coitus nicht den geringsten oder nur sehr wenig Genuss, ja eher Widerwillen bereitete, so war ich doch im Stande ihn auszuführen. Ich sagte dies meinem Arzte und riet er mir in Folge dessen zur Heirat. Da ich mich aber noch mehr vergewissern wollte, um meine Zweifel zu beruhigen, wandte ich mich noch an einen auswärtigen bekannten Arzt, dem ich meinen Zu-

stand und mein Anliegen ausführlich berichtete. Derselbe antwortete mir Folgendes:

„Da Sie Erektionen haben, können Sie unbedingt ruhig heiraten, ich bin der Meinung, dass dadurch allmälig Ihre konträre Empfindungen sich calmieren werden."

Ich wandte mich schliesslich an Professor K., der mir schrieb:

„Heirat ist möglich, da Potenz besteht. Ich kenne manchen verheirateten Urning, der Familienvater ist. Eine prekäre Sache ist immerhin die Heirat eines Urnings.

Ich habe Ihnen dies, geehrter Herr Doktor, absichtlich etwas ausführlich mitgeteilt, um Ihnen zu zeigen, dass ich nicht ohne grosse Bedenken in die Ehe ging, die aber mehr oder weniger von den Herren Aerzten beseitigt wurden. Jedenfalls ging ich mit der Hoffnung und dem Wunsche in die Ehe, dass ich durch dieselbe von meiner Anomalie befreit würde.

Nachdem ich Ihnen in Vorstehendem auseinandersetzte, wie ich zur Ehe kam, gehe ich jetzt dazu über, Ihnen meine Erfahrungen während der Ehe mitzuteilen.

Schon auf der Hochzeitsreise machte ich die Bemerkung, dass mir die Ausführung des coitus viel eher eine lästige Verpflichtung war, denn ein Vergnügen. Dabei blieb aber mein Hang zum eignen Geschlecht bestehen. Ich gab mir die denkbar grösste Mühe, mich auch innerlich und geistig von dieser Neigung unabhängig zu machen, aber vergeblich.

Wie war und ist nun das Verhältnis zu meiner Frau?

Ich liebe und schätze meine Frau ihrer vielen ausgezeichneten Eigenschaften willen; wegen der Tiefe ihres Gemüts, wegen ihrer Pflichttreue, auch finde ich sie körperlich hübsch, aber trotz alledem ist diese Liebe mehr einem innigen Freundschaftsverhältnis ähnlich, wie einer Liebe, wie sie zwischen Eheleuten besteht und die

nach meiner Empfindung ausser in der moralischen Wertschätzung auch auf einer in sinnlichen und körperlichen Gefallen beruhenden Grundlage aufgebaut sein muss.

Bei diesem Mangel an sinnlicher Liebe zu meiner Frau, geht nebenher die sinnliche Liebe zum eignen Geschlecht. Meine Frau fühlt diesen Mangel an sinnlicher Liebe zu ihr wohl heraus, indem sie mir zuweilen den Vorwurf des Mangels innerer Seelengemeinschaft macht.

Wir würden aber ganz glücklich zusammen leben, wenn nicht ein Umstand wäre, der mir das Leben zur Qual macht.

Ich lebe in beständiger Furcht vor Entdeckung und Ausstossung aus der Familie, sowie in dem Bewusstsein, von meinen Mitmenschen verachtet zu sein. Dass ein derartiges Leben mehr eine Qual, denn ein Glück ist, werden Sie verstehen. etc. etc."

Unter unseren Fällen finden wir nicht ein einziges Mal durch die Ehe Heilung der Homosexualität, nur selten Besserung, fast stets bleibt der Trieb sich gleich. Ein Weinhändler, der sich später scheiden liess, berichtet, dass bereits auf der Hochzeitsreise nach Italien die junge Frau sein Interesse für Männer entdeckte, in einem allerdings ganz exorbitanten Fall erfuhren wir, dass ein Wirt die erste Nacht nach der Hochzeit statt mit der Frau mit seinem im Hause aufgenommenen früheren Geliebten verbrachte. Wir greifen einige concrete Beispiele heraus.

1. K., Arbeiter, 45 Jahre, 4 Kinder, sexueller Verkehr mit Männern vor und sehr stark nach der Ehe; ausserehelicher Verkehr mit Weibern niemals. Die Frau hat Kenntnis von der konträren Sexualempfindung des Mannes, trotzdem leidlich gutes Zusammenleben, nur gelegentliche Eifersucht der Frau und Aerger, wenn der Mann zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu viel verausgabt.

2. Sch., Malermeister, 38 Jahre, 3 Kinder, vor und nach der Ehe Geschlechtsverkehr mit Männern, niemals mit Frauen ausser der Ehefrau. Die H.-S. des Mannes führte schon zu zeitweiliger

Trennung, jetzt wieder ausgesöhnt, aber ein gezwungenes, disharmonisches Zusammenleben.

3. O., Kommunalbeamter, 30 Jahre, neuvermählt, setzt den mannmännlichen Verkehr nach der Ehe fort, wenn auch in beschränkterem Maasse, lebt bisher gut mit der nichts ahnenden Ehefrau.

4. H., Zuckerbäcker, 36 Jahre, 1 Kind. Vor und nach der Ehe sexueller Verkehr mit Männern, niemals mit Frauen ausser der Ehefrau, lebte bald nach der Ehe von ihr völlig getrennt, wollte sich schon scheiden lassen.

5. A., Arbeiter, 48 Jahre, 4 Kinder, zweimal verheiratet, das erste Mal starb die Frau schon nach sechs Wochen. Vor und nach der Ehe stärkerer geschlechtlicher Verkehr mit Männern. Jahrelanges „festes Verhältnis" mit einem jüngeren Arbeiter, den er schliesslich als Kostgänger in die eheliche Wohnung aufnimmt. Die Frau hat Kenntnis von der H.-S. des Mannes, insbesondere von der Natur des Verhältnisses mit dem jungen Arbeiter. Trotzdem duldet sie letzteres und ist sogar damit zufrieden, da ihr Mann durch den ordentlichen, sparsamen und sehr gutmütigen jungen Arbeiter von seinem früheren ausschweifenden Verkehr mit immer verschiedenen abgehalten, der Häuslichkeit erhalten bleibt. Ausserehelicher Verkehr mit Weibern niemals. Das Zusammenleben der Eheleute trotz der H.-S. des Mannes kein unglückliches. Ihre letzte Schwängerung führt die Frau auf den Neujahrstag zurück, wo der Mann in grosser Erregung, dass der junge Arbeiter die ganze Nacht mit einem Freunde auswärts zubrachte, gleichsam „aus Rache an seinem Geliebten sich an seiner Frau entschädigte."

6. Sch., Wirt, 32 Jahre, 1 Kind. Vor und nach der Ehe gleichgeschlechtlicher Umgang, niemals mit Weibern, ausser mit der Ehefrau. Behandelt seine nichts ahnende, etwas beschränkte Frau sehr schlecht, möchte ihrer gern entledigt sein. Es ist der Mann, von dem wir oben mitteilten, dass er die Brautnacht mit seinem Geliebten verlebte.

7. M., 40 Jahre. Heiratete eine schon ältere Person. Vor der Ehe sehr starke h.-s. Bethätigung, namentlich ein längeres Verhältnis mit einem Unteroffizier. Seit der Ehe fühlt er sich glücklicher, er sei ein anderer Mensch, die Gefühle für Männer bestehen fort, doch sei er durch seine Frau immer behindert. Die früheren weibischen Manieren haben sehr nachgelassen. Diese Ehe kann als eine glückliche bezeichnet werden.

8. H., 55 Jahre, wohlhabender Kaufmann, war etwa 15 Jahre verheiratet, 4 Kinder, hat in seiner Jugend, während der Ehe und auch nach dem Tode der Frau viel h.-s. verkehrt. Lebte sehr unglücklich mit seiner Frau, die seine Homosexualität entdeckte; behandelte sie sehr schlecht. Ein Sohn ertränkte sich, vermutlich aus Kummer über die bei seinem Vater bemerkte Leidenschaft.

9. W., Bureauvorsteher, 50 Jahre, sehr frommer und angesehener Familienvater, 5 Kinder. Hat von Jugend auf mit Männern, besonders Soldaten mutuell masturbiert. War in grosser Angst, ob er seiner Frau beiwohnen könnte, es gelang, doch wurde der gleichgeschlechtliche Verkehr fortgesetzt. Er lebt gut mit der nichts ahnenden Frau.

10. S., besserer Kaufmann, 53 Jahre, 2 Kinder. Vor der Ehe homosexualer Verkehr, ebenso nach der Heirat, doch nur selten. Ein Erpressungsfall zwang ihn, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen, seitdem noch vorsichtiger. Vor mehreren Jahren verliebte er sich in einen jungen Mann aus einer Bürgersfamilie, mit dem er verkehrte; erklärt, er hätte niemals geheiratet, wenn er den jungen Mann früher gekannt hätte. Seit einiger Zeit hat er mit dem jungen Mann gebrochen, weil er fürchtet, er könne sich kompromittieren und die Zukunft seiner im heiratsfähigen Alter befindlichen Tochter gefährden.

11. E., 44 Jahr, Novellist, kinderlos, hat vor seiner Heirat ungefähr vier Mal Verhältnisse mit Frauen gehabt, stets gebildete Weltdamen, ohne aber jemals eine besondere Leidenschaft für das Weib empfunden zu haben. Von jeher Neigung zum Manne, wurde sich aber über seine Gefühle erst nach der Hochzeit klar. Seitdem mannmännlicher Verkehr, obgleich selten, da sehr vorsichtig und nicht sehr bedürftig. Etwas feminines Wesen. Mit seiner Frau, die auch nicht bedürftig, seltenen, mit anderen Frauen nach der Ehe keinen sexuellen Umgang. Das harmonische Zusammenleben mit seiner geistig und gesellschaftlich gut zu ihm passenden Frau wird durch seine diskreten und vorübergehenden Abenteuer mit Männern nicht berührt.

12. Sch., Versicherungsbeamter, kinderlos, 32 Jahr. Hat vor der Ehe nie ein Weib berührt, dagegen mit Männern geschlechtlich verkehrt, namentlich mit einem Studenten ein leidenschaftliches Verhältnis gehabt. Er liebt seine jetzige Frau geistig, aber auch sinnlich, glaubt in ihr das Ideal einer Frau gefunden zu haben; leider gestattet ihr Gesundheitszustand nur selten den

Coitus. Wäre derselbe regelmässig möglich, so meint er der Männerliebe entsagen zu können. So aber verkehrt er noch homosexual, namentlich auf Reisen. Verkehr mit einer anderen Frau würde er als unmoralisch empfinden, während ihm seine homosexuellen Beziehungen nicht als Untreue erscheinen. Gebildet und ideal veranlagt, lebt er glücklich mit seiner ahnungslosen Gattin, die er auf Händen trägt.

13. O., Arbeiter, 30 Jahr, 1 Kind. Vor der Ehe niemals mit einer Frau verkehrt, aber sehr häufig homosexual, setzt den gleichgeschlechtlichen Verkehr auch nach der Ehe fort. Erst zwei Jahre verheiratet, erklärt er, dass er die Heirat bereue, trotzdem er mit seiner „herzensguten" Frau in bestem Einvernehmen lebt. Der Coitus mit ihr war ihm anfangs nicht unangenehm, doch empfand er nie die Befriedigung, wie in dem ihm normalen Verkehr mit dem Manne; er cohabitiert sein Weib im Monat zweimal „weil man dies in der Ehe thun müsse", das Verlangen nach häufigerem Verkehr weist er mit Ausflüchten „zu grosser Müdigkeit" u. dgl. ab.

14. Ein Herr W., normalsexueller, völlig gesunder Architekt, will sich von seiner Frau wegen „Verkehrs mit dem Dienstmädchen" scheiden lassen, er wünscht von mir ein Gutachten, dass, da seine Frau zweifellos homosexuell, der geschlechtliche Verkehr ihrerseits mit dem Weibe dem Ehebruch gleichzusetzen sei. Frau Elise W. geb. D., 26 Jahr, aus Berlin, ist seit 4 Jahren verheiratet. Ihr Grossvater von B. sehr exzentrisch, Alkoholist, mit starkem Hang zur Vagabondage, wurde als Amtsrichter seines Amtes entsetzt. Elise ähnelt äusserlich diesem Grossvater. Ihr Vater sehr jähzornig. Sie litt als Kind an Krämpfen, Bettnässen, Kauen an den Fingernägeln, hatte ausgesprochene Abneigung gegen Puppenspiele, liebte Schneeballwerfen, Raufen mit Jungen, hatte besonderes Interesse für Rechnen und Mathematik, schon auf der Schule deutliche Neigung für schwache, zierliche, weibliche Personen.

Gegenwärtiger Zustand: a. Knochengerüst nicht besonders kräftig, Becken schmal, Schädel breit, Körperkonturen eckig, Knochen treten hervor, Oberarm zylindrisch abgeflacht, Oberschenkel schlank, Hände schmal, robust, lebhafter, mehr männlicher Händedruck, Muskulatur schwach aber fest, Schritte fest, gravitätisch, schnell, kann pfeifen, unreiner Teint, Brüste sehr wenig entwickelt, Haupthaar schwach, Haartracht ungeordnet, leichter Bartflaum, grosse Ohren, ruhiger „herausfordernder" Blick,

männlicher Gesichtstypus, laute Sprache, kann nicht singen. Töne werden in tiefer Alt- fast Bassstimme hervorgebracht. Sie leidet an Schwindel, Herzklopfen, häufigem Farbenwechsel, unruhigem Schlaf, steht nachts oft auf, ahmt während des Schlafs häufig die Bewegungen des Mannes beim coitus nach.

b. Gemütsleben mehr männlich, für Freude und Schmerz wenig empfänglich, Familiensinn gering, hatte sehnlichsten Wunsch, von Kindern frei zu bleiben. Als im Anfang der Ehe die Periode ausblieb, gab sie sich grösste Mühe durch fortwährendes Reiten, Radfahren und Bergsteigen dieselbe „wiederzubekommen“, was auch gelang. Sehr heftig, erregbar, ehrgeizig, Uebertreibung der Personalität; — herrschsüchtig, ausgesprochener Hang zum Wohlleben, sehr starker Trieb zum Vagabundieren. Elise blieb nie Nachmittags zu Hause, sondern bummelte zwischen 3 und 8 Uhr durch die Strassen Berlins. Nach häuslichen Szenen bestieg sie sofort das Rad, um tagelang nicht nach Hause zu kommen. Geistige Bildung im allgemeinen oberflächlich, sie studiert am liebsten Prozesse, verfasst selbst Klagen, mit Begierde las sie Darwins Werke, sie ist sehr veranlagt für Mathematik, künstlerische, litterarische Neigungen und Fähigkeiten sind kaum vorhanden. Vorliebe für Pferde, Sport, Schiessen, sie interessiert sich für Techniker- und Seemannsberuf, bevorzugt enganliegende Kleidung, die Schrift würde man für die eines Mannes halten.

c. Stets entschiedene Neigung zu Personen desselben Geschlechts, Liebesträume bezogen sich ausschliesslich auf weibliche Personen. In den Museen und Galerieen suchte sie besonders nach nackten Göttinnen. Vor dem normalen Coitus starker Widerwille, sie fühlte sich durchaus unbefriedigt, erklärte schon in den Flitterwochen, sie könne nicht begreifen, „was man dabei finden könne“, sie verlangte von ihrem Manne, dass er nicht incubus, sondern succubus, sie selbst aktiv sei. Der geschlechtslose Umgang mit Damen war sehr geniert, sie verkehrte ungern mit Frauen der besseren Gesellschaft. Bei einer grösseren Radpartie nach Fr. nahmen Damen teil, die zurück einen Wagen benutzten, sie weigerte sich dem Manne gegenüber energisch, mit einzusteigen, „weil sie sich geniere“ und fuhr zu seinem Verdruss den ganzen Weg mit dem Rade als einzige Dame unter 12 Herren. Der sexuelle Verkehr wurde bereits im Elternhause am liebsten mit Dienstmädchen gepflogen. In der Ehe dauerte die Homosexualität unverändert fort. Sie nahm besonders kleine, zarte Dienstmädchen, die sie bald völlig beherrschte. Der Mann, welcher bis zur Ehe überhaupt nichts vom Wesen der

konträren Sexualität kannte, wurde erst aufmerksam, als er wiederholt bei unverhofftem Eintreten in seine Wohnung die Frau mit dem Dienstmädchen umschlungen oder letztere zu Füssen der Frau fand. Die Frau hielt sich mit Vorliebe im Zimmer des Dienstmädchens auf. Schliesslich setzte sie es durch, dass der Mann das gemeinsame Schlafzimmer mit seiner Frau aufgab. Sie nahm dann bald das Dienstmädchen in das Schlafzimmer und verweigerte dem Manne jeglichen Eintritt. Die noch schwebende Ehescheidung ist erschwert, da das neue bürgerliche Gesetzbuch gegenseitige Abneigung und Einwilligung nicht mehr als Scheidungsgrund anerkennt und Ehebruch einer Frau mit einer Frau nicht vorgesehen ist.

Ist, wie wir sehen, die Hoffnung, dass die H.-S. in der Ehe und durch die Ehe schwindet, fast stets eine trügerische, so ist die Enttäuschung bei einem weiteren Grunde, welcher viele Urninge zur Heirat veranlasst, bei dem Verlangen nach eigenem Hausstand keine so allgemeine. Wie den meisten Menschen, so ist auch dem urnischen eine tief innere Sehnsucht eingepflanzt, mit einer geliebten Person zusammenzuleben, mit welcher er Freuden und Leiden, Gedanken und Empfindungen teilen kann. Namentlich wenn die Betreffenden älter werden, feste Lebensstellungen errungen haben, in Amt und Würden sind, macht sich häufig das Gefühl der Vereinsamung geltend, wenn sie die gleichaltrigen Freunde und Genossen einen nach dem andern ihr Weib heimführen sehen. Es kommt hinzu, dass sehr viele Urninge gerade einen ausgesprochenen Familiensinn besitzen, ein hohes Verständnis für das stille, friedliche Glück des eigenen Herdes. Deshalb glauben Unkundige von ihnen auch vielfach, dass sie ganz besonders 'gute Ehemänner abgeben würden. Ein konträrsexueller Herr schrieb uns: „Der Anblick glücklich wandelnder Paare, ja, das Betrachten eines Bildes, auf welchem bräutliches oder Familienglück dargestellt ist, konnte mich oft unter ausbrechenden Thränen in die Einsamkeit jagen.“

Bei der Urninde ist dieser häusliche Sinn bei weitem nicht so stark entwickelt, vor allem ist der elterliche Instinkt bei ihr gewöhnlich nur in sehr geringem Grade vorhanden, sie macht sich nichts aus Kindern, doch wird bei ihr der Trieb nach eigenem Heim vielfach ersetzt durch den natürlichen Wunsch, versorgt zu sein. Ein Umstand wirkt jedoch bei beiden günstig, das Verständnis, welches der homosexuelle Teil für die Interessen des anderen durch seine Veranlagung besitzt, der Urning für die Toiletten, die Küche der Frau, die Urninde für den Beruf des Mannes, seinen Sport, seine Politik. Diese Interessengemeinschaft ist oft stark genug, auf die Dauer ein erträgliches Zusammenleben herbeizuführen, vorausgesetzt, dass der normale Teil nicht besonders sinnlich veranlagt ist, es bildet sich ein freundschaftliches Verhältnis heraus, wie zwischen Kameraden, zwischen Bruder und Schwester, ein leidenschaftsloses Glück, oft noch erhellt durch den Glanz, den strahlende Kinderaugen über ein Haus auszubreiten vermögen.

Das Verlangen nach Kindern ist beim Urning viel grösser und häufiger, wie bei der Urninde. Allerdings entspringt dasselbe nicht einem instinktiven Fortpflanzungstrieb, sondern der naiven Zuneigung für Kinder, oft auch einem stark pädagogischen Hang, der namentlich vielen supervirilen Urningen eigen ist. Der Wunsch, Nachkommen zu besitzen, fällt beim Eingehen einer Ehe für den Urning noch mehr ins Gewicht, wenn er der Geburts- oder Geldaristokratie oder gar einem regierenden Hause angehört, sodass die ganze Familie auf den Erben harrt, der die Dynastie, das Geschlecht, die bedeutende Firma fortsetzen soll. Nur wenige besitzen den Mut, in letzter Stunde zurück zu treten, wie Ludwig II. von Bayern gegenüber der von ihm aufrichtig verehrten Braut Herzogin Sophie in Bayern, der späteren Alençon. Nicht selten dagegen sind bei diesen konventionellen Ehen die Fälle

von „rätselhaftem“ Selbstmord am Tage vor oder nach der Hochzeit.

Den soeben genannten schliessen sich die vielen Homosexuellen an, welche aus Repräsentationsgründen heiraten „mussten“, weil sie für ihre gesellschaftliche Stellung, in ihrem Stande, ihrem Geschäft notwendigerweise eine Frau brauchten.

In noch höherem Maase sind praktische Gesichtspunkte bei denjenigen Urningen massgebend, — und leider giebt es auch deren mehr als genug — welche um der Mitgift willen heiraten. Wiederholt haben uns Homosexuelle mitgeteilt, sie würden keine Ehe eingegangen sein, wenn sie nicht gezwungen gewesen wären, standesgemäss aufzutreten oder ihre Schulden zu decken, „sich zu arrangieren“, wie der terminus technicus lautet; sie nahmen nicht das Mädchen mit Geld, sondern das Geld mit dem Mädchen. In ähnlicher Weise lassen sich auch Urninden durch Rang und Titel des Bewerbers bestimmen, der Stimme ihres Herzens entgegen zu handeln. Gewiss ist es oft schwer, standhaft zu bleiben, wenn die Vermittler mit den „glänzenden Vorschlägen“ kommen, allein, sind diese materiellen Gründe bei den Heterosexuellen schon nicht zu billigen, so stellen sie bei den homosexuell Empfindenden ein grosses Unrecht dar.

Einige Urninge gaben uns endlich noch als Grund an, sie hätten geheiratet, um nicht für homosexuell gehalten zu werden, ein sonderbarer Grund, aber immerhin verständlich, wenn man die Auffassung bedenkt, welche die öffentliche Meinung noch heute vielfach dem urnischen Phaenomen gegenüber einnimmt. Namentlich in kleinen Städten kommen ältere Junggesellen, welche viel mit jungen Leuten verkehren und etwas „Mamselliges“ an sich haben, leicht in den Verdacht, „Päderasten“ zu sein. Schrieb doch ein sehr bekannter Schriftsteller, als ihm die Eingabe zur Abschaffung des Urningsparagraphen

vorgelegt wurde, der einzige Grund, weshalb er nicht unterschriebe, wäre, weil er „noch unverheiratet“ sei.

Alle die genannten Gründe, welche die Homosexualen zur Heirat veranlassen, entsprechen dem Zweck der Ehe nur insofern, als diese eine wirtschaftliche Verbindung darstellt im Sinne des Allgemeinen preussischen Landrechts, welches den Satz aufstellte: „auch zur wechselseitigen Unterstützung allein kann eine giltige Ehe geschlossen werden“; sie entsprechen aber nicht dem natürlichen Grund, auf welchen die wirtschaftliche Vereinigung sich stützen muss. Die Ehe soll ein Bund sein, welchen Mann und Weib zur Befriedigung eines Naturtriebs aus gegenseitiger Liebe eingehen. Die Liebe ist ja nach Plato nichts anderes als der Wunsch nach genauester Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand, und mit vollstem Recht behauptet Paul Mongré in seinem Buche „Aus der Landschaft Zarathustras“: „reine Konvenienzheirat ist Sünde gegen die Natur, ist widernatürlich. Wie sich die Elemente im Alltagszustand nicht verbinden, sondern nur unter erhöhtem Druck, erhöhter Temperatur, so bedarf auch die eheliche Verbindung einer gewissen Erotik.“

An und für sich ausführbar ist allerdings die geschlechtliche Vereinigung auch ohne sinnlichen Trieb. Dafür liegen zweifellose Beweise vor, nicht nur von konträr Veranlagten, sondern auch von normal Empfindenden sowie monosexuellen und sexuell anästhetischen. Beim Weibe ist das angesichts ihrer anatomischen und physiologischen Einrichtung ohne weiteres klar; sie kann den Geschlechtsakt des Mannes dulden, wenn sie selbst auch nichts dabei empfindet, ja sogar in der Hingabe an einen ihr widerwärtigen Mann schwere seelische Qualen leidet. Anders beim Manne, wo die potentia coeundi an die Erektionsfähigkeit geknüpft ist. Eine beträchtliche Anzahl von Urningen, namentlich stark femininer, besitzt

dieselbe dem Weibe gegenüber nicht, alle diesbezüglichen Versuche fallen fruchtlos aus, aber sehr viele Homosexuelle sind doch imstande, den normalen Akt zu vollziehen. Nicht immer ist dazu ein heterosexuelles Rudiment erforderlich. Manche Autoren neigen dazu, jeden verheirateten Urning für bisexuell, für einen psychischen Hermaphroditen zu halten. Das ist nicht richtig. Nur solche verdienen die Bezeichnung bisexuell, welche beiden Geschlechtern gegenüber libido und orgasmus empfinden, das ist nach unserer Erfahrung fast nur in der bereits oben erwähnten Gruppe der Fall, bei welcher nicht das Geschlecht, sondern der Typus das Entscheidende ist. Bei verheirateten Urningen kann selten von eigentlicher libido die Rede sein. Die erforderliche Blutfüllung der corpora cavernosa penis wird bei vielen leicht durch mechanische Reizungen, bei andern durch künstliche Vorstellung, durch eine Selbstvorspiegelung falscher Thatsachen hervorgerufen. Zahlreiche H.-S. geben an, dass sie und zwar häufig unter grosser Willensanstrengung beim heterosexuellen Akt an Personen desselben Geschlechts denken, einer berichtete, dass er sich hierbei männlicher Kosenamen bediene, wie „mein Hans", ein anderer, verheirateter Urning von ungewöhnlicher geistiger Bildung, schreibt folgende beachtenswerte Zeilen: „So siedend heiss das Blut bei dem Anblick eines wahrhaft Geliebten strömt, so träge rinnt es in einem erzwungenen Bunde. Wehe dem Armen, dem die tausend abstossenden intima eines gemeinsamen Schlafraumes, bei denen der Geruch nicht die kleinste Rolle spielt, die Augen öffnen über vorher nicht geahnte Einflüsse. Kleine eheliche Verstimmungen werden am besten überwunden, wenn die Macht der allgewaltigen Liebe in stiller Stunde ihre Triebkraft entfaltet und Koseworte ungesucht auf die Lippen treten. Erwarte diese Wirkung nicht bei einer Pflichterfüllung, zu der Du Dich

anständiger- oder mitleidigerweise wieder einmal nach dem Kalender entschliessen musstest, selten zu Beginn der Nachtruhe, sondern meist erst, wenn Du in einem Liebestraum nach *Deiner* Art in der nötigen Verfassung aufwachst. Sage niemand, das seien frivole Enthüllungen, nein es sind zu ernster Warnung aufgedeckte drakonische Naturgesetze, die oft das Glück eines armen betrogenen Weibes zermalmen, ganz abgesehen von dem schon durch ein Leben der Qualen mürbe gemachten Mann. Wohl fehlt einer ehrbaren Frau der Vergleich, aber ein volles Glücksgefühl kann ihr solche Vereinigung nicht bringen und je feinfühliger sie ist, desto mehr wird sie eine ihr, wenn auch noch so heroisch verborgene Lebensuntiefe des geliebten Mannes ahnen und — leiden. Warnen, auf das inständigste warnen lasse sich jeder Homosexuelle, eine Ehe einzugehen. Es ist die lähmendste Unwahrheit und Unwürdigkeit, und da in den meisten Fällen aus hundert Rücksichten keine Befreiung möglich ist, im innersten ein tägliches Fegefeuer."

Ebensowenig wie die libido gleicht der orgasmus der Urninge beim coitus demjenigen, wie er bei dem ihrer Natur entsprechenden Verkehr eintritt. Man hat die rein mechanische geschlechtliche Vereinigung als onania per vaginam bezeichnet. Dieser Ausdruck erreicht bei H.-S. die Wahrheit nicht. Nach übereinstimmender Schilderung empfanden dieselben bei früher geübter Automasturbation wesentlich mehr voluptas als beim coitus, wo sie nur eine abgestumpfte Empfindung der eintretenden Ejakulation verspüren, ein Patient vergleicht dieses Gefühl mit dem, welches man in „eingeschlafenen Füssen" wahrnimmt. Auch von Urninden liegen uns ähnliche Mitteilungen vor.

Auch das Verhalten post coitum ist bei männlichen und weiblichen H.-S. sehr charakteristisch. Während sich unter normalen Verhältnissen nach beendetem Akt ein Gefühl von Ruhe, Wohlbehagen, einer

gewissen Glückseligkeit bemerkbar macht, berichten die H.-S. von Empfindungen des Widerwillens, Ekels, grosser Zerschlagenheit und Selbstunzufriedenheit; verschiedene geben an, dass sie unmittelbar nach dem Verkehr geradezu von Hass und Abscheu für den andern Teil erfüllt waren.

Für die H.-S. gelten in ganz besonderem Maasse die Worte, welche Mantegazza in der Physiologie der Liebe im Kapitel über „die eheliche Pflicht" im allgemeinen ausspricht: „Es giebt wohl keine grössere Tortur als die, welche ein menschliches Wesen zwingt, sich die Liebkosungen einer ungeliebten Person gefallen zu lassen." Was dem einen zur Lust ist, ist dem andern zur Last. Welche peinlichen, oft verzweifelten Situationen entstehen, wenn der urnische Teil nicht die geringste Neigung zum Geschlechtsverkehr hat, während der andere sich danach sehnt, bedarf nicht näherer Ausführung. Wohl lässt auch in den Ehen Normalsexueller die gegenseitige Anziehung oft viel zu wünschen übrig, aber nie ist doch der seelische und geschlechtliche Unterschied zwischen den Ehegatten in diesen ein so grosser wie in Urnings-Ehen.

Aus einem unbestimmten Schuldbewusstsein heraus giebt sich der urnische Teil vielfach Mühe, dem anderen Liebe und Zuneigung zu bekunden, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, aber instinktiv fühlt doch der eine, wenn ihm auch die anormalen Neigungen des anderen unbekannt sind, dieses heraus und klagt über Nichtverstandensein, Vernachlässigung, Kälte. Es fehlt eben die wechselseitige Durchdringung der zwei, welche nach Kant erst das ganze Menschenwesen bilden. Namentlich das normale Weib mag in der Liebe nichts Halbes, wer sie nicht stark und mächtig umfängt, wird von ihr nicht geachtet. Aus der Gleichgiltigkeit entsteht die Langeweile, aus Langeweile innere Entfremdung, wenn nicht gar Hass.

Der Homosexuelle bringt aber noch die Gefahr eines die Ehefrau in Mitleidenschaft ziehenden Skandals mit in die Ehe. Der Hochzeitstag bietet der homosexuellen Leidenschaft und ihrer Bethätigung fast niemals Halt. Legt der Urning sich Schranken auf, so trägt er stets ein unbefriedigtes Gefühl mit sich herum, folgt er seinem Triebe, so kann er nicht nur sich und seine Angehörigen, sondern auch seine Frau und deren Familie in grösste soziale Unannehmlichkeiten stürzen. Aus diesem qualvollen Konflikt entspringen oft die traurigsten Folgen. Wir kennen nach dieser Richtung den Fall einer in Deutschland sehr bekannten Persönlichkeit. Der Betreffende verehrt seine Frau ausserordentlich und hat auch anfangs mit ihr geschlechtlich verkehren können. Seit Jahr und Tag lebt er in fortwährender Besorgnis, dass seine urnische Neigung ihn zu irgend einer Unbesonnenheit hinreissen, der § 175 ihn ins Unglück stürzen könne, wobei er immer die Frau im Auge hat. Temperamentvoll wie er ist, konnte er nicht allen Versuchungen aus dem Wege gehen und verlebt oft Zeiten grösster Kämpfe. Glücklicherweise gestatten die Verhältnisse grössere Reisen und häufigen Wechsel des Aufenthaltes, aber die ewigen Angstgefühle und das Unterdrücken der eigenen Natur, die er nicht zum Schweigen bringen kann, erzeugten Nervenstörungen, die sich vor allem in Schlaflosigkeit und hochgradigen hysterischen Anfällen äussern.

Ein sehr wichtiger Faktor für eheliches Glück sind Kinder, deren Pflege, Erziehung und Versorgung fortgesetzte Ablenkung und Beschäftigung bringen. Besitzen Urninge die potentia coeundi, so pflegt auch die potentia generandi meist vorhanden zu sein. Nur stark feminine Männer, besonders Gynäkomasten und vor allem sehr virile Urninden sind nach unserer Erfahrung gewöhnlich unfruchtbar. In Ehen mit urnischen Frauen beobachteten

wir häufiger Kinderlosigkeit, als in Ehen homosexueller Männer mit normalen Frauen. Fehlen Kinder, so fehlt das stärkste Bindeglied zwischen den Ehegatten. Die normal empfindende kinderlose Frau ist zudem in ihrem unerfüllten Sehnen den Andeutungen gefälliger Zuträger leichter zugänglich, sie grübelt mehr, und bei ihr ist die Wahrscheinlichkeit grösser, dass sie von dritter Seite über die wahre Natur des Mannes aufgeklärt sich in Zorn von ihm wendet.

Und doch ist es schwer zu entscheiden, ob in Urningsehen der Besitz oder der Mangel von Nachkommen das wünschenswertere ist. Ganz abgesehen davon, dass auch die Söhne und Töchter von dem Skandal betroffen werden können, mit welchem der homosexuelle Vater stets zu rechnen hat, sind hier die Gesetze der Vererbung sehr zu berücksichtigen. Denn nicht gering ist die Wahrscheinlichkeit, dass von Urningen und Urninden Kinder und Enkel stammen, welche ein ähnliches Schicksal mit auf die Welt bringen, als die Vorfahren tragen mussten. Und sind die Nachkommen auch nicht selbst homosexuell, so sind sie doch stets hereditär belastet. Es ist zweifellos, dass es unter den konträrsexuellen viele gesunde und kräftige Menschen giebt, aber ebenso sicher ist es, dass die Homosexualität vor allem auf dem Boden neuropathischer Familiendisposition gedeiht. Dafür sprechen die übereinstimmenden Familienanamnesen, in welchen wir fast nie die mannigfachsten nervösen und psychischen Störungen vermissen, dafür spricht das so häufige Vorkommen urnischer Geschwisterpaare. Unter den wenigen Nachkommen urnischer Frauen, die ich prüfen konnte, fanden sich mehrere homosexuelle junge Männer. Ich will aus meinem Material die Familiengeschichte herausgreifen, welche mir Graf R. zur Verfügung stellte, sie ist eine der lehrreichsten Beispiele für die Macht der Vererbung. Ich will betonen, dass an der Wahrhaftig-

keit der Angaben nicht zu zweifeln ist, nur manches gar zu Krasse weggelassen wurde, weil es nach des Patienten eigenem Ausspruch die Satyren 2, 6 und 9 des Juvenal weit überbieten würde.

Graf R., jetzt 28 Jahr, war ein stilles, sehr frühreifes Kind, das mit 6 Jahren deutsch, englisch, französisch und slovakisch fliessend sprach und sich mit Vorliebe in der Privatbibliothek aufhielt, welche 8000 Bände umfasste. Sein Urgrossvater mütterlicherseits war ein überaus jähzorniger Mann, er besass einen Kammerdiener, an dem er mit so zärtlicher Liebe hing, dass er deshalb für geistesschwach galt. Aus seiner Ehe mit der sehr hochmütigen, sozial völlig „untraktabelen" Urgrossmutter gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor. Der älteste Sohn, ein sehr verschlossener, von Menschenhass erfüllter Charakter hatte fünf Kinder, von diesen starb der älteste Sohn an Rückenmarksschwindsucht „trotz wiederholter Besuche des heiligen Wassers von Lourdes", der zweite war von so furchtbarer Härte und so grossem Geiz, dass seine Kinder gezwungen waren, wegen mangelhafter Verköstigung und unwürdiger Behandlung das Elternhaus zu verlassen. Aehnliche Eigenschaften zeigte eine Tochter, die einen schwachsinnigen Sohn hatte, eine zweite überaus religiöse Tochter war an einen rein homosexuellen Mann verheiratet, der sie auch nicht ein einziges Mal berührte, die jüngste Tochter endlich war so religiös, dass sie sich in eine eigens gebaute Klausnerhütte einsperrte, sich blutig geisselte und oft acht Tage lang nur Wasser und Brot ass. Die einzige Tochter des Urgrossvaters litt an einem chronischen Gesichtsausschlag und kam nur ihrer hohen Mitgift wegen an einen Mann, der verarmt und Alkoholiker war. Ihrer Ehe entstammte ein Sohn und vier Töchter. Der Sohn mit einem Zungenpolyp behaftet, erkrankte an Syphilis, steckte seine Frau an und erzeugte einen schwachsinnigen Sohn, der nur lallende Laute stammelt, und eine völlig gelähmte Tochter, deren eines Auge syphilitisch zerstört ist. Die älteste Tochter hatte ein ganz männliches Gebahren. Sie war so menschenfeindlich und grausam, dass die Bauern sie 1848 ermorden wollten und ihr mehrere Kugeln in den Rücken schossen. Sie marterte eine kleine Stieftochter in haarsträubender Weise zu Tode, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Die infolgedessen anhängig gemachte gerichtliche Untersuchung wurde sistiert. Wegen eines geringfügigen Vergehens lässt sie ihr Dienstmädchen 300 mal die Treppen des 4 Stock hohen Schlosses auf- und nieder-

steigen. Als die Unglückliche beim 235 male zusammenbricht, ohrfeigt sie dieselbe mit Vehemenz. Sie ist ausserdem von grösstem Geiz beseelt. Der Sohn dieser Frau liess als Leutnant die Stallwache von 2 anderen Soldaten auf sein Kommando solange prügeln, bis dieselbe ohnmächtig zusammen sank. Dann zertrat er ihr mit den Stiefelabsätzen das Gesicht, bis es eine unkenntliche, blutige Masse bildete. Der Grund war: Die Stallwache hatte nicht salutiert. Er wurde infam cassiert und zu 20 Jahren Festung verurteilt, jedoch nach 7 Jahren aus der Haft entlassen. Von den drei anderen Töchtern der Urgrosstante ist die eine höchst wahrscheinlich homosexuell, sie hasst die Männer, blieb ledig und lebt seit 40 Jahren intim mit einer Dienerin, die nächste ist wegen ihrer Boshaftigkeit allgemein gefürchtet und gemieden, die jüngste wurde als fünfzehnjähriges Mädchen ertappt, wie sie bei einer Gasttafel von 60 Personen einen jungen Offizier unter der Tischdecke onanisierte.

Wir kommen nun zum zweiten Sohne des Urgrossvaters, dem Grossvater unseres Grafen R. Dieser war so jähzornig, dass er wiederholt Wilderer eigenhändig niederschoss, den Patronatspfarrer wegen Meinungsverschiedenheiten zum Fenster des Schlossturmes hinaus warf. Er war masslos im Begehren nach dem Weibe, wurde mit Gewalt von einem Incest zurückgehalten, den er mit seiner Tochter begehen wollte. Er ging schliesslich nach Verschwendung des 10 Millionen Gulden betragenden Vermögens an Gehirnerweichung zu Grunde. Von den zahlreichen Kindern dieses Mannes war der älteste Sohn sehr ausschweifend mit einer nicht weniger ausschweifenden Frau, illegitimen Kinde aus höchstem Hause, verheiratet. Aus der Ehe, welche später gelöst wurde, gingen 2 Kinder hervor. Der Sohn war ein Taugenichts, er wurde aus der Schule entfernt, weil er in der dritten Lateinklasse dem Professor vor den Kameraden hinterrücks ins Gesicht urinierte, zur Besserung nach Australien geschickt, brachte er es später doch noch durch Protektion mit grossen Kosten zum Reiteroffizier. Seine Schwester stürzte sich, ihren eigenen Sohn und einen 18jährigen Kadetten, den sie liebte, bei Sturm vom Segelboot ins Meer, aus Verzweiflung und Eifersucht, weil der Kadett ihrem Sohne mehr zugethan war. Sie und der Kadett ertranken. Der gerettete Sohn gab an, dass seine Mutter ihn noch im Wasser zu erwürgen versuchte. Der zweite Sohn des Grossvaters hat Verfolgungswahnideen, er hält sich in Wien vier Wohnungen, jede mit Doppelausgang.

Das dritte Kind des Grossvaters war die Mutter des Grafen

R., sie fühlte sich bis zum 25. Jahr nur von Mädchen angezogen. Aus der Zeit ihrer Ehe, die im 63. Lebensjahre getrennt wurde, sind homosexuelle Akte nicht bekannt, später scheint die alte Neigung wieder stärker aufgetreten zu sein; sie war litterarisch sehr begabt, ungemein willensstark, überstand 5 schwere Geburten, bei zweien trat Tetanus ein. Sie war von enormer Korpulenz und starb an Nierenwassersucht. Von den jüngeren Brüdern der Mutter ist einer Junggeselle und starker Sonderling, er kopierte dreimal handschriftlich die ganze Bibel, ein anderer, der sehr ausschweifend lebt, macht einen schwachsinnigen Eindruck, er liebt es, auf offener Strasse ganz unbekannten Damen Blumensträusse zu überreichen, welche ein angenommener Junge im offenen Korbe nachtragen muss. Er hat zwei Töchter, welche in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt wurden, weil sie bei einer gegenseitig vorgenommenen homosexuellen Handlung betroffen wurden. Die Untersuchung wurde niedergeschlagen. Ein letzer Onkel mütterlicherseits war so jähzornig wie sein Vater, ausserdem derart hochmütig, dass er als junger Mann aus dem Institut entfernt werden musste, weil er sich konsequent weigerte, die Professoren zu grüssen. Die beiden Kinder, welche er besass nahmen sich an einem Tage das Leben, der Sohn erhängte sich auf dem Dachboden, das Mädchen stürzte sich mit einem Stein um die Hüften in den tiefen Schlossteich. In einem hinterlassenen Schreiben geben sie an, „sie wollten sehen, welcher Tod angenehmer sei“. Von den beiden Schwestern der Mutter trieb die eine geschlechtliche Ausschweifungen aller Art mit Männern, sie lebte in kinderloser Ehe mit dem Vetter, von welchen wir oben berichteten, dass er an Rückenmarksdarre starb. Sie tritt schliesslich unter päpstlichem Dispens als Nonne in den sacré-coeur Orden, nachdem sie ihr halbes Vermögen Leo XIII. in goldener Kassette geopfert hatte. Ihr linkes Ohr ist von Lupus zerfressen. Die jüngste Schwester der Mutter blieb aus „Schamhaftigkeit“ jungfräulich. Sie war eine geistig hochbedeutende Persönlichkeit, sehr geschätzt vom Fürsten Bismarck, ausgezeichnet durch Ideenreichtum, Originalität und Beherrschung der Philosophie. Nur in religiöser Hinsicht war sie so extrem, dass sie sich mitten im Winter mit einem Büsserhemde bekleidet 14 Tage und 14 Nächte mit geringen Unterbrechungen auf ein eigens dazu verfertigtes Kreuz legte, das vor dem Hochaltar der kalten Schlosskapelle angebracht war.

Auch die väterliche Familie ist reich an Abnormitäten. Der Vater des Vaters war Kleptomane. „Kein silberner Löffel, kein

Ring“ war vor ihm sicher. Er verschwendete in wenigen Jahren 2 Millionen Gulden. Seine Frau war hochgebildet, geistreich, aber so frivol, dass sie sich jedem beliebigen Manne hingab. Die Moral nannte sie „ein undeutsches Wort ohne Inhalt.“ Der älteste Sohn dieses Ehepaares wurde bei einer Skandalaffäre vom Gatten der beteiligten Dame getötet, der zweite, der Vater des Grafen, war überwiegend homosexuell. Sogar in der besten Zeit der Ehe war längere Zeit die erste Person im Hause ein junger Bursche, den er als Kutscher aufgenommen hatte und in dessen Zimmer er stundenlang verweilte. Vor allem liebte er schwärmerisch seinen Halbbruder, welchem er die grössten Opfer brachte. Die Frau desselben, welche ihm nachstellte, wies er derb zurück. Der Halbbruder besitzt 13 Kinder, meist Priester und Nonnen mit teilweise konträrem Empfinden. Der Vater ist ausserdem Alkoholist, und ist jetzt nach 30 Jahren stärkster Ausschweifungen und zeitweiliger Internierung in Anstalten völlig paralysiert. Seine vier Söhne, von denen Graf R. der dritte ist, sind ohne Ausnahme konträrsexuell.

Der älteste ist zugleich Stiefelfetischist. Er hat hundertundachtzehn bemerkenswert hohe Stiefelpaare. Ein Mann ohne Stiefel übt keine Anziehungskraft aus, wohl aber der Stiefel ohne Bursch, besonders interessiert er sich für die Knöchelfalten. Trotzdem er ein überaus wohlhabender Mann ist, schmiert und putzt er die Stiefel eigenhändig und entfernt etwaigen Staub mit Hülfe kostbarer Seidentücher. Es war das schon in jungen Jahren beim Militär seine Freude, wo er sich den Kameraden als Stiefelputzer aufdrängte. Die mit bestem Gänsefett geschmierten Lieblingspaare werden mit ins Bett genommen. Ein Weib per vaginam zu gebrauchen ist ihm total unmöglich, er fühlt sich zu Burschen niedersten Standes hingezogen. Sein Geruchssinn zeigt merkwürdige Anomalien. Seine sexuelle voluptas wird durch nichts so angeregt wie durch flatus der nur mit Stiefel bekleideten Burschen, er veranlasst daher dieselben gegen gute Bezahlung schon tagelang vorher Bohnen, Sauerkraut und Knobel zu geniessen. Dagegen ist ihm der Geruch des Frauenkörpers so zuwider, dass er, wenn er seine Nähe nicht meiden kann, Kampfer schnupft. Auf einem Hofball liess er seine Tänzerin Herzogin H. plötzlich zu allgemeiner Verwunderung im Saale stehen und eilte nach Hause, weil ihm der Schweiss der hohen Dame trotz angewandter Parfüms unerträglich roch. Infolge seines mehr als sonderbaren Gebahrens konnte er es zu keinem Wirkungskreis bringen, der seiner geistigen Befähigung entspricht. Er ist be-

sonders veranlagt für höhere Mathematik, musikalische Komposition und Schachspiel, gleich virtuos als Klavierspieler und — Koch. Er leidet an melancholischen Zuständen, unter deren Einfluss er öfter monatelang im Bett bleibt. Bei seiner Geburt, die mittelst Zange erfolgte, wurde er nicht unerheblich am Hinterhaupt verletzt.

Der zweite Bruder ist ebenfalls aktiver Paederast. Er ähnelt geistig und körperlich sehr seiner Grossmutter, die sich durch besondere Frivolität auszeichnete. Mit 22 Jahren wurde er in Smyrna im Verkehr mit einem männlichen Prostituierten syphilitisch. Er ist verheiratet und hat ein Töchterchen. Von scharfem Verstand und umfangreichen Wissen, weissagt man ihm eine grosse Zukunft, zumal er die Homosexualität wohl zu verbergen weiss und fast nur mit seinen Kousins, den Söhnen des Halbbruders väterlicherseits, sexuellen Umgang pflegt.

Von dem jüngsten Bruder ist ausser seiner zweifellosen Homosexualität nichts Besonderes zu berichten.

Graf R. selbst ist, abgesehen von starken Hämorrhoiden gesund und kräftig; Neigung zu Fettleibigkeit. Er lebt mässig, ist unauffällig gekleidet und sieht, wie er selbst sagt, darauf, dass im Hause peinlichste Ordnung sowie thatsächliche, jedoch nicht übertriebene Religiosität herrschen. Er liebt sehr die Litteratur und ist selbst nicht ohne dichterische Beanlagung. In seinem Gesicht sind feminine Züge deutlich. Seine Stimme besitzt weibliche Klangfarbe und was die Höhe betrifft, so macht ihm sogar die berühmte Arie der „Königin der Nacht" in der Zauberflöte keine Schwierigkeit. Die Brustwarzen schwellen zeitweise an und werden dann so empfindlich, dass er kein steifes Hemd tragen kann. In seiner sexualen Geschichte führt er die erste Anregung zur Masturbation auf einen Vorgang zurück, der sich ihm mit photographischer Schärfe einprägte. Man hatte ihm wegen seiner frühen geistigen Entwickelung bereits mit 4 Jahren einen Hauslehrer engagiert. Eines Abends sah er, als die Mutter verreist war, aus seinem Bette, das vom Schlafzimmer der Mutter nur durch Vorhänge und eine Thür getrennt war, in allen Einzelheiten, wie sein Vater mit dem jungen Lehrer sexuell verkehrte. Von da ab übte er Auto-Masturbation besonders in einem von Jesuiten geleiteten Lehrinstitut, wo er sich „für den Hausknecht mehr interessierte als für die Kameraden, ausschliesslich Söhne des reichsten und ältesten europäischen Adels."

Im 16. Jahre siedelte er nach Paris über, wohin die Eltern bereits früher gezogen waren. Hier wurde er von einem Abbé,

der zu seinen Lehrern gehörte, in alle homosexuellen Praktiken eingeführt. Mit dem Weibe hat Graf R. trotz denkbarster Versuche nicht verkehrt. Es war ihm stets unbegreiflich, „wie man die Frauen als das schöne Geschlecht bezeichnen könne." Im homosexuellen Verkehr ist er passiv und zwar zieht er Soldaten, Matrosen, Fleischerburschen u. dergl. „Gebildeten" vor. Graf R. schliesst seine ausführliche Lebensgeschichte mit einer Bemerkung, welche wir in ähnlicher Weise wiederholt in den Selbstbiographien Homosexueller finden, und die sich nur dadurch erklären kann, dass die Träger der Homosexualität dieselbe wie ein untrennbares Stück ihres eigenen Selbst wahrnehmen; er schreibt: Ich empfinde die Homosexualität nur insofern als Uebel, als sie sich am Verfall unseres Hauses beteiligte und mich bereits öfter den Armen der „Gerechtigkeit" nahe brachte. Sonst aber bildete gerade mein Leiden für mich die Quelle jeder Lebensfreudigkeit. Am nächsten Baumast, der 100 Kilo tragen kann — das ist mein Gewicht — knüpfte ich mich auf, falls der Trieb erlöschen oder umsuggeriert würde."

Wir aber möchten die Geschichte dieser Familie und die Betrachtungen über die Vererbung mit einer Frage schliessen: Sollte die Homosexualität, welche auf dem Boden der neuropathischen Belastung reift, nicht vielleicht eines der Mittel sein, mit welchem die Natur einem Stamme in sich ein Ende zu setzen bestrebt ist?

Soviel steht fest: würde die normale Ehehälfte vorher über die Homosexualität der anderen aufgeklärt sein, wären ihr die hier geschilderten wahrscheinlichen oder auch nur möglichen Folgen dieser Veranlagung bekannt, sie würde wohl in den meisten Fällen verzichtet haben. Der urnische Teil giebt dem anderen nicht, was er erwartet und worauf er Anspruch hat. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, der über sich selbst unterrichtete Urning, der, ohne sich als solcher zu erkennen zu geben, zur ehelichen Lebensgemeinschaft schreitet, macht sich des Betruges schuldig. In verstärktem Maasse gilt das gegenwärtig, wo nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch die Ehescheidung auf Grund un-

überwindlicher Abneigung nicht mehr zulässig ist. Blosse Andeutungen, man mache sich nichts aus dem sexuellen Verkehr, man betrachte die Ehe nur als eine gegenseitige Unterstützung, genügen nicht, sie werden meist nicht verstanden. Uns sind mehrere Fälle bekannt, in denen sich später die Männer darauf beriefen, sie hätten ja den Frauen vorher Hinweise gegeben, wo in Wirklichkeit aber die Frauen keine Ahnung hatten. Früher oder später erreichen in den meisten Ehen Gerüchte vom homosexuellen Verkehr des Mannes die Ohren des Weibes. Oft sind es Chanteure, die unter Hindeutung auf den § 175 R.-Str.-G.-B. die Frau ängstigen. Wie gut ist es, wenn sie den von Hass oder Gewinnsucht erfüllten Personen dann entgegnen kann: „Das weiss ich und wusste es von Anfang an.“ In den meisten Fällen wird allerdings die Aufklärung die Wirkung haben, dass der normale Teil zurücktritt, es sei denn, dass rein praktische Gesichtspunkte, manchmal auch wahre Sympathie den Ausschlag geben. Würde über die Homosexualität die richtige Erkenntnis herrschen und der § 175 beseitigt sein, so würde man vorkommenden Falles diesen Punkt wie andere Vorfragen ruhig und eingehend im Schosse der Familie besprechen können.

Hierzu ist freilich erforderlich, dass auch das weibliche Geschlecht von dem noch jetzt vielfach beliebten Standpunkt grösster Unkenntnis aller sexuellen Dinge geheilt werde und die Ausschreitungen der Prüderie aufhören, welche mit dem naturwissenschaftlichen Charakter unserer Zeit in so grellem Widerspruche stehen. Verzichten wir auf jenes künstliche Produkt völliger Harmlosigkeit, das ja auf manchen Mann vorübergehend einen gewissen Reiz ausübt und helfen wir den Frauen, dass sie den Zustand kindlicher Unfreiheit abstreifen. Wenn erst das Weib seine eigene Geschlechtsnatur, sowie diejenige des Mannes klar zu erkennen imstande ist, dann

werden auch die unzähligen Missverständnisse vor und in so vielen Ehen nachlassen, und auch über die urnische Gefühlsrichtung wird sich die so wünschenswerte Klarheit verbreiten.

Immerhin wird es Frauen geben, die sich entschliessen, auch einem nicht normal empfindenden Manne die Hand zum Lebensbunde zu reichen, vor allem solche, bei denen geschlechtliche Wünsche garnicht oder nur in sehr geringem Grade hervortreten. Eine entschiedene nicht selten zur Ehe führende Wahlverwandtschaft besteht zudem zwischen homosexuellen Männern einerseits und homosexuellen Frauen andererseits; die robuste, energievolle Urninde sympathisiert mit dem zartbesaiteten, oft so hilflosen unselbstständigen Urning und umgekehrt. Diese Ehen, wo beide Teile bewusst oder unbewusst mehr oder weniger sexuelle Zwischenstufen darstellen, sind viel häufiger als man glaubt, und sie sind nicht die unglücklichsten.

Wir bringen umstehend das Bild eines derartigen uns bekannten Ehepaares; der blosse Augenschein lehrt, wer in dieser Ehe die aktiv virile, und wer die passive, feminine, Hälfte ist.

Auch folgende uns übersandte Selbstbiographie, die wir im Auszuge wiedergeben (unter Hinfortlassung der ausführlichen Toilettenschilderungen) ist in dieser Hinsicht lehrreich.

„Ich stamme“, heisst es in diesem Bericht, „aus guter, reicher Familie, meine Mutter war eine seelensgute Frau, hie und da mit etwas excentrischen Ideen behaftet, meinen Vater habe ich nicht gekannt, da er kurz nach meiner Geburt starb; er soll ein sehr kleiner, schmächtiger Mann gewesen sein mit sehr wenig Bartwuchs und auffallend hoher Stimme; meine Mutter sprach nicht gerne von ihm, warum konnte ich nie erfahren. Ich hatte eine Schwester, die um ein Jahr älter war als ich und der ich frappant ähnlich sah. Ich war ein durch seine Schönheit auffallendes, aber ungemein zartes und kleines Kind und wurde bis zum 10. Jahre mit meiner Schwester zusammen von einer Bonne erzogen. Meine



Schwester war ganz normal, ich jedoch war gar nicht so, wie andere Knaben, ich mied ihre Gesellschaft, da sie mir zu turbulent und roh waren, an ihren Spielen fand ich keinen Geschmack, hingegen weilte ich gern bei den Gespielinnen meiner Schwester. Mit Vorliebe zog ich männlichen Puppen weibliche Kleider an und umgekehrt; für weibliche Arbeiten hatte ich dezidierten Sinn und grosse Geschicklichkeit, ich stickte, häckelte und nähte fleissig mit meiner Schwester. Etwas ganz Unwiderstehliches zog mich zur Mädchenkleidung hin. Wenn ich mich im Spiegel besah, kam ich mir in meinen Manneskleidern lächerlich vor. Mein Erzieher, den ich im 11. Jahre bekam, schalt mich oft wegen meiner Mädchenhaftigkeit; er hätte mich gern zu einem wilden

Jungen gemacht, sodass ich oft weinen musste. Ich studierte privat, lernte gut und machte mit 17 Jahren die Maturitätsprüfung. Am Klavier hatte ich derartige Fortschritte gemacht, dass ich künstlerisch spielte.

Um diese Zeit sollte von Amateurs eine Theatervorstellung veranstaltet werden und mir wurden zwei Damenrollen zugeteilt. Endlich sollte mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen, mich als Mädchen kleiden und benehmen zu können und noch dazu öffentlich. Mit Feuereifer ging ich an das Studium meiner Rollen, wobei mir meine Schwester half. Als ich mich zuerst im Spiegel ganz als Mädchen sah, bebte ich am ganzen Körper vor Freude und Wonne; ich fühlte mich wie neugeboren, mir war es, als ob dies die Kleidung sei, die immer zu tragen mir bestimmt sei. Ich konnte mich nicht vom Spiegel trennen, ich drehte mich, um die Röcke fliegen zu lassen, hob sie an, um die Unterröcke und Schuhe zu sehen, ging auf und ab, wobei das Rauschen der seidenen Unterröcke mich glücklich machte, betrachtete mich von allen Seiten und konnte mich nicht satt sehen.

Die Proben zu unserer Theatervorstellung hatten begonnen, bei denen ich stets als Dame gekleidet erschien, worüber man anfangs erstaunt war, doch sollte ich ja Frauenrollen geben und so fand man es bald natürlich, dass ich so angezogen kam. Mama brachte mich gewöhnlich im Wagen hin und holte mich wieder ab. Eines Tages schlug mein Kousin, der auch mitspielte, vor, mich zu Fuss nach Hause zu geleiten. Ich erschrak über diesen Vorschlag: „So soll ich auf die Gasse? man wird mich ja gleich in meiner Verkleidung erkennen?“ „Gar keine Spur, kein Mensch wird eine Ahnung haben, denn du siehst ja aus, wie ein echtes Mädel“, war seine Antwort. Dies gab mir Mut, ich nahm seinen Arm und wir gingen. Der erste Schritt in Weiberkleidern auf der Gasse. Anfangs war ich doch etwas ängstlich, doch als ich merkte, dass man mich nicht erkannte, gewann ich Vertrauen, wir gingen sogar in eine Konditorei, wo ich als Fräulein tituliert wurde, was uns köstlich amüsierte.

Endlich kam der Tag der Vorstellung, mein Erfolg war ein durchschlagender; keine wirkliche Dame hatte besser gespielt. Man fand nicht nur mein Aussehen, sondern auch mein Spiel echt weiblich. Man war so entzückt, dass, als eine Woche nachher in demselben Hause ein kleiner Ball gegeben wurde, allgemein der Wunsch geäussert wurde, ich möge auf demselben als Mädchen gekleidet erscheinen. Mama war so gut, es zu gestatten und als auf dem Balle meine Schwester, der ich zum Verwechseln

ähnlich sah und ich hinter Mama eintraten, ging ein allgemeines Ah durch den Saal, alle Tänzer rissen sich um mich, ich war entschieden die Ballkönigin und bekam beim Kotillon die meisten Bouquets.

Ein Jahr darauf starb meine Schwester am Typhus und abermals ein Jahr später meine Mutter an Lungenentzündung. Da ich ruhig und vernünftig war, liess mich mein Vormund mit 21 Jahren grossjährig erklären. Bevor ich zu der jetzigen Phase meines Lebens komme, will ich ein Bild von mir in diesem Momente geben.

Obzwar 21 Jahr alt, sehe ich aus wie ein zarter, kleiner, 14jähriger Knabe, Gesichtszüge ungemein fein, Teint rosig, kleiner Mund, grosse dunkelblaue Augen mit grossen Wimpern, vollkommen bartlos, ein wahres Mädchengesicht; Haut sehr weich und weiss, Gestalt zierlich, Hüften breit, Arme rund, auf der Brust etwas Fettpolster, sodass die Brüste etwa denen eines 15jährigen Mädchens gleichen, Hände und Füsse klein, der ganze Körper glatt, nur die Geschlechtsteile schwach behaart, der Penis so klein, wie der eines 10jährigen Knaben, im Scrotum nur ein Hoden, etwas grösser wie eine Haselnuss (Kryptorchismus), Stimme sehr hoch, ein Geschlechtstrieb fehlt vollkommen; mein Kopfhaar, das sich weich und seidig anfühlt, trage ich à la vierge gekämmt. So war ich als ich ganz selbstständig wurde und ein bedeutendes Vermögen zu meiner Verfügung stand. Da meine Neigungen stärker denn je, ging ich baldigst daran, mich ganz zu feminisieren.

Meine bisherige Wohnung war mir zu herrenmässig, ich richtete mir daher in einigen Räumen, die früher von meiner Mutter und Schwester bewohnt waren, eine Wohnung her mit allem Luxus einer eleganten Modedame. Das Schlafzimmer wurde weiss, das Boudoir blau, das Toilettezimmer rosa, der eine Salon mit gelbem, der andere mit rotem Damast eingerichtet, das Esszimmer weiss und gold. Männliche Bedienung habe ich nie gemocht und wurde dieselbe jetzt durch weibliche ersetzt. Marianne und ihre Tochter Julie, die beiden Kammerfrauen, waren nach dem Tode meiner Mutter und Schwester ohne Beschäftigung, beide dem Hause sehr attachiert und da sie meine Passionen genau kannten, für mich sehr passend. Ich setzte sie von meinen Plänen in Kenntnis, appellierte an ihre Anhänglichkeit und Verschwiegenheit, beide nahmen freudig an. Julie übernahm sogleich meine persönliche Bedienung. Nun füllten sich bald die Kästen mit der besten Damenwäsche, Hemden, Hosen aus feinstem Battist und Seide mit Spitzen und Bändern geziert, seidene und Battist-Unterröcke,

ebenfalls mit Spitzen, seidene Strümpfe, Hüte, Schuhe etc., vor allem die schönsten Roben aller Art; es waren ihrer viele, solche für junge Mädchen und solche für junge Frauen, Ballroben mit und ohne Schleppe, Soiréetoiletten, allerlei Strassen- und Haustoiletten, Deshabillées, Matinées, Mäntel, Jäckchen, auch Kostüme für Maskenbälle, ich erwähne nur Bäuerin, Spanierin Baby, Fantasieblumenmädchen, Schäferin à la Watteau, Rococodame, Marie Stuart, Empirekostüme. Was meine Tageseinteilung anlangt, so nehme ich nach dem Frühstück um 10 Uhr ein laues, parfümiertes Bad, nachher kleidet mich Julie an, irgend eine elegante mit Spitzen verzierte Matinée oder ein Hauskleid. Den Vormittag verbrachte ich dann mit Stricken, Häckeln, Klavierspiel, Lektüre. Nach dem Dejeuner, das um 1 Uhr serviert wird, musste ich mich manches Mal noch als Mann kleiden, doch geschah dies nur sehr selten, da ich mich aus meinem früheren Kreise mehr und mehr zurückgezogen hatte. Die Männerkleider waren mir sehr lästig, meist blieb ich Dame, auch wenn ich ausfuhr und ausging, niemand erkannte meine Verkleidung, ich war eben für den Unterrock geboren. Marianne war als Gardedame herausstaffiert worden. Um 7 Uhr war Dinerstunde, abends pflegte ich öfters das Theater zu besuchen, hierzu kleidete ich mich als junges Mädchen oder als junge Frau, Marianne chaperonierte mich und sah sehr possierlich an ihrem Ehrenplatze aus. Besonders gern besuchte ich ein Operettentheater, dessen Star, eine Sängerin, namens Lea, beinahe ausschliesslich in Hosenrollen auftrat. Sie war für dieses Genre wie geschaffen, hoch und schlank gewachsen, das Gesicht schön doch scharf geschnitten mit männlichen Zügen, die Stimme mit merkwürdig tiefem Timbre. Wenn sie als Mann auftrat, war sie ganz Mann, sie ging und bewegte sich als solcher, alles weibliche war bei ihr verschwunden; sie trug kurz geschorenes Haar und ging zu Hause stets in Männerkleidern, auch hörte ich von ihr erzählen, sie fühle sich unglücklich in ihrem Geschlecht. Es drängte mich, ihre Bekanntschaft zu machen. In einem Briefe entwarf ich ein Bild von mir, meinem Fühlen und Denken und drückte den sehnlichsten Wunsch aus, mich ihr vorzustellen. Umgehend erhielt ich eine bejahende Antwort; sie lud mich für den folgenden Tag nach dem Theater zu sich, mit dem Beifügen, dass wir allein sein würden, da wir uns viel zu sagen haben würden. Ich machte sorgfältige Toilette, mein Haar wurde in einen griechischen Knoten gesteckt und mit Brillanten umgeben etc. etc., in einen langen mit Seide gefütterten Mantel gehüllt, fuhr ich zu Lea,

welche mich in einem chiken Frackanzuge erwartete; sie machte wirklich ganz und gar den Eindruck eines feinen jungen Herrn. Als ich eintrat, kam sie verwundert auf mich zu, wir standen einen Moment unter dem Eindrucke, dass wir seelenverwandt, uns gefunden; welche merkwürdige Metamorphose, sie das Weib stand da, als eleganter junger Mann und ich der Mann dagegen als schüchternes Mädchen. Endlich küsste mir Lea galant die Hand und machte mir Komplimente über mein Aussehen und meine Toilette, wir freundeten uns gleich an, wir waren ja ganz dazu geschaffen, uns zu verstehen. Beim Thee sitzend, sprachen wir lange, lange über unser Empfinden und Denken, gleich am ersten Tage schütteten wir uns das Herz aus; ich hatte richtig vermutet, Lea war das Gegenstück zu mir, mir gefiel an ihr das männliche Wesen und sie wiederum fand Gefallen an meiner Mädchenhaftigkeit. Erst spät in der Nacht kehrte ich heim. Wir sahen uns beinahe täglich. Ich lernte bei ihr auch einen Prinzen aus königlichem Hause, der im gewöhnlichen Leben Leutnant in einem Kavallerie-Regiment ist, in einem reizenden duftigen Kleidchen aus weissem Thautropfentüll mit Maiglöckchen etc. kennen. Er klagte sehr über seine Stellung, wie gern würde er die Uniform mit Mädchenkleidern, den Säbel mit dem Fächer vertauschen, der arme Junge! Bis nun war ich wirklich ganz unverdorben, ganz unschuldig. Durch Lea wurden mir die Augen geöffnet, mein Staunen war gross, doch der natürliche Trieb ist mächtiger, als alle Gesetze, ich fürchte mich nur vor dem Moment, wo ich wieder Mann werden muss, wenn die Täuschung nicht mehr fortgesetzt werden kann. Dennoch tröste ich mich mit dem Gedanken, dass ich mehr Glück hatte, als viele meiner Leidensgenossen, indem ich eine Zeit lang wirklich das sein konnte, was ich bin und dabei glücklich war."

Nur ein kleiner Bruchteil urnischer Männer und Frauen werden unter den geschilderten Umständen zu einer Art Scheinehe gelangen können, die meisten werden auf die grossen Güter, die eine eigene Familie in sich birgt, von vornherein verzichten müssen. Es ist zu verstehen und zu verzeihen, wenn Urninge selbst in ihrer traurigen Vereinsamung auf den sonderbaren Gedanken verfielen, dass auch Ehen zwischen Personen desselben Geschlechts eingegangen werden könnten, selbst ein Mann wie Ulrichs spielte mit dieser Idee, deren Widersinnigkeit

doch schon daraus erhellt, dass in solchen Fällen der Hauptzweck der Ehe, die Erhaltung der Art, die Erzeugung und Erziehung von Kindern unmöglich ist. Fällt aber auch für die Urninge der Zweck hinweg, so bleibt doch auch für sie der Grund zur Einehe, die individuelle Liebe bestehen. Denn nur in der Richtung, nicht in der Stärke und Art ist die homosexuelle Liebe von der heterosexuellen verschieden. Dort wie hier kommt neben der Neigung zu einem bestimmten Genre die rein individuelle Liebe vor mit ihrer starken Tendenz zur Dauerhaftigkeit, mit ihrer Sehnsucht und Eifersucht, der Sorge um den Alleinbesitz und den Schwüren ewiger Treue.

Hierdurch erklärt es sich, dass auch unter Personen gleichen Geschlechts Bündnisse von langer Dauer vorkommen, die den Charakter der Ehe an sich tragen. Namentlich unter Frauen ist uns eine beträchtliche Anzahl „fester Verhältnisse“ bekannt geworden; die eine „der Mann“ steht im aktiven Erwerbsleben, die andere versieht das Haus. Auch Urningspaare, welche jahre- und jahrzehntelang, manchmal ihr Leben lang zusammenwohnen und wirtschaften, gehören in Grossstädten nicht zu den Seltenheiten. In Berlin giebt es ein Schauspielerpaar, wo der jüngere sogar den Namen des älteren angenommen hat. Die Hochzeitsfeste römischer Cäsaren mit Jünglingen, von denen die alten Schriftsteller berichten, sind weder ein Vorrecht der Cäsaren noch der Antike. Die unterbrochene Hochzeitsfeier des Amerikaners Withney mit einem preussischen Ulanen erregte vor einigen Jahren in Berlin grosses Aufsehen, aber dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da.

Es sind jetzt etwa fünf Jahre, dass ich selbst einmal Gelegenheit hatte, einem solchen Vorgang beizuwohnen. Ein Patient von mir, der mein Interesse für dieses noch so wenig erforschte Gebiet menschlichen Lebens kannte, schrieb mir, ob ich der Trauung eines homosexuellen Paares beiwohnen

wolle. Ich willigte ein und fand mich zur angegebenen Stunde Sonntag Nachmittags in dem bezeichneten Lokal der Friedrichstadt ein. Als ich eintrat, sah ich gegen 50 Herren, die offenbar den besseren Ständen angehörten, in Gesellschaftstoilette versammelt; ein Altar, von Blattpflanzen umgeben, war errichtet, zahlreiche Kerzen brannten; nicht lange und es erschien ein älterer bartloser Herr in der Tracht eines Geistlichen und betrat den Altar; auf dem Harmonium wurde ein weihevolles Lied gespielt, in das die Versammelten einstimmten. Unter diesen Klängen zog das Brautpaar, von Brautjungfern, ebenfalls Herren, geführt, ernst und feierlich in den Raum, es waren zwei junge Leute, der eine Ende, der andere Anfang der Zwanziger, beide im Frackanzug, der ältere trug einen Myrthenstrauss im Knopfloch, der jüngere einen Myrtenkranz und einen lang herabwallenden Schleier. Der Pseudogeistliche hielt eine Rede, in welcher er auf die Innigkeit dieser Freundesliebe, den Entschluss, auch äusserlich den Bund zu besiegeln hinwies und beide aufforderte, in allen Lagen des Lebens treu zu einander zu halten. Beim Wechseln der Ringe sagte er:

Und nun vereinigt Euch das Sakrament,
Bis Zwietracht oder Tod Euch trennt.

Dann wieder Musik und allgemeines Beglückwünschen. Auf mein Befragen teilte mir der „Kaplan", — so nannten sie den Geistlichen, — mit, dass er zum neunten Mal in dieser Weise amtiere. Für manche Teilnehmer schien der Vorgang etwas Scherzhaftes, für viele Leser wird er etwas Blasphemisches haben, für mich hatte es etwas tief Erschütterndes. Uebrigens sah ich das Paar vor einigen Wochen zum ersten Male wieder in einem Caféhause und erfuhr, das bisher das Verhältnis ein ungetrübtes sei.

Wenn man auch aus naheliegenden Gründen solche Geschehnisse nicht wird billigen können, so hat es doch für einen Urning stets grossen Vorteil mit gleich Em-

pfindenden in nähere Beziehungen zu treten. Das ist vor allem therapeutisch wohl zu beachten. Man denke dabei nicht an sexuelle Verhältnisse, aber die Urninge haben unter demselben Drucke stehend, so viele gemeinsame Interessen, dass allein der Meinungsaustausch gleich Fühlender Trost und Erleichterung in hohem Maasse gewährt. Schon der unverheiratete Urning hat den grossen Vorzug vor den verheirateten, dass er wenigstens abends in seinen vier Wänden die Maske der Heuchelei ablegen kann, welche der Tag ihm aufzwingt, er hat nicht zu fürchten, dass die Seufzer, die sich seiner Brust entringen, jemanden verletzen. Gewiss liegt in dem Verzicht auf eheliches Glück eine der grössten Entsagungen, welche einem Menschen auferlegt werden kann, aber zur Unfruchtbarkeit ist man damit nicht verurteilt. Unter den Grössten aller Zeiten gab es solche, die nicht Menschen der Ehe waren und sich vielleicht grade darum leichter frei von vielen Rücksichten und Lasten zur Supervirilität entwickelten. Kann der Homosexuelle auch nicht leibliche, so kann er doch auf allen Gebieten menschlichen Fortschritts geistige Früchte hinterlassen, viele thaten es und jedes strebe danach, im Kleinen oder im Grossen jeglicher nach seiner Kraft.

Uranismus
oder
Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern.

Von
Dr. F. Karsch,
Privatdozent in Berlin.

„. . . trahit sua quemque voluptas"
Vergilius: Alexis 65.

Einleitung.

In einer Zeit, welche die bewunderungswürdigsten Erfindungen zum Gemeingute Aller macht, Erfindungen, an die unablässig die verbessernde Hand gelegt wird, um immer neue Geheimnisse der Materie und der Kräfte aufzuspüren, bleibt ein Bestandteil des menschlichen Liebestriebs zur Unfruchtbarkeit verurteilt und Ungezählten, Unterrichteten und Ununterrichteten, ein Buch mit sieben Siegeln. Diesen Ungezählten erscheint ein Liebestrieb, der zum Verkehr der beiden verschiedenen Geschlechter mit einander drängt, an deren Zusammentreffen die Erhaltung und Vermehrung ihrer Art gebunden ist, als eine Selbstverständlichkeit und deshalb weiterer Beachtung kaum wert; und darüber hinaus giebt es nur ein — Laster oder ein Nichts!

Nun aber drängte sich im sozialen Leben eines der hervorragendsten Kulturvölker, der alten Griechen,

eine andere Form des Liebestriebs mit aller Macht an die Oberfläche; sie musste dadurch auffallen, dass sie dem Bedürfnisse nach Erhaltung und Vermehrung in keiner Weise Rechnung trug, demungeachtet aber als eine leidenschaftliche, sinnige oder sinnliche Neigung von Personen des gleichen Geschlechtes zu einander sich kundgab — eine Form des Liebestriebs, welcher daher seitdem die Bezeichnung „griechische Liebe“ verblieben ist. Sie trat überall im Volke hervor, ihr konnte kein Stand sich entziehen, und gewaltige Persönlichkeiten, wie Sokrates und Sappho, wurden dermassen von ihr ergriffen, dass sie von ihr sich vollkommen beherrscht fühlten. In Deutschland beginnt eine analoge Entwickelung sich zu vollziehen: die griechische Liebe treibt hier aus schimpflicher Verborgenheit an das helle Licht des Tages und kämpft mit allen erlaubten Mitteln für ihre gesellschaftliche Berechtigung. Aber noch überträgt, wer ihr fernsteht in Deutschland und als Mann Plato's herrliche Schriften geniessen will, den immer wiederkehrenden „Knaben“ oder „Jüngling“ in die ihm als Liebesgegenstand allein verständliche „Jungfrau“ oder „Maid“. Die von griechischer Liebe Erfüllten begreifen wohl die deutsche Liebe des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne und sie wissen deren möglichen hohen ethischen Wert vollauf zu würdigen — allein verstanden werden sie selbst noch nicht; Aufrichtigkeit, Erziehung und Gewohnheit können da vielleicht Wandel schaffen, wenn man mit Méry's verständnislosem „plaignons et passons“ *) — bedauern und dulden wir sie! — sich nicht zufriedengeben, sondern als ebenbürtiges Glied mit den Anderen der Nation, gemäss den persönlichen Anlagen und Fähigkeiten, auf seine Art, dem Ganzen sich nützlich erweisen will.

---

*) Joseph Méry, Monsieur Auguste, Nouvelle édition, Paris, 1867, Michel Lévy frères, Seite 93.

Der griechischen Liebe wird nachgesagt, dass sie bei Tieren nicht vorkomme und daher unnatürlich sei und dass sie nur als ein Ergebnis von Ueberkultur sich einzustellen pflege. Beide Vorwürfe sind unberechtigt. Ueber das häufige, unter Umständen regelmässige Vorkommen derselben im Tierreiche brachte der 2. Jahrgang dieses Jahrbuchs erst im vergangenen Jahre eine Zusammenstellung, welche leicht bereichert werden könnte, und hier wird nunmehr der Versuch unternommen, eine zusammenhängende Darstellung der griechischen Liebe bei den Naturvölkern der Erde zu liefern, gegenüber denen aller Verdacht ausgeschlossen ist, dass Verfeinerung der Sitten, dass Ueberdruss am Normalen, dass Ueberkultur in irgend einer Richtung sie könne herbeigeführt haben. Von Friedrich von Hellwald liegt (456) der allgemeine Ausspruch vor, dass „unnatürliche Laster", wie man vorzugsweise die griechische Liebe, wenigstens in einigen ihrer Formen, zu nennen beliebt, nirgends häufiger seien, als gerade unter wilden Stämmen.

Josef Müller (Renaissance, Zeitschrift für Kulturgeschichte, Religion und Belletristik, 1. Jahrgang, Heft 1—4, Augsburg, Lampart) hat 1900 eine Arbeit: „Das sexuelle Leben der Naturvölker" erscheinen lassen (auch separat, 50 Seiten), in welcher mit keinem Worte der griechischen Liebe gedacht wird. „Statt der Anhäufung massenhaften Materiales, unkontrollierbarer Reiseberichte u. s. w." suchte J. Müller „unter sorgfältiger Sichtung und Kritik des reichen Stoffes das Prägnante und Typische herauszustellen und den gefundenen Thatbestand möglichst einfach zu erklären." Allein die griechische Liebe ist ein wesentlicher Bestandteil des sexuellen Lebens der Naturvölker. Schon A. Erman hat mit Nachdruck betont, dass ihr Vorkommen bei Urvölkern in der Anthropologie nicht dürfe übersehen werden, sei es nun, dass man wegen derselben den Menschen

um so eher mit den Affen verwandt oder gerade umgekehrt seine Abstammung von irgend einem unverderbten Tiere für unwahrscheinlich halten wolle (Erman 1871, 163—164).

Obwohl mit der grössten Sorgfalt und ohne Schonung der Zeit angelegt und durchgeführt, erhebt die vorliegende Arbeit dennoch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit und Musterhaftigkeit. Schon der Umfang der grösstenteils äusserst schwer zu erlangenden, vielfach sehr seltenen oder überaus kostspieligen Literatur liess diesen Wunsch geradezu unausführbar erscheinen; auch bildete die Mannigfaltigkeit der Sprachen, in denen der hier erörterte Gegenstand Behandlung gefunden, ein fast unüberwindbares, in jedem Falle aber zeitraubendes Hindernis. Für jede gefällige Mitteilung von Auslassungen wird der Verfasser daher herzlich dankbar sein!

Abgrenzung der Begriffe Päderastie und Tribadie.

Päderastie und Tribadie sind hier im umfassendsten Sinne genommen: jede Erregung geschlechtlicher Natur (Orgasmus), in welche ein männliches Wesen durch ein anderes männliches Wesen seiner Art versetzt wird, fällt unter den Begriff Päderastie (eigentlich Liebe zu Knaben oder Jünglingen); jede Aufwallung der Geschlechtsthätigkeit, in welche ein weibliches Wesen durch ein anderes weibliches Wesen seiner Art gerät, fällt unter den Begriff Tribadie. Es kommt dabei gar nicht in Betracht, ob der sexuelle Reiz ausgelöst werde oder nicht und noch weniger, in welcher Weise er etwa ausgelöst werde; es spielt dabei durchaus keine Rolle, ob die sexuell erregte Person des Glaubens lebt, dass lediglich allgemeine Schönheit eines menschlichen Wesens des gleichen Geschlechtes, dass Liebenswürdigkeit oder eine

eigene Art von passiver Hingebung seitens eines Knaben, eines Mannes oder eines weiblichen Individuums die Ursache der sexuellen Erregung abgebe, oder ob die sexuell erregte Person fühlt und weiss, dass ein bestimmter Körperteil, der Geschlechtsteil, die Lenden, die Augen, das Haar, oder ein dem geliebten Körper entströmender Geruch, oder die Stimme, oder die Bewegungen des Erregers den Orgasmus hervorrufen; es ist auch nicht erforderlich, dass die sexuelle Erregung durch ein Wesen des gleichen Geschlechts die einzig mögliche sei; wer noch anders, wer als Mann ausser durch ein männliches Wesen auch noch durch ein weibliches geschlechtlich erregt werden kann, ist eben mehr als reiner Päderast, und wer als Weib ausser durch ein weibliches Wesen auch noch durch ein männliches sexuell gereizt werden kann, ist eben nicht blos reine Tribade. Innerhalb der unendlich mannigfaltigen Abstufungen und Kombinationen von Erregung geschlechtlicher Thätigkeit oder von Liebesempfindungen und Triebeshandlungen, zu denen der päderastische und tribadische Liebestrieb führen kann, scharfe Grenzen ziehen zu wollen und etwa nur die Personen für Päderasten oder Tribaden anzuerkennen, welche mit dem Kusse auf die Lippen des geliebten Gegenstandes gleichen Geschlechts sich nicht begnügen können oder wollen, erscheint ebenso ungereimt, wie es dem Helden in Fridolin's heimlicher Ehe von Adolf Wilbrandt unmöglich war, Grenzen zwischen weissen und schwarzen Menschen in Hinsicht ihrer Färbung aufzustellen: wer eine Lücke in der Reihe findet, der trete nur hinein, denn er hatte sich selbst ausser Acht gelassen; es giebt eben auch Uebergangspäderasten und Uebergangstribaden. Der geringere oder höhere Grad von Selbstbeherrschung ändert doch an der gegebenen sexuellen Anlage nichts; denn so gewiss der ein Blumenfreund sein muss, welcher Blumen pflückt, um

mit ihnen seinen Wohnraum zu schmücken, so gewiss ist es auch der, der ihren Duft geniesst, ohne es über sich gewinnen zu können, sie zu brechen; das Wesentliche bei der Päderastie und Tribadie ist der durch ein Wesen desselben Geschlechtes hervorgerufene Orgasmus.

Die von mir für die vorliegende Arbeit gewählten Bezeichnungen Päderastie und Tribadie haben nun aber in der auf Naturvölker bezüglichen Literatur fast gar nicht Anwendung gefunden. Ausser gewissen, einer vorurteilslosen wissenschaftlichen Forschung unwürdigen und dem rücksichtslosen Bekenntnis der Thatsachen hinderlichen Umschreibungen, wie „Verbrechen wider die Natur", „verabscheuungswürdige, unnatürliche Laster" und dergleichen mehr, kehrt besonders häufig, wenigstens in den französischen und italienischen Werken, der Ausdruck Sodomie wieder; da er sowohl den Gebrauch des Weibes durch den Mann an unrechter Stelle (ultra vas debitum) als auch den Gebrauch des Mannes durch den Mann beim coïtus in anum bezeichnet, so fällt er nicht ganz mit Päderastie zusammen; für den Geschlechtsverkehr zwischen Mensch und Tier, der vielfach Sodomie heisst, verwenden dann jene Schriftsteller die Bezeichnung Bestialität. Der geistvolle Montesquieu behandelt die Päderastie als eine „crime contre nature", ein Verbrechen gegen die Natur. Die spanischen Geschichtsschreiber der Indianer haben für den päderastischen Verkehr den Ausdruck „pecado nefando" oder „pecado abominable" oder „pecado aborrecible", bald ohne Zusatz, bald mit dem Zusatze „contra natura" oder „de Sodoma"; hier häufen sich in den Schriften Gomara's und Oviedo's, bei der Empörung, in welche diese befangenen Beobachter der Naturvölker sich hineinschrieben, die „schmückenden" Beiwörter, so in „abominable é sucio pecado" oder gar „diabólico é nefando acto de Sodoma"; die der Päderastie Ergebenen aber nannten sie „sodomitas

abominables“. Bei Peter Martyr findet sich der geschmackvolle Terminus „odia intestina“.

Es bedarf nun noch der Erläuterung einiger Ausdrücke, welche gleichsam das Gerippe für die verschiedenen Formen der Päderastie und Tribadie abgeben. Schwärmerische Liebe des Päderasten heisst nach dem Philosophen Plato platonische Liebe; sie wird unter den Naturvölkern von den Manghabei auf Madagaskar angegeben; schwärmerische Liebe bei den Tribaden wird nach der Dichterin Sappho sapphische Liebe genannt; ihr Gegensatz ist die rein sinnliche Liebe, die auch lesbische Liebe heisst. Von den geschlechtlichen Akten zwischen Personen desselben Geschlechts sind die wichtigsten: 1. die Auslösung des Orgasmus mit Hülfe der Hand oder eines Instrumentes, die Masturbation oder Manustupration, eine gegenseitige Onanie bei Päderasten und Tribaden; über sie wird von den Mädchen mehrerer Negerstämme Afrikas berichtet, sowie von den Tribaden Zanzibars mit Hülfe eines Penis aus Ebenholz; 2. die Befriedigung des Wollustkitzels durch blosses Reiben der Schamteile an den Schamteilen oder sonst am Körper eines anderen Individuums des gleichen Geschlechtes, ohne Eindringen in eine Körperöffnung, eine bei Päderasten und Tribaden vorkommende Friktion; die so Handelnden heissen Friktrices oder Fricatrices; geschieht die Befriedigung beim Päderasten zwischen den Schenkeln des Geliebten, so wird der Akt als eine Nachahmung der Begattung (imitatio coïtus) aufgefasst; ähnlich bei den Tribaden Kamtschatkas mit Hülfe der Clitoris; 3. das Aufsuchen des Geschlechtsteiles des geliebten Wesens gleichen Geschlechts mit den Lippen oder der Zunge; der das Glied des Partners in den Mund aufnehmende Päderast heisst Fellator, der sein Glied Einführende Irrumator, der entsprechende Akt Fellation, beziehungsweise Irrumation; diese Art der Befriedigung

wird unter den Naturvölkern als der von den Indianern Nordamerikas bevorzugte geschildert; die Tribade, welche ihren Orgasmus durch Lecken der Scham der Geliebten auszulösen sucht, ist ein Cunnilingus; 4. erfolgt Eindringen des männlichen Gliedes in den After eines anderen männlichen Wesens, so heisst der Akt Pädikation, der aktive (handelnde, einführende) Teil ist der Pädikator, der passive (leidende) Teil Pathicus oder Cinädus, der Putos der Spanier; nach der Literatur ist diese Form des päderastischen Geschlechtsaktes bei den Arktikern (Hyperboreern) die gewöhnliche; Pädikation heisst aber auch derselbe Akt, von einem Manne beim Weibe ausgeführt.

Da nun Päderastie und Tribadie doch nur als Teilerscheinungen eines besonderen, auf das gleiche Geschlecht gerichteten Sexualtriebes sich darstellen, so ist es wünschenswert, eine Bezeichnung zu haben, welche beide zusammenfasst; und obwohl eine solche in dem Ausdruck „griechische Liebe“ bereits vorhanden war, so hat doch der hannoverische Amtsassessor Karl Heinrich Ulrichs (Numa Numantius) einen neuen Terminus dafür eingeführt, den ich in die Ueberschrift der vorliegenden Studie übernahm. In seiner ersten Schrift über mannmännliche Liebe „Vindex“, sozial-juristische Studien, Leipzig, Matthes, 1864 (neue Aufl. 1898 bei Spohr), nennt Ulrichs Seite 1 den mannliebenden Mann Urning, den weibliebenden Dioning und spricht von urnischer und dionischer Liebe; diese seine Bezeichnungen entstanden durch Umwandlung der griechischen Götternamen Uranus und Dione, da eine poetische Fiction des Philosophen Plato in dessen Gastmahl, Kapitel 8 und 9, den Ursprung der mannmännlichen Liebe vom Gotte Uranus allein, ohne Mitwirkung eines Weibes ableitete, den weibliebenden Mann dagegen auf dem üblichen Wege von der Göttin Dione entstehen liess (Ulrichs „Vindex“

Seite 2). Für die Liebe der Urninge und der Tribaden oder Urninginnen bediente sich dann später Ulrichs in seiner dritten Schrift über mannmännliche Liebe, „Vindicta“, Kampf für Freiheit von Verfolgung, Leipzig, Matthes, 1865 (1898 bei Spohr), Seite 20, des zusammenfassenden Terminus Uranismus. Für Uranismus ist jetzt das sprachwidrige Wort Homosexualität (Liebe zum gleichen Geschlechte) im Gegensatze zu Heterosexualität (Liebe zum anderen Geschlechte) sehr in Mode gekommen. Die Päderasten von heute reden von Urningtum, und da sie den Worten Urning und Urningin als unschön klingend, abhold sind, so haben sie selbe in Uranier und Urninde umgewandelt. Unter seinen Urningen unterschied Ulrichs scharf solche, die Männer in den besten Lebensjahren lieben und oft ein mehr weibisches als männliches Wesen zeigen, die er Weiblinge nannte, und solche, welche an jungen Männern, an Knaben im Pubertätsalter und an Jünglingen Gefallen finden und meist mehr männlich erscheinen mit nur dem Kennerauge bemerkbaren weiblichen Zügen, die er Mannlinge nannte, so dass das Urningtum aus einem Weiblingtum und einem Mannlingtum sich zusammensetzt.

Das Studium des Uranismus bei den Naturvölkern ergiebt eine sehr merkwürdige Erscheinung, welche die Naturvölker in einen gewissen Gegensatz zu den Kulturvölkern bringt. Bei dem Kulturvolke der alten Griechen nicht nur, sondern anscheinend auch bei allen heutigen Kulturvölkern, herrscht unter den Päderasten das Mannlingtum in einer so auffallenden Weise vor, dass man die Sittlichkeit der männlichen Jugend durch sie bedroht glaubt und durch Gesetze sie zu schützen sucht; bei den alten Griechen ward die mannmännliche Liebe ebendaher auch als Päderastie, d. h. als Liebe zu den Knaben oder Jünglingen, aus der Taufe gehoben. Ganz im Gegenteil tritt bei den Naturvölkern der

Mannling vollständig in den Hintergrund und auf der Bildfläche erscheint ein ausgesprochenes Weiblingtum, welches sich nicht darauf beschränkt, von Männern aufgesucht zu werden, sondern selbst Männer aufsucht und sich gern in die Tracht des Weibes kleidet, um, womöglich, die Verbindung mit dem geliebten Manne durch eine Heirat gesetzlich zu krönen. Fast jede ihrer Sprachen hat für die Weiblinge, Pathici oder Cinäden, der zugehörigen Völkerstämme ein besonderes, oft überaus bezeichnendes Wort. Ich möchte nicht unterlassen, alle mir bekannt gewordenen hier alphabetisch geordnet zusammenzustellen, obwohl der Leser ihnen allen im Kapitel „Päderastie bei den Naturvölkern" noch einmal begegnen wird. Die Weiblinge heissen:

Achnutschik bei den Konjagen, nach Holmberg;
Agokwas bei den Tschippewäern, nach Tanner;
Bardaches bei den Canadiern, nach Prinz Max. zu Wied;
Bote bei den Crow-Indianern, nach Holder;
Burdash in der Tulalip-Sprache, nach Holder;
Camayoa in der Cueva-Sprache, nach Oviedo;
Cudinas bei den Guaicurus, nach v. Martius;
Cusmos bei den Laches, nach Piedrahita;
Hanisi bei den Negern Zanzibar's, nach Baumann;
Joyas bei den Californiern, nach Duflot de Mofras;
Kéelgi bei den Korjaken, nach Erman;
Koiach oder Koiachtschitsch bei den Kamtschadalen, nach Steller; Kojektschutschi nach Erman;
Kotoruie (russisch) bei den Kamtschadalen, nach Krascheninikow;
Maricones bei Indianern der Anden Perus, nach Pöppig;
Mahhus (Mahoos) auf Tahiti, nach Turnbull;
Míhdäckä bei den Mandan, nach Prinz Max. zu Wied;
Mke-simume bei den Negern Zanzibar's, nach Baumann;
Mujerado bei den Pueblo-Indianern, nach Hammond;
Mzebe bei den Negern Zanzibar's, nach Baumann;

Sarimbavy bei den Hova Madagaskar's, nach Lasnet;
Schoopan (russisch) bei den Konjagen, nach Lisiansky;
Secatra bei den Sakalaven Madagaskar's, nach Lasnet;
Secatses bei den Betanimenen, nach Lacombe;
Tsecats bei den Manghabei Madagaskar's, nach Flacourt.

Abgrenzung des Begriffes Naturvölker.

Die Naturvölker werden hier ungefähr in demselben Umfange gefasst, welchen ihnen Waitz in seiner Anthropologie derselben gegeben hat; nur die Abyssinier und die Nubier bleiben ausser Behandlung.

Die Begriffe Naturvölker und Kulturvölker sind so alt wie die Ethnologie. Sie haben mannigfache Wandlungen durchgemacht. Denn während z. B. im 18. Jahrhunderte der Zustand der Naturvölker noch mit dem Zustande der Urzeit des Menschengeschlechtes von den Ethnographen identifiziert wurde, liessen die Ethnologen des 19. Jahrhunderts diese Auffassung als irrig und irreführend gänzlich fallen. Naturvölker sind nun nicht mehr auf der Stufe der Urzeit stehen gebliebene Völkerschaften, sondern Völkerstämme, welche sich in so vollständiger Harmonie mit ihrer Umgebung befinden, dass ein Gefühl sorglosen Frohsinnes und ruhiger Zufriedenheit, eine freiwillige Beschränkung auf das Vorhandene oder ohne grosse Mühe Erreichbare, eine Enge des geistigen Umkreises sie an weiterem Fortschritt verhindert. Naturvölker brauchen daher nicht weit ab von aller Kultur zu leben oder den Einflüssen bestimmter Klimate ausgesetzt zu sein, um Naturvölker zu bleiben; sie können vielmehr neben, selbst mitten unter Kulturvölkern wohnen, ohne dass eine Kulturübertragung eintritt. Zwar ist nicht erforderlich für ein Naturvolk das völlige Fehlen jedweder Empfänglichkeit für Kultur überhaupt; sie können sogar weniger oder mehr zu ihr hin-

neigen; indessen bleibt die charakteristische Erscheinung bestehen, dass sie selbst durch die engste Berührung mit Kulturvölkern kaum bemerkbar gefördert werden, also Naturvölker bleiben und als solche, neuen Einflüssen erliegend, entweder aussterben oder aber in einem Kulturvolke völlig aufgehen und so ihre Selbständigkeit verlieren. Das Wesentliche der Naturvölker liegt daher im Stillstand, das der Kulturvölker in der unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung; in der Beharrung findet das Naturvolk sein Lebensglück, im Fortschritt nach allen Richtungen das Kulturvolk; Hauptbedürfnis ist den Naturvölkern die Ruhe, den Kulturvölkern die Arbeit. Die beachtenswerte Thatsache, dass innerhalb der Kulturvölker ein individueller Gegensatz zwischen Fortschritt und Selbstbeschränkung überall sich wiederfindet, spricht dann viel weniger gegen einen fundamentalen Unterschied zwischen Naturvölkern und Kulturvölkern, als für die von allen Ethnologen der Gegenwart vorausgesetzte Einheit des Menschengeschlechtes.

Innerhalb des Begriffes Naturvölker ist unlängst ein neuer Unterbegriff aufgetaucht, der Begriff der Hordenvölker; als Hordenvölker gelten zur Zeit in Afrika die Buschmänner, die Batua, die Ewé (Akká), die Akkoa (Abongo) und die Bojaëli, auf Ceylon die Wedda; alle diese Hordenvölker kennzeichnen sich als Zwergvölker (Bernhard Bruhns, Definition des Hordenvölkerbegriffs auf Grund einiger gegebener typischer Formen, Inaugural-Dissertation, Leipzig, Naumann, 1898). Ueber Päderastie und Tribadie bei den Hordenvölkern ist mir nichts bekannt geworden.

Wer den Wunsch hegt, sich über die hier in Rede stehende schwierige Materie weiter zu unterrichten, findet Ausführliches in den nachfolgend angeführten Schriftwerken:

Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. 1. Teil.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen. Leipzig, Fleischer, 1859. 2. Auflage von G. Gerland, 1877.

Th. Achelis, Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgabe. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. Stuttgart, Enke, 1896 (Seite 316—330).

A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig, Duncker & Humblot, 1896.

Heinr. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Leipzig, Bibliographisches Institut, 1900 (Seite 63—77).

Die für Päderastie und Tribadie in Betracht kommenden Naturvölker sind:

I. Die negerartigen Naturvölker: die Australier, die Melanesier, die Neger Afrika's und Madagaskar's;

II. die malayischen Naturvölker: die Malayen auf den ostindischen Inseln Sumatra, Java, Capul, die Malayen auf Madagaskar und die Polynesier;

III. die amerikanischen Naturvölker mit Ausschluss der Eskimo: die Indianer, und endlich

IV. die Arktiker oder Hyperboreer: die Eskimo, zumeist in Nordamerika (Grönländer, Konjagen) und die mongolenartigen Beringsvölker des nordöstlichen Asiens (Tuski, Renntier-Tschuktschen, Korjaken, Itelmen und Aleuten).

Während hinsichtlich der Päderastie bei den Naturvölkern ein Material in der Literatur vorliegt, so umfangreich, dass es in den mir zugewiesenen Rahmen sich kaum einzwängen lässt, stellt sich das Quellenmaterial bezüglich der Tribadie als äusserst dürftig heraus. Ich schicke deshalb das kurze Kapitel Tribadie dem längeren Kapitel Päderastie voraus.

Was aber meine Darstellungsweise anbetrifft, so habe ich vielfach die Schriftsteller, welche mir als Quelle dienten, ganz oder fast wörtlich übernommen, da ich es

nicht als ein Verdienst anerkenne, deutlich und charakteristisch Ausgedrücktes blos deshalb mit anderen Worten zu geben, um den Eindruck zu verwischen, dass man den Spuren Anderer gefolgt ist. Ueberall ist die Quelle genau bezeichnet; eine einfache arabische Zahl bedeutet die Seite, nur wenn sie vierstellig ist, das Erscheinungsjahr; eine römische Zahl den Band; d ist decas (Decade), l ist liber (Buch), c ist Capitel, n ist Notiz.

Tribadie bei den Naturvölkern.

I. Die negerartigen Naturvölker.

Dass lesbische Liebe bei den Negern zu Hause sei, hat schon Bastian (III 310; Schultze 1900, 163) bemerkt; jedoch sind seine Angaben ohne Quellennachweis und viel zu allgemeiner Natur.

Unter den dunkelfarbigen Bantunegern kommt bei den südwestlichen Ovaherero (Damara) eine Art Verbindung zwischen Personen desselben Geschlechtes vor, welche Oupanga oder Omapanga heisst; wenn Männer in einem derartigen Verhältnisse stehen, so besitzen sie ihre Frauen gemeinsam, sind aber Personen weiblichen Geschlechtes omapanga, so bedeutet dieses, dass sie mit einander geschlechtlichen Verkehr pflegen, was mit Wissen und Willen ihrer Eltern geschehen kann (Fritsch 227).

Konträrsexual angelegte Weiber sind nach Baumann bei den Negervölkern Zanzibar's nicht selten. Die orientalische Sitte macht es ihnen zwar unmöglich, Männerkleidung öffentlich zu tragen, doch thun sie solches in häuslicher Zurückgezogenheit. Andere Weiber ihrer Geschlechtsnatur erkennen sie an deren männlicher Haltung, sowie daran, dass ihnen ihre weibliche Kleidung nicht steht (kawapendezwi na nguo za kike). Sie zeigen Vorliebe für männliche Verrichtungen. Geschlechtliche Befriedigung suchen sie bei anderen Weibern, teils kon-

trär angelegten, teils normalen Weibern, die sich aus Zwang oder Gewinnsucht dazu hergeben. Die ausgeführten Akte sind: einander lecken (kulambana), die Geschlechtsteile an einander reiben (kusagana), und sich den Ebenholz-Penis beibringen (kujitia mbo ya mpingo); die letztgenannte Art des Genusses ist insofern bemerkenswert, als dazu ein besonderes Gerät erfordert wird; es ist dieses ein Stab aus Ebenholz in der Form eines männlichen Gliedes von ansehnlicher Grösse; derselbe wird von schwarzen und indischen Handwerkern zu dem bezeichneten Zwecke hergestellt und insgeheim verkauft; er soll bisweilen aus Elfenbein gefertigt werden. Es kommen zwei Formen des Stabes vor: die eine, einfache Form hat am stumpfen Ende eine ringförmige Kerbe, um welche eine Schnur geschlungen wird, die das eine der Weiber sich um den Leib bindet, um an dem anderen den männlichen Akt nachzuahmen; dieser Stab ist meist durchbohrt, und es wird dann zur Nachahmung der Ejakulation warmes Wasser eingefüllt; bei der anderen Form, einem Doppelpenis, ist der Stab an beiden Enden eichelförmig zugeschnitzt, so dass er von den beiden beteiligten Weibern zugleich in die Scheide eingeführt werden kann, zu welchem Behufe dieselben eine sitzende Stellung einnehmen; auch dieser Stab ist durchbohrt. Vor dem Gebrauche werden die Ebenholzstäbe eingeölt. Die beschriebenen Geräte werden ausser von Konträrsexualen auch von normalen Weibern in den Harems der Araber angewendet, in denen die Frauen bei strenger Abschliessung genügende geschlechtliche Befriedigung nicht finden, und gelten als eine arabische Erfindung. Nach den arabischen Gesetzen wird Tribadie bestraft, ebenso machen sich auch die Handwerker, welche den Ebenholzstab liefern, strafbar; dieser kann daher nur schwer und mit ziemlichen Unkosten erworben werden (B a u m a n n 669—671, mit zwei Figuren der Ebenholzstäbe).

Unter den hellfarbigen Negervölkern Südafrika's findet sich bei den Hottentotten (Koi-koin) die Masturbation der weiblichen Jugend als eine so häufige Art der geschlechtlichen Befriedigung, dass man versucht sein könnte, sie als Landessitte hinzustellen; Fritsch (283) hält es nicht für ausgeschlossen, dass die regelmässige Verlängerung der Schamlippen (sogenannte Hottentottenschürze) und auch die Verlängerung der Clitoris bei der Hottentottin gar nichts Absonderliches darstelle, sondern recht wohl wesentlich nur eine Hypertrophie in Folge der ausserordentlich häufigen Masturbation sein könne. Aus dieser wird auch nicht ein Geheimnis gemacht, vielmehr von ihr wie von der alltäglichsten Sache in den Erzählungen und Sagen gehandelt; so erzählt man, einem Mädchen sei dabei das Herz abgestossen worden; in einem anderen Falle soll ein Mädchen von den auf ihm hockenden Gespielinnen erdrückt worden sein; aber diese Vorgänge werden durchaus nicht ihrer Wunderbarkeit halber erzählt, sondern sie dienen nur als Anknüpfungspunkte und Ausgangspunkte für nachfolgende Gespenstergeschichten (Fritsch 351). Auf meine Anfrage, ob in solchen Fällen Masturbation zu zweien, also Tribadie gemeint sei, hatte Herr Geheimrat Professor Dr. Gustav Fritsch die Freundlichkeit, mir zu erwidern und die Veröffentlichung seiner Erwiderung mir zu gestatten: „Wenn Mädchen mit einander ‚omapanga‘ sind, so treiben sie Unzucht mit einander. Dabei handelt es sich also sicher um mindestens zwei Individuen; die Art der Unzucht ist wohl wechselnd, doch scheint lesbische Liebe jedenfalls weniger verbreitet als gegenseitige Masturbation, sei es manuell, sei es mittelst eines passenden oder unpassenden Fremdkörpers. Auf einen Fall letzterer Art bezieht sich die Stelle, wo die eine Gespielin der andern, indem sie auf ihr hockte, das Herz abgestossen habe. Dabei handelt es sich mit grösster Wahrscheinlichkeit um

ein Durchstossen des Scheidengewölbes und Eröffnung der Peritonealhöhle mittelst eines harten Gegenstandes. Ich erinnere mich aus meiner Studienzeit eines von Langenbeck erwähnten Falles, wo ein Mädchen sich selbst mittelst eines Bleistiftes masturbierte, beim unerwarteten Erscheinen der Lehrerin sich niedersetzend, den Bleistift durch das Scheidengewölbe in die Blase stiess und daran zu Grunde ging."

II. Die malayischen Naturvölker.

Auf Tahiti gab es nach Bastian unzüchtige Tänze der Mädchen (Timoradi-Tänze), an denen Weiber nach ihrer Verheiratung nicht mehr teilnehmen durften (Bastian III 307); um welche Art Unzucht es hier sich handelt, wird nicht bezeichnet, auch eine Quelle nicht angegeben.

III. Die amerikanischen Naturvölker oder Indianer.

Die Indianer Nordamerikas. Im Handbuche der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände, begründet durch C. G. D. Stein und Ferd. Hörschelmann, neu bearbeitet von J. E. Wappäus, 7. Auflage, 1. Bandes 2. Abt. Nord-Amerika, Leipzig, Hinrichs 1855, wird Seite 353 ausgeführt, der Hauptgrund des raschen Aussterbens der Urbewohner von Neu-Caledonia scheine, wenigstens bei vielen Stämmen, in einer tiefen sittlichen und physischen Gesunkenheit der Race gesucht werden zu müssen; nicht am wenigsten hätten zu dieser Gesunkenheit wohl die „beispiellosen Ausschweifungen" beigetragen, denen das weibliche Geschlecht schon in den Kinderjahren sich hingebe und welche unmöglich so allgemein sein könnten, wenn sie erst durch den Verkehr mit den Weissen wären veranlasst worden. Eine Quelle für diese Notiz aufzufinden, habe ich mich vergeblich bemüht: und da ich nicht zu erraten vermag, ob es sich bei diesen beispiellosen Ausschweifungen, denen bereits

die Kindheit sich hingiebt, um Masturbation oder Tribadie oder um beides handelt, so habe ich das oben zitierte Werk in die Literatur am Ende dieser Arbeit auch nicht aufgenommen.

Die Indianer Süd-Amerikas. Unter den brasilianischen Tupistämmen leben Indianerinnen, welche das Keuschheitsgelübde ablegen; sie wollen sich mit einem Manne nicht einlassen und würden auch selbst dann sich einem Manne zu ergeben nicht einwilligen, wenn man sie tötete; diese Personen widmen sich niemals einer ihrem Geschlechte zustehenden Beschäftigung; sie ahmen in Allem den Männern nach, als wenn sie aufgehört hätten, Weiber zu sein; sie tragen ihr Haar wie bei Männern geschnitten; in den Krieg ziehen sie mit einem Bogen und Pfeilen; sie gehen mit den Männern auch auf die Jagd. Jede von ihnen hat zu ihrer Bedienung eine Indianerin und sie sagt aus, dass sie mit dieser verheiratet sei; beide leben zusammen wie Ehegatten (Gandavo 116–117; Bastian III 310; Schultze 1900, 163).

IV. Die Arktiker oder Hyperboreer.

Tribadie wurde für die mongolenartigen isolierten Naturvölker des nordöstlichen Asiens (Beringsvölker) festgestellt. „Auf Kamtschatka treiben auch Weiber mit Weibern Unzucht, vermittelst der Clitoris, welche sie am Bolschaia Reka Nĕtschitsch nennen: vordem haben die Weiber sehr stark Unzucht mit Hunden getrieben" (Steller 289a; Klemm II 207; Wuttke I 184).

Päderastie bei den Naturvölkern.

I. Die negerartigen Naturvölker.

1. Die Australier.

Wenn die Knaben des Wiraijuri-Stammes auf Neu-Süd-Wales mannbar werden, so wird ein Fest ihrer Ein-

weihung gefeiert. Die Sittenlehre, welche bei dieser Gelegenheit ihnen beigebracht wird, erscheint auf den ersten Blick im höchsten Grade unsittlich und lässt sich nicht leicht wiedergeben. In pantomimischen Tänzen werden ihnen verschiedene Verletzungen gegen Eigentum und Keuschheit vorgeführt, aber indem die das Fest leitenden Greise und die bestellten Wächter der Knaben diese Darstellungen liefern, teilen sie den Jünglingen mit, was die Folgen wären, wenn sie nach dem Verlassen des Einweihungslagers die dargestellten Verletzungen begehen würden. So sagt z. B. ein Greis: „wenn ihr von hier nun fortgeht und etwas dem Ähnliches thut, was ihr hier sehet, so sollt ihr sterben", d. h. entweder durch magische oder durch unmittelbare Gewalt. Dasjenige nun, was auf diese Art verboten wird, ist dadurch genügend gekennzeichnet, dass unter Anderem darunter sich befinden: der Mangel an Achtung vor den Greisen, die Notzucht, die Päderastie, die Selbstbefleckung; den Jünglingen aber wird es bei Todesstrafe untersagt, etwas von dem zu erzählen, was sie bei dieser Einweihungsfeierlichkeit zu hören und zu sehen bekommen (Howitt 450; 454).

2. Die Melanesier.

Nach Waitz (VI 631) und Müller (310) sollen „unnatürliche Laster" weder auf den Fidschiinseln noch überhaupt in Melanesien und Australien bekannt sein; indessen hat Foley vor etwa 20 Jahren sehr eingehende Mitteilungen über die Lebensgewohnheiten der Neu-Caledonier veröffentlicht, aus denen hervorgeht, dass Päderastie bei ihnen Volkssitte ist. Nach Foley giebt es auf Neu-Caledonien Dörfer verschiedener Art. Reiche und befestigte, wie Poepo, liegen auf einem vollständig geschützten Platze. Auf dem Wege von Poepo nach Ballad dagegen trifft man andere, ärmere und unbefestigte, weithin sichtbare Dörfer in weniger günstiger Lage. Die

Hütten der Eingeborenen in diesen zweierlei Dörfern sind ebenfalls verschieden. In den befestigten Dörfern hat man zwei Arten von Hütten: grosse und höhere ausschliesslich zum Gebrauche der Männer, und kleine, niedrigere nur für die Weiber mit ihren Kindern bestimmt. Alle Hütten einer Art bilden eine für sich abgeschlossene Gruppe. Die Hütten der Männer liegen einander gegenüber und grenzen so nahe aneinander, dass ein Labyrinth von Gängen gebildet wird, durch welche ein Ortsunkundiger sich gar nicht hindurch findet; alle Männerhütten sind reich-, aber so gleichartig verziert, dass sie sich nicht von einander unterscheiden lassen; die Gruppe der Männerhütten wird ganz von Pfahlwerk eingeschlossen. Die Hütten der Weiber sind einfach verziert und liegen ausserhalb der Befestigung. In den ärmeren Dörfern bewohnen zwar beide Geschlechter eine und dieselbe Hütte, welche vollständig unter Bäumen verborgen liegt und daher schwer zu finden ist; aber die Männer schlafen auf der einen, die Frauen mit den Kindern auf der anderen Seite der Hütte. Ausser den sesshaften Dorfbewohnern birgt die Insel noch umherziehende Nomadenstämme, die weder Dörfer anlegen noch überhaupt feste Hütten besitzen; diese Stämme werden in den Dörfern, deren Nähe sie aufsuchen, um zu lagern, nicht geduldet; sie reissen dürres Kraut aus der Erde, fügen es zu einem Haufen und zünden es an; halten sie den Boden durch die Glut des Feuers für genügend erwärmt, so löschen sie das Feuer und strecken sich in der Asche zum Schlafe aus; auch bei diesen Nomaden aber schlafen die Männer von den Frauen getrennt. Ausser der Sitte der nächtlichen Geschlechtertrennung haben alle Stämme Neu-Caledonien's noch die Sitte gemeinsam, dass sie ihren Geschlechtstrieb niemals in der Hütte, sondern nur im Gehölz befriedigen und dass der Begattungsakt in der Stellung der Hunde vollzogen wird. Diese Naturvölker bilden

zwar Familienverbände, in denen die Eltern ihre leiblichen Kinder, die Kinder ihre Eltern und auch die Geschwister einander als solche kennen; aber es fehlt ihnen der häusliche Herd und das gemeinsame Gattenlager; die Einwohner eines Dorfes speisen gemeinsam und die beiden Geschlechter schlafen getrennt. Die Männer stehen untereinander in einer mit Päderastie eng verflochtenen, vielleicht auf ihr beruhenden Waffenbrüderschaft. Die vielen Frauen, welche zur Zeugung dienen, sind nur Sklaven und Lasttiere der Männer und werden von diesen nach Laune verstossen; neben ihnen giebt es in geringerer Anzahl alte Weiber und in jedem Dorfe einige Buhlerinnen; die alten Weiber wissen als Zauberinnen sich Achtung zu verschaffen und fertigen die wenigen Gerätschaften, deren man bedarf, an; die Buhlerinnen aber sind die geborenen Feinde der Päderastie; sie suchen durch Putz und herausfordernde Geberden, in denen sie es zu einer grossen Kunst bringen, die Männer, und zwar vornehmlich die Oberhäupter, für sich zu gewinnen (Foley 604—606; 678; Ellis-Symonds 5).

3. Die Neger.

Unter Negern sind hier nur die dunkelfarbigen, wollhaarigen Eingeborenen Afrikas verstanden, alle hellfarbigen Südafrikaner und alle helleren, locken- und straffhaarigen Ost- und Nordafrikaner aber davon ausgeschlossen; von den Bewohnern der grossen Insel Madagaskar gehören die Sakalaven den Negern zu.

Nach Ratzel (II 14—15) sollen „unnatürliche Laster" angeblich erst durch Fremde bei den Negern verbreitet worden sein. Dieser Auffassung würde aber ein allgemeiner Ausspruch von G. Fritsch schroff gegenüberstehen, welcher lautet: „Jedenfalls bedarf es keiner grossen Einsicht, um zu erkennen, dass die Sinnlichkeit und die

beim Mangel an Moral daraus folgende Unsittlichkeit im afrikanischen Blute liegen" (Fritsch 55).

Die Bantuneger. Oskar Baumann ist der einzige Ethnograph, welcher den konträrsexuellen Erscheinungen bei den Negervölkern tiefere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheint; zu bemerken ist nur, dass die Darstellung des von ihm Beobachteten sichtlich vollständig unter dem Einflusse der Lektüre der Krafft-Ebing-Moll-Literatur zu Stande kam. Nach Baumann soll bei der männlichen Negerbevölkerung Zanzibar's sowohl angeborene als auch erworbene konträre Triebrichtung ziemlich häufig vorkommen, angeborene unter den Stämmen Inner-Afrikas aber seltener auftreten; die grössere Häufigkait in Zanzibar schreibt er dem Einflusse der Araber zu, welche zusammen mit Komorensern und wohlhabenderen Swahili-Mischlingen das Hauptkontingent zu den Erworben-Konträren stellen sollen. Bei diesen Leuten trete, da sie meist sehr früh zum Geschlechtsgenusse gelangten, bald Uebersättigung ein, welche es ihnen nahe lege, durch konträre Akte neuen Anreiz zu suchen, nebenher aber auch normale Akte auszuführen. Später gingen sie jeder Libido zum weiblichen Geschlecht verlustig und würden aktive Päderasten, um mit eintretender Impotenz zu passiver Päderastie überzugehen; ihre Objekte gehörten fast ausschliesslich der schwarzen Sklaven-Bevölkerung an; nur selten gäben sich arme Freie, Araber, Belutschen u. a. aus Gewinnsucht dazu her. Die zur Pädikation auserlesenen halbwüchsigen Sklaven würden von jeder Arbeit ferngehalten, gut gepflegt und planmässig verweichlicht. Anfangs fänden sie am normalen Geschlechtsakte Gefallen und blieben auch normal, wenn sie nicht zu lange als Lust-Knaben Verwendung fänden; geschähe dieses, so schrumpfe allmählig das Scrotum, das Glied verliere die Fähigkeit zur Erektion und das Individuum fände nur noch an passiver Päderastie Ge-

schmack. Und Nachahmung dieser fremden Sitten sei es, durch welche auch die Neger Zanzibar's zu konträren Akten gelangten. Indem diesen nämlich eigene Sklaven vielfach nicht zur Verfügung ständen, so habe sich eine männliche Prostitution entwickelt, welche sich teils aus früheren Lustknaben der Araber, teils aus anderen Negern ergänze. Die Betreffenden lebten hauptsächlich in Ngambo und betrieben ihr Gewerbe ganz öffentlich; manche unter ihnen trügen Weiber-Kleidung; bei fast jedem Tanze in Ngambo könne man sie mitten unter den Weibern sehen; andere erschienen in männlicher Tracht, trügen jedoch an Stelle der Mütze ein Tuch um den Kopf geschlungen; viele endlich verschmäheten jegliches Abzeichen. Die meisten dieser Leute sollen nach Baumann an Mastdarm-Leiden, die sie anfangs durch Verstopfen mit Tüchern und Anwendung von Parfüms zu verbergen trachteten, zu Grunde gehen; alle, sowohl aktive als passive Päderasten ständen im Rufe, starke Trunkenbolde zu sein, woher es komme, dass die Swahili-Bezeichnung für Säufer (walevi) vielfach direkt für Päderast angewendet werde. Männer von angeboren-konträrer Sexualität zeigten von Jugend auf Trieb zum Weibe nicht, fänden vielmehr an weiblichen Arbeiten, wie Kochen, Mattenflechten u. dergl. Vergnügen; sobald ihre Angehörigen dieses bemerkten, fügten sie sich ohne Widerstreben dem Thatbestande dieser Eigenheit; der junge Mann lege Weiberkleidung an, trage das Haar nach Weiberart geflochten und benehme sich völlig als Weib; sein Verkehr bestehe hauptsächlich aus Weibern und männlichen Prostituierten; geschlechtliche Befriedigung suche er wesentlich in Pädikation und in beischlafähnlichen Akten; kufira heisse pädicieren, kufirwa pädiciert werden; in ihrer äusseren Erscheinung seien die angeboren-konträren Männer von männlichen Prostituierten nicht zu unterscheiden; gleichwohl sähen die Eingeborenen zwischen ihnen einen scharfen Unterschied, indem sie die

berufsmässigen Lustknaben verachteten, das Verhalten der geborenen Konträren dagegen als Willen Gottes (amri ya muungu) zu dulden pflegten. Für homosexuale Männer habe die Swahili-Sprache die Bezeichnung mke-simume d. h. Weib, kein Mann; doch fände auch der Ausdruck mzebe und das dem Arabischen entlehnte, eigentlich Impotente bedeutende hanisi auf sie Anwendung. Das arabische Gesetz sei in der Verfolgung der männlichen Konträren, obwohl der Koràn die Päderastie streng verbiete, ziemlich tolerant (Baumann 668—670).

Aus den Negerstämmen Inner-Afrikas waren Baumann nur zwei Fälle von Effemination und passiver Päderastie zur Kenntnis gekommen; der eine betraf einen Mann aus Unyamwesi, der andere einen Mann aus Uganda (Baumann 668, 1).

Johnston (408—409, 1) hat sich mit grosser Entschiedenheit gegen die Berechtigung ausgesprochen, gewisse, das konventionelle Schicklichkeitsgefühl verletzende Missbräuche oder Unregelmässigkeiten im geschlechtlichen Verkehr der Neger, wie sie z. B. bei festlichen Tänzen unter Gebrauch des Phallus als Symboles der schöpferischen Kraft alljährlich einmal stattfinden, als lasterhaft hinzustellen; solche Sitten möchten unrecht sein, den vitalsten Interessen der Gemeinschaft widerstreiten, auch Aufsicht und Einschränkung erfordern, aber lasterhaft seien sie nicht; der Neger sei überhaupt sehr selten lasterhaft, wenn er nur erst das Pubertätsalter überwunden habe; er sei mässig und viel mehr frei von Lastern als die meisten europäischen Nationen. Einzig die Negerknaben seien lasterhaft; unter denen des Atonga-Stammes herrsche nach Mitteilung eines Missionars an ihn ein Laster, das er nicht einmal mit verschleierndem Latein bezeichnen möge und von dem er vermute, dass ihm die männliche Jugend aller Negerstämme huldige.

Schneider (I 295—296) bemerkt, Päderastie und

andere „unnatürliche Laster“ in den östlichen Negerländern seien durch die Nubier dorthin importiert worden; in den Quellenwerken von Werne und Combes, auf die Schneider sich beruft, ist davon nichts enthalten.

Die Sudanneger. Nach Werne (120) ist das „schändliche Laster der Päderastie“, welches in Griechenland wie im ganzen Oriente überhaupt gleichsam zu Hause, selbst zum Gegenstande der Unterhaltung ohne alle Scham gebraucht werde, glücklicherweise im ganzen Lande Sudan weder bei den Eingeborenen, noch bei den arabischen Stämmen bekannt. Dass jedoch die Türken von dem Grössten bis zum Kleinsten es zu verbreiten bemüht seien und sich ihre Knaben halten, die man Pust nenne, verstehe sich von selbst. Die von Werne alsdann mitgeteilten Beispiele zur Belegung seiner Behauptung sind so lebendig geschildert, aber zugleich so nichtsbeweisend und andere Deutungen zulassend, dass ich nicht unterlassen möchte, sie ausführlich wiederzugeben, obschon sie strenge genommen nicht mehr in den Rahmen vorliegender Arbeit gehören.

Feïzulla Capitan hatte, aus Vorsicht, um bei eintretender Epilepsie sogleich Hilfe zur Hand zu haben, einen ägyptischen Matrosen, mit Namen Chattap, zum Koch, welcher mit einem jungen Dongolaner in Werne's Kajüte an der Erde schlief. In der Nacht wollte dieser Fellach den Knaben missbrauchen und hielt ihm die Gurgel zu, während Werne von seinem Lager auf ihn herabstürzte und ihn zur Thüre hinausriss, um ihn in den Nil zu werfen, woran er jedoch durch die Wache verhindert wurde. Feïzulla Capitan hatte bereits den Koràn wieder mit der Schneiderei vertauscht, bei Soliman Kaschef von Neuem Araki getrunken und schlief dergestalt, dass er nicht aufzuwecken war. Als ihm Werne am Morgen den Vorfall erzählte, geriet jener mehr in Verlegenheit, wie er seinen Mundkoch und Calefaktor retten möge,

als darüber, ihn augenblicklich zu bestrafen. Eine solche Gleichgiltigkeit hatte Werne wirklich nicht erwartet; als der „unverschämte Mundkoch“ nun auf die Kajüte zukam, um dem Kapitän Kaffee zu bringen, verbot ihm Werne unter Androhung von Misshandlung den Eintritt, während der Koch sein gewöhnliches langweiliges Gesicht machte und dem jungen Dongolaner Befehl gab, den Kaffee entgegen zu nehmen. Da die Päderastie nicht allein durch den Koràn, sondern auch durch die Kriegsartikel schwer verpönt wird, so trug Werne auf Bestrafung des Kochs bei den beiden Kommandanten an, da er ihn in flagranti gepackt habe und sein Vergewaltigungsversuch auch durch den Dongolaner bestätigt werde. Aber auch die Kommandanten nahmen die Sache nicht so ernsthaft; sie stundeten dem Koch die verdienten 500 Stockprügel und versetzten ihn auf ein anderes Schiff, wo er ungeachtet vorgeblicher Krankheit gleich den übrigen Matrosen arbeiten musste (Werne 120—121). — Noch bunter gestaltet sich ein anderes päderastisches Bild: An der Spitze steht Selim Capitan, dem es wahrer Ernst um die Sache ist, ihm zur Seite Soliman Kaschef, der dem würdigen Sohne von Kreta „in der Kultur nichts nachgeben und lachen und Zeitvertreib haben will“. Nicht nur, dass sie auf ihren Schiffen obscöne Manipulationen mit den Buben vornehmen, suchen sie auch die Knaben der Eingeborenen mit Glaskorallen zu gewinnen und lassen sie durch die türkischen Soldaten einfangen, was natürlich blos im Scherze geschieht. Für Werne war es ein empörender Anblick, besonders wenn er bedachte, auf welche „grässliche Art die Moralität dieser Völker von vorn herein durch die türkischen Bestien untergraben“ werde. Was man dem Hauptmann Selim Agà, dem Russen, in Bezug auf die griechische Liebe nachsagte, fand Werne hier zur Genüge bestätigt; da stand er vor der Kajüte des Selim Kapitan und fasste

einen dort befindlichen eingeborenen Knaben auf eine unanständige Art an. Die Eingeborenen selbst standen am Ufer nahe dabei und lachten, „da sie die Bedeutung dieser Unanständigkeit nicht kannten". Werne befand sich ebenfalls am Lande, wo er sich einige Holzproben absägen liess und schrie sogleich drohend dem Moskowiten zu; dieser aber hörte nicht auf ihn, bis Werne ein Stück Holz nahm, um es dem Hauptmann an den Kopf zu schleudern. Thibaut und Sabatier hinderten ihn an der Ausführung dieser Absicht und meinten, man müsse sich über eine solche Sache hinwegsetzen. Der Russe zog sich danach sofort in die Kajüte zurück, wahrscheinlich um Werne bei Selim Capitan, welcher als Päderast seinem kretischen Ursprunge Ehre machte, zu verklagen. Auch Achmet Bascha kannte den Russen sehr gut und wollte ihm daher nicht erlauben, seine Weiber von Alexandrien nach Chartùm kommen zu lassen, um ihnen den „trostlosen Anblick" seiner Buben oder Pust (wohl von ἡ πόσθη, das männliche Glied, neugriechisch *κολουμβαρας*) zu ersparen. Gerade deshalb hatte auch Werne sein Anerbieten in Chartùm, auf seinem Schiffe die Fahrt mitzumachen, mit der geraden Erklärung ausgeschlagen, dass er „Weiberfeind" sei. „Wo wird — schliesst Werne — die vom Koràn angedrohte Todesstrafe vollzogen! — Die Neugriechen schrieen, drakonische Gesetze!", als das Gesetzbuch von Maurer promulgiert wurde —" (Werne 383).

Auch nach Barth sind „unnatürliche Laster" in Bórnu (Zentral-Sudàn) im Allgemeinen unbekannt; die Erzählung, an welche diese Bemerkung geknüpft wird, rechtfertigt die gemachte Einschränkung. Unter den Bórnu-Freunden Barth's waren um diese Zeit die „belehrendsten" Schitíma Makarémma und Amssakai. Der Erstere dieser beiden, der ein Hofmann der alten Dynastie gewesen war und sein Leben durch seine Intriguen gerettet hatte, war ein höchst gescheidter alter Mann, aber ein anerkannter

Gauner, dem „unnatürliche Laster“ zugeschrieben wurden, „die im Allgemeinen in diesen Gegenden unbekannt zu sein scheinen“. Er war der einzige mit der Geschichte der alten Dynastie wohl bekannte Mann; ausserdem sprach er die Knaōri-Sprache mit so ausgezeichneter Schönheit, wie Barth es von Niemanden ausser ihm hörte. Er hatte zwei sehr schöne Töchter, deren eine er so glücklich war mit dem Vezier zu verheiraten, deren andere mit dessen Gegner ʻAbd e' Rahmān. Das war der Glanzpunkt seines intriguanten Daseins; aber bald darauf, im Dezember 1853, ward er mit dem einen dieser beiden Schwiegersöhne, dem Vezier Hadj Beschir, von dem anderen Schwiegersohne hingerichtet, und bei der Teilnahme, die Barth für das unglückliche Ende seines Freundes, des Veziers, hatte, that ihm nichts mehr leid, als dass er mit diesem Schurken zusammen war hingerichtet worden (Barth II 374—375).

Die Dahomey-Neger. Ein völlig abweichendes Bild zeigt die Päderastie, wie sie bei den Negervölkern der Sklavenküste, im Königreiche Dahomey, sich entwickelt hat. Die schrankenlose Selbstsucht des Herrschers von Dahomey, der, als vollkommen mit seinem Lande identisch, einfach „der Dahomey“ genannt wird, belegte fast alle Frauen seines Landes für seine Person mit Beschlag; die Mehrzahl der Männer im Volke, an der ihnen zusagenden Befriedigungsweise des Geschlechtstriebes hierdurch verhindert, ahmte das von Päderasten ihnen gegebene Beispiel nach, und die Päderastie, einmal Volkssitte geworden, wurde dann später von dem Herrscher und den Vornehmen selbst angenommen, um so zu einer gesetzmässigen Einrichtung ausgestaltet zu werden (Bastian III 305, Schultze 1900, 162). Nach Fleuriot de Langle (243) giebt es in Whydah bei Hofe eine Art „Eunuchentum“, welches aber nicht, wie anderwärts, nur eine private Wache für den Frauen-

harem des Herrschers darstellt, sondern eine Staatseinrichtung ist; die Lagredis oder Effeminierten des in jeder Beziehung unumschränkten Dahomeyherrschers werden unter den Söhnen der Vornehmen des Landes ausgewählt und von ihrer frühesten Jugend zum Genusse solcher Getränke gezwungen, welche die Leidenschaften des Blutes ersticken; ihr Oberhaupt, selbst ein Effeminierter, spielt am Hofe eine bedeutende Rolle und gehört zum Staatsrate. Die Gesandten gehen nur in Begleitung von zwei Lagredis auf Reisen, und diese sind verpflichtet, deren Verträge zu überwachen und über Ausführung derselben dem absoluten Könige unmittelbaren Bericht zu erstatten. Nach Barret (I 164—165) wird der Dahomeykönig von einem Rate seiner Landesgrössen, die demütige Schmeichler seiner Willensäusserungen sind, in der Regierung des Landes unterstützt; mit der Verwaltung des ganzen grossen Königreiches sind acht hohe Beamte beauftragt: ein Méhou als erster Minister, ein Minghan als zweiter Minister, ein Kambodé als Kammerherr, ein Avoghan oder Yavogan als Kommandant von Whydah, ein Gao und Poïssou als Kriegsminister, ein Cabécère als Distriktsgouverneur, ein Racadère als Adjutant des Königs und ein Tolonu (Tolonou) als erster „Eunuch" und Mundschenk des Königs; diesem Tolonu sind die Frauen und Effeminierten des Königs unterstellt, und sein Rang ist so hoch, dass er unmittelbar zwischen den König und seinen ersten Minister sich gestellt sieht. Als Residenz des Königs gilt nicht Whydah, sondern Abomey (oder Agbomé, die durch Thore geschlossene Stadt); nie erscheint der König in Whydah (franz. Ouïdah), welches die Stadt der Weissen ist (Barret I 166). Bei Norris (415) wird ausser von Hängebetten-Trägern noch von „Verschnittenen" berichtet, welche die Portechaise-Träger ablösten; ihrer nahmen (Norris 422) dreissig, wie Weiber gekleidet, an einer Art Prozession

teil, und jeder hielt eine blinkende eiserne Gerte in seiner Hand.

Die Neger der Insel Madagaskar. Bei den Manghabei herrschten um die Mitte des 17. Jahrhunderts sehr lockere Sitten; schon kleine Knaben und kleine Mädchen trieben Liebesspiele im Beisein ihrer Eltern, welche darüber lachten und selbst dazu den Anreiz gaben; bisweilen nahmen kleine Buben, ohne Scham, in Gegenwart ihrer Eltern, Ausschweifungen an Kälbern und Zicken vor. Die Sklaven in ihrer Mittellosigkeit, die ihnen unmöglich machte, den Mädchen ihre Dienste zu bezahlen, gebrauchten zur Befriedigung ihrer Begierden ohne Strafe, ja ohne Tadel, die Kühe ihrer Herrschaft. Auch gab es einige verweiblichte und als impotent geltende Männer, welche man Tsecats nannte; diese geberdeten und kleideten sich wie Weiber und stellten den Jünglingen nach; sie „thaten, als seien sie in dieselben verliebt“ und boten ihnen auch an, mit ihnen zu schlafen; sie legten sich selber Frauennamen bei und spielten die Rolle verschämter und schüchterner Mädchen (Flacourt 86). Dennoch soll nach demselben Gewährsmanne bei den Manghabei Päderastie nicht in Gebrauch, ja diesem Stamme ganz unbekannt gewesen sein. Auf seine Erkundigungen nämlich bei den Tsecats selbst, weshalb sie so lebten, erhielt Flacourt die Auskunft, sie widmeten sich dieser Lebensführung seit ihrer Jugend, gemäss der Sitte ihres Landes, hätten das Gelübde der Keuschheit abgelegt, und dass sie die Gesellschaft junger Burschen suchten, gehe weder aus niedrigen Absichten hervor, noch werde ihre Zuneigung von unanständigen Handlungen begleitet; dieses alles wurde ihm auch von seinen Negern und deren Frauen bestätigt; dieselben erklärten, die Tsecats dienten durch ihre Lebensart Gott; sie verabscheuten die Weiber und wollten ihnen nicht beiwohnen (Flacourt 86; Bastian III 311). Nach

Lasnet (475) ist unter den männlichen Sakalaven die Päderastie ziemlich verbreitet. Es giebt bei ihnen auch normal gebildete Männer, welche sich vollkommen als Weiber fühlen; schon in früher Jugend werden diese ihres zarteren und schwächlicheren Aussehens wegen wie Mädchen behandelt und, mit den Jahren als Frauen angesehen, legen sie auch deren Kleidung und nehmen deren Charakter und Gewohnheiten an. Grosse Sorgfalt verwenden sie auf ihre weibliche Tracht; ihr Haar tragen sie lang, in kugelförmig endende Zöpfe geflochten; in ihren Ohren hängen Ringe mit Silberstücken; am linken Nasenflügel haftet ein Geldstück; Handgelenk und Fusswurzel werden mit Bändern geschmückt; dem Weibe noch mehr ähnlich zu sehen, bilden sie deren Brüste durch Lappen nach; alle Behaarung wird sorgfältig vom Körper entfernt; auch der wiegende weibliche Gang und die weibliche Stimme ist ihnen eigen. Einen Mann, der ihr Gefallen erregt, bezahlen sie, auf dass er bei ihnen schlafe; sie lassen ihn in ein mit Fett gefülltes Ochsenhorn, das sie zwischen die Beine klemmen, den Coïtus ausführen oder dulden Pädikation. Verlangen zum Weibe kennen sie nicht, und eine durch Weiber bei ihnen veranlasste Erection ist ausgeschlossen. Ihre Beschäftigung besteht aus leichterer Frauenarbeit in Haushalt und Küche, im Strohflechten und dergl. Sie hüten weder das Vieh, noch beteiligen sie sich am Kriege. Die Geschlechtsnatur dieser Männer, welche bei den Sakalaven Sekatra heissen, wird von Jedermann anerkannt und ihnen sogar eine gewisse übernatürliche Macht zugeschrieben, denn man fürchtet, ein Sekatra könne ihm zugefügte Beleidigungen durch Fluch und Krankheit rächen (Lasnet 494—495).

Ueber Päderastie bei den hellen Negern Südafrika's ist nicht berichtet worden. Herr Geheimrat Professor Dr. Gustav Fritsch teilte mir unter dem 23. Dezember

1900 auf meine Anfragen brieflich mit: „Ueber Päderastie unter südafrikanischen Eingeborenen habe ich überhaupt nichts in Erfahrung gebracht und bin überzeugt, dass sie, damals wenigstens, überhaupt kaum vorgekommen ist. Die Abneigung gegen diese Perversität sehe ich daher als dem Naturzustand entsprechend an. Im Gegenteil ist Päderastie bei den seit Jahrtausenden hochzivilisierten Persern in wahrhaft schreckenerregender Verbreitung. Als Ausfluss einer dekadenten Ueberkultur charakterisiert sich bei den Persern diese Unsitte besonders dadurch, dass mir von vornehmen Leuten im Vollbewusstsein ihrer höheren Kultur ganz offen erklärt wurde: ‚Im Winter benutzt man die Frau, im Sommer den Knaben, denn im Sommer stinkt die Frau!‘ Auch hier haben wir es also unzweifelhaft mit einer allmählig üblich gewordenen Perversität zu thun. Bezeichnend ist in gleichem Sinne auch der von Krafft-Ebing geführte Nachweis, dass Päderastie (scil. Pädikation!) unter den sogenannten Konträrsexuellen nur als grosse Ausnahme vorkommt.

„Ich will nun dabei nicht verschweigen, dass ich die ganze Urnings-Theorie als vom wissenschaftlichen Standpunkte ungenügend fundiert erachte und die dabei zu Tage tretenden Erscheinungen als Ausflüsse einer besonders gearteten Perversität ansehe. Logischer Weise könnten ja, da nur die entgegengesetzten Geschlechter sich normaler Weise anziehen, zwei Urninge gar nicht mit Genuss zusammen kommen, wie es thatsächlich geschieht. Der normalsexuelle Mann könnte sich doch von dem konträrsexuellen Mann, für den ihm jedes Verständnis mangelt, nicht angezogen fühlen; zwei konträrsexuelle Männer zusammen gebracht, sollten sich doch ebenso abstossen wie zwei normal-weibliche Personen, so lange nicht Perversität in's Spiel kommt.

„Man müsste also für den Urningsverkehr die offenbar recht gewagte Hypothese aufstellen, dass dabei die

Vereinigung eines Konträrsexuellen mit einem Perverssexuellen stattfände. Offenbar im Bewusstsein dieser Schwierigkeit hat sich Krafft-Ebing stets eingehend bemüht, festzustellen, welcher Teil sich als der aktive, welcher sich als der passive fühle. Auch gegen die hypothetische Erklärung Krafft-Ebing's über das anatomische Zustandekommen der Abweichung muss ich Widerspruch erheben. Es ist unerweislich, wie neuerdings so vielfach behauptet wird, dass die ursprüngliche Anlage der Organe eine hermaphroditische sei; denn alsdann müssten die entscheidenden Keimdrüsen (Hoden und Eierstock) neben einander aus verschiedenen Anlagen entstehen, während dieselbe Keimanlage Hoden oder Eierstock liefert. Die leitenden ursprünglich indifferenten, durch Funktionswechsel aus anderen (Excretions-) Systemen übernommenen Wege sind nicht entscheidend. Auch ist in der Stammesgeschichte die ungeschlechtliche und monogene Fortpflanzung älter als die zweigeschlechtliche, welche auf einer durch Arbeitsteilung bedingten höheren Differenzierung ursprünglich gleichwertiger Zellen beruht. Es ist ferner embryologisch unhaltbar, anzunehmen, dass die konträr-sexuellen Erscheinungen auf einer falschen (gekreuzten) Verbindung der zentralen, ebenfalls hermaphroditisch gedachten Anlagen mit den peripherischen beruhen; denn die peripherischen Organe sind längst fertig ausgebildet, ehe auch nur der Anfang mit der Herstellung der zentralen Leitungsbahnen gemacht ist; sie erscheinen bekanntlich erst ganz allmählig nach der Geburt im Zusammenhang mit der sich einstellenden Funktion. Dass sich eine zentrale Leitungsbahn für ein gar nicht vorhandenes weibliches Organ oder umgekehrt für ein nicht vorhandenes männliches ausbilden sollte, ist gänzlich unerfindlich und widerspricht auch dem je nach Bedarf eintretenden vikariierenden Verhalten benachbarter Rindengebiete.

„Auch in den konträr-sexuellen Erscheinungen glaube ich daher eine besondere Form sehr früh und vielfach wohl durch Zufälligkeiten besonders entwickelter geschlechtlicher Perversität sehen zu sollen. In der Beurteilung dieser ausserordentlich schwierigen Sache befinde ich mich mit einem grossen Teil unserer Spezialisten in Widerspruch.“

II. Die malayischen Naturvölker.

1. Die Malayen der ostindischen Inseln.

Ueber das Sexualleben der Battaër (Battaker) auf Sumatra teilt Junghuhn (II 157) mit, sie hätten ein Gesetz, welches Ehebrecher ohne Gnade verurteile, aufgegessen zu werden, während sonst von allen übrigen, selbst den schwersten, Vergehen Abkaufbarkeit möglich sei; dieses Gesetz habe eine grosse Keuschheit der Weiber in den Battaländern zur Folge, so dass Junghuhn versichern zu können behauptet, diese Keuschheit komme beinahe der der Nonnen gleich und leite sich davon ab, dass die Weiber niemals in Versuchung kämen. Das genannte strenge Gesetz gegen Ehebrecher erscheine auffallend bei einem Volke, das sonst gerade nicht als Muster der Moralität dastehe, indem das „Laster der Sodomie“ allgemein verbreitet sei und nicht bestraft würde. Demungeachtet soll der Battaër nach Junghuhn (II 237) „ohne bedeutende Wollust“ sein, womit wieder nicht recht die Angabe stimmen will, dass die Battaër ihre Särge und nachher ihre Gräber mit unkeuschen Holzstatuen, die sich hauptsächlich durch ihre unverhältnismässig grossen Genitalien auszeichneten, verzierten, — eine Eigentümlichkeit, von der sich keine Spur bei den Javanen finde (Junghuhn II 140; Wuttke I 184); diese aber sollen stark wollüstig sein, doch der Gemeine weniger als der Häuptling und die Fürsten; die Fürsten von Solo und

Djocjo seien aller Art Wollust ergeben gewesen; die zahlreichen Prinzen und Halbprinzen zu Djocjokarta hätten um 1835 ihre geschlechtliche Wollust zuweilen auf eine so unnatürliche Art ausgeübt, dass es an's Unglaubliche grenze; so war einer von diesen feinen Herren unter allen Geschöpfen vorzugsweise in Enten verliebt (Junghuhn II 241; Bastian III 315). Mit diesen Angaben deckt sich nicht die allgemeine Bemerkung von Waitz (V 1. Abtl. 157), den Malayen seien geschlechtliche Ausschweifungen fremd.

Auf den Sulu-Inseln scheint Päderastie eine verbreitete Sitte gewesen zu sein. Als im Januar 1588 Thomas Candisch auf seiner Seefahrt die Insel Capul berührte, traf er die meisten Leute nackt, die Männer höchstens mit einem aus Bananenblättern hergestellten, ihre Geschlechtsteile bedeckenden Schurze; dieser Schurz wurde zwischen die Beine geklemmt und vorn auf dem Nabel befestigt. Die sämtlichen herangewachsenen männlichen Eingeborenen zeigten eine merkwürdige Art von Infibulation: jedem männlichen Kinde wurde nach der Beschneidung ein Nagel von Zinn durch die Eichel der Rute getrieben; die Spitze des Nagels war gespalten und dann umgebogen, der Nagelkopf bildete ein Krönchen; die durch das Eintreiben des Nagels verursachte Verwundung heilte im Kindesalter, ohne dem infibulierten Kinde viel Pein zu bereiten; die Leute zogen den Nagel heraus und steckten ihn je nach Bedarf und Gefallen wieder in die Eichel. Um sich von der Richtigkeit dieser Thatsache selbst zu überzeugen und wohl auch aus begreiflicher Neugier, machten die Begleiter von Candisch selber die Probe des Ausziehens und Einsteckens dieses Nagels bei einem der Söhne des Häuptlings (Caciken), einem zehnjährigen Knaben. Diese Sitte oder Gewohnheit war angeblich auf Betreiben der Weiber eingeführt worden; als diese nämlich sahen, dass die Männer stark der Sodomie (Päderastie) ergeben waren, unterbreiteten

sie den Häuptlingen ein Gesuch und erlangten für die Zukunft den Gebrauch der beschriebenen Infibulation, um der für sie so grossen Unannehmlichkeit vorzubeugen (Prettie 15—16; Brosse I 226—227; Mantegazza 83). Zu dem letzten Punkte bemerkt ganz richtig Pauw, die Beschreibung Prettie's gebe keine Vorstellung davon, in welcher Weise durch den Gebrauch des Nagels der Erfolg erreicht werden könne, den man von ihm erwartet habe; es sei gewiss, dass er die Männer ebenso hindere, wenn sie richtig, als wenn sie unrichtig coïtieren wollten (Pauw II 150).

2. Die Malayen auf Madagaskar.

Bei den Betanimenen bilden die Tänzer, welche zur Erhöhung der Festfreuden in den Dörfern beitragen, eine getrennte, wenn auch nicht zahlreiche Klasse von Männern. Sie haben besondere Sitten und Gebräuche, leben abgesondert, verheiraten sich niemals und hassen und verabscheuen die Weiber (d. h. wohl nur, den geschlechtlichen Verkehr mit ihnen), obwohl sie deren Kleidung tragen und deren Stimme, Gesten und Eigentümlichkeiten kopieren; sie tragen in den Ohren breite Ringe, um den Hals goldene oder silberne Bänder mit Korallen oder gefärbten Glaskugeln und an den Armen silberne Spangen; sie rasieren sich sorgfältig; man nennt sie Sekatses d. h. Bastarde, „vielleicht, weil es uneheliche Kinder sind". Uebrigens pflegen diese Tänzer einfache Sitten zu führen, sie leben sehr mässig, sind beständig auf Reisen und werden überall, wohin sie ihr Weg führt, gern aufgenommen; zuweilen erhalten sie sogar beträchtliche Geschenke; Vornehme geben, nachdem die Tänzer ihnen einige Tage hindurch die Zeit angenehm vertrieben haben, bei deren Abreise als Geschenk zwei

oder drei Sklaven mit. Diese Tänzer sind zugleich die Nationaldichter oder Barden der Betanimenen, indem sie Lobgesänge erfinden auf diejenigen Personen, von denen sie angemessen bezahlt werden (Leguével de Lacombe I 97—98; Waitz II 438; Mantegazza 105).

Unter den Hova's kommen auch zur Jetztzeit effeminierte Männer, z. B. in Miarinarivo, vor; sie heissen in Emyrnien Sarimbavy, von sar, Bild, und „vavy“, Weib (nach Rencurel bei Lasnet 494); von ihnen gilt im allgemeinen dasselbe, was von den Sakalaven, die aber nicht Malayen, sondern Neger sind, mitgeteilt wurde (siehe vorher S. 102).

3. Die Polynesier.

Sowohl vor Zeiten als auch noch in den 60. Jahren des 19. Jahrhunderts bestanden (nach Remy S. XLIII) die Wohnungen der Eingeborenen von Hawaii aus Hütten von Pandanus-Blättern oder von Rasen und bildeten nur einen einzigen Raum, in welchem alle Familienangehörigen und Gäste unter Matten nächtigten. In Folge dieses engen Zusammenhausens bildete sich eine sittliche Verweichlichung aus, die besonders die Kinder ergriff und eine schrankenlose Vermischung herbeiführte. Scham war ein unbekannter Begriff; die „Verbrechen wider die Natur“, Sodomie und Bestialität, waren allgemein. Remy liefert zu seiner Schilderung aber noch einen sehr merkwürdigen Zusatz: unter 10000 Geburten solle wenigstens ein Hermaphrodit stecken, es solle solchen Mischwesen eine ebenso lange Lebensdauer wie den anderen beschieden sein, und sie sollen mehr den Geschmack der Weiber als den der Männer hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Begierden teilen.

Auf seiner Fahrt von den Marquesas-Inseln nach

Tahiti zu Ende des 18. Jahrhunderts traf Wilson (277) in verschiedenen Distrikten Männer, welche sich wie Weiber kleideten, mit diesen an der Verfertigung von Zeugen arbeiteten, dieselben Nahrungsmittel zu sich nahmen und überhaupt denselben Gesetzen unterworfen waren wie die Weiber; diese durften auch weder mit den Männern noch von deren Speisen essen, sondern besassen eigene Pflanzungen zu ihrem Privatgebrauche. Wilson hebt besonders hervor, dass die Polynesier „ungeachtet dieser und anderer bei ihnen im Schwange befindlicher Laster“ in Gegenwart der Engländer niemals, weder in Geberden noch Handlungen, irgend etwas Anstössiges begingen.

Tahiti oder Otaheiti hatte eine Klasse von Männern, welche sich in Weibertracht kleideten, weibliche Beschäftigungen aufsuchten, in Betreff ihrer Ernährung und dergleichen denselben Einschränkungen unterworfen waren wie die Frauenspersonen und gleich diesen die Gunst der Männer zu gewinnen strebten; sie zogen dabei die Männer allen anderen vor, welche mit ihnen zusammen lebten und auch ihrerseits allem Umgange mit Weibern entsagten. Solche Männer hiessen Mahhus (Mahoos). Dieselben erwählten die angedeutete Lebensweise schon in früher Jugend. Da zur Zeit Wilson's nur 6 bis 8 Mahhus vorhanden waren, so wurden diese vorzugsweise von den vornehmsten Anführern begehrt und gehalten. Selbst von den Weibern wurden diese Menschen nicht verachtet, sondern beide lebten mit einander in Freundschaft. Wilson (318) hatte einen sachkundigen Begleiter gebeten, dass, wenn ein Mahhu auf ihrem Wege sich blicken liesse, er denselben ihm zeigen möchte, und so bekam er einen in dem Gefolge des Häuptlings Pomárre zu sehen; der Mahhu ging wie ein Weib gekleidet und ahmte die Stimme und jede Eigenheit des Weibes nach. Als Wilson den Häuptling

Pomárre fragte, wer jener sei, antwortete dieser: ‚Taata, mawhu', d. h. ein Mann, ein Mahhu, und als Wilson seinen Blick auf den „Kerl“ heftete, verbarg dieser sein Gesicht; anfangs legte der Unkundige dieses als Scham aus, bald aber erkannte er, dass es ein Weibertric sein solle (Wilson 318—319). Diejenigen Männer auf Tahiti, welche nicht reich an Zeugen, an Schweinen oder an englischen Artikeln waren, mit denen sie ein Weib sich hätten erkaufen können, mussten ohne ein solches sich behelfen; das führte nun zwar nicht zur Enthaltsamkeit, wohl aber dahin, dass sie in erschreckendem Maasse Onanie trieben, welche sie nachher unfähig machte, Weibern beizuwohnen — aber Wilson lehnt es ab, alle „Verbrechen dieser Art“, welche bei den Tahitiern vorkamen, mitzuteilen, da sie „zu entsetzlich“ seien (311), und will lieber einen Schleier über Gewohnheiten decken, die „zu scheusslich“ wären, als dass man ihrer erwähnen könnte (319). Turnbull sah (282—283) Anfangs des 19. Jahrhunderts zwei Mahhus, den einen im Gefolge Pomárre's, den anderen, wie er an Turnbull's Wohnung vorüberging. Die „Gottlosigkeit“ dieser Menschen schien ihm gross genug, um das unmittelbare Gericht des Himmels auf sie herabzurufen; er glaubte, Gottes Hand sei unter ihnen schon sichtbar, und die Tahitier würden, wenn sie sich nicht änderten, unter der Zahl der Nationen nicht mehr lange verbleiben; das Schwert der Krankheit sei nicht minder wirksam als die Wasser der Sündflut! Turnbull (282) bestätigt mit Genugthuung Wilson's Angabe, dass den Mahhus Gunst fast nur von Seite der Häuptlinge zu Teil werde. Der Kronprinz Otoo, Sohn Pomárre's, sei ein „Ungeheuer von Ausschweifung“ gewesen und seine „Laster spotteten aller Beschreibung“. Ellis traf gegen 1830 ähnliche Verhältnisse an; er weist aber nur auf sie hin, ohne sie genau zu bezeichnen; er wünscht alles in Dunkelheit zu lassen, so dass man

nie recht weiss, was er eigentlich meint. Es herrschten nach ihm auf Tahiti „unnatürliche Gebräuche“, für deren Ausübung man nicht nur die Sanktion der Priester fand, sondern sogar auf das direkte Beispiel einer Gottheit als vorbildlich hinweisen konnte (Ellis I 340; Moerenhout II 168; Waitz-Gerland VI 124; Müller 301). Die Schilderung, welche der Apostel Paulus (Römer 1, 27) von den Heiden gebe, passe vollkommen auch auf die Tahitier (Ellis II 25). Unter den späteren christlichen Gesetzen in Huahine befand sich eins, das XVI., welches „unnatürliche Verbrechen“ (‚unnatural crime‘) betraf und lebenslängliche Verbannung oder siebenjährige ununterbrochene schwere Arbeit als Strafe über den verhängte, welcher ihrer Verübung schuldig befunden wurde (Ellis II 432). Moerenhout kann (I 229—230) nicht umhin, seiner Verwunderung über die naive Unbefangenheit Ausdruck zu geben, mit welcher diese aller Verlogenheit baaren Naturmenschen, die Tahitier, Männer, Frauen und Kinder, über alles sich aussprachen, jedes Ding beim richtigen Namen nennend; sie kannten eine Ausschweifung, die ihnen verwerflich schien, überhaupt nicht; sie fanden in ihren Vergnügungen weder Regel noch Maass; es gab für sie weder Schande noch Tadel, und Verbrechen existierten nicht für sie. Schneider (I 278—279) meint, Turnbull habe die Mahhus richtig als ‚monster‘ bezeichnet, ein Ausdruck, den er mit ‚Ungeheuer‘ übersetzt und acceptiert; Ratzel (I 177; 257) dagegen findet, dass von den Ausschreitungen bei den Tahitiern viel dem gesamten Kulturzustande der Polynesier zuzuschreiben sei und dass vorzugsweise Leichtsinn und Müssiggang die Bedingungen seien, welche die „geschlechtlichen Zügellosigkeiten“, besonders der oberen Klassen, „ins Unglaubliche“ hätten ausarten lassen. Siehe Ulrichs Memnon 97.

III. Die amerikanischen Naturvölker oder Indianer.

Ein genauer Kenner der amerikanischen Völkergruppe aus persönlicher Anschauung, Eduard Pöppig, erklärte 1840 (374—375): dass die „Verirrungen“ des Geschlechtstriebes unter den Indianern, von denen besonders die älteren Schriftsteller viel erzählten, nicht in Abrede zu stellen seien; sie kämen ebenso unter sehr rohen und in Mangel lebenden Horden wie bei denjenigen vor, welche in der entgegengesetzten Lage sich befänden; man begegne ihnen in Canada, auf den Bergen von Quito und in den Wäldern von Amazonas und Paraguay. Diese Richtung im Geschlechtsleben bei den Urbewohnern Amerikas erscheint um so auffallender, als derselbe Gewährsmann die vielerorts ausgesprochene Behauptung zugeben zu müssen glaubt, die Indianer legten im Allgemeinen weniger Neigung zum geschlechtlichen Umgange an den Tag als andere Menschenracen; unter Berufung auf Hennepin und Falkner legt Pöppig dar, dass dieselbe Erscheinung an den beiden Enden Amerikas, in Louisiana und in Patagonien, beobachtet worden ist. Wilhelm Robertson (Geschichte von Amerika, aus dem Englischen von Johann Friedrich Schiller, 2 Bände, I, Leipzig 1777, S. 335—340) suchte einen Zusammenhang der schwächeren geschlechtlichen Begierden der Indianer mit äusseren Verhältnissen ihrer Heimat nachzuweisen; jedoch steht damit der ausgesprochene Trieb zur Päderastie in schreiendem und anscheinend unlöslichem Widerspruche. Den „Fluch der Unfruchtbarkeit“ hebt auch Martius (1832, 27) hervor.

Eine seltsame Erscheinung unter den Indianern sind nach Klemm (II 82) die Mannweiber, die unter allen nordamerikanischen Indianerstämmen und seit den Zeiten der ersten Entdeckung auch im Süden von Amerika sich finden.

Nach Mantegazza (105) sieht man von Alaska bis

Darien als Frauen erzogene und gekleidete Jünglinge, die mit den Fürsten und Herren im Konkubinat leben. Nach Ratzel (I 555; 562—563) scheinen Männer in Weibertracht, „verweibte Männer", kaum einem Stamme Nordamerikas gefehlt zu haben; sie standen in Nordamerika den Priestern nahe, wurden aber in Brasilien gering geachtet.

Die Kenntnis der Mannweiber allein ist indessen nicht ausreichend, ein klares Bild von der unter den Indianern verbreitet gewesenen und noch herrschenden Päderastie zu liefern. Hennepin unterschied bereits 1697 drei Formen von Männern, welche mit mannmännlicher Liebe in Zusammenhang gebracht werden mussten, nämlich 1. Hermaphroditen, d. h. Zwitter, Personen mit angeblich männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen, 2. Männer von weiblichem Aussehen, die sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten und weder auf die Jagd gingen noch als Krieger in den Krieg zogen; sie unterschieden sich von den Hermaphroditen dadurch, dass sie bloss als Männer galten; endlich 3. Männer, welche sich anderer Personen männlichen Geschlechts, unter ihnen auch der Männer von weiblichem Aussehen, zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes bedienten. Die Hermaphroditen aber wurden wohl mit Unrecht von den Männern mit weiblichem Aussehen scharf getrennt gehalten und dürften höchstens einen Unterschied im Grade der Verweiblichung (Effemination) geboten haben, was denn auch von Coreal (33—34) am Ende des 17. Jahrhunderts unbedenklich angenommen wird. Eine kurze Uebersicht über die Geschichte dieser Effeminierten gebietet indessen, sie vorläufig auseinander zu halten.

1. Die Hermaphroditen. Wenn man den zahlreichen Schriftstellern, welche Hermaphroditen oder Zwitter unter den Indianern gesehen oder von solchen gehört haben wollen oder die Angaben anderer über sie

in gutem Vertrauen hinnahmen, Glauben schenken wollte, so müsste die neue Welt nicht nur zur Zeit, als sie entdeckt wurde, solche mit mehr oder weniger vollkommenen Zeugungsorganen der beiden Geschlechter ausgestattete Wesen in grosser Menge hervorgebracht haben, sondern müsste auch noch jetzt von derlei Geschöpfen wimmeln und ein Dorado für den Anatomen sein. Wenn jedoch, was selten geschah, an einem solchen hypothetischen Wunder einmal eine Ocularinspektion vorgenommen wurde, so stellte es sich jedesmal als einen normal gebauten Mann heraus, welchem weibliche Formen, Bewegungen und Triebe anhafteten, so dass es nicht um einen rein somatischen, wie man vermutete, sondern um einen psychophysischen Hermaphroditismus sich handelte.

Hermaphroditen in grosser Zahl sollten besonders die nordamerikanischen, von vielen Indianerstämmen bewohnten Gebiete Florida und Louisiana zur Zeit ihrer Unterwerfung unter europäischen Besitz beherbergt haben; ihr Vorkommen in Florida behauptete anscheinend zuerst 1586 Laudonnière (ed. 1853, 9) und 1591 le Moyne (4), später, 1717 Dapper (56) und 1744 Charlevoix (I 27); eine ausführliche Abhandlung über die Hermaphroditen von Florida verfasste 1769 Pauw: „Des Hermaphrodites de la Floride“ (II 83—117), in der er die Sage von ihnen für Gewissheit ihrer Existenz nahm und eine Erklärung für sie zu geben versuchte; der ungläubige Zimmermann (V 70—71) entschuldigt ihre Erwähnung lediglich mit dem Ansehen, in welchem Pauw stehe, und meint, Pauw habe sich von dem Wunsche leiten lassen, durch ihre Hermaphroditen die Ausartung der Amerikaner noch deutlicher bewiesen zu sehen; er giebt verschleiert der Ansicht Ausdruck, dass es bei den Hermaphroditen nur um als Weiber verkleidete und gezierte Mannspersonen sich gehandelt habe. Ganz ohne Bedenken äussert Schneider (I 288),

der Eifer, mit welchem Pauw „diese Kinäden“ zu Hermaphroditen umzustempeln gesucht habe, könne ihm nur ein Lächeln abnötigen. Lafitau (I 53) vermochte 1724 in den Hermaphroditen nur effeminierte Männer zu erblicken, deren Wesen er mit der griechischen Liebe in Verbindung bringt und idealisiert, und auch Bruzen La Martinière (93) schliesst sich 1726 ganz an Coreal an, nach dem diese angeblichen Hermaphroditen eben nichts als effeminierte Männer waren, welche, wie Coreal (34) hinzufügte, in gewissem Sinne ja auch wirkliche Hermaphroditen sind („qui en un sens sont de veritables Hermaphrodites“, der Wortlaut, den La Martinière von Coreal übernimmt). Dumont (247—249) mochte 1753 zwar nicht behaupten, dass es in Louisiana Hermaphroditen unter den Indianern nicht gegeben hätte, da nach fast allen Schriftstellern dieses Land voll von solchen Leuten gewesen sein solle; allein er versichert seinerseits, auf seinen weiten Reisen in jenem Lande nicht einen einzigen Hermaphroditen angetroffen zu haben; er glaube, die Fabel von ihnen beruhe auf einer Verkennung der Aufseher der Frauen bei den Natchez und anderen Stämmen, welche nicht nur ihr Haar lang trugen und in weiblicher Tracht einhergingen, sondern den Barbaren wahrscheinlich auch zur Befriedigung ihrer Lüste gedient hätten, wenn sie selbe auf deren Jagd- und Kriegszügen, die unter Zurücklassung der Frauen vor sich gingen, begleiteten. Nicht ohne wesentliches Interesse ist übrigens, dass in Louisiana auch die in den Tempeln auf Fellen schlafenden Priester in weiblicher Tracht erscheinen mussten (Bastian III 309).

Eine von einer Kupfertafel begleitete Schilderung der Thätigkeit der Hermaphroditen in Florida liegt vor von Jacobus le Moyne 1591; eine nach einem etwas verkleinerten photographischen Abdruck dieser Kupfertafel (Fol. XVII) hergestellte Textabbildung wurde der



„Hermaphroditen“ in Florida
(siehe Seite 115)

Hermaphroditorum officia.

Frequentes istic sunt Hermaphroditi utrinsque naturae participes, ipsis etiam Indis exosi; eorum tamen opera, quod robusti et validi sint, ad onera ferenda utuntur jumentorum loco. Proficiscentibus ergo ad bella Regibus, hermaphroditi annonam ferunt: et defunctis ex vulnere vel morbo Indis, illi ipsi binis longuriis satis firmis, baculos transversos imponere, atque his storiam è tenuibus scirpis contextam alligare solent, cui defunctum superimponunt, pelle capiti substrata, altera supra ventrem alligata, tertia supra coxam, postrema supra crus (quare id faciant non sum sciscitatus, magnificentiae tamen causa fieri arbitror; quandoquidem singulos non ita exornant, sed crus dumtaxat obligare solent) deinde coriacea cingula tres aut quatuor digitos lata sumunt; quorum extremis ad longurios aptatis media capiti, quod illis praedurum est, applicant; atque sic defunctos gestant ad sepulturae locum. Contagioso aliquo morbo affecti, etiam ab hermaphroditis ad loca destinata feruntur, atque ab iisdem curantur et necessaria accipiunt, donec sanitati plene restituantur.

Jacobus le Moyne, 1591, fol. XVII.

vorliegenden Abhandlung beigefügt; die Hermaphroditen sind hier in langem Haare, als Pfleger ihrer erkrankten Landsleute, die sie teils auf dem Rücken, teils auf Bahren in die für Kranke bestimmten Pflegestätten tragen, dargestellt. Diese Hermaphroditen, von kräftigerer und mehr ausdauernder Konstitution als die Weiber, wurden nach le Moyne in Florida als Träger von Lasten aller Art beschäftigt; besonders trugen sie den in den Krieg ziehenden Häuptlingen deren Gepäck nebst Speisevorräten; die durch Verwundung oder Erkrankung Kampfunfähigen schafften sie vom Platze, die Toten auf die Grabstätte; von ansteckenden Krankheiten Befallene brachten sie an abgelegene Orte und pflegten sie dort bis zu ihrer Genesung.

Nach de Lahontan (142) gab es bei den Illinois ausser notorischen Päderasten noch Hermaphroditen, welche beider Geschlechter ohne Unterschied sich bedienten („mais ils font indifféremment usage de deux sexes"), eine Behauptung, welche wohl nur auf Vermutung beruht. Ross Cox schilderte (169—171) seine seltsame Begegnung mit einem „hermaphroditischen" Häuptlinge der Kettle-Indianer; 1814 spricht de la Salle (283) von Hermaphroditen bei den Illinois als einer Wirkung des Klimas ihres Heimatlandes, und auch noch im vorletzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist von sogenannten Hermaphroditen unter den Indianerstämmen Nordamerikas im Osten und Westen des Felsengebirges seitens einiger Aerzte im Dienste der Vereinigten Staaten die Rede (Holder 623). Holder selbst hat einen im Absaroke-Stamme lebenden jungen Indianer, der weiblich gekleidet ging und den er deshalb für hermaphroditisch hielt, nach dem Vorgange Hammond's körperlich genau untersucht und zu seiner Ueberraschung als durchaus normalen Mann befunden; mehrere Jahre hatte die junge Rothaut als weiblicher Teil, wie man sagte, einer ehelichen Gemein-

schaft mit einem wohl bekannten männlichen Indianer des Absaroke-Stammes zusammengelebt (Holder 624); Holder lüftet auch den Schleier über den unter den Päderasten des Absaroke-Stammes üblichen Akt der geschlechtlichen Befriedigung: es wird der Penis statt in den Mastdarm in den Mund eingeführt. Wenn Holder auf Grund dieser Befunde das Vorkommen der Päderastie bei den Indianern in Abrede stellt oder als einen selteneren Vorgang bezeichnet, so ist das nur ein ungenauer Ausdruck; die Päderasten unter den Indianern geben der Irrumation und Fellation als Befriedigungsakt den Vorzug (während, wie sich später zeigen wird, bei den Itelmen die Pädikation ausgeübt zu werden pflegt).

2. Die verweibten Männer oder Effeminierten. Von verweibten Männern unter den Indianern handelte bereits 1555 Cabeça de Vaca (fol. 36 am Schlusse; ferner ed. 1852, 537—538); er scheint sie für Impotente angesehen zu haben. Wie weibliche Personen von so männlicher Herzhaftigkeit, dass sie sich sogar aus dem Kriegshandwerk eine Ehre machten, unter den Indianern gefunden wurden, so gab es auch andererseits Mannspersonen, welche sich wie Weiber kleideten. Bei den Illinois, den Sioux, in Florida, Louisiana und Yucatan lebten junge Männer in Weibertracht, die sie dann zeitlebens beibehielten; sie hatten Gefallen an weiblichen Beschäftigungen, verheirateten sich niemals mit Weibern, zogen nicht in den Krieg, wohnten aber mit Vorliebe religiösen, auf das Gemüt wirkenden Zeremonien bei. An vielen Orten erlangten sie dadurch ein Ansehen, welches sie als einem über den gemeinen Mann erhabenen Stande angehörig betrachten liess (Lafitau I 52—54; Baumgarten I 25—26; Marquette 52—53). Martius (1832, 27—28) ist nicht geneigt, die Männer, welche sich als Weiber kleideten, sich ausschliesslich weiblichen Beschäftigungen widmeten, spannen, webten, Geschirre an-

fertigten u. dergl., als eine besondere Klasse anzusehen; „dass diese Sitte so seltsam travestierter Männer, welche vorzugsweise und zuerst von den Illinois, den Sioux und anderen Indianern in Louisiana, Florida und Yucatan berichtet worden, so fern von jenen Ländern, auch im südlichen Brasilien wieder erscheint, ist um so merkwürdiger als überhaupt das Wesen und die Bestimmung solcher, Mannweiber ein Räthsel in der Ethnographie Amerikas ausmacht. Uebrigens scheinen alle Berichte darin übereinzustimmen, dass die Mannweiber bei den Indianern in geringer Achtung stehen. Von einem besonderen Kultus oder einer Ordensverbrüderung findet man keine Spur. Es ist mir daher wahrscheinlicher, dass sie mit der so tief eingewurzelten Sittenverderbnis der Indianer zusammenhängen, als dass man von ihnen auf eine Sekte von Entsagenden und sich in freiwilliger Demut Erniedrigenden schliessen, oder, wie Lafitau gethan, in ihnen Priester der Dea syria, wenn gleich in tiefster Ausartung, erkennen dürfte“ (Martius 1832, 28; 1867, 74—75).

Die Männer, welche sich gleich Weibern kleideten und alle Geschäfte der Weiber besorgten, wurden von den jungen Männern förmlich wie Weiber behandelt, lebten auch in einem gewissen „unnatürlichen Umgange“ mit ihnen; der alte Charbonneau, nachdem er 37 Jahre im Osten des Felsengebirges geweilt hatte, behauptete sogar, dass in dieser Hinsicht die Mannweiber der Canadier den Weibern vorgezogen würden; während Prinz Maximilian zu Wied in Nordamerika weilte (1832 bis 1834), sollen sich nicht viele solcher Geschöpfe in den von ihm besuchten Indianerstämmen befunden haben, unter den Mandan's nur ein grosser, taubstummer Mann und unter den Mönnitari's zwei bis drei solcher Individuen (Wied II 133); Wied giebt (II 133, Fussnote) ausdrücklich an, dass der Gebrauch der Mannweiber für die Indianerstämme der Sauk's, Foxes, Mandan's, Mönnitari's

Crow's, Blackfeet's, Dakota's, Assiniboin's, Arrikkara's und die meisten Nationen des innern Nordamerika erwiesen sei, mit Ausnahme allein der Menomonie's (Folles avoines) und der Ottáwa's (Courtes oreilles). Das Lebensalter, in welchem diese männlichen Indianer zuerst ihr Geschlecht verleugnen, indem sie ihren Körper in weibliche Kleidung hüllen, ist nicht stets das gleiche. Bisweilen geschieht es schon sehr früh, im kindlichen Alter, aus unbekannten Gründen (Marquette 52); manche Väter haben dann ihre Kinder von ihrem Vorhaben abzubringen gesucht, ihnen zugeredet, auch schöne Waffen und männliche Kleidungsstücke ihnen dargeboten, ihnen Gefallen an männlichem Treiben einzuflössen sich bemüht, und wenn nichts fruchtete, eine Sinnesänderung mit Strenge und Gewalt herbeizuführen versucht, ja die Knaben gezüchtigt und geprügelt, ohne zum Ziele zu kommen (Wied II 133). In anderen Fällen nehmen Indianer erst im vorgerücktern Mannesalter diese Metamorphose vor; sie erklären alsdann, dass ein Traum oder eine höhere Eingebung ihnen dieselbe als Medizin oder als ihnen zum Heile anempfohlen habe und sie beharren ohne Bedenken bei ihrem Entschlusse, welcher ihnen zwar eine gewisse Verachtung zuzieht, aber dennoch dem ganzen Stamme als heilig gilt. So ersetzte ein gefeierter Krieger des Otoe-Stammes, einem Traume folgend, seinen Kriegerschmuck durch ein Weiberkleid, wie John T. Irving (207—212) in einem besonderen Kapitel „The Metamorphosis" ausführlich geschildert hat. Von dem starken Einflusse ihrer lebhaften Phantasie auf ihr äusseres Leben legt auch die Erzählung eines Sauk-Indianers Zeugnis ab, nach der ein Mann, dem die böse Gottheit in Gestalt des Mondes erschiene, sich als Weib kleiden und als solches sich hingeben müsse („become cinaedi" Keating I 210—211). Auch erzählen nach Wied (II 133) die Indianer eine Fabel, an welche sie glauben: Man wollte

einst einen Mann zwingen, die Weiberkleidung nicht anzulegen; ein ausgezeichneter Krieger bedrohte ihn; es kam zu heftigem Streite, in dessen Folge das Mannweib, von einem Pfeile tötlich getroffen, zusammenbrach: statt seiner Leiche jedoch fand man am Boden einen Haufen von Steinen und zwischen ihnen den Pfeil. Seitdem mischt sich niemand mehr in diese Angelegenheit, die man vielmehr als von höheren Mächten eingesetzt und geschützt ansieht. — Männer in Weiberkleidung unter den Indianern werden aber auch noch sonst vielfach erwähnt, so von Bossu, Bernal Diaz, Duflot de Mofras, Dumont, Falkner, Lopez de Gomara, Hennepin, de Herrera, James, Peter Martyr, Mc Coy, Mc Kenney, Oviedo, Perrin du Lac, Piedrahita, Ramusio, de la Salle, Tanner; fast alle diese Schriftsteller haben aus eigener Anschauung berichtet, während andere, wie Bastian, Mantegazza, Peschel, Ratzel, Schneider, Schultze, Schurtz und namentlich Theodor Waitz das ihnen bekannt gewordene Quellenmaterial zusammenstellten. Die Männer in Weibertracht gaben zweifellos die Hauptveranlassung, dass die Indianer ganz allgemein von den Ethnographen der Päderastie beschuldigt werden, obwohl doch sicher derlei Akte bei ihnen in den wenigsten Fällen offen zur Wahrnehmung gelangt sein dürften. Bei der ungeheuer grossen Verbreitung aber, welche die ausgesprochene Neigung, als Weib zu erscheinen, um die Gunst der Männer zu gewinnen, unter den Indianern hatte, ist es kaum verwunderlich, dass von Seite der Ethnographen eine Menge von Namen berichtet wird, mit denen man bei den verschiedenen Stämmen diese falschen Weiber belegte, wie agokwas, bardaches, bote, burdash, camayoas, cudinas, cusmos, joyas, maricones, mihdäckä, mujerado. Uebrigens darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass Weibertracht bei manchen Indianerstämmen auch zur Strafe als Beschimpfung

angelegt wurde. So erzählt Waitz (III 23), ein Krieg der Delaware mit den Irokesen 1742 habe mit dem denkwürdigen Ereignisse geendet, dass die gänzlich gebrochenen Delaware's „zu Weibern gemacht“, d. h. ihnen Weiberröcke von den Irokesen angezogen wurden, um sie für einen Vertragsbruch zu strafen, wie diese sagten, um sie als allgemeine Friedenstifter zu bezeichnen, wie sie selbst angaben; nur die Deutung der Thatsache, nicht diese an sich sei zweifelhaft. Auch wurde ihnen erklärt, sie könnten Land nicht verkaufen, da sie besiegt und zu Weibern gemacht seien. Und Bastian (III 313) teilt mit, über die Niederlage Guanar-Auqui's erzürnt, habe Guascar ihm Frauenkleider gesendet, damit er, mit diesen angethan, nach Cuzco, der Residenz des Inca von Peru, zurückkehre. Anderseits wird von vielen Stämmen angegeben, dass ihre männlichen Priester Weiberkleider tragen mussten.

3. Von den Männern, die seitens der Mannweiber begehrt werden und Erhörung gewähren, ist selten die Rede; sie werden dem ungeübten Auge merkliche Unterschiede von den übrigen Männern weder in ihrer Tracht noch in ihrer sonstigen Erscheinung aufgewiesen haben, und das ist um so wahrscheinlicher, als vielmals von Männern erzählt wird, welche einen Unterschied zwischen Weibern und Mannweibern als Gegenstand des Liebesgenusses nicht zu machen pflegten (Dumont 249; Tanner I 208); indessen gab es auch solche, welche jeden Umgang mit Weibern mieden, es vorziehend, sich ganz auf den geschlechtlichen Verkehr mit Mannspersonen zu beschränken und mit solchen einen Umgang zu pflegen, dem bisweilen sogar durch eine Heirat eine besondere Weihe verliehen ward. Quellenbelege dafür, dass Ehen unter Männern bei den Indianern vorkamen, bin ich nicht in der Lage beizubringen, da durch eine unglückliche Verkettung von Umständen gerade die auf die Heiraten unter Indianern Bezug nehmenden Werke

mir unzugänglich blieben. Von solchen mannmännlichen Ehen teilt aber Bastian einige Beispiele mit. Bei den californischen Indianern fanden ausser den gemischten Ehen auch Heiraten von Männern mit Männern statt; sie geschahen öffentlich, aber ohne die sonst gebräuchlichen Zeremonien; die zur Weiberrolle bestimmten Männer wurden schon in der Jugend ausgesucht und in den Geschäften der Weiber, in ihrer Art, sich zu kleiden, zu gehen und zu tanzen, unterrichtet, so dass sie fast ganz den Weibern glichen. Da sie stärker waren als diese, und deshalb zu den mühsamen Geschäften tauglicher, so wurden sie gewöhnlich von den Häuptlingen und Aeltesten geheiratet, denn während die Männer nichts thaten, als fischen, jagen und ihre Waffen herrichten, waren den Weibern alle häuslichen Arbeiten und Feldgeschäfte übertragen (Bastian III 314 nach Osswald, aus dem bei Schultze 1900, 163, ein Ostwald geworden ist, der aber wahrscheinlich Oswald heisst; das von Bastian nicht angegebene Quellenwerk habe ich bis jetzt nicht ermittelt). Im Westen des Felsengebirges bei den gebildeten „Tahus" verheirateten sich Männer mit Mannweibern nach Castañeda und Alarcon bei Bastian (III 313).

Unter den Indianerstämmen wurde übrigens die Päderastie sehr verschieden bewertet. Meistens nur geduldet und von gewissen Ständen, z. B. dem Wehrstande, verachtet war sie bei den Chacta's, den Mandan's, in Californien (Bossu 77; Catlin I 112—117; Duflot II 371), während ihr im alten Guatemala staatliche Pflege zu Teil wurde (Brasseur II 77; Bastian III 307—308); in Peru mit schweren Strafen bedroht (Montesinos 102—107) galt sie anderwärts, in Verapaz und bei den Pueblo's eine religiöse Sitte, als heilig (Torquemada II l. 12 c. 11; Hammond 1891, 114).

Diesen Thatsachen gegenüber konnte de las Casas 1613 (149—150) mit der fast vollständigen Ableugnung

des Vorkommens der „abscheuligen Sünde wider die Natur“ unter den Indianern nur den gewiss edlen Zweck im Auge haben. die Spanier die Beschuldigung roher Grausamkeit in ihrer Behandlung der halbnackten und ihnen gegenüber fast wehrlosen Völker Amerika's, welche durch eben „dieses Laster“ vorwiegend gerechtfertigt sein sollte (Oviedo l. 3 c. 6), um so tiefer empfinden zu lassen. „Man sagt wohl,“ so beschliesst de las Casas den Passus des 6. Beweises, Spanier beschuldigten die Indianer fälschlich der Sodomiterei, „dass solcher Leute etwa an einem Orte sein sollen, aber derselbigen halber sollte nicht diese ganze neue Welt für solche ausgeschrieen werden.“

1. Die Indianer der Nordwestküste Amerika's

Nach Roquefeuil (II 220) findet sich die „Art der Ausschweifung orientalischer Völker“ auch bei allen Indianer-Stämmen der Nordwestküste von Amerika wieder; die Tabakspfeifen und Stöcke der Nutka-(Nootka-) Indianer sind oft mit Figuren geschmückt, welche die „widerlichste und schmutzigste Verderbtheit“ zur Darstellung bringen; der Cynismus der Männer dieser Stämme steht in auffallendem Gegensatze zu dem zurückhaltenden Wesen der Frauen, deren Tracht auch die vieler Männer ist (Waitz III 333; Schneider I 287; Mantegazza 105).

2. Die Indianer Nordamerika's.

Perrin du Lac (I 35) hier fand unter allen Nationen Männer in Weiberkleidern, welche eben den Arbeiten unterworfen waren, die die Weiber eigentlich verrichteten; sie zogen nicht in den Krieg, gingen nicht auf die Jagd, sondern dienten, den Umständen gemäss, zur Befriedigung der Leidenschaft, oft beider Geschlechter; diese Männer,

welche „Liebe zur Trägheit und eine verabscheuungswerte Sittenlosigkeit zu dieser Lebensart verleitet“ habe, würden von den Kriegern, die sie auch zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchten, verachtet. Aehnliches berichtet Tanner (I 205, Waitz III 113). Bromme (I 164) lobt das züchtige und anständige Betragen der Indianer Nordamerikas im Umgange beider Geschlechter; ein ungesittetes, geiles Betragen wäre öffentlich nie unter ihnen wahrzunehmen und hierin überträfen sie die Völker der alten Welt bei weitem; dessen ungeachtet seien sie von der Unzucht nicht frei und „unnatürliche Sünden unter ihnen nicht ungewöhnlich“. Ueber mehrere Indianerstämme berichteten Lafitau (I 52); Wied (I 401; II 132—134); Bastian (III 310; 312), der ihre Mannweiber mit dem griechischen Worte Enareer bezeichnet, was von Schultze (1900, 163) gänzlich missverstanden wurde; Waitz (III 113); Mantegazza (105).

Die Tschippewäer (Ojibuä). Mc Kenney giebt (315—316) an, die Tschippewäer hätten auch gleich den Aleuten ihre schopans, und diese Mannweiber seien wahren Weibern so ähnlich, dass man nicht einmal ihre Stimme von der der Weiber zu unterscheiden vermöchte (Wied II 132). Die frischeste Schilderung von dem Treiben der Mannweiber, welche mir bekannt geworden ist, rührt von Tanner her, und ich will nicht verabsäumen, dieselbe nach der mir allein vorliegenden französischen Uebersetzung von de Blosseville, in das Deutsche übertragen, unverkürzt hier wieder zu geben:

„Im Laufe dieses Winters besuchte uns der Sohn des berühmten Ojibbeway Häuptlings Wesh-ko-bug (der Milde), welcher am Leech-See wohnt. Dieser Mann gehört zur Zahl derer, welche sich dem Weiberberufe widmen und welche die Indianer auch Weiber nennen. Solche hat die Mehrzahl der Indianerstämme, vielleicht sogar ein jeder Stamm; sie heissen gewöhnlich A-go-kwas.

Dieser Häuptlingssohn, mit Namen Ozaw-wen-dib (das gelbe Haupt), war eine Person im Alter von fast 50 Jahren und hatte mehrere Männer gehabt. Ich weiss nicht, ob sie mich zuvor gesehen hatte oder mich nur vom Hörensagen kannte; allein sie zögerte nicht, mich wissen zu lassen, sie käme von weit her, um mich zu sehen, und hoffte, mit mir zusammen zu leben. Sie wiederholte des öfteren ihre Anerbietungen, und ohne sich durch meine Abweisung entmutigen zu lassen, verfolgte sie mich mit ihren widerlichen Aufdringlichkeiten so lange, bis sie mich gleichsam aus der Hütte verjagte.

„Die alte Net-no-kwa, die das vollkommen durchschaute, lachte über meine Verlegenheit und meine Schamhaftigkeit, als das gelbe Haupt seine Verfolgungen wieder aufnahm; ja sie schien den Häuptlingssohn fast zu ermutigen, in unserer Hütte zu verweilen. Der Agokwa zeigte übrigens viel Geschicklichkeit in verschiedenen weiblichen Obliegenheiten, die ihn ja sein ganzes Leben lang beschäftigt hatten; schliesslich, am Erfolge seiner Liebeswerbungen bei mir verzweifelnd oder auch vielleicht durch den in unserer Familie allermeist herrschenden Hunger verjagt, verschwand Ozawwendib, und ich fasste schon Hoffnung, von seinen Nachstellungen befreit zu bleiben. Allein nach Verlauf von 2—3 Tagen schleppte er gedörrtes Fleisch herbei und sagte uns, er habe die Truppe des Wa-ge-to-tha-gun getroffen und sei vom Häuptlinge beauftragt worden, uns einzuladen, mit ihm zusammenzustossen; dieser hatte das geizige Verhalten Waw-zhe-kwaw-maish-koon's gegen uns in Erfahrung gebracht, und der Agokwa sagte mir in seinem Namen: ‚Mein Neffe, ich verstehe nicht, dass du ruhig Wild töten siehst durch einen anderen Jäger, der viel zu geizig ist, um mit dir zu teilen. Komm in meine Nähe; weder dir noch deiner Schwester wird etwas von dem mangeln, was ich im Stande sein werde euch zu verschaffen.‘ Diese

Einladung kam sehr zur rechten Zeit und wir brachen ohne Verzug auf.

„Bei unserer ersten Rast hörte ich, als ich am Feuer beschäftigt war, den Agokwa pfeifen, um mich aus geringer Entfernung in den Wald zu locken. Ich sah, als ich mich näherte, dass er die Augen auf ein Stück Wild gerichtet hielt, und ich erkannte ein Moostier. Ich schoss zweimal, und zweimal stürzte es und erhob es sich wieder. Wahrscheinlich hatte ich zu hoch gezielt, denn schliesslich entfloh es. Die „alte Dame“ aber machte mir lebhafte Vorwürfe und sagte mir, dass sie befürchte, in mir niemals einen trefflichen Jäger zu sehen. Erst am anderen Tage gelangten wir, noch vor Einbruch der Nacht, zum Lager des Wa-ge-to-te, wo unser Hunger gestillt wurde. Dort sah ich mich auch endlich von den schier unerträglich gewordenen Nachstellungen des Agokwa befreit. Denn Wagetote, der schon zwei Frauen hatte, nahm ihn als dritte „Frau“. Diese Zuführung einer neuen Persönlichkeit in seine Familie regte einige Scherze an und veranlasste verschiedene komische Zwischenfälle; aber es ergab sich daraus weniger Uneinigkeit und Streit, als wenn er eine dritte Frau weiblichen Geschlechts genommen hätte“ (Tanner I 205—208).

Die Illinois. Schon 1697 schrieb Hennepin (219—220) über die Illinois, viele unter ihnen seien „Hermaphroditen“; sie seien „schamlos bis zum Laster gegen die Natur“ und steckten einige ihrer Knaben in die Kleidung der Weiber, weil sie selbe als solche benutzten; diese verrichteten dann weibliche Arbeiten und zögen weder auf die Jagd noch in den Krieg. Seine Angaben wurden 1703 von de Lahontan (I 142) vollkommen bestätigt: die zahlreichen „Hermaphroditen“ trügen zwar Weiberkleidung, träten aber mit Männern und Weibern in geschlechtlichen Verkehr; die Illinois und alle anderen Indianerstämme am Mississipi besässen einen „unglück-

seligen Hang“ zur Sodomie. Auch Charlevoix (1744 II 264; III 391) fand sie der „ungeheuerlichsten Unkeuschheit“ ergeben. Nach de la Salle (237—238) lieben die Illinois über alle Maassen das Weib, und Knaben noch mehr als die Weiber („they lowe women with excess, and boys above women“), so sehr, dass durch dieses „schreckliche Laster“ die Knaben sehr weibisch werden. Ungeachtet ihrer „lasterhaften Neigung“ aber haben sie gewisse Normen, welche dieses „schändliche Laster“ bestrafen; sobald ein Knabe sich der Prostitution ergiebt, so wird er aus seinem Geschlechte ausgestossen und es wird ihm verboten, Männertracht zu tragen, einen Mannesnamen zu führen und irgend eine für den Mann allein bestimmte Arbeit oder Dienstleistung zu verrichten; nicht einmal die Jagd wird ihm gestattet; solche Knaben gelten eben überhaupt als Weiber und bleiben zeitlebens auf deren Beschäftigungen beschränkt, „werden aber von den Weibern noch mehr verachtet und verabscheut als vom Manne“; dergestalt sind sie wegen ihres „Lasters“ dem Gespötte und der Verachtung beider Geschlechter preisgegeben. Ohne jede Einwirkung, aus natürlicher Anlage, wurde den Illinois ihr „Laster“ fühlbar, und sie führten diese Normen als einen Zügel zur Bändigung ihrer wilden Sinnlichkeit ein, da ihnen jede Art zwangsweiser Einschränkung verhasst ist. „Hermaphroditen“ sollen ausserdem unter ihnen sehr häufig sein; ob diese aber eine Wirkung des Klimas seien oder nicht, wagt de la Salle nicht zu entscheiden. Die Weiber und die prostituierten Knaben verfertigen feine Matten zum Bekleiden ihrer Häuser, während die Männer auf die Jagd gehen oder den Boden zur Aussaat des indischen Korns pflügen. Der Pater Marquette (52—53) vermag nicht zu ergründen, welcher Aberglaube einige Illinois und einige Nadouessi’s, wenn sie noch jung sind, veranlasse, das Weiberkleid (die Männer gehen fast nackt) anzulegen und ihr Leben lang zu tragen; es

ist ihm ein Geheimnis geblieben; sie verheiraten nach ihm sich niemals und suchen ihren Ruhm, indem sie sich zu Arbeiten „erniedrigen“, welche die Frauen verrichten; sie ziehen zwar mit in den Krieg, allein sie dürfen sich nur der Keule bedienen, niemals aber Bogen und Pfeile gebrauchen, welche ausschliesslich Waffen der Männer sind; sie wohnen allen Zauberspielen und auch den Festtänzen bei, die zur Ehrung des Calumet veranstaltet werden; sie singen dort, dürfen aber nicht tanzen; sie werden in den Ratsversammlungen aufgerufen, in denen man ohne ihren Einfluss nichts entscheiden kann; sie gelten in Folge ihrer aussergewöhnlichen Lebensführung für Manitou's d. h. für Genies oder für auserlesene Menschen. Man vergleiche Waitz III 113; Peschel 410; Ratzel I 562—563.

Die Kri (Cree oder Knisteno). Die Kri's besassen schon in ihrem wilden Zustande ihre „eigenen Laster, deren einige für kultivierte und nachdenkende Menschen abschreckend“ seien, indem Blutschande und Sodomiterei unter ihnen geherrscht hätten (Mackenzie 107—108; Wuttke I 182; Schneider I 287; Schultze 1871,51).

Die Blackfeet (Schwarzfüsse). Die Blackfeet's hatten ihre Bardaches nach Wied (II 133, Fussnote).

Die Sak (Sauk oder Sakewe). Es gab unter den Sak's richtige Kinäden, welche unter Preisgabe ihrer männlichen Kleidung die der Weiber annahmen und mit ihr auch deren Sklavenarbeit; sie wurden überall mit Geringschätzung behandelt, von einigen jedoch bemitleidet, als hätten sie ihre Arbeit einer unglückseligen Bestimmung, der sie sich nicht entziehen könnten, zu verdanken; man nehme an, sie seien zu dieser Lebensweise durch eine Erscheinung seitens des weiblichen Geistes im Monde

gedrängt worden (Keating I 221—222; Wied II 133, Fussnote).

Die Irokesen (Canadier). Charlevoix (1744 VI 4—5) stellt die Irokesen als einen besonders keuschen Indianerstamm dar, für so lange nämlich als sie ausser Verbindung mit den Illinois und anderen Nachbarvölkern Louisiana's geblieben seien; gewonnen hätten sie durch solche neue Bekanntschaften nichts, als dass sie diesen ähnlich geworden seien; Verweichlichung und Geilheit habe sich hernach bei ihnen eingestellt und sei ins ungeheure gewachsen; man sähe bei ihnen seitdem auch Männer, die sich nicht schämten, Weiberkleider anzulegen und sich allen Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts zu unterziehen, was zu einer „unbeschreiblichen Verdorbenheit“ geführt habe; man schütze zwar vor, es stehe dieser Brauch mit religiösen Vorstellungen in Zusammenhang; allein diese Religion entspringe, wie wohl auch andere Vorstellungen, der Verdorbenheit des Herzens; wenn der fragliche Brauch jedoch wirklich aus Religiosität hervorgegangen sei, so habe er nichtsdestoweniger mit der lüsternen Sinnlichkeit geendet; „Effeminierte“ verheirateten sich niemals und gäben sich den „schändlichsten Leidenschaften“ hin; auch würden sie im höchsten Grade verachtet. Vergl. die Stelle bei Waitz III 23, Seite 121 dieser Abhandlung.

Die Chochtha. Die Chochtha's werden von Bossu (77) als sehr wild und roh geschildert; für das Christentum fehle ihnen jedes Verständnis und in ihren Sitten seien sie stark „pervers“; die meisten („la plupart“) seien der Sodomie ergeben; derartig „verderbte Männer“ trügen langes Haar und einen kleinen Rock, wie die Weiber, von denen sie aus Rache auf's höchste verachtet würden.

Die Arikari (Arrikkaras). Die Arikari's haben ihre Bardaches nach Wied (II 133, Fussnote).

Die Natchez. Ueber die weiblich gekleideten

Aufseher der Frauen bei den Natchez siehe Dumont (247—249) Seite 115 dieser Abhandlung.

Die Dakota (Siebenratfeuer, Sioux, Nadowessie oder Ochente-Schakoan). Von den Dakota- oder Sioux-Indianern gab schon Lafitau 1724 (I 53) an, dass auch sie Männer hätten, die wie Weiber lebten. 1824 berichtete Keating (I 418), die Zahl ihrer Kinäden sei sicher nur sehr gering; er habe blos von zweien gehört, von einem in der Stadt Keoxa und von einem bei den Miakechakesa; es gäbe wahrscheinlich aber noch einige andere; sie ständen in äusserster Verachtung. Nach demselben Gewährsmanne (Keating I 210—211) haben die Dakota-Indianer den Glauben, die Sonne würde von einer männlichen, der Mond von einer weiblichen Gottheit bewohnt und das Hauptvergnügen der weiblichen Gottheit bestehe darin, alle Bestrebungen des Mannes zu durchkreuzen. Wem sie während des Schlafes in seinen Träumen sich offenbare, der sähe das als eine Aufforderung an, Kinäde zu werden und nehme gleich darauf Weibertracht an; Keating bringt (I 211) die Kinäden mit der Sage von den Hermaphroditen in Verbindung. Im Jahre 1889 gab es unter den Dakota's „Hermaphroditen", die Umgang mit Männern hatten (Graham bei Holder 623). J. T. Irving erzählt ausführlich die Verwandlung eines Kriegers der Otoe-Nation in ein „Weib"; der Mann gehörte zu den stolzesten und höchsten Kriegern. Nach der Rückkunft von einem Kriegszuge gegen die Osagen traf ihn das Schicksal in Gestalt eines Traumes. Am nächsten Morgen war er wie umgewandelt, versammelte seine Familie um sich und erklärte, der grosse Geist habe ihn im Traume besucht; seinen Kriegerrang müsse er fallen lassen und die Tracht des Weibes anlegen. Man hörte ihn mit Betrübnis an; man wies auf seinen grossen und kriegerischen Namen hin; aber nichts konnte ihn von seinem Entschlusse abbringen; alsdann

that er der Nation seinen unwiderruflichen Entschluss kund und man konnte nicht umhin, ihm beizupflichten. Mc Coy (360—361) lernte bei den Osagen einen mageren, geisterhaften 25jährigen Mann kennen, der in Allem als Weib erschien, aber kränklich war. Bei den Osagen und anderen rohen Stämmen des Nordens seien, wenn auch nicht zahlreich, Kinäden unter den Weibern zu sehen, deren Wesen und Erscheinung sie so vollkommen, wie nur möglich kopierten und ihr ganzes Leben hindurch beibehielten. Bei den Kansas war Päderastie ein nicht seltenes „Verbrechen"; manche ihr ergebene Personen waren öffentlich als solche bekannt, schienen aber weder verachtet zu sein, noch Ekel zu erregen. Mit einer solchen Person machte Say (bei James 129) Bekanntschaft. Dieser Mann war in Folge eines ob seiner mystischen Heilung geleisteten Schwures, welcher ihn verpflichtete, seine Männertracht mit Weibertracht zu vertauschen, um Weiberarbeit verrichten und seine Haare lang wachsen lassen zu dürfen, Päderast geworden; er habe sich selbst mit einem Spiraldraht, einem für diesen Zweck gebräuchlichen Instrumente, aufs Sorgfältigste Kinn, Achselhöhlen, Augenbrauen und Scham enthaart, und jedes Barthaar entfernt, das bei ihm sich zeigte.

Die Fall-Indianer (Gros-Ventres oder Pawäustic-Eithinyook). Die Fall-Indianer hatten 1889 sechs Bote (Holder 623); diese Mannspersonen mit der Kleidung und den Sitten der Weiber hatten Umgang mit anderen Männern (Best bei Holder 623). — Ein Gleiches gilt von den Rees-Indianern (Best bei Holder 623). — Unter den Mönnitari's traf Wied (II 133) zwei bis drei solcher Individuen an (Ratzel I 563).

Die Mandan. Bei den Mandan's wurden die Mannweiber Mih-Däckä (zusammengesprochen) genannt (Wied II 132) und für geschlechtliche Genüsse den Weibern vorgezogen (Charbonneau bei Wied II 133)

Auch der grosse Maler Catlin (I 96; 111; 112—114), der sie „beau“, „dandies or exquisites“ nennt und über ihre eigentliche Natur sich nicht ausspricht, ist ihnen begegnet und erzählt eine sie betreffende sehr niedliche Geschichte: Auf das Prächtigste herausgeputzt, aber baar aller der ehrenvollen Siegeszeichen, wie Skalplocken und Bärenkrallen, stolzieren indianische Stutzer an schönen Tagen um das Dorf herum. Sie lieben es nicht, in ehrenvollem Kampfe ihr Leben aufs Spiel zu setzen oder dem Grizzli-Bären zu begegnen, sondern bleiben gewöhnlich in der Nähe ihres Dorfes und kleiden sich in die Felle solcher Tiere, die sie leicht erlegen können, ohne die rauhen Felsen nach dem Kriegs-Adler durchstreifen oder den Grizzli-Bären in seinen Schlupfwinkeln aufsuchen zu müssen. Sie schmücken sich mit Schwan-Dunen und Enten-Federn, mit Geflecht von wohlriechenden Gräsern und anderen harmlosen und unbedeutenden Dingen, welche, gleich ihnen, kein weiteres Verdienst aufweisen, als dass sie hübsch und zierlich aussehen. Diese zierlichen und eleganten Herren, deren es in jedem Dorfe nur wenige giebt, werden von den Häuptlingen und Kriegern gering geachtet, da alle sehr wohl wissen, welchen gewaltigen Abscheu sie vor Waffen haben, weshalb man sie „Feiglinge“ oder „alte Weiber“ nennt. Sie scheinen jedoch hieraus sich wenig zu machen, vielmehr mit der Berühmtheit, die sie wegen der Schönheit und Eleganz ihrer persönlichen Erscheinung bei den „Frauen und Kindern“ erlangt haben, sich zu bescheiden; sie freuen sich ihres Lebens, obgleich sie als die Müssiggänger im Dorfe gelten. An schönen Tagen sieht man auf seinem scheckigen Pferdchen den Reiter in seinem ganzen Staate: einen Fächer vom Schwanze eines Truthahns in der Rechten, eine Pfeife und einen Fliegenwedel an derselben Hand, auf weichem, mit Büffelhaaren gepolsterten und mit Stachelschweinstacheln und Hermelin besetzten Sattel von Hirschhaut, durch das

Dorf und um dasselbe einige Male im Umkreise herum reiten; dann nähert sich der Reiter behutsam dem Orte, an welchem die Krieger und der jugendliche Nachwuchs mit männlichen athletischen Spielen sich unterhalten. Nach ein- bis zweistündiger Augenweide reitet er wieder heim, sattelt sein Pferdchen ab, treibt es auf die Weide, nimmt einige Erfrischungen zu sich, raucht eine Pfeife, fächelt sich in den Schlaf und verbringt den Rest des Tages mit Nichtsthun. Während Catlin malte, kamen täglich zwei oder drei dieser Stutzer in ihrem Putze an die Thür seiner Hütte, ohne weiter etwas zu erfahren, als was sie durch die Spalten seiner Hütte sehen konnten. Die Häuptlinge gingen an ihnen vorüber, ohne sie sonderlich zu beachten, und natürlich auch, ohne sie zum Eintritt in des Malers Hütte aufzufordern, während sie selbst offenbar nur deshalb täglich vor seiner Hütte erschienen, damit sie von ihm gemalt würden. Catlin beschloss auch, sie zu malen, denn ihr Anzug erschien ihm schöner, als irgend ein anderer im ganzen Dorfe. Als er daher die Bildnisse aller angesehenen Männer, die von ihm sich hatten malen lassen wollen, vollendet hatte und nur zwei oder drei Häuptlinge in seiner Hütte sich befanden, ging er an die Thür und berührte einen der jungen Burschen an der Schulter; dieser verstand auch sofort den Wink und folgte ihm, hoch erfreut über die ehrenvolle Auszeichnung, die Catlin ihm und seinem schönen Anzuge zu Teil werden liess. Unmöglich schien es dem Maler, den Ausdruck der Dankbarkeit in dem Gesicht dieses armen Burschen zu schildern, dessen Herz in freudigem Stolze bei dem Gedanken schlug, dass er auserwählt sei, neben den Häuptlingen und Angesehenen, deren Bildnisse er in der Hütte sah, unsterblich gemacht zu werden, und er hielt sich durch diese Ehre gewiss dafür hinreichend belohnt, dass er nun drei Wochen lang täglich, auf das Schönste bemalt und

geputzt und bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fusse stehend, vor des fremden Malers Hütte ausgehalten hatte. Catlin fing nun an, ihn in ganzer Figur zu zeichnen und fand in ihm einen überaus hübschen Burschen; sein Anzug war vom Kopfe bis zum Fusse aus dem Felle der Bergziege, das an Weisse und Weiche fast dem chinesischen Kreppe gleichkommt, gefertigt und mit Hermelin und schön gefärbten Stachelschweinstacheln besetzt; sein langes Haar, über Schulter und Nacken herabfallend, reichte bald bis zur Erde und war, gleich dem der Frauen, auf der Stirn gescheitelt; er besass eine grosse und schöne Figur und eine Anmut und Lieblichkeit in den Bewegungen, die einer besseren Kaste würdig waren; in der linken Hand hielt er eine prächtige Pfeife, in der rechten den Fächer, und an derselben Hand hingen noch die Peitsche von Elenshorn und der aus einem Büffelschwanze verfertigte Fliegenwedel; es war an ihm nichts Furchterregendes und gar nichts, was den zartesten und keuschesten Sinn hätte verletzen können. So weit war unser Maler gekommen, als die Häuptlinge, welche in seiner Hütte sassen, plötzlich sich erhoben, sich fest in ihre Büffelhäute wickelten und schnell auf ungewohnte Art die Hütte Catlin's verliessen. Wohl war dem Maler ihre Unzufriedenheit aufgefallen, aber er fuhr fort zu malen, bis einige Augenblicke später der Dolmetscher in seine Hütte stürzte und ausrief: „Mein Gott, Herr, das geht nimmer gut — Ihr habt die Häuptlinge beleidigt — sie haben sich über Euer Benehmen beschwert — sie sagen, der da sei ein unbedeutender, ein unwürdiger Mensch, und wenn Ihr sein Bildnis malen wolltet, so müsstet Ihr augenblicklich das der Häuptlinge vernichten, — es bleibt Euch keine Wahl, lieber Herr, — und je schneller Ihr dieses Bürschchen aus Eurer Hütte fortschickt, um so besser!“ Dasselbe erklärte sodann der Dolmetscher auch dem schönen jungen Indianer, und dieser hängte seine Büffelhaut um, hielt den

Fächer vor sein Gesicht und entfernte sich schweigend, aber mit einem erzwungenen Lächeln, aus der Hütte des Malers; eine kurze Zeit noch nahm er seine frühere Stellung an der Thür wieder ein und ging dann ruhig fort. „So hoch schätzen," schliesst Catlin seine Erzählung, „die Tapferen und Würdigen unter den Mandan's die Ehre, gemalt zu werden, und so sehr schätzen sie Jeden gering, wie reich auch sonst die Natur ihn mag ausgestattet haben, der nicht den Stolz und das edle Wesen eines Kriegers zeigt." Catlin gedenkt zwar nicht mit einer Andeutung der wahrscheinlichen Natur der von ihm mit Maleraugen geschauten und mit vollendeter Malerkunst gezeichneten mädchenhaften Zierpuppe, aber Erman hatte ohne Zweifel die oben mitgeteilte Erzählung im Auge, als er (1871, 164 und Fussnote **) die Worte niederschrieb, dass auch Catlin unter den kriegerischen Stämmen, mit denen er auf der Ostseite des Felsengebirges umging, das Vorkommen einzelner Männer erwähnt, die nur für ihren höchst auffallenden Putz zu leben schienen, sich der äussersten Verachtung ihrer Landsleute feige unterwarfen, seiner ihnen anfangs zugewendeten Aufmerksamkeit durchaus unwert erklärt wurden und bei den inneramerikanischen Stämmen das seien, was die Kamtschadalen durch das Wort Kojektschuchtschi und die Korjaken durch das Wort Kéelgi als eine eigene Abart ihrer Männer bezeichneten. Auch im Jahre 1889 gab es bei den Mandan's Männer mit der Tracht und den Sitten der Weiber und männlichem Geschlechtsverkehr (Best bei Holder 623). Siehe ferner Bastian III 312, Schneider I 287, Schultze 1900, 163; in Schultze ging der Druckfehler bei Bastian: Cordaches (statt Bardaches) über.

Die Crow (Krähen-Indianer, Absaroke, Upsaroka). Den Gebrauch der Bardaches bei den Crow's

erwähnt Wied I 401; siehe ferner Bastian III 313, Schneider I 287 und Schultze 1900, 163. Genauere Angaben über diese Bardaches, in denen auch zum ersten Male auf die Form päderastischer Befriedigung des Geschlechtstriebes bei Indianern eingegangen wird, lieferte erst 1889 Holder. Den Wunsch hegend, genaue Untersuchung über Sein oder Nichtsein der in der Literatur als Hermaphroditismus bekannten Anomalie anzustellen, suchte Holder den bei den Crow's von Montana ‚Bote' genannten Bardaches näher zu treten. Dieses Wort bō-tē bezeichnet buchstäblich „nicht Mann, nicht Weib"; ein entsprechendes Tulalip-Wort, dessen die Indianer des Washington-Gebietes sich bedienen, ist nach Holder burdash, welches „halb Mann, halb Weib" bedeutet, ohne damit eine anomale Bildung der Geschlechtsorgane anzudeuten. Der Bote nimmt das männliche Glied seines Partners zwischen seine Lippen „und versucht wahrscheinlich gleichzeitig seine eigene Befriedigung"; fünf Bote wies 1889 der Crow-Stamm auf und eine ungefähr gleiche Zahl hatte er auch früher; sie bilden eine Klasse in jedem Stamme, kennen sich unter einander und knüpfen freundschaftliche Beziehungen mit Ihresgleichen in anderen Stämmen an, so dass sie über die urnischen Verhältnisse auch der Nachbarstämme genau unterrichtet sind. Sie tragen weibliche Kleidung, scheiteln ihr Haar in der Mitte und flechten es wie ein Weib, besitzen oder erkünsteln weibliche Stimme und Geberden und leben in beständiger Verbindung mit Weibern, gleich als ob sie zu diesen gehörten; indessen verlieren ihre Stimme, ihre Gesichtszüge und ihre Gestalt nie so sehr die männlichen Eigenschaften, dass es einem aufmerksamen Beobachter schwer wäre, einen Bote von einem Weibe zu unterscheiden. Ein solcher Bote verrichtete bei den Crow weibliche Arbeit, wie fegen, scheuern, Schüsseln spülen, mit solcher Anstelligkeit und Willigkeit,

dass er auch bei der weissen Bevölkerung häufig Beschäftigung erhielt. Gewöhnlich wird die weibliche Tracht in der Kindheit angelegt und auch weibliche Sitten werden schon früh angenommen; doch den Beruf, dem er sich später widmet, übt ein Bote erst zur Zeit seiner Geschlechtsreife aus. Ein kleiner Schüler einer Erziehungsanstalt (Knaben-Pensionat einer Indianer-Agentur) wurde öfters dabei ertappt, wie er heimlich weibliche Kleidung anlegte; obwohl jedesmal bestraft, bildete er sich doch, der Schule entwachsen, zum Bote aus, welchem Berufe er seitdem treu geblieben ist. Ein bei dem Crowstamme accreditierter Bote, der zur Kundschaft des Arztes Dr. Holder gehörte, war ein Dakota-Indianer; er wird als ein prächtig gestalteter Bursche von einnehmenden Gesichtszügen, vollkommener Gesundheit, lebhafter Beweglichkeit und glücklichster Gemütsveranlagung geschildert; Holder zog ihn zu seiner Bedienung heran und brachte ihn, wenn auch nach langem Widerstreben, durch Erweisung von allerhand Aufmerksamkeiten dahin, sich von ihm untersuchen zu lassen. 5 Fuss 8 Zoll hoch, 158 Pfund schwer, 33 Jahre alt, vollkommen bartlos, mit offenem, intelligenten Gesicht, hatte dieser Bote die aus 4 Kleidungsstücken bestehende weibliche Tracht bereits im sechsten Lebensjahre angelegt; er trug sein 24 bis 26 Zoll langes Haar in der Mitte gescheitelt und liess es in zwei Wellen locker hinter den Schultern herabfallen; es ist das zwar die gewöhnliche Haartracht der Männer bei den Dakota, aber bei den Crow teilen die Männer ihr Haar seitlich und tragen es in langen Flechten. Nach seiner Entblössung zeigte sich die Haut des Bote weich und haarlos, selbst Brust, Arme, Achselhöhlen und Beine waren vollkommen unbehaart, was aber als bedeutungslos bezeichnet wird, weil alle Indianer der Kundschaft Dr. Holder's, Männer wie Weiber, dieselbe Eigentümlichkeit aufwiesen. Seine Brustwarzen waren wie sonst beim Manne kümmerlich. Als der Bote das

seine Geschlechtsteile verdeckende Kleidungsstück entfernte, gab er seinen Schenkeln eine solche Lage, dass sie die Geschlechtsorgane vollständig versteckten, eine Bewegung, welche Holder sonst nur bei der Untersuchung schamhafter Frauen sah, bei denen sie wegen der mehr zurücktretenden Genitalien und der starken Rundung der Schenkel den Zweck leicht erreichte; indess auch dem Bote gelang das Kunststück vollkommen, vielleicht wegen der Bildung seiner Schenkel, welche dem untersuchenden Arzte von weiblicher Fülle zu sein schienen, oder in Folge einer durch Uebung erlangten Geschicklichkeit; freundlichst gebeten, seine Schenkel zu trennen, liess der Bote männliche Organe zum Vorschein kommen, an Grösse vielleicht nicht ganz so, wie die stattliche Gestalt des Mannes sie hätte vermuten lassen, aber in Bildung und Lage vollkommen normal. Der Penis hatte im schlaffen Zustande $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge bei $3\frac{1}{2}$ Zoll Umfang; Vorhaut und Eichel waren normal, jeder Hoden hatte die Grösse einer kleinen Mandel, die Scham bekleidete ein dünner Wuchs kurzer Behaarung, wie gewöhnlich beim männlichen Indianer. Vor der Untersuchung hatte der Bote dem Arzte das Versprechen abgenommen, nichts über seinen Befund zu verraten und nachher versicherte er ihm, dass seit seiner Kindheit noch Niemand ausser dem Arzte seine Geschlechtsteile gesehen habe; seine ständigen Gefährten seien Frauen; und auf die Frage, wie er, mit Frauen zusammen badend, es anfange, diesen den Anblick seines Gemächtes zu entziehen, erwiderte er: „das mache ich so“, und schlug wiederum seine Schenkel so zusammen, wie er es beim Ablegen des letzten Kleidungsstückes gethan hatte; Penis und Hodensack waren wieder vollständig unsichtbar, und es hätte einer Besichtigung aus allernächster Nähe bedurft, um über sein Geschlecht ins Klare zu kommen; er bestritt, jemals geschlechtlichen Umgang mit einem Weibe gepflogen zu haben und fügte, auf seine

Scham deutend, hinzu: „kein Geschwür und keine Narbe!“ — nach Holder bei einem so venerischen Stamme wie die Crow's auf keinen Fall ein schlechtes Argument. Nach der Aussage anderer Indianer sollte der Bote dennoch gelegentlich geschlechtlich mit Frauen verkehrt haben; sein Hauptvergnügen bestände aber darin, andere Männer zu überreden, sich seinen Liebkosungen zu fügen. Zwei Jahre hindurch habe der Bote als weiblicher Teil vertrautesten Umgang mit einem und demselben bekannten Indianer gepflogen und mit diesem wie in richtiger ehelicher Gemeinschaft gelebt; doch sei das nicht der für einen Bote gewöhnliche Zustand; er sei vielmehr, gleich den Weibern des Stammes, bereit, jedem Manne zu willfahren, der seine Dienste verlange (Holder 623–624; Ellis-Symonds 8—9).

Die Assiniboin. Ihre Bardaches haben auch die Assiniboin's nach Wied (II 133, Fussnote).

Die Oregon-Indianer. Nach Smith bei Holder (623) hatten die Oregon in ihrem Stamme zu Klamath 1889 einen „Hermaphroditen“. Die Sahaptin (Nez Percés) besassen 1889 zwei, die Seliph (Fleathead) wiesen 1889 vier Bote auf (Holder 623).

Die Washington-Indianer. Auch die Indianer des Washington-Territoriums haben ihre Bote, welche sie hier in der Tulalip-Sprache Burdash, d. h. halb Mann, halb Weib, nennen (Holder 623).

Die Pueblo-Indianer. Dem Dr. William A. Hammond, der etwa um das Jahr 1850 in New-Mexiko als Militärarzt stationiert war, wurde hinterbracht, dass die Pueblo-Indianer in jedem ihrer Dörfer einen oder mehrere Stammesgenossen aussuchen, um ihn beziehungsw. sie geschlechtlich impotent zu machen und zu päderastischen Diensten zu verwenden. Diese Personen nannte man Mujerado's, eine Bezeichnung, welche wie eine Umgestaltung des spanischen Wortes Mujeriego, d. h.

weiblich oder weibisch, klingt, aber ein spanisches Wort nicht ist, das indess, wenn es vorkäme, auch nur „zum Weibe gemacht“ oder „in ein Weib verwandelt“ würde bedeuten können. Der Mujerado ist für die religiösen Orgien, welche bei den Pueblo-Indianern, ebenso wie unter den alten Griechen, Egyptern und anderen Nationen, gefeiert werden, schlechthin unentbehrlich. Er spielt die passive Rolle bei den päderastischen Gebräuchen, die einen wesentlichen Bestandteil der religiösen Zeremonien der Pueblo-Indianer bilden. Diese Saturnalien finden bei den Pueblo's im Frühlinge jeden Jahres statt und werden den Nichtindianern gegenüber mit der allergrössten Heimlichkeit betrieben. Zum Mujerado wird einer der kräftigsten Männer jedes Dorfes gewählt und an ihm täglich vielmals Masturbation vorgenommen. Zugleich wird er gezwungen, fast ununterbrochen zu reiten, wodurch seine Geschlechtsorgane anfangs in einen Zustand so reizbarer Schwäche gerathen, dass schon die Bewegung auf dem Pferde hinreicht, eine Pollution hervorzurufen; und da das Reiten ohne Sattel geschieht, so wird durch den Druck des Körpers auf den Rücken des Pferdes gleichzeitig die weitere schnelle Ernährung der Genitalien beeinträchtigt. Nun schreitet allmählig die Schwäche so weit, dass, ungeachtet des eintretenden Orgasmus, Samenentleerungen selbst bei stärkster Erregung nicht mehr eintreten können, und am Ende wird auch die Entstehung des Orgasmus ganz zur Unmöglichkeit; Penis und Hoden beginnen zu schrumpfen und die Erectionsfähigkeit erlischt. Auffällige Veränderungen in Hang und Neigungen gehen mit dieser Entmannung des Mujerado schrittweise einher; er verliert die Lust an seinen früheren Beschäftigungen und sein früher bewiesener Muth schwindet dahin; er wird so scheu, dass er, der vielleicht eine hervorragende Stellung im Rate der Pueblo's bekleidete, um alle Macht, alle Verantwortlichkeit und um

jeden Einfluss gebracht wird; war er Gatte und Vater, so entziehen Weib und Kinder sich seiner Fürsorge und betrachten ihn als Fremden — sei dieses aus eigenem Entschlusse, sei es auf seine Veranlassung, sei es auf Grund von Stammesnormen. Mujerado zu sein ist für einen Pueblo keine Schande; im Gegenteil geniesst er den Schutz seiner Stammesgenossen und es werden ihm gewisse Ehren zu Theil, indem er z. B., wenn er will, jeder Arbeit sich enthalten darf. Seiner veränderten Gemüthsrichtung entsprechend sucht er mit Vorliebe das weibliche Geschlecht auf und entäussert sich soviel wie möglich aller körperlichen und geistigen Charakter-Eigenschaften der Männlichkeit. Männer sucht er nicht mehr auf, obwohl diese ihn nicht meiden. Seine ganze Lage wird ihm durch die Macht der Ueberlieferung, der Sitte und der öffentlichen Meinung aufgenöthigt; wird sie vielleicht auch anfangs von ihm mit Widerstreben übernommen, so zeigt er doch schliesslich bereitwilliges Entgegenkommen; es ist ihm eben unmöglich, der Tradition seines Stammes, deren Macht unter den Pueblo's von New-Mexiko von grösstem Einflusse ist, sich zu entziehen; und auf der Macht der Tradition beruht auch, wenigstens für die Gegenwart, die Daseinsberechtigung des Mujerado. Ob der Mujerado als öffentliches Eigentum auch ausserhalb der jährlichen Saturnalien für päderastische Zwecke benutzt wird, wurde nicht ermittelt; es ist aber sicher, dass wenigstens die Häuptlinge berechtigt sind, sich seiner zu bedienen, und dass der Mujerado diesem Privilegium sich nicht widersetzt. Jede derartige Anspielung des ärztlichen Forschers liess der Mujerado unbeachtet; er gab einfach an, davon nichts zu wissen. Nur der alte Laguna-Häuptling in Hammond's Begleitung war, obwohl nach Indianerart sonst nicht sehr mitteilsam, bezüglich dieses Punktes nicht verschwiegen, gab sogar für seine Person mit vollster Seelenruhe zu, in seinen

jüngeren Jahren den Mujerado seines Stammes zu geschlechtlichen Genüssen gebraucht zu haben. Hammond findet eine grosse Uebereinstimmung zwischen dem Mujerado der Pueblo-Indianer und den Enareern der Scythen; ein wesentlicher Unterschied liege aber in dem Umstande, dass bei den Pueblo der Verlust der männlichen Potenz mit voller Absichtlichkeit zu einem bestimmten Zwecke angestrebt werde und der Mujerado eine staatliche Einrichtung sei, während die Impotenz bei den Scythen (Scythenkrankheit) nur als eine ungewollte Folge ihrer Sitten und Gebräuche sich eingestellt habe. Den Pueblo's scheine es bekannt zu sein, einen wie grossen Einfluss das Reiten auf die Geschlechtsthätigkeit ausübe, wenn es sich darum handle, jemanden zum Mujerado zu machen; die nomadenhaften Indianerstämme, gewissermassen die Repräsentanten der Scythen in Amerika, insonderheit die Apachen und Navajo's, besässen nach seiner persönlichen Erfahrung kleine Geschlechtsorgane, schwachen Geschlechtstrieb und geringe Potenz; schon in ihrer frühesten Kindheit gewöhnten sie sich daran, selbst für die geringsten Entfernungen zu Pferde zu steigen; sie gingen zu Fusse nur an solchen Stellen, die ihre Pferde leicht zum Straucheln brächten und blieben stets bei ihren Pferden; er sah selber, wie sie, blos um den Sattel zu holen, eine Strecke von 25 Fuss ritten. Eine Folge dieser Lebensgewohnheit seien: schwache Muskulatur der Beine, dünne Schenkel, handflache Waden und die Unfähigkeit, weite Märsche zu Fusse zurückzulegen. Impotenz sei bei ihnen häufig und er als „Medizinmann“ von gesunden Männern um Mittel zur Stärkung ihrer Potenz oft genug gebeten worden; ein Weib dieser Stämme mit mehr als 2 bis 3 Kindern würde ein Unikum bleiben. Hammond hatte Gelegenheit, zwei Mujerados zu untersuchen. Der eine, ein etwa 35 Jahre alter, grosser und schlanker Mann vom Dorfe Laguna, war schon sieben Jahre Mujerado; er

trug Weiberkleidung und liess sich vom Arzte nur im Beisein des alten Laguna-Häuptlings entblössen und untersuchen; seine Genitalien erwiesen sich als klein und welk; doch behauptete der Mujerado mit Stolz, ein grosses Glied, und Hoden „so dick wie Eier“ besessen zu haben, bevor er Mujerado wurde, was auch der alte Häuptling sofort bestätigte. Ueber den Befund war der Arzt dennoch überrascht, da er erwartet hatte, irgend eine Art Hermaphroditismus oder wenigstens Cryptorchismus vorzufinden. Ein zweiter Mujerado vom Dorfe Acoma, etwa 20 Meilen vom Dorfe Laguna entfernt, im Alter von 36 bis 37 Jahren und seit 10 Jahren im Amte, trug ebenfalls Frauenkleidung, war aber in dieser Tracht von den wirklichen Weibern, mit denen er verkehrte, nicht zu unterscheiden und sah auch nackt mehr einem Weibe als einem Mann ähnlich; bei ihm bestanden die Hoden nur noch aus Bindegewebe. Hammond hat eine sehr eingehende Beschreibung dieser beiden Mujerado's gegeben, da er von dem Drange geleitet wurde, möglichst viel Licht auf eine alte Sitte zu werfen, welche die aufmerksamste Beachtung nicht nur seitens der Neurologen, sondern auch der Ethnologen verdiente und zweifellos schon bald vor der vorrückenden Macht der Kulturvölker gänzlich verschwinden werde, wenn sie nicht schon verschwunden sei (Hammond 1891, 111—117; Holder 624—625).

Die Schoschoni (Shoshonee, Schlangen-Indianer). Die Schoschoni's hatten 1889 einen Bote nach Holder (623).

Die Sonora-Indianer. Eine in den Jahren 1768 bis 1770 nach den Provinzen Sonora und Cinalo unternommene Expedition traf in dem weiter nördlich gelegenen Neualbion, etwa gegen den 14. Breitegrad, viele als Weiber gekleidete und gezierte Mannspersonen an; ganz besonders war dieses der Fall in den Ortschaften der an der Küste gelegenen Inseln des Santa Barbara Kanales; sie

standen anscheinend hoch in Ehren (nach Bryant 226 und Dalrymple 30 bei Waitz IV 243; Zimmermann V, 71). Der Wunsch Zimmermann's (V 71), die weiteren Entdeckungen möchten auch diese Sonderbarkeit aufklären, ist noch heute genau so berechtigt wie damals (1806). Nach Duflot de Mofras (II 371) wies 1840 bis 1842 jeder Indianerstamm im Thale de los Tulares Mannspersonen auf, welche sich als Weiber kleideten, mit Weibern gemeinsamen Haushalt führten, an deren Arbeiten teilnahmen und Vorrechte vor ihnen erlangten, wenn sie den „schimpflichsten Lüsten" (‚débauches') sich preisgaben; sie hiessen Joyas, sollen in allgemeiner Verachtung gestanden haben und durften Waffen nicht tragen (Mantegazza 105). Ueber mannmännliche Ehen unter Californischen Indianern wurde bereits an einer anderen Stelle dieser Abhandlung (S. 122) berichtet.

Die Nahuatl-Indianer. In ganz Mexiko, besonders aber im heissen Küstenlande, gingen „schamlose Mannspersonen" wie Weiber gekleidet und lebten vom Ertrage der Freuden, die sie anderen Männern gewährten: Päderastie war allgemein (Diaz 1632, 248; 1852, 309; Oviedo IV l. 42, c. 12; Ramusio 57 E, F; 160 A, B; Garcia 111; Waitz IV 279; Mantegazza 104—105; Ellis-Symonds 8, Fussnote 3); effeminierte (verweibte) Männer erschienen beim Tepeilhuitl-(Berg-)Fest in Weibertracht (Torquemada II l. 10 c. 35). In Izcatlan wurden päderastische Akte öffentlich straflos ausgeübt (Herrera d. 3 l. 3. c. 15; Pöppig 375); am Panuco, in Tampico de Tamaulipas (Santa Aña de Tamaulipas), gab es öffentliche Freudenhäuser, in denen Männer Frauenrolle spielten (Gomara 1564 c. 47; 1749 Hist. c. 47; Cron. c. 213; Mantegazza 104). Gegenüber diesen Berichten von Zeitgenossen kann Wuttke's allgemeine Behauptung (I 289): „unnatürliche Laster" seien bei den Uebergangsstufen von den wilden zu den geschichtlichen

Völkern Mexiko's sehr selten gewesen und wären streng bestraft worden, wohl nur bedingte Geltung beanspruchen; es wird aber berichtet, dass in einzelnen Landesteilen Pädikation nicht nur als Laster verabscheut (Sahagun III 26), sondern mit schweren Strafen bedroht wurde (Torquemada II l. 12 c. 2; c. 4; Waitz IV 131; Müller 264); bei den Nicarao's (Nicaragua's) soll diese Strafe in Steinigung bestanden haben (Gomara 1564 c. 205; Martius 1832, 28, Fussnote **; 1867, 75, Fussnote *), „weil es im Lande eine Kaste anerkannter Freudenmädchen gab" (Pöppig 375); in Tezcuco (Texcuco, Texcoco) wurde Pädikation unter Männern mit Todesstrafe geahndet (Gomara 1749 Cron. c. 208; Garcia l. 3 c. 6); auch bei den Tlascalanern (Tlaxcalanern) wurde Pädikation mit dem Tode bestraft (Herrera d. 2 l. 6 c. 16; Pöppig 375). Die jungen Leute, welche in Tlascala den Tempeldienst versahen, wurden, wenn sie über 20 Jahre alt waren und sich nicht verheiraten wollten, der beschimpfenden Strafe des Kahlscheerens unterworfen und vom Tempeldienste ausgeschlossen (Vetancurt II tract. 3 c. 6 § 53), sei es, dass man sie dann im Verdacht von Ausschweifungen hatte, oder solchen durch diesen indirekten Zwang vorbeugen wollte (Waitz IV 131).

3. Die Indianer Mittelamerika's.

Von der sagenhaften Uebervölkerung der Punta Santa Elena (San Tomas), die, nach Aussage der benachbarten Stämme, aus lauter Riesen bestand, wird mitgeteilt, sie sei ob ihrer „ungeheuerlichen Sünden wider die Natur" durch himmlisches Feuer vernichtet worden (Cieza de Leon 1554 und 1853 c. 52; Garcia l. 1 c. 4 § 1; Veytia I c. 12 pg. 148—149; Pöppig 375).

Die Mayavölker (Macagual, d. h. Eingeborene vom Maya-Lande). Die alten Quiname's waren allen „Lastern" des klassischen Altertums ergeben und trieben

gleich den „heutigen" Orientalen Pädikation (Brasseur I c. 3 p. 66—67). Der Entdecker von Yucatan soll 1517—1519 in Bildwerken unzweideutige Spuren von Pädikation unter Männern gefunden haben („figuras de hombres hechados unos sobre otros, representando el abominable pecado"); als Fundstelle derselben wird von Herrera (d. 2 l. 2 c. 17) und Charlevoix (1733 II, 182—183) Cap Catóche, von Gomara (1749 Hist. c. 49; 1852, 184) und Oviedo (I 532—533 l. 17 c. 17) aber Laguna de Terminos angegeben (Waitz IV 307). In Yucatan war Päderastie Volkssitte (Gomara 1564 c. 54; 1749 Hist. c. 54); junge Männer liebten es, in Weiberkleidern zu gehen, wenn sie der Männerliebe ergeben waren (Lafitau I 52; Baumgarten I 25). Gott Chin hatte diese eingeführt, indem er das erste Beispiel derselben in einer religiösen Zeremonie gab; auch in Verapaz galt die mannmännliche Liebe als durch Gott Chin anerkannte und religiös geheiligte Sitte (Torquemada II l. 10 c. 11; Bastian III 312; 315; Schultze 1900, 163). Bei der Hochzeit des Gagawitz mit Qomakaa bei Panché-Chiholom im 12. Jahrhundert nahmen die Soldaten die Gelegenheit wahr, Orgien aufzuführen, welche noch lange durch Legenden in der Erinnerung der Cakchiquel's am Atitlan- (Atitan-) See fortlebten, Orgien, in denen auch Pädikation eine Rolle spielte (Manuskript Cakchiquel; Brasseur II 173 und nota 1). Als die Olmequen das Thal Panchoy mit der Hauptstadt Guatemala erobert hatten, musste jede Stadt und jedes Dorf des Landes zwei zu päderastischen Diensten bestimmte junge Männer jährlich an die neue Regierung abliefern (Brasseur II 77); Bastian (III 308) hatte wohl diese Stelle im Auge bei seiner Angabe, dass es im alten Guatemala auf Staatskosten erhaltene Knabenbordelle gegeben habe. Brasseur macht (II 67) die Bemerkung, in Mittelamerika wären zu den Ballets und zu allen

theatralischen Vorführungen, auch wenn es zu deren Darstellung einer sehr grossen Zahl von Personen bedurfte, fast nur männliche Personen verwendet worden, welche dann auch die Frauenrollen übernommen hätten.

Die Cuewa-Indianer. Männer mit baumwollenem Mantel, d. h. in der Kleidung der Weiber, ergaben sich der „schändlichen Sünde wider die Natur“; solcher waren unter den Cuewa viele, besonders bei den Machthabern, und die Vornehmen hielten sich zur Befriedigung ihrer Lust junge Burschen (mozos), welche in der Cuewa-Sprache Camayoa heissen (Oviedo Sum. 508). Als 1513 die Spanier unter ihrem „Herkules,“ dem ebenso grausamen wie goldgierigen Vasco Nuñez de Balboa, nach Quaréqua (Cuareca, Careca, Esquaraqua) kamen, schlachteten sie 600 Indianer mit deren Herrscher Tarecha wie wilde Tiere ab; sie trafen im Hause des Herrschers dessen Bruder und viele andere Quarequaner als weiblich gekleidete Cinäden (putos) an; der edle Balboa liess auf sie seine Doggen los, welche 40 von ihnen „gleich wilden Ebern oder flüchtigen Hirschen“ zerfleischten; auch mit Negern (Mosquitos ?) sollen die Quarequaner „odia intestina“ getrieben haben (Peter Martyr d. 2 l. 1 pg. 43 C, D; Gomara 1564 c. 62; 1749 Hist. c. 62; c. 68; 1852 p. 193—194; Herrera d. 1 l. 10 c. 1; Oviedo III l. 29 c. 5; Ramusio 24 B; Pauw I 66; Lafitau I 53— 54; Baumgarten I 26; Pöppig 375; Bastian III 312; Waitz IV 350; Peschel 410; Schneider I 237; Mantegazza 105; Schultze 1900, 162). Nach Ansicht nur eines Gewährsmannes war Päderastie auf die Vornehmen beschränkt und wurde vom Volke verabscheut (Andagoya bei Navarrete 400; Bastian III 312; Waitz IV 350; Schultze 1900, 162).

Die Indianer der Antillen. Unter den Cibunay's auf Cuba gab es Päderasten (Gomara 1564 c. 51; 1852, 185; Ramusio 150 E, F). Bei den Taini's auf

San Domingo (Haiti, Hispaniola, Espagnola) wurden päderastische Akte nicht nur straflos ausgeübt (Herrera d. 1 l. 3 c. 4; Pöppig 375), sondern waren sehr stark im Schwange; während indess auf den Antillen sowohl als auf dem festen Lande Männer und Weiber „einem der Natur entgegengesetzten Laster“ ergeben waren, indem auch die Weiber ultra vas debitum sich gebrauchen, d. h. sich pädizieren liessen, nimmt Charlevoix die Weiber der Insel Hispaniola ausdrücklich davon aus; aber diese mieden es nicht etwa darum, weil sie es verabscheuten, auch nicht aus Scham, denn sie seien die allerliederlichsten in der ganzen neuen Welt gewesen; sondern blos des Nachteils wegen, den dieses „schändliche Laster“ ihnen verursacht hätte (Oviedo I l. 5 c. 3; IV l. 4 c. 16; Ramusio III c. 6 pg. 80 C; Charlevoix 1733, I 55—57 Baumgarten II 617—618).

4. Die Indianer Südamerika's.

Die Chibcha (Tschibtscha, Muyska oder Moska). Die Muyska bestraften Pädikation (Herrera d. 3 l. 4 c. 7; Pöppig 375); wer ihrer schuldig befunden war, erlitt in Cali (Neu-Granada) nach den Gesetzen Nemequene's einen qualvollen Tod, „que se executasse luego con asperos tormentos“ (Piedrahita I l. 2 c. 5 pg. 46); auch Auspeitschen und Abschneiden der Ohren oder der Nase wurden vorgenommen (Gomara 1564 c. 72; 1749 Hist. c. 72; 1852, 201; Pöppig 375; Waitz IV 361).

Die Coconuco (Popayan). Bei den Laches muss die Päderastie Sitte gewesen sein, wenn sie auch förmlich nur dem Herrscher gestattet war; denn es entsprach dem Herkommen, dass der sechste Knabe, den eine Frau gebar, welche dazwischen ein Mädchen nicht zur Welt gebracht hatte, als Cinäde erzogen wurde; die Cinäden, welche man Cusmos nannte, unterschieden sich in Folge der Erziehung von den Frauen, deren Arbeiten sie auch ver-

richten mussten, „in nichts als durch ihre männlichen Kräfte“ (Piedrahita I l. 1 c. 2; Waitz IV 376).

Die Peruaner. Päderastie war „Volkslaster“ bei den Bewohnern des Küstenlandes von Peru (Quito, Guayaquil); die spanischen Conquistadoren Pacheco und Olmos belegten ihre Ausübung mit den härtesten Strafen (Cieza de Leon 1554 c. 49; 1853 c. 49; Oviedo IV l. 46. c. 16 pg. 216; Pöppig 375); doch soll sie anderwärts in Peru nicht geherrscht haben (Cieza 1554 c. 64; 1853 c. 64; Waitz IV 417). Garcilasso erzählt aus der Geschichte der Eroberungen der Incas: Der Feldherr und die Hauptleute drangen, nachdem in den neu eroberten Landschaften die Gesetzgebung und alle dringendsten Anordnungen vorbereitet worden waren, in die Wüste bei Huallaripa ein; hier befand sich ein wegen seines Reichtumes an Gold berühmter Berg. Als die Incaleute diese Wüste auf 35 Meilen durchstreift hatten, gelangten sie zur Meeresküste. Das durchstreifte Gebiet hiess bei den Urbewohnern Yunca oder heisses Land, und dieser Name umfasste verschiedene an der Küste gelegene Thäler. Bei Besichtigung des Küstenlandes entdeckten die Hauptleute das fruchtbare Thal Hacari, welches von mehr als 20000 Indianern bewohnt war; diese ganze Bevölkerung wurde dem Reiche des Inca, zu dessen grosser Freude ohne Blutvergiessen, einverleibt. Von Hacari aus weiterwandernd, gelangten die Incas zu den Ortschaften Vuinna, Camana, Caravilli, Picta, Quellca und noch in andere Küstenthäler von insgesammt 60 Meilen Länge; an dieser Küste waren verschiedene Flüsse von den ingeniösen Indianern durch Ableitung verhindert worden, sich direkt in's Meer zu ergiessen, um statt dessen ihre Felder und Wiesen zu bewässern. Der Feldherr Auqui Titu und sein Feldoberster machten dem Inca alle diese Thäler unterwürfig; als sie dann auf Veranlassung des Inca Capac Yupanqui nähere

Erkundigungen über die Sitten der alten Einwohner, ihren Gottesdienst u. dergl. einzogen, fanden sie bei denselben auch das „schändliche Laster der Sodomiterei.“ Nach ihrer Berichterstattung befahl der Inca, alle dieses Lasters für schuldig befundenen Männer zu verbrennen; auch die Häuser der Schuldigen sollten nicht geschont und sogar ihre Felder vernichtet werden, damit selbst für die Erinnerung an ein „so schändliches Laster“ nichts mehr übrig bleibe. Dieser Befehl soll, zum Schrecken aller Einwohner der genannten Thäler, prompt vollstreckt worden sein. Den Unterthanen des Inca sei ein solcher Abscheu vor der Päderastie eigen gewesen, dass sie nicht einmal den Namen hätten ertragen können; habe ein Bürger von Cuzco mit einem anderen Streit gehabt und diesen aus Unbesonnenheit einen „Päderasten“ gescholten, so sei er als ehrlos angesehen worden, weil er sich nicht entblödet habe, ein solches Wort in den Mund zu nehmen (Garcilasso 1609 l. 3 c. 13; 1744 I c. 5; Baumgarten II 267—268; Wuttke I 322). Pauw, welcher (I 67—69) Garcilasso's Erzählung nach der französischen Uebersetzung wiedergibt, bezeichnet den Verfasser als schönfärberisch; er will gern an die Verbreitung der Päderastie unter den Bewohnern jener Thäler, nicht aber an die Ausführung solch' harter Strafen glauben; denn dabei würde das Reich des Inca nicht 10 Jahre haben bestehen können; überdies hätte schon einige Jahre nach der Regierung des Inca Capac Yupanqui ein anderer Beherrscher des Landes die Gesetze gegen die Päderastie erneuern müssen, ein Beweis, dass sie trotz ihrer angeblichen Strenge den „Strom der Ausschweifung nicht aufhalten konnten“. Mit dem von Pauw erwähnten späteren Inca dürfte der Inca Roca gemeint sein, über den Montesinos (c. 18) in einem besonderen Kapitel „Del casamiento de Inga Roca, y penas que estableció contra los sodomistas“ (p. 102—107) berichtet hat. Als

nämlich nach den Einfällen der Barbaren Päderastie und „andere Laster“ unter den Peruanern überhand nahmen, sannen die klagenden Frauen, sich vernachlässigt sehend, auf Abhülfe und verfertigten den goldenen Kürass, in welchem der von seiner Mutter Mama-Ciuaco in der Höhle von Chingana verborgene Inca Roca, als sei er von der Sonne, ‚seinem Vater‘, fortgeführt worden, dem Volke erschien und die Befehle dieses seines erzürnten Vaters, sich zu bekehren, mitteilte; er heiratete seine Schwester Mama-Cura, um damit die Ehe wieder einzuführen, und liess die Päderasten verbrennen (Bastian III 316). Nach Müller (269) sollen „unnatürliche Laster“ bei den Peruanern (Quichuas) nicht vorgekommen sein. Schneider (I 288) und Mantegazza (105) schliessen sich im Allgemeinen der Auffassung des Garcilasso an. Von dem Treiben der Peruaner der vorincaischen Zeit scheint das der Bewohner dieses Landes im Anfange des 19. Jahrhunderts nicht sehr verschieden gewesen zu sein; nach Zimmermann's Schilderung (VI 153) wirkt die zu weit getriebene Sinnlichkeit des Frauenzimmers verweichlichend auf das männliche Geschlecht; die Stadt Lima habe eine Menge Petit maitres, Jünglinge, weiblich in ihrem Gange und Betragen, mit fein gekräuselten Haarlocken, vom Kopf bis zum Fuss nach Ambra duftend; ihr Tagesgeschäft sei ausschliesslich Musik, Tanz, Intrigue und Putz. Um schon früh von ihren Eltern verlassene Kinder zu verhindern, Taugenichtse zu werden, Laster und verderbte Gewohnheiten („perversas costumbres“) in sich aufzunehmen, waren in einem Hospiz zu Santa Cruz de la Sierra unter geschickte Meister gestellte Fabriken errichtet, in denen Gespinnste und Gewebe von Baumwolle in immer mehr vervollkommnetem Zustande hergestellt wurden; hier sollten mechanische Künste und Erziehung der Jugend zu öffentlichem Nutzen gedeihen (Viedma 119 § 440). — Siehe Meier 152; Hössli II 235; Ulrichs Incl. 44; Gl. fur. 21.

Unter den Indianern der Andengegenden Peru's war Päderastie um 1840 gewöhnlich, wenn auch kaum mehr verbreitet, als unter den Weissen jenes Landes; es gab dort „Freudenjünglinge", welche ebenso wie Freudenmädchen aus dem geschlechtlichen Verkehre mit Männern ein Gewerbe machten; man nannte sie Maricones (Pöppig 375).

Die Kariben (Caraiben oder Galibi). Von der Päderastie auf Tierra firme wird aus verschiedenen Gegenden berichtet; sie herrschte im Gebirge in der Nähe von Coro oder Coriana; die spanischen Conquistadoren trafen dort eine Kaste päderastischen Zwecken dienender Männer, welche gezwungen waren, weibliche Arbeiten im Hause zu verrichten und Weiberkleider zu tragen (Herrera d. 4 l. 6 c. 1; Simon I n. 2 c. 2; Pöppig 375; Bastian III 312; Schultze 1900, 162); ferner gab es solche Männer im Golfe von Cenu (Oviedo II l. 27 c. 8) und in anderen Gegenden (Oviedo III l. 29 c. 5). In Esmeralda wurde Pädikation bestraft (Gomara 1564 c. 72; 1852, 201); auch in Cumana soll die Päderastie sehr verabscheut worden sein (Simon I n. 2 c. 25; Waitz III 383; Mantegazza 105). Dass der „unnatürlichen Lust" aber auch spanische Soldaten erlagen, wird von Simon versichert (Simon I n. 3 c. 1; Waitz III 383). In Santa Marta fanden die Spanier Bildnisse, welche den Akt der Pädikation unter Männern darstellten („uno sobre otro por detrás") und auf die Neigung der Bewohner zu derlei Akten schliessen liessen (Oviedo II l. 26 c. 10; Gomara 1564 c. 71; 1749 Hist. c. 72; 1852, 201; Ramusio 94 E, F; siehe ferner Ramusio 41 E und Waitz III 383).

Die Tupi-Stämme. Lerius (1586, 295) hat beobachtet, dass die jungen Tuupimambolsier (Tuupinenkin) beiderlei Geschlechts, wiewohl sie ein heisses Land bewohnen, ganz wider die Gewohnheit der Orientaler (wie

es gewöhnlich heisst), der Wollust nicht sehr ergeben seien. Um ihnen jedoch nicht mehr nachzurühmen, als ihnen zukommt, so erinnerte er sich, dass sie im Streite zuweilen das Schimpfwort „Tyuire", d. h. „Knabenschänder", sich einander zuzurufen pflegten; woraus sich dann schliessen liesse, dass „dieses Laster" ihnen bekannt sei — denn er wisse es nicht gewiss und wolle es nicht für gewiss behaupten.*) Der deutsche Übersetzer (1794, 296*) meint dazu: „Wie kämen sie sonst an dies Wort? — Aus einer andern Sprache? Allein auch dann müssten sie doch die Bedeutung wissen." — Lerius verbreitet sich (293) auch über eine eigene Art von Freundschaft bei den Indianern Brasiliens, die darin bestand, dass zwei Männer alles Ihrige gemeinsam hatten, nur die Tochter der Schwester des einen konnte der andere nicht zum Weibe nehmen; ein solcher Freund hiess Aturassap (Atourassap). Lafitau (I 607—608; Baumgarten I 279) meint, diese alten Freundschaftsverbindungen gäben zu dem Verdachte eines „Lasters" einen Anlass nicht, obschon darunter dergleichen vielleicht wirklich verborgen sei oder sein könne. Vergl. das Omapanga der Neger S. 85. — Nach Soares (281—282 c. 156) ist Päderastie für die Tupinamba's erwiesen (Martius 1832, 28**; 1867, 75—76*; Pöppig 375).

Die Guaikuru. Unter den Guaikuru's befanden sich Männer in Weiberkleidern, welche mit spinnen und weben sich befassten, Geschirre verfertigten und andere weibliche Arbeiten verrichteten (nach Eschwege II 283 bei Waitz III 472); sie fühlten sich als Weiber und wurden vom Volke Cudinas, d. h. Verschnittene, genannt (nach Prado 23 bei Martius 1832, 28; 1867,74; Ellis-Symonds 8).

---

*) Diese Stelle fehlt in der ersten französischen Ausgabe von 1578.

Die Indianer der Magellanischen Meerenge (Puelchen, Tuelchen, Aucae, Pechuenche, Serano) waren um 1740—1744 den „gröbsten Lastern“ ergeben und hatten nicht einmal den dem übrigen Teile der Menschheit ganz natürlichen ersten Begriff von der Schamhaftigkeit (Charlevoix 1756 III 240; 1768 II 302).

Martius schildert ein acht Tage hindurch währendes Jahresfest der Muras (d. h. Feinde), welches vielleicht den Eintritt der Jünglinge in die Mannbarkeit zu feiern bestimmt war; bei diesem Feste reihten sich die Männer paarweise nach gegenseitiger Wahl zusammen und peitschten sich mit langen, aus der Haut des Tapirs oder des Lamantin (Manati) gefertigten Riemen bis auf das Blut. Diese Geisselungen waren nach Martius ein Akt der Liebe und dürften als Ausdruck eines irregeleiteten Geschlechtsverhältnisses zu betrachten sein (Martius 1867, 110—112; Bastian III 316).

Die Araukaner oder Moluchen. Bei den Moluchen besteht der Gottesdienst fast lediglich aus auf den bösen Gott Camalasque gerichteten Religionsübungen mit Ausnahme einiger besonderer Zeremonien, welche zu Ehren der Verstorbenen angestellt werden. Zur Abhaltung des Gottesdienstes versammeln sich die Gläubigen im Zelte des Zauberers, welcher, den Augen des Volkes entzogen, in einem Winkel des Zeltes verborgen sich aufhält. In diesem versteckten Aufenthalte hat er eine kleine Trommel, eine oder zwei runde Kürbisklapperbüchsen voll kleiner Seemuscheln und einige viereckige Säcke von bemalten Häuten, worauf sein Zaubercharakter beruht. Die Zeremonie beginnt damit, dass der Zauberer auf seiner Trommel einen entsetzlichen Lärm schlägt und die Klapperbüchsen in Thätigkeit setzt; dann stellt er sich, als wenn er mit dem bösen Gotte, der in ihn gefahren, kämpfte, reisst mit vieler Mühe seine Augen auf, verzerrt seine Gesichtszüge, lässt Schaum auf die Lippen treten, verdreht seine Gelenke und bleibt nach

vielen gewaltsamen krümmenden Bewegungen, gleich einem mit der fallenden Sucht behafteten Menschen, steif und unbeweglich; erst nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich, als habe er nun den bösen Gott überwunden, und lässt eine hellklingende, schmachtende Stimme erschallen, die nicht von ihm, sondern vom überwundenen bösen Gotte herzukommen scheint, von dem man nun wegen des entsetzlichen Röchelns glaubt, dass er sich selbst für überwunden bekenne. Damit hält sich der Zauberer für genügend vorbereitet, alle ihm vorgelegten Fragen auf einer Art von Dreifuss beantworten zu können. Wegen des Inhalts seiner Antworten braucht er aber nicht ängstlich zu sein; wird er doch in beiden Fällen, ob sie richtig oder falsch ausfallen, gut bezahlt; sind sie falsch, so trifft nicht ihn, sondern den bösen Gott die Schuld. Ungeachtet der Ehrfurcht, welche diese Zauberer geniessen, ist doch ihr Beruf ein sehr gefährlicher. Denn wenn z. B. ein patagonisches Oberhaupt stirbt, so werden oft einige Zauberer, besonders wenn sie vorher einen Wortwechsel mit ihm gehabt hatten, getötet, indem alsdann die Indianer den Verlust ihres Oberhauptes dem Zauberer und dessen bösen Gotte zuschreiben; auch haben sie beim Ausbruch epidemischer Krankheiten, welche viele Menschen hinwegraffen, Entsetzliches auszustehen. „Als nach dem Tode des Mayu-Pilqui-Ya und seines Volkes die Kinderpocken beinahe die ganze Nation der Chechahets aufgerieben hatten, gab Cangapol Befehl, alle Zauberer zu töten, damit man erführe, ob durch dieses Mittel die Krankheit nachlassen würde". Diese Zauberer aber sind von beiden Geschlechtern. Die männlichen Zauberer werden genötigt, ihr Geschlecht zu verlassen und weibliche Kleidung anzulegen; sie dürfen nicht heiraten, wohl aber dürfen es die weiblichen Zauberer. Gewöhnlich werden die männlichen Zauberer schon als Kinder zu diesem Stande ausgesucht, wobei man denjenigen den Vorzug gibt, die schon in ihren jugend-

lichsten Jahren ein weibliches Betragen äussern; diese werden in weibliche Zauberkleider gesteckt und erhalten eine Trommel und Klapperbüchsen, welche zu dem Berufe gehören, zu dem sie sich ausbilden sollen (Falkner 1775, 144—146; 1835, 48; Bastian III 310; Waitz III 506).

IV. Die Arktiker oder Hyperboreer.

A. Die Eskimo (Eskimantsik d. i. Rohfleischesser oder Innuit, d. i. Männer, Menschen) — vorwiegend in Nordamerika.

1. Die Grönländer.

David Cranz hat 1765 das Leben der Grönländer aus eigener Kenntnis anschaulich geschildert. Sobald ein Knabe Hände und Füsse bewegen kann, gibt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und einen Bogen in die Hand und lässt ihn damit, wie auch am See-Ufer mit Steinen, nach einem Ziele werfen, oder er lässt ihn mit einem Messer Holz zu Spiel-Gerätschaften schnitzen. Gegen das zehnte Jahr schafft er ihm einen Kajak an, damit er sich in des Vaters oder in anderer Knaben Gesellschaft im Fahren, Umkantern und Aufstehen, im Vogelfang und Fischfang übe. Im fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre muss er mit auf den Seehundfang. Von dem ersten Seehunde, den er erbeutet, wird den Hausleuten und Nachbarn eine Gasterei gegeben. Während des Essens muss der Knabe erzählen, wie er den Fang angestellt hat. Die Gäste bewundern seine Geschicklichkeit und rühmen das Seehundfleisch als etwas Besonderes; und von nun an sind die Weiber darauf bedacht, ihm eine Braut zu wählen. Denn wer nicht Seehunde fangen kann, wird aufs Ausserste verachtet und muss mit Weibernahrung, oder mit Alken, die er auf dem Eise „fischen“ kann, mit Muscheln, trockenen Häringen und dergl. sich durchbringen. Und deren gibt es doch einige, die es zu dieser Geschicklichkeit nie bringen können.

Cranz hat selbst in Kangek (215*) einen frischen, starken Grönländer gesehen, der gar nicht im Kajak fahren gelernt, „weil seine Mutter ihn daran gehindert hatte, aus Furcht, sie möchte ihn ebenso wie ihren Mann und ältesten Sohn, die zugleich ertranken, verlieren". Und dieser Mann diente bei anderen Grönländern als Magd und verrichtete alle weibliche Arbeit, in der er sehr fertig war (Cranz 3. Buch, 2. Abschn. § 15 pg. 214—215). Wuttke (I 184) stützt sich wohl auf diese auch von Bastian (III 314) erwähnte Schilderung, wenn er die Grönländer als „übel berüchtigt" bezeichnet; und Schneider (I 281) dürfte eben dieselbe Stelle im Auge gehabt haben, als er den Grönländern „erotische Verirrungen" vorwarf.

2. Die Konjagen auf den Aleuten.

Auf seiner Reise in den nördlichen Gegenden Russland's 1785—1794 beobachtete Billings (210), dass einige Eltern auf Kadjak ihren Knaben eine weibliche Erziehung gaben und sich glücklich schätzten, wenn sie ihre Buben an die Oberhäupter zur Befriedigung „unnatürlicher Begierden" ausliefern konnten, dass solche Knaben als Weiber gekleidet wurden und alle häuslichen Geschäfte verrichteten. Der Contreadmiral Sarytschew (II, 31) erzählt als etwas Sonderbares seine Begegnung mit einem als Weib gekleideten Konjagen. Im Juni 1790 seien eines Nachmittags auf zwei- und dreispitzigen Baidaren (Hautkähnen) mehrere Amerikaner an sein Schiff gekommen und mit ihnen ein russischer Pelzjäger (Promyschlennik), der seiner Aussage nach von der Ansiedelung des Kaufmanns Schelechow auf Kadjak mit 300 Insulanern ausgeschickt war, um Seelöwen und Geflügel auf den umherliegenden Inseln zu jagen. Einer von diesen mitgekommenen Kadjakern, ein ungefähr 40 Jahre alter „hässlicher Kerl", war nicht wie die andern, sondern wie

ein Weib gekleidet; sein Gesicht war punktiert und in seiner Nase trug er Ringe von Perlenschmelz; der Pelzjäger aber erzählte, dieser Mann vertrete bei einem jungen Insulaner die Stelle eines Weibes und verrichte alle dem weiblichen Geschlechte zukommenden Arbeiten. Deutlicher spricht sich über die Sitten der Konjagen Langsdorff (58) aus; es sei ihm versichert worden, dass der ehelichen Gemeinschaft unter den nächsten Blutsverwandten nichts im Wege stände und geschlechtliche Vermischungen unter Geschwistern, ja sogar zwischen Eltern und ihren leiblichen Kindern vorkämen; ein Konjage, den er darüber zur Rede stellen liess, habe ihm ganz unbefangen geantwortet, dass seine Nation hierin dem Beispiele der Seeottern und Seehunde folge. Die männlichen Konkubinen sehe man auf Kadjak häufiger als in Unalaschka (vergleiche den Schlussabschnitt dieses Kapitels: die Aleuten). Die russische Verwaltung scheine, setzt er hinzu, solche Sitten zu übersehen, ja es liessen sich die dort wohnenden Russen zuweilen selber Handlungen dieser Art zu Schulden kommen; denn als er eines Tages sich erkundigt habe, weshalb die Herren Lieutenants Chwostow und Dawydow einen angestellten Seeoffizier, der sehr wohl unterrichtet zu sein schien, bei jeder Gelegenheit mieden, so wurde ihm mitgeteilt, dass dieser Mann als „Knabenschänder“ nach Sibirien geschickt werden sollte, aber Mittel gefunden habe, in die Dienste der russisch-amerikanischen Kompagnie zu treten; zwar wurde er später von der genannten Gesellschaft entlassen, jedoch nicht wegen seiner geschlechtlichen Skrupellosigkeit, sondern wegen zunehmenden Schuldenmachens. Bei Lisiansky (199), der Kadjak im Mai 1805 besuchte, erfährt man, dass die Männer in Weibertracht den Namen Schoopan oder Schúpan führen; sie leben mit Männern zusammen und vertreten bei diesen in allen Dingen die Stelle des Weibes; in ihrer Kindheit werden sie mit

Mädchen aufgezogen und lernen alle weiblichen Geschäfte; Sitten und Tracht des anderen Geschlechtes eignen sie sich so vollkommen an, dass ein Fremder sie naturgemäss zu dem Geschlechte zählt, zu dem sie nicht gehören. Und als einen schlagenden Beweis dafür, wie leicht ein Irrtum vorkomme, erzählt er die Begebenheit, dass, als einmal ein Häuptling mit einem Schoopan zur Kirche ging, um sich mit ihm trauen zu lassen, erst, da die Feierlichkeit beinahe beendet war, ein Dolmetscher zufällig hinzugekommen sei und den christlichen Priester verständigt habe, das Paar, das er ehelich verbinden wolle, bestehe aus zwei Männern. Dieselbe Erzählung bringen Dall (402—403) und Ellis-Symonds (8). Lisiansky fügt noch hinzu, diese Art des geschlechtlichen Verkehrs sei früher so bevorzugt gewesen, dass das Wohnen eines solchen „Monstrums von Schoopan" in einem Hause als glückbringend gegolten habe; dieses nähme aber nunmehr sichtlich ab. Als etwas sehr Bemerkenswertes wird das Vorkommen der griechischen Liebe bei den Konjagen 1856 von Holmberg (400 resp. 120) angegeben; Holmberg meint (401 resp. 121), es möge diese Sitte noch jetzt im Stillen, obzwar nicht mehr so allgemein wie früher, fortleben, denn er habe Gelegenheit gefunden, in der Ansiedelung Tschinjagmjut auf der Insel Ljesnoi „ein solches Mannweib" selbst zu sehen, über das sein Dolmetscher mit sehr geheimnisvoller Miene gesagt habe: „Dieser Kerl ist ein Weib!" Als Beweis für die früher grössere Häufigkeit der Schoopan's bringt er ausser der oben bereits mitgeteilten Erzählung von Sarytschew noch die Uebersetzung einer weiteren russischen Schilderung von Dawydow, die mir nur aus dieser Quelle bekannt wurde; sie lautet (400—401 resp. 120—121) wörtlich:

„Es giebt hier (auf Kadjak) Männer mit tatuiertem Kinne, die nur weibliche Arbeiten verrichten, stets mit

den Weibern zusammen wohnen und gleich diesen Männer, manchmal sogar zu zweien, haben. Solche nennt man Achnutschik. Sie werden nichts weniger als verachtet, sondern geniessen Ansehen in den Ansiedelungen, und sind meistenteils Zauberer. Der Konjage, der statt eines Weibes einen Achnutschik hat, wird sogar als glücklich betrachtet. Der Vater oder die Mutter bestimmen den Sohn schon in seiner frühesten Kindheit zum Achnutschik, wenn er ihnen mädchenhaft erscheint. Es kommt bisweilen vor, dass die Eltern sich im Voraus einbilden, eine Tochter zu erhalten, und wenn sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, so machen sie den neugeborenen Sohn zum Achnutschik."

Ellis-Symonds (8), welche dieses Citat offenbar ebenfalls nur aus Holmberg's Übersetzung kannten und verwerten wollten, haben den Irrtum begangen, die wichtigste Stelle desselben, dass die für die Rolle eines Achnutschik oder Schupan ausersehenen Knaben infolge ihres mädchenhaften Wesens von den Eltern dazu bestimmt würden, als zweifelhaft und aus den ursprünglichen Berichten durchaus nicht hervorgehend hinzustellen; „wenn es bewiesen werden könnte, wäre es recht interessant"; aber die Effemination des Schupan scheine thatsächlich nur auf Suggestion und auf die Umgebung zurückzudeuten, in der er von frühester Kindheit an aufwachse. Ellis-Symonds schreiben den von Holmberg nur übersetzten ursprünglich Dawydow'schen Bericht fälschlich Holmberg selbst zu. Dawydow lässt aber für verschiedene Fälle beide Möglichkeiten zu.

Auch von Schelechow wird nach Erman (1871, 164) die allgemeine Verbreitung der Päderastie auf Kadjak (sowie für die Kamtschadalen und Aleuten) bestätigt. Einen Teil der hier wiedergegebenen Mitteilungen ver-

werteten bereits Waitz III 314; Schultze 1871, 51 Peschel 220; 222; 223; 399,5); Schneider I 281; Ellis-Symonds 7—8. Wied hat wohl die Konjagen im Sinne, wenn er meint, dass man bei den Aleuten überhaupt einige Uebereinstimmung mit den Missouri-Indianern fände (Wied II 132***).

B. Die mongolenartigen isolierten Völker des nordöstlichen Asiens (Beringsvölker).

1. Die Tuski (Küsten- oder Fischer-Tschuktschen auch Namollo).

Die Tuski, von Müller (196), Ratzel (I 586) und Schneider (I 281) zu den Amerikanern gestellt, werden von Schurtz (268; 300) zu den Mongoloiden verwiesen. Ueber einen Päderasten unter ihnen berichtet der Kapitän zur See Lutké (197—198); Lutké war verblüfft, in einer ihm bekannten Familie eine Person zu erblicken mit männlichem Gesichte, aber ganz besonders sorgfältig und auf weibliche Art gekleidet; sie gehörte, meint er, zu der Klasse von Männern, die man bei allen asiatischen Völkern antreffe, zu denen das Licht des Christentums noch nicht gedrungen sei. Ihre Leidenschaft für das „Verbrechen wider die Natur“ führten zwar die Namollo's selbst auf den Teufel als den Schuldigen zurück, „aber das könnten sie Niemandem einreden“. Vergl. Peschel (399,5) und Schneider (I 281).

2. Die Tschuktschen (Renntier-Tschuktschen, oder Korjaken).

Nach Wrangel (II 227) war Päderastie unter den Tschuktschen 1823 etwas ganz Gewöhnliches und wurde durchaus nicht im Mindesten geheim gehalten. Es gab unter diesen rohen Naturmenschen junge, wohlgebil-

dete Burschen, die sich zur Befriedigung dieser „widernatürlichen Lüste" hergaben. Solche Burschen kleideten sich mit einer gewissen Sorgfalt, putzten sich mit allerlei weiblichen Zierraten, Glasperlen u. dergl. heraus und scherzten und kokettierten mit ihren Verehrern eben so „frei", wie etwa ein junges Mädchen mit ihrem Verlobten. Wrangel und seine Begleiter konnten nicht umhin, ihrem Abscheu darüber Ausdruck zu geben; doch das hätten die Leutchen durchaus nicht begriffen, vielmehr hätten sie gemeint, es sei ja nichts Arges und ein Jeder folge darin seinem Geschmacke. Höchst auffallend erschien dem Beobachter die Verbreitung der Päderastie bei einem rohen Volke und unbegreiflich blieb ihm, wie dieses nach seiner Auffassung durchaus unnatürliche Laster unter Naturmenschen entstehen und bestehen konnte, da es ihnen doch an Weibern nicht fehlte und bei den Tschuktschen die Ehe nicht, wie es bei den Jakuten und Jukahiren der Fall sei, durch Erlangung des Kalym erschwert werde, sondern ohne alle Schwierigkeiten geschlossen und auch ebenso leicht wieder aufgehoben werden könne; siehe auch Erman (1871, 164). K. E. von Baer bei Wenjaminow (1839, 220,1) bemerkt, bei den Tschuktschen herrsche die Sitte, dass einige Männer die Stelle der Weiber verträten. Vergleiche ferner Müller (192), Peschel (399,5) und Schneider (I 279).

Von den Korjaken oder Koräken (von Kora, Renntier), wie sie bei den Russen nach Krascheninikow heissen hat Erman (1848, 2. Abt. III, 250) mitgeteilt, dass sie von jeher neben ihren eifersüchtig geliebten Frauen auch noch männliche Personen oder Kéelgi hielten; und nicht nur solche, sondern auch noch weit rätselhaftere — steinerne, mit Fellen bekleidete Bettgenossen. Ihre Liebesbezeugungen gegen unbelebte Wesen erinnerten dann wieder an die der Ostjakinnen am Obi,

welche bekleideten Holzklötzen drei Jahre lang die Stelle ihrer verstorbenen Ehemänner einräumten; auch die Korjaken vermuteten von solch einem Steine, zu dem sie sich hingezogen fühlten, er sei ehemals beseelt gewesen, und sie bemerkten sogar, sobald sie ihm sich näherten, einen eigentümlichen Hauch, dem sie auch Heilkräfte zuschrieben und welcher am Ende selbst noch in Europa von den Kennern des tierischen Magnetismus für eine ganz glaubliche und beachtenswerte Erscheinung erklärt werden dürfte. Nach Erman (1871, 164) waren die Kéelgi als eine eigene Art benannte Männer, die, durch ihre Kleidung ausgezeichnet, von dem übrigen Volke aufs Aeusserste verachtet, von Einigen aber anstatt Beischläferinnen gebraucht wurden. Ueber Erman's Angaben berichteten später Müller (192), Peschel (220), Schneider (I 279—280) und Mantegazza (105).

3. Die Itelmen (spr. Itenĕmen, d. h. Bewohner, Urbewohner) oder Kamtschadalen.

Nach Steller (289 a) hatten die Männer auf Kamtschatka Schupannen, deren sie sich neben ihren Frauen ohne alle Eifersucht *per posteriora* bedienten. Steller's originelle Schilderung von Erzeugung und Auferziehung der Kinder „bey denen Itälmenen“ (350—351 a) sei, soweit sie hierher gehört, wörtlich in ihrer ganzen Eigenart mitgeteilt: „Weilen die Itälmenen *promiscue* in den Wohnungen und vor den Augen ihrer leiblichen Kinder den Beyschlaf vollbringen und gebähren, so lernen die Kinder von Jugend auf das Venushandwerk, und probiren solches ihren Eltern nachzumachen. Wenn solches auf ordentliche Art geschahe, so prahlten die Eltern, dass ihre Kinder so balde zum Verstande gekommen. Wo aber Knaben *per unam**) einander schän-

*) so buchstäblich, ob mit oder ohne Absicht den anus verweiblichend!

deten, so verwiesen sie ihnen solches, als eine ungewöhnliche Sache, dennoch aber hielten sie selbe nicht davon ab, sondern sie mussten sich in Frauenkleider einkleiden, unter den Weibern leben, ihre Verrichtung auf sich nehmen, und sich in allem als Weiber stellen, und war dieses in alten Zeiten so allgemein, dass fast ein jeder Mann neben seiner Frau eine Mannsperson hielte, womit die Weiber sehr wohl zufrieden waren, und auf das freundlichste mit ihnen lebten, und umgingen. Die Russen nennen solches tschupannen, die Itälmenen aber um Bolschaia Reka Kōiäch, um Nischna Koiachtschitsch. Diese Knabenschänderey hat bis auf die Taufung dieser Nation gedauret, die Schupannen occupirten sich besonders bey der Kosaken Ankunft, derselben Kleider auszubessern, sie zu entkleiden, und ihnen allerhand Dienste zu thun, und man hatte viel zu thun, ehe man sie von den ächten Weibern unterscheiden konnte. Zeit meines Aufenthalts auf Kamtschatka fand ich noch hin und wieder viele von diesen unkeuschen und widernatürlichen Personen.“ Steller (358) teilt mit, bei den Itelmen heisse Köčŭsıkŭmäch ein „stachlicher Arsch wie Rosen strauch“, dagegen Hañĕlläkumäch ein „glatter Arsch, der allezeit zur Sodomiterey fertig ist“. Und „von der Religion derer Itälmenen“ heisst es bei Steller (263): „Besonders beschreiben sie Kutka als den grössten Unfläther und Sodomitten, der alles zu stupriren versuchet. Sie erzehlen, dass er einsmals Seemuscheln stupriret, und weil sich diese zugeschlossen, dadurch um das *genitale* gekommen seye, welches nach diesem Chachy von ohngefehr in einer gekochten Muschel-Schale gefunden und ihrem Manne wieder angeheilet. Chachy wurde einsmals dergestalt auf Kutka erbittert, weil er sie verschmähte und mit andern Unzucht triebe, dass sie ihre *muliebria* in eine Ente verwandelte, auf den *Balagan* setzte und Kutka einen *panegy-*

rium halten liesse, worüber sich Kutka dergestalt erfreuet, dass er die Ente küsste. Unter dem Küssen verwandelte sich dieselbe wieder in ihre natürliche Gestalt, und Kutka erkannte, was er geküsst hatte, machte dabey den Schluss, dass die Annehmlichkeit vom veränderten Beyschlaf nur allein in einer bezauberten Phantasie bestünde, und dass man eigenthümliche Sachen niemals so heftig, als fremde und verbothene liebe" (auch von Klemm II 324 und Schultze 1900, 163—164, zitiert). Kutka oder Kutga nannten aber die Kamtschadalen den grössten unter allen Göttern, den Schöpfer Himmelsund der Erde, und wenn von ihren Göttern auf die Menschen ein Rückschluss gestattet ist, so müssen die Kamtschadalen geschlechtlich ausserordentlich begehrlich angelegt gewesen sein. Ferner berichtet Steller (274): „Eine Sünde überhaupt bey denen Itälmenen ist eine jede Sache, so wider das Verboth ihrer Voraltern, dadurch man in Unglück geräth, überhaupt sind sie voller Aberglauben . . ." und (275) in einem kleinen Register Kamschatzkischer Sünden, ihrer Gebote und Verbote: „15) Wer den *Concubitum* verrichtet, dergestalt, dass er oben auf lieget, begehet eine grosse Sünde Ein rechtgläubiger Itälmen muss es von der Seite verrichten. Aus Ursache, weil es die Fische auch also machen, davon sie ihre meiste Nahrung haben" — siehe auch Klemm II 329. Steller's Beobachtungen datieren aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Wuttke (184) hält nach Steller's Schilderungen zu der Erklärung sich berechtigt: „viehisch aber war ehedem das Leben der Kamtschadalen; alle ihre Gedanken und ihre Phantasie waren auf Unzucht gerichtet, der sich schon die kleinen Kinder zur Freude der Eltern ergaben" . . und Schultze (1871, 51) schreibt ihm das wörtlich nach; Schneider (I 279) findet Steller's Schilderung mit einem Worte „haarsträubend". Während des 19. Jahrhunderts aber scheint unter der Herrschaft der Russen in diesen Verhältnissen die Lan-

dessitte auf Kamtschatka sich beträchtlich geändert zu haben, denn Erman (1848, 249* — 250) bekennt, dass auf seiner Reise in den Jahren 1828—1830 ihm von dem „abnormen“ Hange zu den Kojektschutschi (Erman selbst schreibt an einer anderen Stelle 1871, 164: Kojektschuchtschi) d. h. den männlichen Beischläfern der Männer, welche sich ehedem viele Jurtenbesitzer neben ihren Ehefrauen ohne jede Störung des Hausfriedens hielten, nicht ein Beispiel vorgekommen sei; man habe ihm aber in Tigilsk von der ehemaligen Allgemeinheit dieser Sitte durchaus unumwunden und wie von einer ausgemachten Sache erzählt; er halte es für nötig, die Bestätigung derselben um so entschiedener hervorzuheben, als Krascheninikow in Beziehung auf dieses merkwürdige Verhältnis an einer Stelle seines Buches dasjenige wieder zurücknehme oder vielmehr in's Unverständliche hineinziehe, was er selbst an mehreren anderen Stellen unzweideutig ausgesprochen habe. So heisse es bei Krascheninikow (III 125) „auch ihre (der Kamtschadalen) Weiber sind nicht eifersüchtig, wie man daraus ersieht, dass nicht blos zwei oder drei Frauen eines und desselben Mannes gut mit einander leben, sondern dass sie auch die Kojektschutschi ertragen, welche mehrere Männer sich anstatt Beischläferinnen (wmjesto nalojniz) halten“; und an einer anderen Stelle (Krascheninikow III 24): „Die Kamtschadalen haben eine, zwei oder auch drei Frauen (teils in einer und derselben Jurte, teils an verschiedenen Orten, um abwechselnd mit ihnen zu verkehren: III 124), und ausserdem unterhalten viele noch die in ihrer Sprache sogenannten Kojektschutschi, welche (im Russischen kotoruie, d. i. die männliche Form des Relativum) in Weiberkleidern umhergehen, lauter Weiberarbeiten verrichten und mit (anderen) Männern gar keinen Umgang pflegen, gleich als ob sie vor deren Beschäftigungen Ekel hätten oder fürchteten, sich in Dinge, die sich für sie nicht schicken, einzulassen.“

Dann wieder (Krascheninikow III 27): „Die unbequeme Leiter, die über dem Feuerplatze hinweg und durch dessen Rauch aus der Dachöffnung der Erdjurte hinausführt, wird auch von den Frauen, und oft mit Kindern auf dem Rücken, furchtlos gebraucht — und dennoch haben sowohl sie (die Frauen) als auch die Kojektschutschi die Erlaubnis, aus- und einzugehen durch den sogenannten jupan, d. h. durch das nahe über dem Boden in einer Seitenwand der Erdhütte befindliche zweite Zugloch für das Feuer. Geht aber ein Mann durch den jupan, so wird er unausbleiblich verlacht, und es scheint ihnen dieses so auffallend, dass sie alle Kosaken, welche in der ersten Zeit jenen Weg wählten, weil sie noch nicht wagten, durch den Rauch zu gehen, für Kojektschutschi hielten"; und endlich (Krascheninikow III 40): „Die Kosaken, welche man die Nähnadel oder den Schusterpfriem führen gesehen hatte, wurden für Kojektschutschi gehalten, denn bei ihnen (den Kamtschadalen) werden Röcke und Fussbekleidungen von den Frauen genäht und von den Kojektschutschi, welche auch in Frauenkleidern gehen und Frauenarbeiten verrichten, sich dagegen mit einer männlichen Arbeit niemals befassen." Diesen ganz unzweideutigen Angaben gegenüber findet sich nach Erman (1848, 250) im Index des Buches von Krascheninikow (III 306) eine in wörtlicher Uebersetzung also lautende Erklärung: „Kojektschutschi sind Frauen, welche keinen Umgang mit den Männern haben, vergleiche III, 24, 40, 124," d. h. also die oben zitierten Angaben Krascheninikow's. Erman lehnt sich gegen eine derartige offensichtliche Fälschung der Thatsachen mit Nachdruck auf; wenn die Kojektschutschi Frauen waren, was habe dann so Auffallendes darin gelegen, dass sie Frauenkleider trugen und dass sie nur Frauenarbeiten verrichteten? Und weshalb sage man dann: „die Männer

halten Kojektschutschi anstatt (wmjesto) Beischläferinnen", und gebrauche fortwährend den Ausdruck: „die Weiber und die Kojektschutschi"? Es leuchte ein, dass Krascheninikow oder sein Herausgeber ganz zuletzt noch sowohl von übertriebener Verschämtheit befallen worden seien als auch der seltsamen Ueberzeugung gelebt hätten, nur das Register ihres Buches würde dereinst Leser finden! Was aber die Sache betreffe und den Vorwurf, den man daraus gegen die Kamtschadalen entnehmen dürfe — trotz der anerkanntesten Zärtlichkeit, die sie ihren Frauen und ihren Kindern erwiesen — so sei davon eben nichts abzulassen! Auch könnten die Bewohner dieses Teiles der Halbinsel leider nicht auf die ihnen unbekannt gebliebenen Vorgänge im klassischen Altertum sich berufen, sondern nur auf ihre korjakischen Nachbarn!

Ich habe es für richtig gehalten, in obiger Schilderung getreu Erman zu folgen, dem das Verdienst gebührt, mit seiner Darstellung ein überaus bezeichnendes Beispiel aufgedeckt und gegeiselt zu haben, in welcher Weise Versuche angestellt werden, aus „moralischen" Grundsätzen heraus die offenkundigsten Thatsachen zu fälschen. Ich selbst kann der Aufdeckung Erman's nur noch hinzufügen, dass die versuchte Verbesserung der Geschichte dem Uebersetzer des Werkes von Krascheninikow in das Französische vorzüglicher und unverfänglicher als dem Verfasser selber gelungen ist. In dieser Uebersetzung sind nämlich zugleich mit dem ganzen Register alle urnischen Stellen einfach fortgelassen. Lediglich um dieses Werk als das zu kennzeichnen, was es ist, eine erbärmliche Mache, sei hier der volle Titel angemerkt, da es in die Literatur nicht hineingehört: Histoire de Kamtschatka, des isles Kurilski, et des contrées voisines, publiée à Petersbourg, en Langue Russienne, par ordre de Sa Majesté Impériale. On y a

joint deux Cartes, l'une de Kamtschatka, et l'autre des isles Kurilski. Traduite par M. E***. A Lyon, chez Benoit Duplain. 1767. 2 Bändchen (6, XV und 327, resp. 6 und 359 Seiten). Nach I Seite 6 heisst der Uebersetzer, um auch ihn gebührend an den Pranger zu stellen: Marc. Ant. Eidous.

4. Die Aleuten.

Nach Sauer bei Billings (193) war ehemals der Geschlechtstrieb der Bewohner von Unalaschka „bis zur Knabenliebe ausgeartet". Die geliebten Knaben aber trugen Weiberkleidung. Langsdorff (II 43) schildert, wie im Anfange des 19. Jahrhunderts „einzelne schöne junge Knaben" auf Unalaschka öfters ganz weiblich erzogen und in allen Verrichtungen der Mädchen unterwiesen wurden; der keimende Bart wurde ihnen sorgfältig ausgerupft und um den Mund wurden sie wie die Weiber tatuiert (tätowiert); sie trugen Verzierungen von Glasperlen an Händen und Füssen, banden und schnitten ihr Haar nach weiblicher Art und ersetzten in jedem Sinne die Stelle der Konkubinen. Man habe zu seiner Zeit, fährt Langsdorff fort, Massregeln noch nicht ergriffen, dieser „Sittenlosigkeit und unnatürlichen Lust", die schon seit den ältesten Zeiten dort stattgefunden, Einhalt zu thun, geschweige dieselbe gänzlich zu vernichten; man kenne dergleichen Menschen unter dem (russischen) Namen Schopan. Die Schopan mussten aber schon zu Langsdorff's Zeit in Unalaska verhältnismässig selten geworden sein, denn Langsdorff (II 58) weist darauf hin, dass man die männlichen Konkubinen auf Kadjak häufiger sehe als in Unalaska. Langsdorff's Mitteilungen sind durch Druckfehler entstellt in Ellis-Symonds (7,1) übergegangen, Billings und Langsdorff von Schneider (I 280) zum Teile übernommen worden.

Weniaminow (1839, 220) führt als Charakterzug der Aleuten von den Fuchsinseln an, dass viele von ihnen mit wahrhaft christlicher Anstrengung gegen die Sinnlichkeit ankämpften; er würde bemerkenswerte Beweise dafür bringen können, wenn er nicht fürchten müsste, seine Pflicht als Geistlicher und die Gesetze der Wohlanständigkeit zu verletzen; der Hang zu Ausschweifungen sei, wenn auch nicht ganz ausgerottet, doch in engere Grenzen zurückgetreten. Karl Ernst von Baer bezieht bei Weniaminow (1839, 220, Fussnote) diese ängstliche und nach dem „naturam expellas furca ...“ betreffs Dauerhaftigkeit des Erfolges aussichtslose Äusserung auf die in jenem Archipel ehemals herrschende Päderastie; und wohl mit Recht; denn Erman (1871, 163—164) bemerkt, wenn Pater Wenjaminow (Sapiski II 63) in seinem Kapitel von den geschlechtlichen Gebräuchen der heidnischen Aleuten schliesslich den Ausspruch eines Apostels anführe, „dass es sich nicht zieme, gewisse heimliche Vorgänge offen zu besprechen“, so habe er ohne Zweifel an die „ebenso widerlichen als rätselhaften Entartungen des Geschlechtstriebes“ gedacht, welche auch die ältesten Reisenden an manchen Insulanern des Berings-Meeres bemerkt hätten; ihre Ausübung bei Urvölkern dürfe in der Anthropologie nicht übersehen werden; das Vorkommen der Päderastie bei der ursprünglichen Bevölkerung der Inseln des Unalaschkaer Bezirkes werde auch von Schelechow bestätigt. Vergleiche ferner Wuttke (184), Peschel (220; 222; 223; 399,5; 401—402), Mantegazza (105).

Für die päderastischen Verbindungen, wie sie unter den Aleuten und den Kamtschadalen (Itelmen) üblich gewesen, hat Bastian (III 310) den neuen Terminus „Pantoiogamie“ eingeführt.

* * *

Noch dürften bezüglich der Arktiker zwei in der

einschlägigen Literatur berührte allgemeine Gesichtspunkte hierorts besonders hervorzuheben sein. Virey (I 289) und Schneider (I 281—282) weisen auf die Thatsache hin, dass dem Wollustkitzel erotischer „Verirrungen" nicht blos „verweichlichte" Südländer, sondern auch die verhärteten Bewohner des rauhen und kalten Nordens nachgehen. Es wäre dem noch hinzuzufügen, dass merkwürdigerweise im Norden der bezeichnete Kitzel in noch viel stärkerem Grade als im Süden wirksam zu sein scheint und die Befriedigung desselben bei den Arktikern stets straflos geschah, bei vielen Südländern dagegen schwer bestraft oder wenigstens mit harten Strafen bedroht wurde. Ferner glaubt Steller (302), die Anlage zu den geschlechtlichen „Ausschweifungen" der Kamtschadalen der bei diesen vorherrschenden Fischnahrung zuschreiben zu sollen; er meint, was die Nation so geil und venerisch mache, könne wohl nichts Anderes sein, als der Genuss des vielen Fischrogens und der im Winter schimmlichten Fische, wodurch nicht allein eine starke Produktion von Zeugungsstoff hervorgerufen, sondern auch eine Stimulierung der Gefässe bewirkt werde; einen Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme fand Steller in der Thatsache, dass eine Itelmenin, welche ein halbes Jahr lang zur Probe von seinem Tische speiste und so von ihrer gewöhnlichen Kost abgehalten wurde, „viel moderader und keuscher geworden seye". Peschel (401—402) hat dem beigefügt, dass, unter Voraussetzung der Berechtigung dieser Annahme Steller's, die Uebereinstimmung zwischen den Beringsvölkern in diesem Punkte ebenfalls nur dem Wohnorte entsprungen sein würde. — Woher aber, fragt man billig, leitet alsdann die Geilheit derjenigen Naturvölker sich ab, welche nicht vorzugsweise auf Fischnahrung sich angewiesen sehen? Virey (I 289) glaubt, die mögliche Ursache der Päderastie bei den Naturvölkern in der weiten Entfernung der daheim

bleibenden Weiber von ihren auf der Jagd befindlichen Männern erblicken zu dürfen.

Ich möchte indessen hier auf einen anderen Umstand die Aufmerksamkeit lenken, der, wenn man einmal rein äusserliche Erscheinungen für bestimmt geartete Liebestriebe verantwortlich zu machen durchaus notwendig findet, nicht ausser Acht gelassen werden sollte; ich meine das von Steller an mehreren Orten seines freimütigen und offenbarungsreichen Buches hervorgehobene Nichtzusammenpassen der Geschlechtsorgane der beiden Geschlechter bei den Itelmen. „. . . kleine *membra genitalia* und grosse und weite *muliebria*“, sind es, „so beyde Völker (Itelmen und Mongolen) noch bis diese Stunde gemein haben“ (Steller 251); „ . . . dabey sind die Geburtsglieder (der Männer) sehr klein, ohnerachtet sie grosse *Venerei* sind. Die Weibespersonen haben kleine runde Brüste, die bey vierzigjährigen Frauenzimmern noch so ziemlich hart sind, und nicht bald hangend werden, die Schaam ist sehr weit und gross, dahero sie auch nach denen Cosaken und Ausländern allezeit begieriger sind, und ihre eigene Nation verachten und verspotten. Ueber der Schaam haben sie alleine ein Schöpflein schwarzer dünner Haare, wie ein Krochal auf dem Kopf, das übrige ist alles kahl. Ausser diesem haben einige und zwar die mehresten sehr grosse Nymphen, welche ausserhalb der Schaam auf 1. Zoll hervorragen, und wie Marienglas oder Pergament durchsichtig sind. Es werden dieselbe nunmehro vor eine grosse Schande gehalten, und ihnen in der Jugend, wie denen Hunden die Ohren, abgeschnitten. Die Itälmenen nennen diese ausserordentliche Nymphen *Syraetän*: und lachen sie selbst einander damit aus“ (Steller 299—300). Danach scheint es dem Unbefangenen, als seien die Itelmen zur Befriedigung ihrer Wollust durch ihren Körperbau von der Natur selber auf Pädikation hingewiesen

worden; es bliebe nur noch ein Restbestand für die Erklärung zurück, weshalb die Itelmen mit ihren kleinen Genitalien die Pädikation beim Manne und nicht beim Weibe ausüben. Man wird wohl annehmen dürfen, dass Pädikation die besondere Form der päderastischen Liebesbefriedigung nicht nur bei den Itelmen, sondern auch die allgemein gebräuchliche der Beringsvölker überhaupt ist; ihre Allgemeinheit und ihre weite Verbreitung würde dann auf Grund gewohnheitsmässiger Nachahmung, welche bei den Itelmen nach Steller ja eine überaus grosse Rolle spielt, leicht verständlich sein, während eine ganz abweichende Form der päderastischen Liebesbefriedigung, die Fellation, beziehungsweise Irrumation, bei den Indianerstämmen in Nordamerika, durch Holder (625) dargelegt, uns früher schon beschäftigte.

Schlusswort.

„Ce que j'en dirai lui laissera toutes ses flétrissures, et ne portera que contre la tyrannie qui peut abuser de l'horreur même que l'on en doit avoir."
Montesquieu, Esprit des lois, l. 12 c. 6.

Die in den beiden vorausgehenden Kapiteln über Tribadie und Päderastie bei den Naturvölkern mitgeteilten Thatsachen gestatten einige zwanglos sich ergebende Schlüsse:

1) weder alle als Weiber, d. h. mit weiblichen Geburtsorganen geborenen Personen, noch alle als Männer, d. h. mit männlichen Begattungswerkzeugen ausgestatteten Menschen, fühlen den Beruf, die Rolle zu spielen, welche durch die Natur ihrer Geschlechtsorgane ihnen auferlegt zu sein scheint: für die Erhaltung und Vermehrung des Menschengeschlechtes ihr Scherflein beizutragen und in Verbindung damit diejenigen Arbeiten zu verrichten, welche die menschliche Gesellschaft den lediglich nach ihren verschiedenen Geschlechtsorganen klassifizierten beiden Geschlechtern an-

zuweisen pflegt; eine mehr oder minder grosse Anzahl Individuen neigt dahin, die Rolle des anderen, ihm äusserlich entgegengesetzten Geschlechtes, sei es in einigen, sei es in allen Beziehungen, zu übernehmen;

2) solche Personen haben oder hatten ohne Ausnahme alle Naturvölker aufzuweisen, als welche bekannt sind: I. die negerartigen Völker, II. die Malayen, III. die Indianer und IV. die Arktiker oder Hyperboreer;

3) die bei den Naturvölkern zur Beobachtung gekommenen urnischen Erscheinungen machen auf jeden Unbefangenen durchaus den Eindruck elementarster Natürlichkeit; sie beruhen offensichtlich auf dem allen gesunden Menschen natürlichen Trieb zur Wollust der Liebe und zeigen sich gänzlich frei von rohem Eigennutze, Grausamkeit und Mordgier; roher Eigennutz, Grausamkeit und Mordgier haften dagegen denen unverkennbar an, welche als anders veranlagte Naturen die urnischen Arten der Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht nur nicht dulden wollten, sondern durch schwere Bestrafung und Tod ausrotten zu können für möglich hielten (vergl. das Treiben Balboa's, Seite 149 dieser Abhandlung); die urnischen Praktiken regelten sich bei den Naturvölkern, wie jeder Handel und Wandel, durch Angebot und Nachfrage; wo, wie in Peru, Gesetze gegen urnischen Umgang bestanden, sahen die Behörden sich genötigt, sie milde oder gar nicht zu handhaben, vielleicht von der Erkenntnis durchdrungen, dass die Gesetze der Völker wegen und nicht umgekehrt die Völker der Gesetze wegen vorhanden sind; die Handhabung dieser Gesetze würde auch nicht eine Ausrottung, sondern eine Überhandnahme der Praktiken im Geheimen herbeigeführt haben, so dass auf die entsprechenden Paragraphen der Gesetzgebung der Schrei Martin Luther's Anwendung finden könnte: „Ach Herre Gott, ich achte, dass Unkeuschheit durch keine andere Weise hätte mögen mehr

und greulicher einreissen, denn durch solche Gebote und Gelübde der Keuschheit" (Luther's sämtliche Werke, 10. Band, Seite 441, Erlangen, 1827);

4) die Annahme oder die Behauptung, Tribadie und Päderastie seien Laster, welche ausschliesslich bei in Grund und Boden verderbten Kulturvölkern zur Ausbildung gelangten, beruht entweder auf vollkommenster Unkenntnis oder gar auf zielbewusster Ableugnung längst bekannter Thatsachen; Duflot de Mofras (II 371) gestand, als er die Indianer kennen lernte, schmerzlich überrascht („douloureusement surpris"), diese Thatsachen unumwunden ein, und Friedrich von Hellwald's Bemerkung (456), die Päderastie herrsche „noch jetzt" bei den orientalischen Völkern, macht eben diesen Thatsachen gewichtige Zugeständnisse.

Wer den behandelten urnischen Erscheinungen gegenüber auf der vorgefassten Meinung beharrt und dieselben als „scheussliche Entartungen" (Bastian III 305) brandmarken zu müssen, sie von psychischer Ansteckung oder von einem epidemischen Hange zur Nachahmung herleiten zu können, oder, wie Waitz (I 357), Vielweiberei für ihr Auftreten verantwortlich machen zu dürfen glaubt, der mag in diesem oder jenem Einzelfalle eine mitbestimmende Veranlassung zu einer besonders eigenartigen Ausbildung urnischer Bethätigung aufgedeckt haben; allein eine Erklärung des urnischen Liebestriebs hat er damit nicht geliefert. Auch geht es nicht an, den urnischen Liebestrieb ganz allgemein als blosse Begleiterscheinung tieferer körperlicher oder seelischer Störungen aufzufassen, denn bei den in dieser Arbeit vorkommenden Personen handelt es sich um ursprünglich durchaus kerngesunde Naturen, wie des öfteren ausdrücklich hervorgehoben wird, nur in einem einzigen Falle um einen kranken Mann (vergl. Seite 133).

Für das praktische Leben ist übrigens eine Er-

klärung des Uranismus gänzlich belanglos; es genügt die Anerkennung seiner Natürlichkeit. So lange ein junges Volk seine schnelle und ausgiebige Vermehrung als ein drückendes Bedürfnis empfindet, wird mit diesem auch die Gesetzgebung zu rechnen haben und alle urnischen Praktiken mit unfreundlichem Auge betrachten; aber anders gestaltet sich die Lage und sogar eine Begünstigung urnischer Praktiken könnte am Platze sein, sobald einer drohenden Uebervölkerung gesteuert werden soll, „da die Beschränkung der in der Ehe zu zeugenden Kinder auf eine bestimmte Zahl sich selten durchführen lässt, so sehr man sie auch durch die Aufforderung, sich nach der Zeugung eines Sohnes dem beschaulichen Leben zu widmen, unterstützen mag“ (Bastian III 307).

Montesquieu, obwohl er die Befriedigung urnischer Neigungen als „Verbrechen gegen die Natur“ behandelt und ihnen grundsätzlich feindlich gegenüber steht, hat (Esprit des lois, Livre XII Chapitre VI: „Du crime contre nature“) in seiner geistreichen Weise und bewundernswerten Kürze zu Gunsten der Duldung urnischer Akte wohl das Beste vorgebracht, was von einem entschiedenen Gegner derselben darüber zu erwarten ist — ich kann mir nicht versagen, seine dem Gegenstande gewidmeten vier Abschnitte ungekürzt hierher zu setzen:

„Es wäre nicht Gott wohlgefällig, wenn ich den Abscheu abzuschwächen versuchen wollte, den man gegenüber einem Verbrechen empfindet, welches Religion, Sittlichkeit und Politik der Reihe nach verurteilen. Man würde es verfolgen müssen, wenn es auch allein die Wirkung hätte, auf ein späteres Geschlecht die Schwäche eines früheren zu übertragen und durch eine lasterhaft verlebte Jugend auf ein ehrloses Greisenalter vorzubereiten. Was ich über dasselbe zu sagen habe, lässt ihm alle seine Brandmale und richtet sich allein gegen die

Tyrannei, welche Missbrauch selbst mit dem Abscheu treibt, den man über dasselbe empfinden muss.

„Da die Natur dieses Verbrechens es mit sich bringt, im Verborgenen ausgeübt zu werden, so ist es vorgekommen, dass Gesetzgeber auf die Aussage eines Kindes hin bestraft haben: damit war also der Verleumdung Thür und Thor geöffnet. ‚Justinian', sagt Procop, ‚erliess ein Gesetz gegen dieses Verbrechen; er liess diejenigen zur Verantwortung ziehen, welche desselben beschuldigt waren, und zwar nicht nur seit der Einführung des Gesetzes, sondern mit rückwirkender Kraft. Die Verleumdung eines Zeugen, sei es eines Kindes, sei es eines Sklaven, genügte, besonders gegen die Reichen und die Parteigänger einer missliebigen Richtung (der Grünen)'.

„Es ist eine eigentümliche Thatsache, dass drei Verbrechen: die Zauberei, die Ketzerei und das Verbrechen gegen die Natur, bei uns mit dem Feuertode bestraft wurden; und dabei ist man im Stande zu beweisen: von der Zauberei, dass sie nicht existiert, von der Ketzerei, dass sie auf unendlich feinen Auslegungen, Erwägungen und Abgrenzungen beruht, und von dem Verbrechen gegen die Natur, dass es allermeist völlig verborgen bleibt.

„Ich stehe nicht an, zu behaupten, das Verbrechen gegen die Natur erlange in keiner Gesellschaft eine grossartige Ausbildung, es müsste denn das Volk durch irgend eine dasselbe begünstigende Gewohnheit darauf gebracht werden, wie bei den Griechen, deren junge Männer alle ihre athletischen Uebungen entblösst vornahmen, oder wie bei uns, wo die häusliche Erziehung ausser Gebrauch gekommen, oder wie bei den Asiaten, wo einzelne Männer eine Menge Frauen haben, die ihnen verächtlich sind, während die anderen keine haben können.

„Man möge sich hüten, dieses Verbrechen künstlich hervorzurufen, man möge es vielmehr, wie alle anderen Verletzungen der öffentlichen Sittlichkeit, durch eine um-

sichtige Polizei verfolgen — und gar bald wird man wahrnehmen, dass die Natur ihre Rechte selbst verteidigt oder sie wieder an sich reisst. Köstlich, liebenswert und entzückend hat sie die Wollust mit offenen Händen ausgestreut und, uns mit Wonnen überschüttend, bereitet sie uns durch unsere Kinder, in denen wir uns selbst sozusagen wiedergeboren erblicken, auf noch grössere Befriedigung vor, als ihre Wonnen selbst im Stande sind uns zu verschaffen" (Montesquieu l. 12 c. 6, éd. 1844, 159—160).

* *
*

Wenn es nun auch vollkommen verständlich erscheint, dass der weibliebende Mann und das mannliebende Weib durch ihre gegebene Natur in einen feindlichen Gegensatz zum mannliebenden Manne und zum weibliebenden Weibe sich gedrängt sehen, dass sie die „Umkehrung" ihrer Natur nicht so ohne Weiteres nachzuempfinden vermögen, und dass ein Normalsexueller, dem ein derartiger Fall noch nie begegnete, sogar geneigt sein kann, die Möglichkeit des Vorkommens zu bestreiten; — so ist es andererseits verwunderlich, wenn nicht betrübend, zu beobachten, wie selbst im eigenen Lager Einigkeit über die Beurteilung der in die urnische Sphäre fallenden Erscheinungen nicht zu erzielen ist. Während der ehemalige hannoverische Amtsassessor Karl Heinrich Ulrichs in seinen zwölf geistvollen Schriften über mannmännliche Liebe, von „Vindex" 1864 bis „Critische Pfeile" 1879 (neue Ausgabe 1898 bei Spohr), den mannliebenden Mann (Urning oder Uranier) und das weibliebende Weib (Urningin oder Urninde) in allen Gestaltungen als eine Spezies von Hermaphroditen auffasst, indem er die Annahme zu Grunde legt, im ersteren Falle wohne eine weibliche Seele in einem männlichen Körper, im letzteren Falle eine männliche Seele in einem weiblichen Körper (Ulrichs

„Critische Pfeile“, Stuttgart 1879 S. 3), und während Ulrichs, wie schon früher (Seite 80 dieser Abhandlung) erörtert wurde, das Urningtum als aus Mannlingen und Weiblingen mit allen möglichen Zwischenstufen bestehend sich vorstellte, — erklärt ein neuerer Schriftsteller, Elisarion von Kupffer, die Ulrichs'sche Theorie vom Urninge und von der Effemination für „krankhaft“ und für „alles verwirrend und verzerrend“. v. Kupffer will „ja nicht läugnen, dass es solche extreme Erscheinungen giebt, denn die Natur ist unerschöpflich reich, aber die Lieblingsminne deckt sich mit ihnen keineswegs“ (v. Kupffer, Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur. Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung. Eberswalde bei Dyk, 1900, Seite 16). Um der Wirklichkeit nicht Gewalt anzuthun, verlangt er nichts Geringeres, als eine besondere Theorie für den Mannling und eine besondere für den Weibling. In Wirklichkeit ist aber die „Effemination“ genau ebenso typisch wie die „Lieblingsminne“, wenn auch v. Kupffer dieses weit von sich weist. Die hier vorliegende Studie über die Naturvölker liefert dafür den unwiderleglichen Beweis; sie dürfte auch ihm zeigen, wie sehr er Unrecht hat, wie sehr er der Wirklichkeit Gewalt anthut durch das Verallgemeinern, diesen Hauptfehler aller Menschen (eigene Worte v. Kupffer's, Lieblingsminne Seite 16). Ulrichs selbst, der erste, welcher in Deutschland seine Stimme zur Befreiung der Urninge vom heutigen § 175 des Strafgesetzbuches erhob, hat überall, und noch in seiner letzten Streitschrift „Critische Pfeile“ 1879, Seite 3, die Urningsliebe nur als eine besondere Form des allgemeinen Naturtriebes der geschlechtlichen Liebe aufgefasst, und, ungeachtet seiner eigenen Theorie von den Urningen als Hermaphroditen, die Urningsliebe als ein „Naturrätsel“ hingestellt. Sie ist eben kein geringeres Naturrätsel als

alle geschlechtliche Liebe überhaupt; als das grössere Rätsel erscheint sie deshalb, weil sie nicht, wie die normale Liebe, zu den alleralltäglichsten Alltäglichkeiten des menschlichen Lebens gehört. Und damit knüpfen wir nun wieder an den Anfang unserer Studie an, an den dieser Studie als Motto vorgesetzten Wahrspruch, den der römische Dichter Publius Vergilius Maro seinem in den schönen Alexis verliebten Helden Korydon in den Mund legt, ein Wahrspruch, in dem die ganze menschliche Weisheit von der Liebe überhaupt enthalten ist — eine Philosophie in einer Nussschale —: „die Liebe, ja, sie liegt im Blute" — oder wörtlicher:

„die eigene Lust bändigt Jeden!"
„*trahit sua quemque voluptas.*"

Literatur.

(Erklärung: Die Werke, welche ich nicht selbst gesehen habe, sind mit einem * bezeichnet.)

Barret, Paul, L'Afrique occidentale. La nature et l'homme noir. Avec 2 cartes. 2 Bände. Paris, Baillière & fils. 1888.

Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. 2 Bände. Mit Karten, Holzschnitten u. Bildern. Gotha, Perthes. 1857.

Bastian, Adolf, Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung. 3 Bände. Leipzig, Wigand. 1860.

Baumann, Oskar, Conträre Sexual-Erscheinungen bei der Neger-Bevölkerung Zanzibars. Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 31. Jahrgang, 1899, Heft 6, Seite 668—670, mit 2 Textfiguren Seite 669. Berlin, Asher & Co. 1899.

Baumgarten, Siegmund Jacob, Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Nebst einer Vorrede (des Herausgebers). Mit vielen Kupfern. 2 Bände. Halle, Gebauer. 1. Theil 1752; 2. Theil 1753.

Billings, Joseph, Geographisch-astronomische Reise nach den nördlichen Gegenden Russlands und zur Untersuchung der Mündung des Kowima-Flusses, der ganzen Küste der Tschutschken und der zwischen dem Festlande von Asien und Amerika befindlichen Inseln. Auf Befehl der Kaiserin von Russland, Katharina der Zweiten, in den Jahren 1785 bis 1794 unternommen vom Kapitän Joseph Billings und nach den Original-Papieren herausgegeben von Martin Sauer, Sekretär der Expedition. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Kupfern und einer Karte. Berlin bei Oehmigke dem Jüngeren. 1802.

Bossu, Nouveaux Voyages aux Indes Occidentales. 2 Teile. Amsterdam, Changuion. 1769.

Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique-Centrale, durant les siècles antérieurs à Christophore Colomb, écrite sur des documents originaux et entièrement inédits, puisés aux anciennes archives des indigènes. 4 Bände. Paris, Arthus Bertrand. 1857—1859.

Bromme, Traugott, Gemälde von Nord-Amerika in allen Beziehungen von der Entdeckung an bis auf die neueste Zeit. Eine pittoreske Geographie für alle, welche unterhaltende Belehrung suchen, und ein umfassendes Reise-Handbuch für Jene, welche in diesem Lande wandern wollen. 2 Bände. Stuttgart, Scheible. 1842.

de Brosse, Histoire des Navigations aux Terres Australes. 2 Bände. Paris, Durand. 1756.

***Bryant,** Ed., Voyage en Californie. Traduit par Marmier. Paris, Bertrand. 1849 [nach Waitz IV 243].

Cabeça de Vaca, Aluar Nuñez, La relacion y comentarios

del gouernador Aluar Nuñez Cabeça de Vaca, de lo acaescído en las dos jornadas que hízo a las Indias. Con priuilegio, Valladolid, de Cordoua. 1555.

Cabeza de Vaca, Alvar Nuñez, Naufragios de A. N. Cabeza de Vaca, y relacion de la jornada que hizo á la Florida con el Adelantado Pánfilo de Narvaez. Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguale hasta nuestros dias. Tomo XXII. Historiadores primitivos de Indias. Coleccion dirigida é ilustrada por Don Enrique de Vedia. Tomo I. Seite 517—599. Madrid, Rivadeneyra. 1852.

de las Casas, Barthélemi, Warhafftiger vnd gründlicher Bericht der Hispanier grewlich vnd abschewlichen Tyranney von ihnen in dem West Indien, die newe Welt genant, begangen. Oppenheim, de Bry. 1613. Siehe **Llorente.**

***Castaneda,** Relation du voyage de Cibola. 1540. Edition: Ternaux-Comp., Paris. 1838 [nach Bastian III 313].

Catlin, Geo., Letters and notes on the manners, customs, and condition of the North American Indians. Written during eight years 'travel amongst the wildest tribes of Indians in North America. In 1832, 33, 34, 35, 36, 37, 38, and 39. With four hundred illustrations, carefully engraved from his original paintings. 2 Bände. London; Tosswill and Myers. 1841. — Eine deutsche Uebersetzung von Heinrich Berghaus: Die Indianer Nord-Amerikas etc. erschien in 1. Bande, Brüssel u. Leipzig, Carl Muquardt, 1848.

de Charlevoix, Pierre François Xavier, Histoire de l'isle Espagnole ou de S. Domingue. 4 Bändchen. Amsterdam, François L'Honoré. 1733.

de Charlevoix, Pierre François Xavier, Histoire et description generale de la Nouvelle France avec le Journal historique d'un voyage fait par ordre du Roi dans l'Amerique septentrionale. 2 Bände. Paris, Ganeau. 1744.

de Charlevoix, Pierre François Xavier, Histoire et description generale de la Nouvelle France. 6 Bändchen (Bändchen 5 und 6 führen den Sondertitel: Journal d'un voyage fait par ordre du roi dans l'Amerique septentrionnale, adressé à Madame la Duchesse de Lesdiguieres). Paris, Nyon fils. 1744.

de Charlevoix, Pierre François Xavier, Histoire du Paraguay. 3 Bände. Paris 1756. — Eine deutsche Uebersetzung, Geschichte von Paraguay und dem Missionswerke der Jesuiten in diesem Lande, aus dem Französischen des P. Franz Xaver de Charlevoix von der Gesellschaft Jesu, 2 Bände, Nürnberg, Raspe, erschien 1768.

de Cieça de Leon, Pedro, La Chronica del Peru, nuevamente escrita. Anvers, Nucio. 1554.

de Cieza de Leon, Pedro, La Crónica del Perú, nuevamente escrita. Biblioteca de autores españoles, Tomo XXVI, Historiadores primitivos de Indias (de Vedia). Tomo II. Seite 349—458. Madrid, Rivadeneyra. 1853.

Coreal, François, Voyage de François Coreal aux Indes occidentales, contenant ce qu'il y a vû de plus remarquable pendant son séjour depuis 1666 jusqu 'en 1697. Traduit de l'Espagnol avec une relation de la Guiane de Walter Raleigh et le Voyage de Narborough à la Mer du Sud par le Détroit de Magellan. Traduit de l'Anglais. 3 Bändchen. Amsterdam, Bernard. 1722.

Ross Cox, Adventures on the Columbia River, including the narrative of a residence of six years on the western side of the Rocky Mountains, among various tribes of Indians hitherto unknown: together with a journey across the American continent. New-York, Harper. 1832.

Cranz, David, Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner &., insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der EvangelischenBrüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels. Mit 8 Kupfertafeln und einem Register. Barby, Ebers. 1765.

Dall, William H., Alaska and its resources. 2 Teile. Boston, Lee and Shepard. 1870.

***Dalrymple,** Alexander, An historical Journal of the expeditions by sea and land to the north of California in 1768—70 from Spanish Manuscript, published by A. Dalrymple. London. 1790 [nach Waitz IV 243].

***Dawydow,** Dvukratnoje puteschestwiew Ameriku morskich ofizerow Chwostowa i Davydowa, pisannoje sim poslednim (russisch) [zweimalige Reise der Seeoffiziere Chwostow und Dawydow nach Amerika, dargestellt von Letzterem. 2 Bände] [nach Holmberg 400 (120) Fussnote **)].

Dapperus Exoticus Curiosus, Das ist des vielbelesenen Hn. Odoardi Dapperi Afrika — America — und Asiatische Curiositäten, so in den drey Haupt-Theilen der Welt verwundernd vorkommen; den Begierigen zur Lust, den Armen zum Heyl, den Gelehrten zum Gebrauch, den Studirenden zum Nutz, Allen aber zur Vergnügung. Auffs kürtzeste zusammengetragen von Männling. Frankfurt und Leipzig, Rohrlach. 1717.

Diaz del Castillo, Bernal, Historia Verdadera de la conquista de la Nueva-España. Madrid 1632. — Auch in: Biblioteca de autores españoles. Tomo XXVI. Historiadores primitivos de Indias (col. de Vedia). Tomo II. Seite 1—317. Madrid, Rivadeneyra, 1853. — Eine vollständige deutsche Uebersetzung von Rehfuss erschien: Bonn, 1838, und eine für die Jugend bestimmte vcn Adelina Seebeck: Hamburg und Gotha, 1848.

Dühren, Eugen, Studien zur Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens. I. Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der Psychopathia sexualis. 2. Auflage. Berlin und Leipzig, Barsdorf, 1900. — [Seite 252—253.]

Duflot de Mofras, Exploration du territoire de l'Orégon, des Californiens et de la Mer Vermeille, exécutée

pendant les années 1840, 1841 et 1842. 2 Bände mit Atlas. Paris, Bertrand. 1844.

Dumont, Mémoires historiques sur la Louisiane, contenant ce qui y est arrivé de plus mémorable depuis l'année 1687, puisqu' à present; etc. 2 Bändchen. Paris, Bauche. 1753.

Ellis, William, Polynesian researches, during a residence of nearly six years in the South Sea Islands; including descriptions of the natural history and scenery of the Islands — with remarks on the history, mythology, traditions, government, arts, manners, and customs of the inhabitants. 2 Bände. London, Fisher, Son & Jackson. 1830.

Ellis, Havelock, und J. A. **Symonds,** Das konträre Geschlechtsgefühl. Deutsche Original-Ausgabe von Hans Kurella. Bibliothek der Sozialwissenschaft. 7. Band. Leipzig, Wigand. 1896.

*__d'Ens,__ Caspar, Historia Indiae Occidentalis. Colon. 1612 [nach von Martius 1832,75, Fussnote *); 1867, 28, Fussnote **); de Pauw II 98, Fussnote *)].

Erman, Adolph, Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane, in den Jahren 1828, 1829 und 1830 ausgeführt. In einer historischen und einer physikalischen Abtheilung dargestellt und mit einem Atlas begleitet. 5 Bände. Berlin, Reimer. 1833—1848.

Erman, Adolph, Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meeres. Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 3. Jahrgang, Seite 149—175 (Fortsetzung). Berlin, 1871.

*__von Eschwege,__ Journal von Brasilien. 2 Hefte. Weimar. 1818 [nach Waitz III 472].

Falkner, Thomas, Beschreibung von Patagonien und den angrenzenden Theilen von Südamerika. Aus dem Englischen. Gotha, Ettinger. 1775.

Falkner, Thomas, Descripcion de Patagonia y de las partes adyacentes de la America meridional. Primera edicion Castellana. Buenos-Aires 1835. — Coleccion de obras y documentos relativos a la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata (por Pedro de Angelis). Tomo I. Buenos Aires. 1836.

de Flacourt, Estienne, Histoire de la grand isle Madagascar. Paris, L'Amy. 1658.

Foley, Sur les habitations et les moeurs des Néo-Calédoniens. Bulletin de la société d'anthropologie de Paris. 3. série, tome II, Seite 604—606. Paris, Masson. 1879.

Foley, Quelque détails et réflexions sur la coutume et les moeurs de la coquette néo-calédonienne. Bulletin de la société d'anthropologie de Paris. 3. série, tome II, Seite 675—682. Paris, Masson. 1879.

Fritsch, Gustav, Die Eingeborenen Süd-Afrika's ethnographisch und anatomisch beschrieben. Nebst Atlas. Breslau, Hirt. 1872.

de Magalhanes de Gandavo, Pedro, Histoire de la province de Sancta-Cruz, que nous nommons ordinairement Brésil. Lisbonne, Gonsalvez. 1576. — Paris, Bertrand. 1837.

Garcia, Fr. Gregorio, Origen de los Indios de el Nuevo Mundo, e Indias Occidentales. Madrid, Abad. 1729.

Garcilasso de la Vega, Primera parte de los commentarios reales que tratan del origen de los Yncas, reyes que fueron del Peru etc. Lisboa, Crasbeeck. 1609. — Französische Uebersetzung: Histoire des Incas, rois du Perou. Nouvellement traduite de l'Espagnol de Garcilasso de la Vega. Et mise dans un meilleur ordre; avec des notes et des additions sur l'histoire naturelle de ce pays. 2 Bändchen. Paris, Praults fils. 1744.

Gerland, Georg, siehe **Waitz**.

de Gomara, Francisco Lopez, Historia delle nuove Indie occidentali, con tutti i discoprimenti & cose notabili, auuenute dopo l'acquisto di esse. Parte seconda. Tra-

dotta nell' Italiana per Agostino di Craualiz. Venetia, Bonadio. 1564.

de Gomara, Francisco Lopez, Historia de las Indias. Historiadores primitivos de las Indias occidentales. Tomo II. Madrid. 1749 (füllt die erste Hälfte des Bandes).

de Gomara, Francisco Lopez, Cronica de la Nueva-España. Historiadores primitivos de las Indias occidentales. Tomo II. Madrid. 1749 (die zweite Hälfte des Bandes füllend).

de Gomara, Francisco Lopez, Hispania Victrix. Primera y segunda parte de la Historia general de las Indias. Biblioteca de autores españoles. Tomo XXII. Historiadores primitivos de Indias (col. de Vedia). Tomo I. Seite 155—455. Madrid, Rivadeneyra. 1852.

***Hammond,** William A., The disease of the Scythians (Morbus Foeminarum) and other analogous conditions. American Journal of Neurology and Psychiatry, August 1882 S. 339 [nach Hammond 1891, 107].

Hammond, William A., Impotence in the Male. New-York. 1883; second edition 1887. -- Deutsch: Sexuelle Impotenz beim männlichen und weiblichen Geschlechte. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Leo Salinger. Berlin, Steinitz. 1889; zweite Auflage 1891.

von Hellwald, Friedrich, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Augsburg, Lampart & Comp. 1875.

Hennepin, R. P. Louis, Nouvelle découverte d'un très grand pays situé dans l'Amérique entre le Nouveau Mexique et la Mer Glaciale. Utrecht, Broedelet. 1697.

de Herrera, Antonio, Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar Oceano. 5 Bände. Madrid, Franco. 1726—1730.

Hössli, Heinrich, Eros — Die Männerliebe der Griechen; ihre Beziehungen zur Geschichte, Erziehung, Literatur

und Gesetzgebung aller Zeiten. Mit dem Nebentitel: Die Unzuverlässigkeit der äussern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele. Oder Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde. 2 Bände. Band I (XIII und 304 Seiten) Glarus. 1836. Band II (XXXII und 352 Seiten) St. Gallen, Scheitlin. 1838.

Holder, A. B., The Bote. Description of a peculiar sexual perversion found among North American Indians. The New York Medical Journal. A weekly review of Medicine, No. 575, Vol. L, No. 23, December 7, 1889, Seite 623—625.

Holmberg, Heinr. Joh., Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Erste Abtheilung. Die Thlinkíthen. — Die Konjagen. Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Tom. IV, Fascic. 2, Seite 281—422. Helsingforsiae. 1856.

Howitt, A. W., On some Australian Ceremonies of Initiation. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XIII, Seite 432—459. London. 1884.

Irving, John T., Indian sketches, taken during an expedition to the Pawnee tribes. 2 Bände. Philadelphia, Carey, Lea and Blanchard. 1835.

Jäger, Gustav, Ein bisher ungedrucktes Kapitel über Homosexualität aus der „Entdeckung der Seele“. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. 2. Jahrgang, Seite 53—125, Leipzig, Spohr. 1900. [Seite 84—85; 86.]

James, Edwin, Account of an expedition from Pittsbourgh to the Rocky Mountains, performed in the years 1819 and '20. With an Atlas. 2 Bände. Philadelphia, Carey and Lea. 1823.

Johnston, Harry H., British Central Africa. An attempt to give some account of a portion of the territories

under british influence north of the Zambezi. With six maps and 220 illustrations reproduced from the author 's drawings from photographs. London, Methuen & Co. 1897.

Junghuhn, Franz, Die Battaländer auf Sumatra. Aus dem holländischen Original übersetzt vom Verfasser. 2 Theile. Berlin, Reimer. 1847.

Keating, William H., Narrative of an expedition to the source of St. Peter's River, Lake Winnepeek, Lake of the Woods, &c. &c. performed in the year 1823. 2 Bände. Philadelphia, Carey & Lea. 1824.

Klemm, Gustav, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. 10 Bände. Leipzig, Teubner. 18421—853. Zweiter Band: Die Jäger- und Fischervölker der passiven Menschheit. Mit 31 Tafeln Abbildungen. 1843.

***Krascheninikow,** Etienne, Opisanie semli Kamtschatki (russisch) [Beschreibung des Landes Kamtschatka]. 4 Teile. — [Ueber eine französische Uebersetzung von Marc. Ant. Eidous: Histoire de Kamtschatka etc. Lyon, Duplain. 1767, 2 Bändchen, vergl. S. 170—171 dieser Abhandlung].

Lafitau, P., Moeurs des sauvages ameriquains comparées aux moeurs des premiers temps. Ouvrage enrichi de figures en taille douce. 2 Bände. Paris, Saugrain et Hochereau. 1724. — Eine deutsche Uebersetzung ist die allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika, Band 1. Siehe **Baumgarten.**

de Lahontan, Nouveaux voyages de Mr. Le Baron de Lahontan dans l'Amerique septentrionale, qui contiennent une rélation des différens peuples qui y habitent. Tome premier. A la Haye, frères l'Honoré. 1703.

***Lambert,** Histoire de tous les peuples [nach de Pauw II 98, Fussnote *)].

de Langle, Fleuriot, Croisières à la côte d'Afrique. 1868. Texte et dessins inédits. Le Tour du Monde, nouveau

journal des voyages. Vol. XXXI, Seite 241—304. Paris, Hachette et Cie. 1876.

von Langsdorff, G. H., Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807. 2 Bände. Frankfurt a. M., Wilmans. 1812.

Lasnet, Notes d'ethnologie et de médecine sur les Sakalaves du Nord-Ouest. Annales d'hygiène et de médecine coloniales, recueil publié par ordre du ministre des colonies. Tome deuxième. Octobre, — Nov. — Dec., Nr. 4, Seite 471—497, Paris, Doin. 1899.

Laudonnière, L'histoire notable de la Floride située es Indes Occidentales. Mise en lumière par Basanier Paris, Auvray. 1586. — Paris, Jannet. 1853.

Leguével de Lacombe, B.-F., Voyage à Madagascar et aux îles Comores (1823 à 1830). Avec un Atlas. 2 Bände. Paris, Desessart. 1811.

Lerius, Joannes (Jean de Lery), Historia navigationis in Brasiliam, quae et America dicitur. Vignon. 1586. — Deutsch: Des Herrn Johann von Lery Reise in Brasilien. Nach der von dem Herrn Verfasser selbst veranstalteten verbesserten und vermehrten lateinischen Ausgabe übersetzt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen. Münster, Platvoet. 1794.

Lisiansky, Urey, A voyage round the world in the years 1803, 4, 5, & 6; performed by order of his imperial majesty Alexander the first, emperor of Russia, in the Ship Neva. London. 1814.

Llorente, J.-A., Oeuvres de Don Barthélemi de las Casas, avec portrait. Tome premier. Paris, Eymery. 1822.

Lutké, Frédéric, Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa majesté l'empereur Nicolas I^er^, sur la corvette Séniavine, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829. Partie historique, avec un Atlas in fol. Traduit du Russe sur le manuscrit original sous les yeux de l'auteur par F. Boyé. 2 Bände. Paris, Didot frères. 1835.

Mackenzie, Alexander, Reisen von Montreal durch Nordwestamerika nach dem Eismeere und der Süd-See in den Jahren 1789 und 1793. Nebst einer Geschichte des Pelzhandels in Canada. Aus dem Englischen, mit einer allgemeinen Karte und dem Bildnisse des Verfassers. Hamburg, Hoffmann. 1802.

Mantegazza, Paul, Anthropologisch - kulturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Aus dem Italienischen. Jena, Costenoble. 1886.

***Manuscript**: R. P. Boscana de la Mission de San Juan Capistrano [Seite 23]; im Besitze des Herrn Duflot de Mofras, Attachés der französischen Gesandtschaft in Mexiko [nach Duflot de Mofras II 371].

***Manuscript**: Cakchiquel ou Mémorial de Tecpan Atitlan [nach Brasseur de Bourbourg II 173 nota 1].

Marquette, Jacques, Recit des voyages et des découvertes du R. Père Jacques Marquette de la compagnie de Jesus, en l'année 1673 et aux suivantes; la continuation de ses voyages par le R. P. Claude Alloüez, et le journal autographe du P. Marquette en 1674 & 1675. Avec la carte de son voyage tracée de sa main. Imprimé d'après le Manuscrit original restant au Collège Ste Marie à Montréal. Albanie, N. Y., Weed, Parsons & Cie. 1855.

Bruzen La Martiniere, Le Grand Dictionnaire géographique et critique par le M. Bruzen La Martiniere. Tome III. D. E. F. Article Floride. Seite 90—96. La Haye, Amsterdam, Rotterdam. 1726.

von Martius, C. F. Ph., Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München. 1832.

von Martius, Carl Friedrich Phil., Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's, zumal Brasiliens. I. Zur Ethnographie. Mit einem Kärtchen über die Verbreitung der Tupis und die Sprachgruppen. Leipzig, Fleischer. 1867.

Martyr, Petrus, De rebus oceanicis et orbe nouo decades tres. Basileae, Betalius. 1533.

Mc Coy, Isaac, History of Baptist Indian Missions: embracing remarks on the former and present condition of the aboriginal tribes; their settlement within the Indian Territory, and their future prospects. Washington — N. York. 1840.

Mc Kenney, Thomas L., Sketches of a tour to the Lakes of the character and customs of the Chippeway Indians, and of incidents connected with the treaty of Fond du Lac. Baltimore, Lucas Jun'r. 1827.

Meier, M. H. E., Päderastie. Ersch und Gruber's Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Dritte Section: O—Z. Neunter Theil. Seite 149—189. Leipzig. 1837.

Moerenhout, J.-A., Voyages aux îles du grand Océan, contenant des documents nouveaux sur la géographie physique et politique, la langue, la littérature, la réligion, les moeurs, les usages et les coutumes de leurs habitans etc. 2 Bände. Paris, Bertrand. 1837.

Montesinos, Fernando, Memorias antiguas historiales y políticas del Pirú. St. Thomas de Villanueva. 1642. — Coleccion de libros españoles raros ó curiosos. Tomo XVI. Madrid, Ginesta. 1882. — Französische Uebersetzung: Mémoires historiques sur l'ancien Pérou, etc. Paris, Ternaux-Comp. 1840.

Montesquieu, Esprit des lois. Avec les notes de l'auteur et un choix des observations de Dupin, Crenier, Voltaire, Mably, La Harpe, Servan, etc. Paris, Didot frères. 1844.

le Moyne, Jacobus, Indorum Floridam provinciam inhabitantium eicones, primùm ibidem ad vivum expressae, addita ad singulas brevi earum declaratione. Nunc verò recens a Theodoro de Bry Leodiense in aes incisae & evulgatae. Mit besonderer Paginierung des 2.

Teiles: Brevis narratio eorum quae in Florida Americae provincia Gallis acciderunt, secunda in illam navigatione duce Renato de Laudonniere classis praefecto, anno 1564. Quae est secunda pars Americae. Francoforti ad Moenum, Wechel. 1591.

Müller, Friedrich, Allgemeine Ethnographie. Wien, Hölder. 1873.

de Navarrete, Martin Fernandez, Coleccion de los viages y descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV, con varios documentos inéditos concernientes á la historia de la marina castellana y de los establecimientos españoles en Indias coordinada é ilustrada. Tomo III. Viages menores, y los de Vespucio, poblaciones en el Darien, suplemento al tomo II. Madrid. 1829.

Norris, Robert, Memoirs of the reign of Bossa Ahadee, king of Dahomey, an inland country of Guiney. London. 1789. — Deutsch: Reise nach dem Hoflager des Königs von Dahomey Bossa Ahadi, im Jahre 1772. Magazin der merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, 5. Band. Seite 383—448. Berlin, Voss. 1791.

de Oviedo y Valdés, Gonzalo Hernandez, Sumario de la natural historia de las Indias. Biblioteca de autores españoles. Tomo XXII. Historiadores primitivos de Indias (col. de Vedia). Tomo I. Seite 471—515. Madrid, Rivadeneyra. 1852.

de Oviedo y Valdés, Gonzalo Fernandez, Historia general y natural de las Indias, islas y tierra-firme de Mar Océano. 4 Bände. Madrid. 1851—1855. — Pöppig zitiert eine seltene, mit gotischen Buchstaben gedruckte Ausgabe, Salamanca, Juan de Junta. 1547.

***Palou,** Francisco, Relacion historica de la vida del R. P. Junipero Serra y de las Misiones que fundó en la

California Septentrional. Mexico. 1787 [nach Duflot de Mofras II 371, Fussnote 1].

de Pauw, Recherches philosophiques sur les Américains ou Mémoires intéressants pour servir à l'histoire de l'espèce humaine. 2 Bändchen. Berlin, Decker. 1768 9.

Perrin du Lac, Voyage dans les deux Louisianes et chez les Nations sauvages du Missouri, par les Etats-Unis, l'Ohio et les provinces qui le bordent en 1801., 1802. et 1803. — Deutsch von K. L. M. Müller, Reise in die beyden Louisianen unter die wilden Völkerschaften am Missouri, durch die Vereinigten Staaten und die Provinzen am Ohio etc. 2 Theile. Leipzig, Hinrichs. 1807.

Peschel, Oscar, Völkerkunde. Fünfte Auflage, bearbeitet von Alfred Kirchhoff. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881 (1. Ausgabe 1874; letzte, siebente Auflage, unveränderter Abdruck des Urtextes, mit einem Vorwort von von Richthofen, 1897).

Piedrahita, Lucas Fernandez, Historia general de las conquistas del nuevo reyno de Granada. Amberes, Verdussen. 1688.

Pöppig, Eduard, Indier, Indianer. Ersch und Gruber's Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Zweite Section: H—N. 17. Theil. Seite 357—386. Leipzig. 1840.

***de Prado,** Francisco Aloez, Historia dos Indios Cavalleiros. Jornal o Patriota No. 3. Rio de Janeiro. 1814 [nach von Martius 1832, 28, Fussnote *) und 1867, 74, Fussnote **)].

Prettie, François, Beschryvinge van de overtreffelijcke ende wydtvermaernde zeevaerdt van den Edelen Heer ende Meester Thomas Candisch, met drie Schepen uytghevaren den 21. July 1586. Amsterdam. 1617.

Ramusio, Gio. Battista, Delle navigationi et viaggi. Volume III. Venetia. 1606.

Ratzel, Friedrich, Völkerkunde. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 2 Bände. 1894/5.

Remy, Jules, Ka Mooolelo Hawaii — Histoire de l'Archipel Hawaiien (îles Sandwich). Texte et traduction précédés d'une introduction sur l'état physique, moral et politique du pays. Paris & Leipzig, Franck. 1862.

de Roquefeuil, Camille, Journal d'un voyage autour du monde, pendant les années 1816, 1817, 1818 et 1819. 2 Bände. Paris. 1823.

de Sahagun, Fr. Bernardino, Historia general de las cosas de Nueva España, que en doce libros y dos volumenes escribió etc. Dala a luz con notas y suplementos Carlos Maria de Bustamente. 3 Bände. México, Valdés. Tomo I, II 1829, III 1830.

de la Salle, An account of Monsieur de la Salle's last expedition and discoveries of North America. Collections of the New York historical society for the year 1814. Volume II Seite 217—341. New-York. 1814.

Sarytschew, Gawrila Andrejewitsch, Puteschestwie Flota Kapitana Sarytchewa (russisch). — Deutsch: Sarytschew's Russisch Kaiserlichen Generalmajors von der Flotte achtjährige Reise im nordöstlichen Sibirien, auf dem Eismeere und dem nordöstlichen Ozean. Aus dem Russischen übersetzt von Johann Heinrich Busse. Mit schwarzen und illuminirten Kupfern. 2 Theile. Leipzig, Rein & Comp. 1805/6.

***Schelechow,** Etnografitcheskija etc. (russisch), Ethnographische Aufzeichnungen [nach Erman 1871, 164].

Schneider, Wilhelm, Die Naturvölker. Missverständnisse Missdeutungen und Misshandlungen. 2 Theile. Paderborn u. Münster, Schöningh. 1885/6.

Schultze, Fritz, Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipzig, Wilfferodt. 1871

Schultze, Fritz, Psychologie der Naturvölker. Entwick-

lungspsychologische Charakteristik des Naturmenschen in intellektueller, aesthetischer, ethischer und religiöser Beziehung. Eine natürliche Schöpfungsgeschichte menschlichen Vorstellens, Wollens und Glaubens. Leipzig, Veit & Comp. 1900.

Schurtz, Heinrich, Katechismus der Völkerkunde. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1893.

Simon, Pedro, Noticias historiales de las conquistas de tierra firme en las Indias occidentales. 2 Bände. — Nur der 1. Band (Primera Parte), Cuenca, 1626/7, ist mir zugänglich gewesen.

Soares, Gaspar, Noticia do Brazil, descripção verdadeira da costa da quelle estado. Collecção de noticias para a historia e geografia das naçoes ultramarinas. Tomo III. Parte 1. No. I, Seite 1—342. Lisboa. 1825 [nach von Martius 1867, 48, Fussnote *) ist Gaspar Soares aus Lissabon als Verfasser des anonymen Artikels nachgewiesen].

Steller, Georg Wilhelm, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, dessen Einwohnern, deren Sitten, Namen, Lebensart und verschiedenen Gewohnheiten, herausgegeben von J. B. S., mit vielen Kupfern. Frankfurt und Leipzig, Fleischer. 1774.

Tanner, John, Mémoires du John Tanner ou trente années dans les déserts de l'Amérique du Nord, traduite sur l'édition originaire publiée à New-York; par M. Ernest de Blosseville. 2 Bände. Paris, Bertrand. 1835

de Torquemada, F. Juan, Veinte y un libros rituales y Monarchia Indiana. 3 Teile. Madrid. 1723.

Turnbull, John, A voyage round the world, in the years 1800, 1801, 1802, 1803, and 1804. Second edition London, Maxwell. 1813.

Ulrichs, Karl Heinrich (Numa Numantius), „Inclusa". Anthropologische Studien über mannmännliche Ge-

schlechtsliebe. Zweite Schrift. Leipzig, Matthes. 1864 (Neue Ausgabe 1898 bei Spohr).

Ulrichs, Karl Heinrich (Numa Numantius), „Gladius furens". Das Naturräthsel der Urningsliebe und der Irrthum als Gesetzgeber. Eine Provocation an den deutschen Juristentag. Sechste Schrift. Kassel, Württenberger. 1868 (Neue Ausgabe 1898 bei Spohr).

Ulrichs, Karl Heinrich (Numa Numantius), „Memnon". Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Eine naturwissenschaftliche Darstellung. Körperlich-seelischer Hermaphroditismus. Anima muliebris virili corpore inclusa. Siebente Schrift. Abtheilung II. Schleiz, Hübscher (Heyn). 1868 (Neue Ausgabe 1898 bei Spohr).

de Vetancvrt, Avgvstin, Teatro Mexicano. Description breve de los svccessos exemplares, historicos, politicos, militares y religiosos del nuevo mundo occidental de las Indias. Mexico. 1698.

Veytia, Mariano, Historia antigua de Méjico. La publica con varias notas y un apendice el C. F. Ortega. 3 Bände. Méjico, Ojeda. 1836.

de Viedma, Francisco, Descripcion geografica y estadistica de la provincia de Santa Cruz de la Sierra. Primera edicion. Coleccion de obras y documentos relativos a la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata (por de Angelis). Tomo III. Seite 1—166. Buenos-Aires. 1836.

Virey, Jul. Jos., Histoire naturelle du genre humain, ou recherches sur ses principaux fondemens physiques et moraux; précédées d'un discours sur la nature des êtres organiques, et sur l'ensemble de leur physiologie. On y a joint une dissertation sur le sauvage de l'Aveyron. Avec figures. 2 Bände. Paris. An IX.

Waitz, Theodor, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von Georg Gerland. 6 Bände. Leipzig, Fleischer. 1859—1872. — 1. Theil: Ueber die Einheit des Menschen-

geschlechtes und den Naturzustand des Menschen, 1859 (zweite Auflage von G. Gerland, 1877). — 2. Theil: Die Negervölker und ihre Verwandten. 1860. — 3. Theil: Die Amerikaner, 1. Hälfte, 1862. — 4. Theil: Die Amerikaner, 2. Hälfte, 1864. — 5. Theil: Die Völker der Südsee, 1. Heft, 1865; 2. Abtheilung v. G. Gerland, 1870. — 6. Theil: Die Völker der Südsee, 3. Abtheilung von G. Gerland, 1872.

Weniaminow, Joan, Charakter-Züge der Aleuten von den Fuchs-Inseln. Mit Zusätzen von Karl Ernst von Baer in: Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. Erstes Bändchen: Wrangell's Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordküste von Amerika. Seite 177—225. St. Petersburg. 1839.

***Wenjaminow**, J., Sapiski ob ostrowach Unalaschkinskago otdjela (russisch) [Notizen über die Inseln des Unalaschkaischen Bezirks]. 3 Bände (364,409 und 154 Seiten). St. Petersburg. 1840 [nach Erman 1871, 163].

Werne, Ferdinand, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weissen Nil (1840—1841). Mit einer Karte und einer Tafel Abbildungen. Berlin, Reimer. 1848.

Prinz zu Wied, Maximilian, Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832 bis 1834. Mit 33 Vignetten, vielen Holzschnitten und einer Charte. 2 Bände und 1 Atlas mit 48 Kupfertafeln. Coblenz, Hoelscher. 1839 u. 1841.

Wilson, James, Voyage to the Southern Pacific Ocean performed in the years 1796, 97, 98 in the ship Duff etc. London, Chapmann. 1799. — Deutsch: Missions-Reise in das südliche stille Meer, unternommen in den Jahren 1796, 1797, 1798 mit dem Schiffe Duff. Übersetzt von Canzler. Berlin, Voss. Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. 21. Band. 1800.

von Wrangel, Ferdinand, Reise längs der Nordküste von

Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter. 2 Theile Berlin, Voss. 1839 [der Autor muss nach K. E. von Baer bei Weniaminow 1839, 328 im Deutschen **Wrangell** geschrieben werden].

Wuttke, Adolf, Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. 2 Bände. Breslau, Max & Co. 1. Theil 1852 2. Theil 1853.

von Zimmermann, E. A. W., Taschenbuch der Reisen oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht auf Länder-Menschen- und Productenkunde. Für jede Klasse von Lesern. Leipzig, Fleischer. 18 Jahrgänge oder Bändchen — 5. Bändchen, mit 12 Kupfern, 1806. — 6. Bändchen, mit 11 Kupfern, 1807.



Bild und Handschrift H. C. Andersen's.

H. C. Andersen.

Beweis seiner Homosexualität

von

Albert Hansen, Kopenhagen.

Literatur:

H. C. Andersen: Das Märchen meines Lebens. Leipz. 1847.

H. C. Andersen: Mit Livs Eventyr. Kopenhagen 1855. Supplement. Koph. 1877.

E. Collin: H. C. A. og det Collinske Hus. Koph. 1882.

C. Bille und Nic. Bögh: Breve fra H. C. A. Koph. 1877. Breve til H. C. A. Koph. 1878.

Georg Brandes: Kritiker og Portraiter. Koph. 1870.

C. F. Holten: Ernidringer. Koph. 1899.

Nic. Bögh: Elisabeth Gerichau Baumann. En Karakteristik. Koph. 1886.

Peter Hansen: Dansk Literatur-hist. Koph. 1898.

Zeitschriften und Tageblätter.

Die kleine dänische Literatur hat nur wenige berühmte Grössen aufzuweisen. Das Ausland kennt ausser dem Altvater Holberg und dem Märchendichter H. C. Andersen etwa nur noch Sören Kierkegaard und J. P. Jacobsen. Wie merkwürdig, dass gerade diese vier oft als Homosexuelle bezeichnet werden! Freilich bedarf dies, was Jacobsen betrifft, immer noch des authentischen Beweises, und von dem uns so ferne liegenden Ludwig Holberg weiss man ja fast nur, dass er ein un-

verbesserlicher Hagestolz und „Weiberfeind" gewesen ist und mehrere uranistische Charakterzüge aufweist.

Rücksichtlich Sören Kierkegaards und H. C. Andersens sind wir dagegen völlig im Klaren. Dieselben bieten eine solche Fülle von Beurteilungsmaterial dar, dass ihre wahre Naturanlage auch den Nichteingeweihten in die Augen fallen muss. Vielleicht wird es mir vergönnt sein, in einer späteren Ausgabe dieses Jahrbuches das so überaus interessante und packende Lebensbild des genialen und edlen Schriftstellers Sören Kierkegaard zu entrollen. Wenn ich zunächst H. C. Andersen behandeln will, ist die Ursache davon nicht blos, dass er der weitaus berühmteste Vertreter unserer Literatur ist, sondern auch, weil er stets als ein Beispiel seelischer Reinheit und kindlicher Unschuld aufgestellt wird. Und dies mit vollem Rechte Dass er aber zugleich ein Homosexueller war, werden die folgenden Blätter beweisen.

Allerdings hat H. C. Andersen so wenig wie Sören Kierkegaard unmittelbare Bekenntnisse gemacht.

Aufgabe des Forschers wird es sein, aus der Fülle unfreiwilliger und unbewusster, aber unverkennbarer Aeusserungen den Beweis der Homosexualität zu erbringen.

H. C. Andersen wurde zu Odense auf Fünen als einziges Kind eines blutarmen Schuhmachers geboren. Obgleich nur wenig von der Ascendenz des Dichters bekannt ist, lassen sich hier mehrere schwere erblich belastende Momente nachweisen. Sein Vater und sein Vatersvater waren beide irrsinnig, die Mutter, ein riesengrosses, mannhaftes Frauenzimmer, war dem Trunke sehr ergeben und starb im Armenhause an Delirium tremens.

Hans Christian selbst war als Knabe eine höchst absonderliche Erscheinung, überspannt und menschenscheu, ein Gegenstand fortgesetzter Verfolgungen seitens der

anderen Jungen, welche frischweg behaupteten: „Der Kerl ist ebenso verrückt wie sein Grossvater!" Die Gesellschaft dieser suchte Hans Christian jedoch nie, als er aber schliesslich in die Armenschule geschickt wurde, schloss er sich sogleich freundschaftlich an ein gleichaltriges Mädchen, das einzige weibliche Wesen in der ganzen Schule, an.

Uebrigens hockte der Knabe stets einsam in der elterlichen Hütte, wo er mit Puppen spielte und sich mit Näharbeiten die Zeit vertrieb. „Es war meine grösste Freude, Puppenkleider zu nähen und mit Puppen zu spielen" sagt er in seiner berühmten Autobiographie „Das Märchen meines Lebens". Einer Nachbarin, die ihn in weiblichen Handarbeiten notdürftig unterrichtet hatte, nähte er nachher als Anerkennung ein weissseidenes Nadelkissen, welches, da Andersen später ein namhafter Dichter wurde, bei Fremdenbesuchen in Odense als eine Art Sehenswürdigkeit vorgewiesen wurde.

Sechzehn Jahre alt, siedelte H. C. Andersen, „um weltberühmt zu werden", nach Kopenhagen über, wo er Manches durchmachen musste, seine alte Vorliebe für Puppen und weibliche Handarbeiten erlosch jedoch nicht. Hierüber sagt die erwähnte Autobiographie: „Tagtäglich sass ich daheim, Puppenkleider zu nähen, und um mir die dazu erforderlichen bunten Lappen zu verschaffen, bat ich mir in Putzläden Muster von Stoffen und seidenen Bändern aus. Meine Phantasie beschäftigte sich so ganz mit diesem Puppenkram, dass ich oft auf der Strasse stehen blieb, die eleganten Damen in Seide und Sammet zu betrachten. In der Phantasie sah ich dann diesen Putz unter meiner Scheere; es waren dies Gedankenübungen ganzer Stunden." Noch als weitberühmter Dichter und vielfach ausgezeichnete Persönlichkeit näht H. C. Andersen selbst seine Hosenknöpfe an und stopft

eigenhändig die Strümpfe, auf seinen zahlreichen Reisen war er daher stets mit Nadeln und Zwirn versehen.

H. C. Andersen war bis zur Pubertät mit einer merkwürdig klaren Sopranstimme begabt, er sang wie ein Mädchen, sagten die Leute.

Eines Tages trug er in der Fabrik, wo ihn die Mutter versuchsweise angebracht hatte, ein Lied vor, und da die Arbeiter erstaunt ausriefen, er wäre ganz bestimmt kein Junge, sondern eine verkleidete Jungfrau, fasste einer derselben H. C. Andersen an, um sich über diesen Punkt etwas genauer aufzuklären. „Die anderen Gesellen fanden diesen rohen Scherz amüsant und hielten mich an Armen und Beinen fest, ich heulte aus vollem Halse und, schamhaft wie ein Mädchen, stürzte ich aus dem Hause zu meiner Mutter, die mir versprechen musste, mich nimmer dahinsenden zu wollen.“ Um nichts besser ging es, als er einige Jahre später versuchen wollte, als Tischlerlehrling sein Brot zu erwerben. Nur zwei Stunden blieb er bei der Hantierung, die Arbeiter waren ihm wieder gar zu unanständig, „ihr Gerede schien mir sehr leichtfertig, denn ich war jungfräulich schamhaft.“ Schliesslich trieben auch diese den Spass so weit, dass H. C. Andersen in Weinen ausbrach und entsetzt von dannen floh.

Man wird schon bemerkt haben, wie sich H. C. Andersen, um die Eigenart seines Charakters zu kennzeichnen, immer wieder dem Weibe vergleicht. Auch in seinen späteren Jahren spricht er öfters von seiner „mädchenhaften“ oder „halb weiblichen“ Natur, und die Zeitgenossen hatten häufig diesen „Mangel an Mannhaftigkeit“ hervorgehoben.

Bekannt ist die sprichwörtliche Eitelkeit Andersens, welche ja nicht blos seinen geistigen Fähigkeiten galt. Obgleich der Dichter „von bizarrer Hässlichkeit“ war, konnte er nie an einem Spiegel vorbeigehen, ohne sich selbstgefällig darin zu betrachten. Auf seinen schönen

Haarwuchs war er nicht wenig stolz, die Locken entstanden aber beim Haarkünstler, wo er sich alle Tage sorgfältig kräuseln liess. „Jammerschade, dass ich heute nicht gekräuselt werden kann“ — ruft er einmal gelegentlich eines Festes zu seinen Ehren aus — „es steht mir doch zu gut!“ — Mit dem Barte wollte es dagegen nichts werden, und da Andersen ausserdem einen ausgesprochenen Widerwillen gegen diesen männlichen Schmuck hegte, liess er sich alltäglich sorgfältig rasieren.

Grossen Wert legte Andersen darauf, elegant und sorgsam gekleidet zu sein. Selbst da er als unbekannter Legatpoet mit der Armut zu kämpfen hatte, wusste er die Mittel zu finden, um im feinsten Putz zu erscheinen. In zahlreichen Briefen, insbesondere an seine vertraute Freundin Henriette Wulff, beschreibt er mit kindlicher Freude seine neu angeschafften, meistens ziemlich auffallenden Kleidungsstücke und vergisst selten hinzuzufügen: „Ich sehe jetzt sehr niedlich aus“ oder „Ich werde mit jedem Tag hübscher“ etc. Ja, als er, 35 Jahre alt, einmal auf einem Hofball gewesen, schreibt er ganz wie ein Backfisch: „Ich war reizend, sagte man.“ —

Ein Stehkragen von auffallender Grösse verbarg seinen langen Hals, weite Hosen seine dünnen Beine. Die Freunde machten sich über seine Putzsucht lustig und schalten ihn den grössten Modegecken der Stadt, und man stimmt diesen unwillkürlich bei, wenn man aus dem eigenen Munde des Dichters erfährt, dass er gelegentlich eines Festes mehrere Tage vorher „Generalprobe auf sämtliche Mysterien seiner Toilette“ gemacht habe und dass er „ausgestopft und ausstaffiert wie ein Dandy“ stundenweise umherflanierte. Wie ein solches Flanieren vor sich ging, geht aus einem Pariser Brief hervor, worin Andersen scherzend berichet, er habe auf der Promenade mit der Hand die Beinkleider etwas hoch gehoben, um

seine „schönen seidenen Strümpfe doch ein bischen sehen zu lassen." —

Sogar die so überaus charakteristischen weiblichen Verkleidungen können bei Andersen beobachtet werden, wiederholt tritt er in Frauenrollen auf, doch erlaubt ihm sein Aeusseres nur komische Typen darzustellen. Bald spielt er als Student eine groteske Columbine „mit nackten Armen und wallenden Flachslocken", bald parodiert er die olympische Iris „in Reifrock und Pfaufedern". — „Glauben Sie mir, ich werde entzückend," schreibt er an die besagte Freundin, „Gott weiss, welchen Eindruck ich auf die jungen Studentenherzen machen werde!" —

Von sonstigen weiblichen Charakterzügen soll hier das Verständnis Andersens für geschmackvolle Blumenarrangements angeführt werden, seine übertriebene Schamhaftigkeit, seine geradezu komische Weinerlichkeit, die ihm erlaubte, bei jeder geringfügigen Gelegenheit Thränen zu vergiessen, und seine grenzenlose Furchtsamkeit.

Sehr abergläubisch war er ebenfalls; schon 50 Jahre vor seinem Ableben beginnen grauenhafte Todesahnungen ihn zu beunruhigen, und fortgesetzte Grübeleien über die Vorbedeutung seiner bösen Träume machen ihm viel zu schaffen. Für die Häuslichkeit besass er ausgesprochenen Sinn, seine Wohnung war zwar klein, aber sauber und niedlich, geschmückt mit Blumen und gestickten Decken wie die eines Fräuleins. Hier machte er nicht selten Kaffeekränzchen für Freunde und Freundinnen. Tabak war ihm ein Greuel, alkoholhaltige Getränke konnte er nur schlecht vertragen, dagegen war er ein Freund von allerhand Süssigkeiten und häufiger Gast in Konditoreien, wo er im Kreise seiner „jungen Freunde" Schokolade und Gebäck einnahm.

Ein unverbesserlicher Schwätzer war und blieb Andersen sein Leben lang. Fortwährend verrät er Sachen, die ihm unter Voraussetzung von Diskretion anvertraut

wurden, und kolportiert die chronique scandaleuse. Seine Briefe erinnern, in Form wie Inhalt, an die vertraute Korrespondenz einer gebildeten Dame.

Als spezifisch uranistisches Zeichen mag auch Andersens krankhaft entwickelte Reizbarkeit hingestellt werden. „Seine Sensitivität war wie eine blutige Wunde", hat ein Historiker treffend bemerkt.

Andersen wurde 70 Jahre alt und war bis an den Tod ein unverbesserlicher Hagestolz. Er selbst und nach ihm seine Biographen haben sich den Anschein gegeben, dass er wegen seines nichts weniger als einnehmenden Aeusseren beim schönen Geschlechte keinen Erfolg hatte und wiederholt von einer tiefen, aber unerwiderten Leidenschaft beseelt war. Gerade das Gegenteil ist indess zutreffend; die erotische Neigung Andersens zum andern Geschlechte war gleich Null, während er andererseits selbst häufig der — leider unentzündbare — Gegenstand einer weiblichen Liebesflamme gewesen. Wenigstens empfing er nicht selten billets doux, worin temperamentvolle Damen die zärtlichsten Gefühle an den Tag legten und Andersen im Namen ihrer Liebe vergebens zu vielverheissenden Stelldicheins einluden.

Auch ganz direkte Attentate seitens der Frauenwelt blieben bei Andersen ohne jeden Erfolg. Als sechzehnjähriger Bursche wurde er, als er bei seiner Ankunft in Kopenhagen obdachlos in der Stadt umherwandelte, zunächst von einer umherstreichenden Puella aufgenommen, die an seiner grossen Gestalt Gefallen fand. Nach Verlauf von drei Tagen liess sie ihn jedoch enttäuscht laufen, und aus einer Episode im autobiographischen Roman „Der Improvisator" errät man, dass Andersen, aller Verführungskünste ungeachtet, keusch wie ein Joseph davon gekommen ist.

In diesem Falle könnte Andersens Abneigung zwar

durch seine grosse Jugend erklärt werden oder für den erhabenen Abscheu einer unberührten Seele gegen die sinnlichen Annäherungen eines unreinen Weibes gelten. Allein dieselbe Abneigung lässt sich bei Andersen im reifen Mannesalter beobachten und unter Umständen, wo die moralische Beschaffenheit der weiblichen Hälfte keineswegs zu Widerwillen Anlass geben konnte. So war zum Beispiel der von der viel umworbenen Primadonna einer Provinzbühne gemachte Versuch, den Dichter erotisch anzufeuern, von ebenso geringem Erfolg gekrönt. Beide bewohnten im gleichen Hotel zwei nebeneinander liegende Zimmer. Eines Abends trug die Schöne im anstossenden Zimmer eine vielsagende Liebesarie vor, um den Dichter die Gelüste ihres liebesbedürftigen Herzens erraten zu lassen. Andersen wurde aber, wie er selbst in einem Briefe naiv gesteht, „vor Schrecken dumm“ und verriegelte, eventuelle weitergehende Anschläge zu vereiteln, schnell die Thüre.

Von einem anderen fruchtlosen Annäherungsversuch berichtet William Bloch in seinem nach Andersens Tod erschienenen Essay. Andersen erhielt eines Tages den Besuch einer jungen, bildschönen Dame, welche ihm in offenherzigster Weise ihre Liebe gestand und dabei allerlei sehr gewagte Anerbietungen machte. Man sollte nun denken, Andersen, der sich fortwährend über Kälte und Nichtbeachtung seitens der Damenwelt so bitter beklagte, würde eine derartige schöne Gelegenheit freudig begrüssen. Aber Andersen ruft, weit davon entfernt, sich beglückt zu fühlen, schnell seine Wirtsfrau herbei, um die Dame zum Fortgehen zu bewegen, und es wird ihm sehr übel zu Mute, da dies erst mittelst eines sehr energischen Einschreitens seinerseits gelingen will. „Solche exaltierte, alberne Geschöpfe waren ihm ein Greuel,“ fügt Bloch als eine Art Erklärung hinzu.

Es ist begreiflich und verzeihlich, dass Andersen

dennoch für einen erfahrenen Kenner und Bewunderer der weiblichen Schönheit gelten wollte, und wie zahlreiche andere Homosexuelle seine wahre Naturanlage durch Simulation zu vertuschen suchte. Dem klarblickenden Beobachter wird indes die Eigenart des Andersenschen Frauenkultes nicht entgehen. In herkömmlicher Kunstsprache voll wohlfeiler Superlative werden die unvermeidlichen Artigkeiten pflichtschuldigst abgeliefert. Von Inspiration keine Spur. Mitunter kommen auch gar wunderliche Betrachtungen zum Vorschein. So, wenn der Dichter in einer Reisebeschreibung folgende tiefsinnige Bemerkung macht: „Die Frauen in Arles sollen schön sein. Man hat recht. Zu meiner Ueberraschung waren selbst die armen Mädchen hübsch.“ Noch deutlicher geht aus folgendem Zwischenfall hervor, dass Andersen's Interesse an der weiblichen Schönheit gar sehr oberflächlich war. Andersen hatte oft einer älteren Freundin von den „himmlisch schönen braunen Augen“ Fräulein N. N.'s mit anscheinender Begeisterung erzählt. Gross war daher die Ueberraschung der besagten Freundin, als sie beim ersten Zusammentreffen mit der Besitzerin dieser vielgepriesenen braunen Augen sofort bemerkte, dass dieselben blau waren. Da Andersen nicht farbenblind war, kann die in Rede stehende ostentative Schönheitsbegeisterung also unmöglich die Frucht persönlicher Anschauung gewesen sein.

Trotz aller derartigen Kniffe war die nächste Umgebung Andersens über seine Frigidität dem schönen Geschlecht gegenüber bald im Klaren und erlaubte sich bisweilen einen unschuldigen Spass, um ihn in gewisse heikle Situationen zu versetzen. „Was meinen Sie von der Poesie eines solchen Gesichtes?“, rief einmal ein junger Mann lachend, indem er auf der Pariser Bal Mabille dem Dichter eine sehr gefeierte Mabilleschönheit in die Arme warf. Aber Andersen zeigte feierlich auf den Voll-

mond und erwiderte: „Dies alte, ewigjunge Antlitz ist mir lieber!"

Auch darf man es den verschmähten Schönen nicht übel nehmen, dass sie, diese Kälte zu rächen, bei Gelegenheit mit der erhabenen Person des grossen Dichters ihren Scherz hatten. Andersen war, wie erwähnt, nicht wenig abergläubisch, und die besagten Damen amüsierten sich daher während seiner häufigen Besuche auf den Landgütern Seelands zuweilen damit, grauenerregende Gespenstererscheinungen zu arrangieren, so dass die sorgfältig frisierten Haare dem nicht gerade heldenhaften Poeten zu Berge standen.

Die Art und Weise, auf welche Andersen in solchen Fällen seinerseits Genugthuung suchte, ist für seinen völligen Mangel an männlich galanten Gefühlen der Damenwelt gegenüber sehr bezeichnend. Er ging beispielsweise mit dem Gedanken um, sich als Gespenst vermummt in das Bett einer der beteiligten Damen zu verbergen, um diese in Schrecken zu setzen, wenn sie sich schlafen legen wollte, und erst da eine ältere Freundin ihn errötend auf Verschiedenes aufmerksam machte, besann er sich eines Besseren.

Das weitaus berühmteste Gedicht Andersens an die Frauen ist ein Pasquill, worin diese als ewig redende Klatschbasen dargestellt sind. Und doch war Andersen kein Weiberfeind. Nur Damen, welche auf sein Herz Anschlag machten, waren ihm zuwider. Dagegen schloss er sich im Laufe der Zeit freundschaftlich an eine Reihe intelligenter, gereifter Frauen an, welche ihrerseits eine geradezu mütterliche Zärtlichkeit für Andersen an den Tag legten. Mit diesen stand Andersen fortwährend in brieflichem Verkehr, die intimsten Gedanken wurden ausgetauscht, die Frauen betrachteten ihn offenbar als eine Freundin, welcher man Alles anvertrauen und die man auch gelegentlich mit kleinen Aufträgen belästigen darf. Bald

wird er von der einen gebeten, bei der Modehändlerin einige Ellen Nesseltuch zu besorgen, bald verlangt er in einem Brief an eine andere für die liebe Frau N. N. das Rezept einer delikaten Selleriesuppe. Daher konnte der Dichter J. L. Heiberg zum grössten Verdrusse Andersens behaupten, Andersens Publikum bestehe lediglich aus Frauenzimmern.

Aber — wird der skeptische Leser einwenden — Andersen hat ja, Biographien, Briefen und Ueberlieferungen zufolge, drei oder vier Mal leidenschaftliche Liebe für ein weibliches Wesen gehegt. Freilich scheint dies beim ersten Blick der Fall zu sein. Es steht nicht zu bezweifeln, dass des Dichters Herz wiederholt von einer tiefen Liebesleidenschaft entflammt war, dass aber die geliebte Person weiblichen Geschlechtes war, kann dagegen nicht behauptet werden, denn niemand kennt den wahren Gegenstand der Liebesglut. Dieser Punkt bereitet sonst den Forschern keine Schwierigkeiten; wenn auch der Dichter die Heldin seines Liedes in poetische Pseudonyme hüllte, erschien er in Briefen und unter Freunden so offenherzig, dass die Nachwelt selten exakte Aufschlüsse vermisste. Selbst rücksichtlich so fern liegender Berühmtheiten wie Dante und Petrarca hat man ja die Identität der besungenen Schönen leicht feststellen können.

Anders mit den Geliebten Andersens. Er, der sonst ewig von sich selbst redete und über sich selbst schrieb, behauptete in diesem Kapitel eine undurchdringliche Diskretion. Zwar wurde alle Welt durch Verse und Prosa von der Existenz seiner Liebe hinlänglich in Kenntnis gesetzt. Aber selbst die leisesten Andeutungen der äusseren Umstände fehlen gänzlich. Ja, die angebetete

Person wird überhaupt nur ausnahmsweise als ein weibliches Wesen bezeichnet. Gewöhnlich liebt der Dichter „einen Menschen“ — „ein Wesen“ — „einen Betreffenden“ — „zwei braune Augen“ und dergleichen. Durch unbestimmte Anspielungen und unpersönliche Aeusserungen lässt er den Leser erraten, wie er eine kurze Weile geliebt und vielleicht Gegenliebe gefunden. Und wie sonderbar, die Beziehungen entstehen stets, wenn der Dichter auf Reisen ausserhalb des Gesichtskreises der besorgten Freunde weilt. In der That ahnten selbst die intimsten Freunde gar nichts, bevor dieselben durch die Veröffentlichung seiner letzten Gedichte plötzlich erfuhren, wie er wieder einmal „jemand“ gewaltig, aber unglücklich liebe. Vergebens zerbrachen sie sich den Kopf, um zu erraten, wer das Mädchen denn eigentlich sei. In einem Brief schildert Andersen scherzend ein solches Stadtgespräch und spottet über die vergeblichen Bemühungen gewisser Leute, das Geheimnis seiner Liebe zu enthüllen. Nur verdriesst es ihn, dass sein Name dabei mit „einer der sogenannten Schönheiten Kopenhagens“ in Verbindung gesetzt wird.

Schliesslich machte man sich über die geheimnisvollen Liebschaften Andersens lustig, nannte dieselben „Einbildungen“ und wandte auf sie das Dichterwort an: „Weil er kein Elend hat, muss er sich elend machen.“

Auch in den erotischen Gedichten Andersens begegnet uns diese schwebende, zweideutige Ausdrucksweise. Georg Brandes macht in einem geistvollen Essay die treffende Bemerkung, er kenne keinen andern Schriftsteller, dessen Talent die Merkmale eines bestimmten Geschlechtes so wenig aufweise, wie dasjenige Andersens. Wie merkwürdig, dass dies gerade bei Andersens erotischer Lyrik am meisten zutreffend sein soll! Während man z. B. bei Heinrich Heine, dem von Andersen so sehr bewunderten und so wenig geschickt nachgeahmten Dichter,

keinen Augenblick rücksichtlich des Geschlechtes der besungenen Person im Zweifel ist, können Andersens Liebesgedichte ebensowohl an einen Mann wie an ein Weib gerichtet erscheinen. Häufig personifiziert er die Liebe, gleich jenen antiken Poeten, hinter deren begeisterten Schilderungen von der Schönheit des Gottes Amor man unschwer die Liebe zu einem schönen Jünglinge errät. Bei Andersen erscheint die Liebe ebenfalls als Jüngling, und zwar als moderner Bauernjunge in Hose und Hemd und ohne alle mythologischen Attribute, und wenn „der alte Dichter" im gleichnamigen Märchen den als Bettlerjungen vermummten Eros in seine Stube hereinlässt und ihn am Ofen erwärmt, um nachher vom Pfeile des Undankbaren ins Herz getroffen zu werden, so ist dies, glaube ich, eine poetisch umgestaltete Erinnerung aus des Verfassers vie privée.

Doch — mundus vult decipi, ergo decipiatur. Andersen hat wie so viele andere Homosexuelle, um dem gehässigen Gerede der Welt vorzubeugen, einige kleine Liebesangelegenheiten erfinden müssen. Niemand wird ihm dies übel nehmen. Als Paradigma mag die bekannteste derselben, die angebliche „grande passion" Andersens gelten. Der Dichter giebt vor, er habe irgendwo auf dem Lande — wo, hat er nie gesagt — ein Mädchen, dessen Namen er nie verraten wollte, getroffen. Gleich schlug die Flamme einer tiefen Leidenschaft mächtig in seinem Herzen auf. „Es war eine Selbsttäuschung" — klagt er später in der Autobiographie — „sie liebte einen anderen und heiratete diesen." In einem gleichzeitigen Briefe giebt er aber eine andere Version. Hiernach liebte das besagte Mädchen zwar ihn, war aber mit einem Anderen verlobt und durch Verhältnisse gezwungen, denselben zu heiraten. Noch eine dritte Fassung erfährt dieselbe Liebesgeschichte einem vertrauten Freunde gegenüber. Er habe allerdings Gegenliebe gefunden, das ano-

nyme Mädchen sei auch keineswegs durch Verhältnisse gezwungen, jemand anderen zu heiraten, die wahre Ursache sei aber, dass seine Armut ihm nicht erlaubte, eine Familie zu gründen. „Zwar hatte sie für uns beide Reichtum genug, dann würde aber die Welt gesagt haben, es sei eine Vernunftheirat, und das würde mich sehr gekränkt haben.“ —

Demnach soll Andersen also, um den lügenhaften Verleumdungen gleichgiltiger Leute zu entgehen, auf das grösste Liebesglück seines Lebens verzichtet haben!

Armut ist überhaupt die beliebteste Ausrede Andersens, wenn er gelegentlich der wiederholten Liebesaffairen befragt wird, weshalb er das Mädchen nicht heiratete. Diese Armut dürfte indes etwas problematisch gewesen sein, wenigstens hinterliess Andersen, der sein Leben lang eine ziemlich grosse Jahresunterstützung beim Könige erhob, 60 000 Thaler.

Von Andersens viel besprochenen Beziehungen zu Jenny Lind, der berühmten „schwedischen Nachtigall“, muss auch ein Wort gesagt werden. Andersen hätte sich gern den Anschein geben wollen, dass er Jenny Lind unglücklich liebte. Durch seinen Roman „Der Improvisator“ erhält man den Eindruck, dass ein geheimes Verhältnis zwischen den beiden gewaltet habe. Aus der einschlägigen Korrespondenz und aus vielen unfreiwilligen Beweisen geht aber unverkennbar hervor, dass dies Verhältnis lediglich ein Freundschaftsbündnis zwischen zwei verwandten Künstlernaturen gewesen, das gar nichts mit der Liebe gemein hatte.

Betrachten wir nunmehr den Freundschaftskultus Andersens, so finden wir diesen ebenso unverhüllt, wie seine angeblichen erotischen Beziehungen zur Frauenwelt

zugeknöpft waren. Vor allem fällt es auf, dass Andersen — von rein litterarischen Verbindungen abgesehen — sich stets freundschaftlich an Jünglinge anschliesst.

Doch die Freundschaftsgefühle Andersens haben einen ganz eigentümlichen Charakter. „Ich habe" — sagt er irgendwo — „meinen Freunden gegenüber eine Art Empfindsamkeit, welche mir oft viele Schmerzen verursacht." — Er ist überschwänglich, grenzenlos sensitiv und „im Ganzen genommen von weiblich zartem Gefühl." Er karessiert die Freunde, küsst sie und streicht ihnen die Wangen, er eifert und ist voll Verzweiflung, weil die Freunde seine Gefühle nicht in gleichem Masse erwidern. In einem schwungvollen Gedichte besingt er als junger Poet ein solches Verhältnis. In der mondhellen Nacht wandelt er mit „seinem lieben, lieben Ludwig" im stillen Haine. Den Arm hält er „um den Freund geschlungen, Herz schmiegt sich an Herz", und der Dichter dankt Gott, dass er einen Freund gefunden, dessen Name „in seiner Brust lebt und atmet" etc. etc.

Der besungene Ludwig erklärt aber später, A. habe ihn „zum Freund créiert", obgleich er durch sein „geradezu unnatürlich gefühlvolles Wesen" von ihm sehr verschieden war. „Möchte doch diese allzu überschwängliche Freundschaft etwas erkalten und derjenigen Neigung gleich werden, welche Jünglinge, die Freunde sind, gewöhnlich für einander hegen. Damit würde ich zufrieden sein!"

Von einem anderen Freunde schreibt Andersen: „Alltäglich bin ich mit meinem lieben Chr. V. zusammen. An ihn fühle ich mich vor Allem gefesselt. In seiner Gesellschaft weiss ich gar nicht, wo die Stunden bleiben, obgleich ich stets sehr schwermütig und tief gestimmt bin. Es ist, als ob er mich behext hätte. Weiss ich doch gar nicht, warum ich ihn so lieb haben kann!" — Aus einem späteren Brief geht aber hervor, dass der

Freund von schönem Aeussern war, ein Umstand, den Andersen sehr zu schätzen wusste. Wenigstens scheint die äussere Erscheinung der Freunde von Wichtigkeit gewesen zu sein, denn sämtliche jungen Freunde Andersens waren männliche Schönheiten.

Die schöne Männlichkeit wird überhaupt vom Dichter im Gegensatze zu seiner obengeschilderten konventionellen Beurteilung der femininen Schönheit mit gar tiefem Verständnis gefeiert. Das Ursprüngliche und Unmittelbare der diesbezüglichen Auslassungen deuten auf tiefere Motive. Sogar die Schönheit ganz gleichgiltiger junger Mannspersonen, von Droschkenkutschern, Fährleuten, Dienstmännern u. a., mit denen das Reiseleben ihn zufällig in Berührung bringt, bespricht er mit Wohlgefallen. Die Autobiographie hat zahlreiche derartige Aufzeichnungen. Ja, an einer Stelle gesteht er, zwar halb scherzend, aber mit sichtlicher Aufrichtigkeit, dass die Schönheit eines Jünglings bei ihm Liebe hervorgerufen habe: „Ich habe das Unglück gehabt, von einem grausamen Pfeile mitten ins Herz getroffen zu werden, und der jüngste der Portugiesen ist schuld daran. Ich bin sterblich verliebt in seine Augen und seine ganze Person!“

Viele Jahre später trifft er den „Portugiesen“ als Familienvater und Konsul in L. wieder. Aber während er jetzt nur beiläufig des Konsuls Namen erwähnt, ist er von der Schönheit seines siebzehnjährigen Sohnes ganz erfüllt. Nur dieser darf des Dichters Begleiter sein auf allen Ausflügen in die Berge. „Der junge Karlos war ein bildschöner Jüngling mit meerblauen Augen und rabenschwarzem Haar. Wir lebten ein stilles, aber für mich so abwechselndes und reiches Leben. Der junge Karlos und ich ritten durch das Wäldchen, wo Orangen und Magnolien blühten. Schwer war es mir, das herrliche Bonegos zu verlassen.“

Das eben Geschilderte weist wieder einen Zug auf,

der dem leidenschaftlichen Freundschaftsgefühle Andersens eigen ist. Nur während kurzer Zeit besteht dasselbe als solches. Mit dem Aelterwerden des Freundes erkaltet die Neigung allmählich, um schliesslich ganz zu verschwinden oder dem lauen Dutzendgefühle der Normalfreundschaft Platz zu machen. Jüngere Freunde tauchen nach und nach auf, der Sohn des Jugendfreundes tritt an die Stelle seines Vaters, und der Altersunterschied zwischen Andersen und den Freunden wird stets grösser.

Unter diesen Beziehungen scheint das Freundschaftsverhältnis zu Eduard Collin, dem Sohne des väterlichen Wohlthäters Andersens, und nach Andersens Tod dem Verfasser einer überaus interessanten Arbeit über Andersen, von grösster Bedeutung gewesen zu sein. Als die beiden sich kennen lernten, war Andersen etwa 20 Jahre, Eduard um 3 Jahre jünger. „Ich hatte noch nie einen Jugendfreund gehabt, und mit meiner ganzen Seele war ich ihm zugethan. — Das geradezu Mädchenhafte meiner Natur war ihm aber zuwider. Er war der Besonnene und Praktische, der Leitende und Bestimmende." — Mit diesen Worten sucht Andersen als alter Mann das Verhältnis zu schildern. Eduard aber, der im erwähnten Buch das Verhältnis zur Sprache bringt, gesteht, dass er seiner Natur nach nicht im Stande war, dem Andersen ein solcher Freund zu sein, wie dieser einen begehrte. Darin ist gerade die ganze verborgene Tragik dieser ungleichen Freundschaft enthalten. Das Verhältnis wurde, was es logischerweise werden muss, wenn ein Urning und ein Normalmensch sich in Freundschaft aneinander schliessen. Ersterer in seinen Gefühlen viel zu überschwänglich, in seinen Forderungen viel zu anspruchsvoll, letzterer wohlwollend, aber überlegen, und weit weniger leidenschaftlich. Wenn man die jetzt veröffentlichte grosse Reihe von Andersens Jugendbriefen an Eduard liest, ist der Sachkundige keinen Augenblick im Zweifel, dass das

Gefühl, welches Andersen für Eduard hegte, etwas ganz Anderes als Freundschaft war. Unwillkürlich muss man sich an den erotischen Freundschaftsbund zwischen Montaigne und Etienne de la Boetie und die Liebesbriefe Michel Angelos an Cavalieri erinnern. Das Gefühl Andersens für Eduard ist eine regelrechte erotische Neigung, eine überwältigende erste Liebe mit allen unverkennbaren Merkmalen der grande passion. Die Briefe sind in den schwärmerischsten und zärtlichsten Ausdrücken gehalten. „Inniggeliebter Freund — teuerster Freund“ etc. lauten die Ueberschriften. Der Dichter küsst die Schriftzüge seines Freundes, erwartet die Briefe mit brennender Sehnsucht, bricht beim Lesen derselben in Weinen aus und liest sie immer wieder.

Nachstehender Brief vom 28. 8. 1835 „um 11 Uhr Nachts“, beleuchtet recht deutlich die Stärke und Eigenart der Leidenschaft: „Ich fühle Sehnsucht nach Ihnen. Ja, in diesem Augenblicke verlangt es mich nach Ihnen, als ob Sie eine entzückende Calabreserin wären mit dunkeln Augen und flammendem Blick. — — — Nie hatte ich einen Bruder, hätte ich aber einen, ich könnte ihn unmöglich lieben, wie ich Sie liebe — aber ach, Sie erwidern meine Liebe nicht, das quält mich. — Ihnen war ich wie ein Kind anhänglich, Ihnen habe ich — — Basta! — Ein gut italienisches Wort, das so viel heisst wie: den Mund halten! — Niemanden habe ich wie Sie geliebt. Ich würde verzweifeln, wenn ich Sie verlöre. Eine Freundschaft wie die unserige scheint geradezu entstanden, um geschildert zu werden, und doch fürchte ich wieder, dass dies geschehen könnte. Dieser Widerspruch und zu gleicher Zeit diese so grosse Harmonie würde vielleicht unnatürlich erscheinen. Meine ganze Seele, das tiefe Geheimnis meines Herzens könnte ich erschliessen, doch unsere Freundschaft ist wie die Mysterien, man soll sie nicht analysieren.“ —

Welch' merkwürdiger Kontrast zwischen diesem uranistischen Feuer und dem reservierten Wohlwollen und der kühlen Sympathie Eduards. Andersen hat es tief gefühlt: „Wie ich mich doch nach Ihnen gesehnt habe! So können Sie nicht mein gedenken; das liegt in der Verschiedenheit unserer Naturen.“

Und dennoch kann er es nicht unterlassen, den Freund um ein Bischen Gegenliebe, um ein paar liebevolle Worte zu flehen: „Ich sehe ein, dass dies ewige Quälen um Mitgefühl etwas Hässliches und Herabwürdigendes an sich hat. Doch mein Stolz unterliegt meiner Liebe zu Ihnen. Ich liebe Sie unsäglich und könnte verzweifeln, weil Sie mir nicht der Freund sein können noch wollen, wie ich, wäre unsere Lage umgekehrt, Ihnen einer sein würde. Was habe ich verbrochen? Wodurch ist mein Charakter Ihnen zuwider? Sagen Sie es doch, damit ich es umändern kann.“ u. s. w. u. s. w. — „Ihr Herz kann vielleicht das meinige entbehren, mein Herz aber das Ihrige nicht“ — versichert er an einer anderen Stelle — „und doch verliere ich Sie womöglich — mir wird so sonderbar bang, und meine Angst sagt mir wieder einmal, wie ich Sie innig liebe.“

„Verzeihen Sie, dass ich in der letzten Zeit ein wenig zu gefühlvoll, ein wenig zu verliebt war“ — schreibt er später — „Es gefällt Ihnen nicht, ich war aber etwas schwach, werde jedoch künftig kälter sein.“ —

Zuweilen vergleicht er sein Freundschaftsgefühl geradeaus mit der Liebesleidenschaft einer Frau und in der That weist dasselbe verschiedene Elemente der spezifisch weiblichen Erotik auf. So z. B. das Gefühl der Unterwürfigkeit: „Ich muss vor demjenigen Respekt haben“, — schreibt er, — „den ich recht lieben, dem ich recht anhänglich sein soll. Lieber muss er mich in Vielem überflügeln, als mir in irgend etwas nachstehen.“

Stets weilt er in Gedanken beim Freunde und öfters

schreibt er — wie er selbst gesteht — an Eduard gerichtete Verse, die dieser jedoch nie zu Gesichte bekommt. Auch die Eifersucht lässt sich beobachten. Eduard hat ihm erzählt, dass er heute Abend Emil, einen anderen Freund, erwarte: „Wie so! Den erwartet er! Ihm ist er zugethan! Mit ihm geht er spazieren! — — Emil habe ich ja auch sehr gern, aber ziehen Sie ihn mir vor, dann werde ich ihm böse!“

Natürlich hatte Andersen gleich im Anfange dem heissgeliebten Freunde vorgeschlagen, dass sie sich Du sagen wollten. Man begreift, welchen Eindruck es auf die liebende und so sensible Seele Andersens machte, als der Freund sich weigerte, mit einer Motivierung, die nur allzu deutlich erraten liess, dass Mangel an Sympathie die wahre Ursache war. Andersen war zerschmettert. Diese bittere Kränkung vergass er bis an seinen Todestag nicht. „Ich weinte, aber schwieg. Stets war mir dies wie eine offene Wunde — aber gerade meine Weichheit, meine halbe Weiblichkeit liess mich an Ihnen festhalten!“ —

Eines Tages kam indes der unvermeidliche Konflikt, Eduard verlobte sich mit einem schönen jungen Mädchen. Andersen floh schleunigst nach Deutschland.

„Wäre ich nicht geflüchtet, ich würde zu Grunde gegangen sein,“ schreibt er dem Freund aus Deutschland, selbstverständlich ohne die wahre Ursache seines Schmerzes zu verraten. Und zur Hochzeitsfeier Eduards sendet er einen wahrhaft ergreifenden Brief, anstatt aller üblichen Glückwünsche lauter bittere Worte der Entsagung: „Wie Moses stehe ich am Berge und blicke ins gelobte Land, wohin ich nie gelangen werde. Gott hat mir zwar Vieles gegeben, vielleicht ist aber gerade das, was ich entbehren muss, das Schönste und Glücklichste. Mein Leben lang soll ich einsam bleiben, Freundschaft muss mir Alles sein, daher sind meine Ansprüche allzu gross. — — — Ich soll und muss ja allein bleiben!“ —

Er spricht von den heissen Thränen der schlaflosen Nächte, er sehnt sich nach dem Grabe und erklärt, er werde zu Grunde gehen, falls eine grosse geistige Umwandelung zum Besseren nicht bald bevorstehe. Zu Zeiten übermannt ihn sein Unglück vollends, er weiss keinen Ausweg, erblickt keinen Hafen: — — „Ich bin ein Kranker, ein Seelenkranker, habe keine Lebensfreude — — ich fühle, wie ich in Einsamkeit und Krankhaftigkeit verwelke und vernichtet werde!“ —

„Eine nervöse Liebe“ nennt Eduard in seinem Buch das Freundschaftsgefühl Andersens. Er berichtet auch, wie er von einem Freunde, der auf einem Landgute tagtäglich mit Andersen in Gesellschaft war, folgende Zuschrift erhielt: „Schreiben Sie doch um Gottes Willen dem absonderlichen Menschen, Andersen, einen Brief. Es verdirbt mir meine Freude, seine Seelenangst zu sehen, Sie und die Ihrigen könnten vergessen, dass er noch lebt und zum Teil nur in Ihnen existiert, und dass sein erster Gedanke am Morgen und sein letzter des Abends Eduard Collin ist.“ —

Aber auch dieses Verhältnis nahm nach Verlauf einiger Jahre ganz den Charakter der gewöhnlichen Freundschaft an, Andersens spätere Briefe an Eduard beschäftigen sich lediglich mit alltäglichen Angelegenheiten und von Liebe ist nicht mehr die Rede.

Viele Jahre später sieht man indes Andersen im regen freundschaftlichen Verkehr mit Jonas Collin, dem jüngsten Sohne Eduards. Etliche Briefe aus dieser Periode zeugen wieder von der Tragik der ungleichen Freundschaft zwischen Urningen und normal Veranlagten. Freilich erscheint der Liebeshang Andersens jetzt resignierter und verblümter als ehedem, der Widerspruch fällt aber dennoch mehr auf, weil ein sehr grosser Altersunterschied — 36 Jahre — hinzugekommen ist. „Ich habe, seitdem

Du das Kindesalter überschritten, eine mächtige Sympathie für Dich gehegt" — versichert er den Jonas in einem Brief — „das war mir ein Bedürfnis, dass Du sie verstehen solltest, und mein ganzes Streben ging darauf, Dir dieselbe zu zeigen." — —

In der Einsamkeit gedenkt der greise Dichter der seligen Stunden des Zusammenseins mit dem kaum zwanzigjährigen Freunde: „— — Ja, ich habe mit Dir gelebt, bald verstimmt, bald jauchzend — stets habe ich aber gefühlt, wie Du mir unendlich lieb bist. Oft schien es mir, als wärest Du hier in der Stube, oder als ob Du gleich hineintreten würdest, mit dem gesegneten Gesichte, das Dir der liebe Gott geschenkt hat. Ich sehne mich nach Dir, lieber Freund — ich bedarf Deiner, um leichten und frohen Sinnes zu werden — Bist Du doch so entzückend jung!" —

Er nennt sich und Jonas „die beiden Unzertrennlichen", und in der That, als Andersen sich in der Folge wieder auf Reisen begiebt, wird es ihm bald klar, dass er unmöglich den Freund so lange entbehren kann: „Vielleicht bin ich ab und zu in deinen Gedanken" — schreibt er ihm aus der Fremde. — „Du wirst aber schwerlich erraten können, wie ich mich stets nach Dir sehne und wünsche, Du wärest bei mir!"

Schliesslich bittet er in einem Brief an den Jugendfreund Eduard um Erlaubnis, Jonas als Reisegefährten zu erhalten: „Ich würde glücklich sein, falls dies geschehen könnte. Eine Bitte habe ich aber noch zu machen, es muss für die Welt ein Geheimnis bleiben, dass Jonas von mir eingeladen ist, und dass ich die Kosten bestreite. Ach wenn nur die Antwort lauten würde: „Indem der Brief abgeht, reist Jonas ab." Sagen Sie doch Jonas, dass, falls er kommt, er stets, wenn möglich, sein eigenes Zimmer erhalten wird nur in der „Pension Luise" ist er

genötigt, mit mir die Stube zu teilen, weil alles hier besetzt ist.“ *)

Auf dieser Reise kam es aber zu Misshelligkeiten. Der befreundete Jonas scheint ein ziemlich blasierter Student gewesen zu sein, und Andersen war seinerseits viel zu verliebt und dabei empfindlich wie eine Kompassnadel. Die Demut des weltberühmten Dichters dem unreifen Jünglinge gegenüber macht einen peinlichen Eindruck. Wegen eines höchst geringfügigen Umstandes wäre es bald zur Trennung gekommen, Andersen brach aber in Thränen aus und bat um Verzeihung.

„Kein anderer Mensch hatte je wie Du in meinem Herzen Wurzel gefasst,“ schrieb er ihm später nach Kopenhagen zurück — „es hat mich gelähmt und innig tief betrübt, dass ich erkennen musste, Du könntest da nicht gedeihen. Die letzten Wochen sind mir wahre Leidenstage gewesen. Früher wurde ich, wenn ich Deine Schriftzüge sah, glücklich und mir warm um's Herz — gestern fühlte ich's aber wie einen Stich in die Brust. — — — Du scheinst mir oft unklug, sonderbar eigensinnig und neckisch — ich habe deinetwegen viele Thränen geweint — lass uns aber fest zusammenhalten — mir würde es ein Glück, ein Segen sein.“

Vor einigen Jahren wurde ein dänischer Schriftsteller M . . . . . K . . wegen „Sittlichkeitsverbrechens“ (d. h. mutueller Masturbation mit einem jungen Manne) in Kopenhagen verhaftet. Die Sache erregte grosses Auf-

*) Andersen liebte es überhaupt, auf seine häufigen Reisen „gesellschaftshalber“ irgend einen jungen Gefährten mitzunehmen. Er berichtet hierüber selbst, wie er mitunter Wertsachen, welche ihm als Zeichen der Gunst von Fürsten geschenkt waren, zur Deckung der hierdurch entstehenden Mehrausgaben verwertet habe.

sehen und wurde, weil der Beteiligte einer bestimmten politischen Fraktion angehörte, von den Zeitungen der Gegenpartei mit peinlicher Weitschweifigkeit erörtert. Eine derselben veröffentlichte eine Art Biographie von M. K. und erzählte in dieser u. a. wie folgt: „Als Kind wurde der hübsche und aufgeweckte Knabe auf ein Gut in der Nähe Kopenhagens gebracht, hinter dessen alten Mauern unter andern Gästen auch H. C. Andersen zu finden war. Was M. K. über sein Verhältnis zu dieser Berühmtheit berichtet, lässt sich hier nicht wiedergeben, aber die Zukunft wird in den Memoiren des Unglücklichen (M. K's.) manchen Zug finden lassen, welcher sehr geeignet erscheint für eine neue psychologische Beurteilung unseres grossen Märchendichters, der sein Leben hindurch ein Hagestolz blieb."

Da bis dahin nichts über die Homosexualität Andersens in die Oeffentlichkeit gedrungen war, rief diese Enthüllung, wie begreiflich, viel falsch angebrachte Indignation hervor. Andersens noch lebender, letzterwähnter Freund, Jonas Collin, wandte sich spornstreichs an das Justizministerium, den Polizeidirektor, Untersuchungsrichter und Krethi und Plethi, und das Ergebnis war, dass M. K., der sich damals noch in Haft befand, die Geschichte dementieren liess. Obgleich man selbstverständlich einer unter dergleichen Umständen abgelegten Erklärung keinen grossen Wert beimessen kann, darf es wohl für ausgeschlossen gehalten werden, dass Andersen zu unreifen Knaben in geschlechtlicher Beziehung gestanden habe. Man darf aber auch nicht vergessen, dass M. K. vor Andersens Tod sein 25. Lebensjahr erreicht hatte. Jede sinnliche Liebe drängt ja in letzter Instanz nach sinnlicher Befriedigung, und Andersen wird schwerlich auf jede Bethätigung seiner sexuellen Neigung verzichtet haben. Von noch lebenden älteren Homosexuellen sind mir Mitteilungen gemacht worden, welche das Gegenteil glaubwürdig

erscheinen lassen. Uebrigens stand Andersen mit mehreren hervorragenden Persönlichkeiten im Verkehr, deren Homosexualität ausser allem Zweifel ist.

Allem Anschein nach ist der Geschlechtstrieb Andersens allerdings erst spät gereift und nur wenig entwickelt gewesen. Unter Andersens handschriftlichem Nachlass fand sich eine Art phrenologische Beschreibung seiner Anlagen und darin bezeichnet er ausdrücklich seinen Geschlechtstrieb als klein. Bis weit in das Jünglingsalter hinein war A., wie er selbst sagt, „ganz ein unschuldiges Kind, und es fiel kein Schatten von Unreinheit in seine Seele.“ Die Erscheinungen des Geschlechtslebens waren ihm eine terra incognita. Sechzehn Jahre alt, logiert er monatelang in einer der berüchtigtsten Gassen Kopenhagens und hat als unmittelbare Nachbarin eine Puella, welche täglich Herrenbesuche empfing: „Das klingt sonderbar, ist aber dennoch so, ich hatte keine Ahnung von der Welt, welche sich um mich bewegte.“

Bereits damals lassen sich aber die unverstandenen Regungen eines unbefriedigten Sexuallebens nachweisen. Eines Frühlingstages, als er im Frederiksborg-Garten bei Kopenhagen umherwandelte, schlingt er plötzlich, von den undifferenzierten Empfindungen seiner Seele überwältigt, die Arme um einen Baumstamm und küsst leidenschaftlich die Rinde. „Ich war in diesem Augenblick ganz ein Naturkind,“ fügt er als Erklärung an.*) — Und später, als A. über die Anormalität seiner Seelenverfassung im Klaren sein musste, zeugen zerstreute halbverblümte Aeusserungen von den Qualen einer notgedrungenen Abstinenz auf dem Gebiete des Geschlechtslebens. So ver-

*) Vergl. Aug. Platen: „Oft ergreift mich eine kindische Raserei, ich umarme dann meine an der Wand hängenden Kleider, um nur etwas an mein Herz zu drücken.“ Cit. nach Ludw. Frey im Jahrbuch für sex. Zwischenst. I. pag. 203.

traut er als achtzehnjähriger Lateinschüler dem Tagebuche an: „Wollüstige Schwärmereien martern mir die Seele!" und was meint man von nachstehender Herzensergiessung aus derselben Zeit: „Wahnsinn, friss Dich in mein Gehirn hinein, dass ich mein Dasein vergessen kann! Wesen, dessen wahren Namen ich nicht kenne, flösse meiner Seele Mut ein, sich los zu reissen! Schwelle Herz, dass Du brichst! Ha, schwülstiger Thor, befriedige deine Begierde die kurzen Augenblicke, da es dir vergönnt ist!" Und noch in seinem 52. Lebensjahre klagt er einer älteren Freundin: „Oh Himmel, mein Blut ist so heiss, mein Gefühl so unbändig, Sie fassen es nicht, wie ich leide. Und doch wollte ich nicht entbehren, dies zu sein, so schmerzlich es auch sein mag!"

Solche Bemerkungen lassen erraten, wie sehr A. gegen seine anormale Veranlagung gekämpft hat. Andere Aufzeichnungen bekunden seine Verzweiflung, keine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben, keinen Naturgenossen, dem er sich recht anvertrauen konnte. Als Dichter muss er das Gefühl in die Kostüme der legalisierten Liebe maskieren, als Mensch soll er schweigen. „Ach, könnte ich Ihnen nur meine ganze Seele erschliessen", — rief er seinem Freund zu — „das würde mir eine Linderung sein, lässt sich aber gar nicht thun. Glauben Sie mir nur, es giebt Leiden, die man nicht dem besten seiner Freunde anvertrauen kann." Und fünf Jahre später: „Könnten Sie mir nur bis in den Grund meiner Seele blicken, dann würden Sie die Quelle meiner Sehnsucht erst begreifen. Selbst die offene, durchsichtige See hat grosse, unergründliche Tiefen, die kein Taucher kennt."

Noch deutlicher drückt er sich in seiner Epistel an die bereits erwähnte Henriette Wulff aus: „Es sind im Tagebuch des Herzens Blätter, die so ganz zusammengeklebt sind, dass nur Gott dieselben erschliessen kann.

Wie offenherzig ich auch sein möchte, es giebt Schmerzen, auf deren Ursprung zu deuten ich nicht wage. Es rührt dies von einem mir innewohnenden Gefühle her, dessen Namen ich nicht einmal kenne."

Man fragt sich unwillkürlich, ob denn A. — von der notdürftigen Befriedigung des Geschlechtstriebes abgesehen — sein Leben hindurch vergebens nach dem wahren Liebesglück geschmachtet und nie bei einem heissersehnten Freund die Gegenliebe gefunden habe, die sein Herz so leidenschaftlich verlangte. Ich glaube, dass A. etliche Male eine kurze Weile einen Freund glücklich geliebt hat, und dass der wahre Zusammenhang seiner so überaus mysteriösen Liebesgeschichten hier zu finden sein dürfte.

Lassen Sie uns zum Schluss noch eine derselben ins Auge fassen: „A. schreibt während seines Sommeraufenthaltes in G. auf Fünen die beiden ergreifenden Gedichtchen „Ruhe sanft" und „Der Hagestolz" und erwähnt in Briefen einer Neigung, welche der Gedanke zahlloser Tage und Nächte gewesen sei, und der Geheimnisse seines Herzens, in welche „auch die besten unserer Freunde nicht hineinblicken dürfen." Zweifelsohne liegt hier etwas thatsächlich Erlebtes zu Grunde, aber was, darüber hüllt sich der Dichter ganz in elastische Worte. Ich habe mein Augenmerk auf diese Episode gerichtet, aber nichts zur Aufklärung ermitteln können, als dass zur besagten Zeit in G. — Einquartierung von schwedischen Freiwilligen war, unter denen A. einen hübschen Tambourjungen getroffen, dessen er später mit unendlicher Sympathie in der Biographie gedenkt. Das folgende Jahr trifft er denselben in Schweden wieder und erklärt offen, diese Begegnung habe auf ihn tieferen Eindruck gemacht als der Anblick Trollhättens, des mächtigen schwedischen Wasserfalles.

Fassen wir Alles zusammen: Andersens Herz kannte die Liebe nicht, welche er im dramatischen Gedichte „Braut von Lammermor“ als den „schönsten Baum im Wäldchen“ besingt.

Er war ein Urning und ein lautredendes Zeugnis, dass man als solcher ein Mensch von grossem Geist und hohem Seelenadel sein kann.

Elagabal.

Charakterstudie aus der römischen Kaiserzeit.

Von

Ludwig von Scheffler-Weimar.

Von Michelangelo über Platen zu — Elagabal!*) Der Weg scheint weit und rückt doch eng zusammen für den, welcher seine bestimmte Aufgabe vor sich sieht. Es ist überdies eine Antwort, welche ich mit dieser Studie über den übelst beleumundeten Kaiser erteile. Seit dem Erscheinen meines „Michelangelo“ werde ich mit einer

*) Drei antike Schriftsteller haben in besonderen Biographien über Elagabal berichtet. Herodian in der „Geschichte seiner Zeit“, lib. V; Cassius Dio im 5. Buche seiner „Römischen Geschichte“, Aelius Lampridius in seiner „Vita Heliogabali“ („Scriptores Historiae Augustae“, XVII). Dio, welcher unter Commodus und seinen Nachfolgern die höchsten Staatsämter bekleidet hatte, berichtet zwar nicht mehr als eigentlicher Geschichtsschreiber, sondern nur als rhetorischer Annalist. Doch trägt seine Darstellung durchaus den „Stempel der Wahrheit“, ebenso wie Herodian vielfach Selbsterlebtes bringt. Beide, Griechen, überleben kurze Zeit den Kaiser. Als eine kritiklose Kompilation stellt sich des Lampridius Vita H'i (Kaiser Konstantin gewidmet!) daneben. Doch ist der Verfasser viel zu beschränkt, um Neues zu erfinden. Er ist daher mit seinem Buche, da er meist nur vom früheren Marius Maximus schöpft, auch gute Quelle. Auch die noch späteren Epitomatoren aus dem Julianischen Zeitalter, Aurelius Viktor („De caesaribus“ cap. 23 und „Epitome“ cap. 23.) und Eutropius, („Breviarium“ VIII, 20) waren mir in diesem Sinne von Nutzen. Von neueren Arbeiten über Elagabal ist mir nur Gibbon's Darstellung in seiner „History of the decline and the fall of the Roman empire“, chap. II bekannt.



Heliogabalus.

Menge von Zuschriften bestürmt. Lebhaft meinen Resultaten beistimmend, lassen diese oft sehr subjektiv gehaltenen Schreiben doch überall durchblicken, dass ich in meinen Definitionen „nicht klar genug“ gewesen sei. Ich hätte „das Ding beim rechten Namen nennen“ müssen; ich „kenne vielleicht überhaupt nicht genügend“ das angeregte Problem. Broschüren, Bücher, mich eines Besseren zu belehren, folgen. Eine mit der Fülle ihrer realen Beobachtungen geradezu verblüffende Litteratur! .... Ich habe mit dem Danke für die gewiss gut gemeinte Aufklärung doch vor allem zu erwidern, dass ich auf eigener Fährte zu der sogenannten „homosexuellen“ Frage gekommen bin. Ich kann auch fernerhin nur sehen und finden auf meinem besonderen Anschauungsgebiet. Ja mehr noch, die speziellen termini technici erscheinen mir nicht nötig. Das Problem ist der Wissenschaft an sich kein neues. Die alten Schriftsteller schon drücken sich darüber in einer Sprache aus, die an Deutlichkeit nichts vermissen lässt. Aristoteles beleuchtet nicht nur an einer Stelle den „amor masculorum“ als physiologisches und psychologisches Problem. Sein Vorgang hat mir denn auch vor allem den Mut gegeben, die oberste Sprosse auf der Stufenleiter psychopathologischer Charakterschilderungen zu verlassen und auf der untersten derselben mich umzuschauen. Bei der Nähe der pornographischen Quellen, welche ihren Schlamm hier wälzen, gewiss keine stets behagliche Situation! Aber ich habe doch bei dem Versuche stand gehalten, nicht nur in dem Bewusstsein, der psychiatrischen Forschung ein wertvolles, weil authentisches Material entdeckt zu haben: Auch die Geschichtsauffassung kann meinem Empfinden nach nur gewinnen, wenn sie ihr übliches Pathos lässt und Personen und Dingen vorurteilsloser ins Auge sieht. Der Blick der modernen Forschung wird ohnedies täglich mehr der der Naturwissenschaft: Ein Fleisch und Bein durch-

schauender Lynkeus! Nicht von den „unsäglichen Schmählichkeiten", mit denen selbst noch ein Gibbon (— so wenig aufrichtig für ihn! —) sein „Gemälde Heliogabals" ausstaffiert, wollen wir mehr hören, sondern von den von aller Moral unabhängigen Motiven, welche die Psyche jenes abnormen Kaisers bewegten.

Drei Eigenschaften erscheinen mir, weil konstant mit dem Bewusstsein verbunden, für die richtige Beurteilung Elagabals von Bedeutung. Bassian, — so lautet der eigentliche Name des Kaisers —, war Priester des Bal, war Syrer und war — schön! Seine Familie besass zu Emesa erblich das Priestertum des syrischen Sonnengottes. Es war auf Bassian schon als Knaben als den jeweilig ältesten Sohn übergegangen. Der Abandon, mit dem derselbe sich den lasciven Riten des Baldienstes hingab, erklärt sich jedoch nicht allein aus traditioneller Gewohnheit. Hier zeigt sich Individualität. Der Sinnenkultus des Naturgottes war für Bassian ein seinem Wesen Zugehöriges, ein Wahlverwandtes. „Denn," wie Dio Cassius, der Zeitgenosse, nach eigenem Eindrucke bemerkt, „er war Mann und er war Weib"! Naturzwang mithin ist es, unter dem Elagabal seine berüchtigten Ausschreitungen begangen!

Das Heiligtum, in dem Bassian zum „El Gabal", zum „Liebling" des auch seinen Namen führenden Gottes geworden ist auf einer Bronzemünze seiner Regierung wiedergegeben: Ein jonisches Peristyl mit dem Einblick in die Cella, in der sich statt der üblichen Götterstatue „ein sehr grosser, runder, oben spitz zulaufender Stein", ein gigantischer — Phallus erhebt! Das drastische Symbol des Leben zeugenden und formenden Gottes findet sich ebenso auf Münzbildern von Heliopolis, von Byblos und von Paphos. Es ist ja auch dem Occident nicht fremd. Das hellenische Kind trägt es als Amulet am Halse, der Wanderer begegnet ihm als Wahrzeichen der Hermen

auf der Strasse, von griechischen Frauen wird es bei gewissen Dionysosfeiern in öffentlicher Prozession herumgeführt. Aber eben weil das obscöne Motiv ganz zum religiösen Abstraktum geworden, verlor es für den Beschauer seinen Sinnenreiz. Nicht so für „unseren Sardanapal"! Seine von abnormer Sinnenglut erhitzte Vorstellung gab dem Symbole vielmehr erst wieder Dasein. Er übertrug den Kultus des Phallus ins Leben. Mit weibischer Inbrunst fiel er auch vor seiner zufälligen Erscheinung überall ins Knie. Er sah und empfand in seiner überreizten Phantasie nichts mehr Anderes. Ein Vorgang seiner Regierung kann hier umgekehrt als Sinnbild dienen: Sein Benehmen bei dem feierlich prächtigen Umzuge, mit dem der „Stein von Emesa" jährlich von seinem palatinischen Tempel in ein anderes Heiligtum der Vorstadt Roms überführt wurde. Ein Sechsgespann von weissen Pferden zog den Wagen des Gottes, der scheinbar selbst die Zügel lenkte. „Antoninus aber" (der andere Name des Kaisers) „ging vor dem Wagen einher, lief manchmal zurück, sah die Gottheit an und zog die Zügel rückwärts. So machte er es den ganzen Weg über, dass er hin und herlief und die Gottheit beständig ansah. Damit er aber nicht anstossen und fallen möchte, ohne dass man bemerkte, wohin, so liess er den Boden mit Goldstaub bedecken, und die Soldaten hielten ihn an beiden Seiten" . . Ach, aber leider! Er kam trotzdem in den starken Armen seiner Begleiter zum Fall. Er liess auch keine goldenen Spuren dabei zurück. Er fiel in den Schmutz! Und es ist nicht eben leicht, ihn wieder daraus zu erheben, offenbare Unsauberkeit mit der Perversion seines Geschlechtstriebes zu erklären.

Aber Elagabal war anderseits Syrer! Das erklärt nicht nur seinen ausgesprochenen Racenstolz, der ihm als Kaiser in anderer Weise wieder hinderlich, ja verderblich werden sollte. Es bedingte vor allem auch den Besitz

der griechischen Sprache und Bildung. Denn im Gegensatz zu ihren Stammesgenossen in Palästina hatten die Syrer den Hellenismus seit der Seleucidenherrschaft früh und völlig in sich aufgenommen. Diese Kultur lag freilich vielfach nur wie ein glänzender Firnis über dem nationalen Fühlen und Wollen. Das Franzosentum bei uns im 18. Jahrhundert! Aber sie vermittelte auf der andern Seite eine Vorstellungswelt, in welcher der Syrer jederzeit sich mit dem Hellenen oder hellenisierten Römer auf gleichem Boden fühlte. Herodian, ein anderer Zeitgenosse Elagabals, hatte es daher gar nicht so schwer, uns das Leben dieses letzten Antoninus in griechischem Lichte zu zeigen. Wie er „die schönsten Statuen des Dionysos" zur Vergleichung ruft, um den bestrickenden Eindruck „körperlicher Schönheit in Verbindung mit jugendlichem Alter und üppig weichlichem Aufzuge" bei dem Kaiser zu erläutern, so deutet er auch sonst dessen ausschweifendes Betragen als eine fortgesetzte bacchische Orgie. Mildernd breitet sich das hieratische Wort selbst über wüsteste Tollheit. Ja, hätte der Zufall nur diese herodianische Biographie erhalten, das Bild des Elagabal wäre nicht in abschreckender Verzerrung auf uns gekommen. Seine Obscönität zum Beispiel, die Seite seines Wesens, auf welcher die Phantasie der späteren halbchristlichen Epitomatoren mit solchem Behagen weilt, berührt Herodian mit nur drei Worten. Immoralität konnte ihm als einem noch ganz antik empfindenden Menschen ja auch nur insofern als ein Verbrechen erscheinen, als sie Staats- und Standesinteresse verletzte. In dieser Hinsicht jedoch waren Elagabals Gesetzesübertretungen, wie auch Dio Cassius zugiebt, „noch ganz einfach und nicht eben beträchtlich." Strikt unterschied das antike Raisonnement in dem Kaiser den „privatus" und den „Caesar". Was daher Elagabal als Privatperson begangen, entzog sich der öffentlichen Censur. Seine Scherzreden bezweckten

nichts anderes, als eben dieses Prärogativ einer individuellen Ausgelassenheit zu bestätigen. Er beschönigte sein herausforderndes Benehmen nicht sowohl, er stellte der überschäumenden Sinnlichkeit nur eine Art Gesetzesfreiheit aus. „Ich feiere meine Floralien!“ rief Elagabal seiner betroffenen Umgebung zu, als diese ihn bei einem seiner weitgehendsten Phallicismen, nämlich, wie er seinem Geliebten Hierokles inguina osculabatur, überraschte. „Das heisst doch die Freude der Weinlese geniessen!“, ein andermal, wo die Indecenz seiner Ausdrücke und Gesten den zu einem Gartenfeste geladenen Konsularen die Schamröte in die greisen Wangen getrieben hatte. Aber es empfanden unter den Gästen, vornehmlich den jüngeren, nicht alle so. Man fand zum Teil Geschmack an Elagabals pikanten Bonmots. Man sammelte sie, übertrug sie vom Griechischen ins Lateinische, gab sie als Blüten syrischen Witzes aus. Was Wunder, wenn da Herodian, der eben auch nicht „wie ein Küchenjunge“, sondern als einer, „der mit dem Cäsar bei Tafel gesessen“, schreibt, in den obscönen und sonstigen Extravaganzen des Kaisers nur die Hybris des Festgelages erblickt. Scharf rücken hier in seiner Charakteristik die so gleichlautenden Begriffe auseinander. Nicht als „Paranoia“ (Verrücktheit) bezeichnet Herodian Elagabals Betragen, sondern als eine „Paroinia“ (Weinrauschstimmung)!

Und jene dritte Eigenschaft kam hinzu, den Cäsar im Bewusstsein seiner dionysischen Selbstherrlichkeit zu erhalten: er war schön! Das „Gefühl des schönen Körpers“, um den so bezeichnenden Goethe’schen Ausdruck zu gebrauchen, gab den Ausschlag bei so manchem seiner „Wagnisse“. Es bedingt die Art seines Auftretens, an der auch wir ein ästhetisches Interesse zu nehmen vermögen. Freilich darf uns dabei nicht die Vorstellung jener Antiken in den Museen Europas begleiten, welche eine landläufige Annahme als Bildnisse des Elagabal

kennt. J. J. Bernoulli hat neuerdings in seiner „Ikonographie“ das Unzulängliche dieser Bezeichnungen nachgewiesen.*) Aber auch, was er selbst als Portraitbüste des Kaisers dafür empfiehlt, hat für mich keine Ueberzeugungskraft. Der „Jünglingskopf im Taubenzimmer des Capitols“ ist ganz gewiss nicht ohne Bedeutung. In ihm einen Elagabal zu erblicken, verbietet aber gerade der Grund, den Bernoulli dafür anführt: die Aehnlichkeit mit des Kaisers Münzbildern! Hat nicht der Gelehrte kurz vorher treffend bemerkt, dass diese Aehnlichkeit keine authentische, dass Elagabal vielmehr auf seinen Medaillen sich das Aussehen des Caracalla lieh, um auch auf solche Weise als der letzte Antoninus, der angebliche Sohn jenes Kaisers, zu erscheinen? Will man daher Familienzüge des Elagabal konstruieren, so wird man besser thun, sich an die beglaubigten Portraits seiner Verwandten, der Grossmutter, Mutter, und vor allem auch an die seines Vetters, des Alexander Severus, zu halten. Welch brillanter Racentypus, jene Büste des jugendlichen Kaisers in den Uffizien! . . Mehr als die Vergegenwärtigung des letzteren braucht es auch nicht für unseren Zweck. Wie Elagabal im Leben sich bewegt, kann auch wieder nur die Wirklichkeit zeigen. In den Jünglingsgestalten des Südens, in den Modellen der römischen Künstlerateliers vor allem lebt noch täglich das Urbild eines „Heliogabalus“ wieder auf. Nur wer

*) Vgl. „Römische Ikonographie“ II, 3. S. 85 ff. Die Volkswut hat wahrscheinlich jedes Bildnis des Kaisers zerstört. Sicher (?) geben daher nur die Münzen sein Portrait wieder. Doch weisen Bernoulli, und die ihm folgen, ausser dem „kapitolinischen Jünglingskopfe“ auf eine Büste im Louvre als mutmassliches Elagabalporträt hin (ebendaselbst S. 85, Fig. 5). Auch diese zeigt den Kaiser bärtig! Elagabal litt kein Haar an seinem Körper. Man könnte den Bart hier also nur aus dem angeführten Grunde, wie bei den Münzen, erklären. Ob aber treffend?

es hier mit erfahren, mit welcher Sicherheit, ja Selbstverständlichkeit diese römischen und neapolitanischen Epheben posieren, wird entsprechende Schaustellungen der nackten Schönheit bei Elagabal begreiflich finden. Eine natürliche Charis bestimmt ihre Haltung und Bewegung, welche Zweideutigkeit ebenso wenig kennt, als sie von der blöden Scham des beständig in seinen Kleidern steckenden Nordländers entfernt ist. Elagabal mochte sich mit diesem ästhetischen Instinkte desgleichen als lebendiges Kunstwerk fühlen. So besteigt er als Dionysos den von Tigern gezogenen Wagen; so lenkt er als Cybele die Löwen; so zeigt er sich endlich — ohne alle Göttertracht, nur im Wettbewerb der körperlichen Schönheit, — „selbst ganz nackt auf einem Gefährte, dessen Gespann schöne nackte Frauen bilden"! . . . Gutmütig, wie die meisten schönen Menschen es sind, glaubte er damit der Menge besonders zu genügen: „Das", wie Lampridius, sein Biograph, von ihm bemerkt, „für den grössten Lebensgenuss erachtend, dass er würdig und geschickt erscheinen möchte, die (Augen)-Lust recht vieler zu befriedigen."

Doch ich fälsche hier nicht sowohl einen Ausdruck, als ich seinem brutalen Wortlaute nur eine mildere Bedeutung gebe. Nicht von der Lust, welche die Augen allein ergötzt, spricht Lampridius als von Elagabals letztem Ziele, sondern von dem groben Sinnenreize, der die tierischen Triebe in uns weckt. Von „libido" ist bei ihm die Rede. Das Kunstideal verflüchtigt sich gegenüber einer solchen Thatsache. Die Möglichkeit einer optimistischeren Auffassung von Elagabals Gebahren schwindet. Ein krasses Krankheitsbild bleibt nur übrig. Aber eben dieses sollte und wollte ich ja entwickeln, eine Motivierung für Elagabals Charakter damit zu geben, die ihn, wo nicht entschuldbar, doch zum mindesten begreiflicher macht.

Schon die Art, mit der Elagabals nächste Angehörige seiner pathologischen Veranlagung ahnungslos gegenüberstanden, bleibt für diesen wie so viele andere Fälle bezeichnend. Das fürstliche Priestergeschlecht war mit Julia Domna zuerst in die Geschichte getreten. Eine ebenso schöne als ehrgeizige Frau, wird sie durch das Horoskop des Septimius Severus Gemahlin und besteigt mit ihm den kaiserlichen Thron. In der Sala Rotonda des vatikanischen Museums steht ihre kolossale Büste. Ein wunderbares Gemisch von Energie und Sinnlichkeit in den stolz-weichen Zügen; eine Art antiker Lady Macbeth, wie man sie mit Recht genannt hat. Mit echter Racenpietät lässt sie ihre Verwandten nach Rom zu sich kommen. Mäsa, die Schwester, Soämis und Mammäa, deren Töchter, welche im Palatium die Mütter des Bassian und Alexander werden: Alle drei Frauen, die der Kaiserin nicht nur äusserlich, sondern auch dem Charakter nach bis ins einzelnste ähneln. Wie furchtbar daher für die Fürstinnen der Schlag, als des Macrinus Mörderhand sie ihres Schutzherrn Caracalla beraubt, und sie, Rom verlassend, „in den Privatstand“ zurückkehren müssen! Julia Domna begiebt sich nach Antiochien, um als letztes Hautgout übersättigten Lebensgenusses dort die Predigten des Kirchenvaters Origines zu hören; Mäsa sucht mit Töchtern und Enkeln das heimatliche Emesa auf, scheinbar nur der Erziehung der letzteren sich widmend, in der That jedoch nur auf die günstige Gelegenheit wartend, um noch einmal auf der Oberfläche des Lebens zu erscheinen. Bassian, der Soämis Sohn, bietet sie ihr! Sie liebte ihn nicht, diesen weichen Knaben. Sie fand ihn wohl an seinem rechten Platze, als er, das Priesterkleid anziehend, in den Balsdienst trat. Aber wie es in neueren Zeiten geschehen, dass ein prinzlicher Kardinal das Messgewand ablegte, um einer Thronfolge in der Familie wegen es mit der Uniform des weltlichen Herrschers zu ver-

tauschen, so glaubte Mäsa im gegebenen Zeitpunkte auch an die Möglichkeit einer Metamorphose des Oberpriesters „Elagabal" zum Cäsar. Sie täuschte sich gründlich darin, so sehr auch der Beginn ihrer Intrigue diesen Erfolg zu versprechen schien.

Das Elagabalon, in dem der Enkel der Mäsa als Pontifex waltete, war „ein kostbar ausgeschmücktes, ringsum verehrtes Heiligtum". Eine römische Legion lag zum Schutze der Provinz in der Nähe. „Die Soldaten gingen täglich in die Stadt, dem Gottesdienste beizuwohnen, weil sie den jungen Priester gerne sehen mochten." „Er war einer der schönsten Jünglinge seiner Zeit." „Wenn er in reichem, langwallenden Priesterkleide, eine Juwelenkrone auf dem Kopfe, nach dem Tone musikalischer Instrumente die Altäre umtanzte, zog seine Schönheit die Augen aller auf sich." „Mit grosser Begierde verschlangen ihn aber besonders die Soldaten mit ihren Blicken, weil Elagabal in der Blüte seiner Jugend stand und" — hier setzten die Ränke der Mäsa ein — „er aus kaiserlichem Geblüte war." Ohne Rücksicht auf die Ehre ihrer Töchter hatte letztere Elagabal wie dessen Vetter als Früchte ehebrecherischen Umgangs mit Caracalla ausgegeben. Was das Gerücht bei den Soldaten nicht zu erreichen vermochte, thaten „Haufen Geldes". Geld, das die Schriftsteller jener Tage, die nicht mehr von oben herab, sondern von unten auf die Volksseele analysieren, als den wahren Beweggrund aller Söldneraufstände bestätigen! Was folgte, sagt die Geschichte: Die Ueberführung der fürstlichen Frauen mit dem jugendlichen Thronprätendenten ins befestigte Lager; die Rebellion; die Ueberwindung und Flucht Macrins, des Usurpators.

Elagabal, passiv wie er seiner Natur nach war, hatte seine Entführung aus dem Tempel mit irreführendem Gleichmut hingenommen. Ja, der Aufenthalt im Lager schien ihm nicht unsympatisch. Er liebte die derben,

frischen Typen der Söhne des Volkes. Soldaten blieben sein erstes und letztes Publikum. Willig liess er sich von ihnen entkleiden und in den kaiserlichen Waffenrock stecken. Aber nachdem „die Komödie vorüber", er Cäsar, Sieger und „Kaiser Antoninus" geworden war, sank er sofort in seine frühere Lebensart zurück. Wieder erscheint er als Elagabal in kostbarem Gewande, Schmuck an Hals und Armen, die Tiara auf dem Haupte. Der Kaiser war erst vierzehn Jahre alt. Die Grossmutter, — „er hörte allein auf sie," — hoffte noch auf ihn zu wirken. Sie hielt ihm „das Unanständige seines Aufzugs" vor: Dergleichen sei „ein Schmuck der Weiber, passe nicht für Männer." Zu ihrem Schrecken bemerkte sie erst jetzt, dass dasjenige, was sie ihrem Enkel zum Vorwurf machte, nicht Sache freier Wahl war, sondern Folge eines natürlichen Instinktes. Elagabal hing an diesen weiten Aermeln und wallenden Röcken nicht, weil sie zu seinem Priesteranzuge gehörten — (nach Herodian trug er überhaupt nicht mehr diesen, sondern ein Phantasiekostüm, das „einem Mitteldinge von phönicischem Priesterkleide und medischer Tracht glich" —): das Frauenhafte seiner Kleidung vielmehr war es, was ihn gerade entzückte! Er fühlte sich darin als Weib!! . . . . Entsetzt beschwor Mäsa ihren Enkel, wenigstens nicht bei seinem Einzuge in Rom „sofort den Blick der Zuschauer durch das fremde, ausländische Kleid zu beleidigen." Aber Elagabal hasste ja die römische Gewandung nicht als solche, sondern wegen der Wolle, der gewöhnlichen, schlechten Materie." Für ihn (den Syrer!) passe nur die „einheimische weiche Seide". Er werde jedoch die Abneigung des römischen Volkes und Senates vor seinem Aufzuge auf andre Art überwinden. Er lässt sich nun in Lebensgrösse malen und das Bild in der Curie zu Rom über der Statue der Viktoria anbringen. Und siehe da! Ein Weiblein überlistet hier das andere! Wie der Senat

genötigt war, diesem Porträt des Kaisers an geweihter Stätte zu opfern, so gewöhnte man sich auch sonst an seine Vorstellung. „Sein Auftreten in Rom fiel nachher gar nicht mehr auf“. Mit einem wahren Frauenschliche hatte hier Elagabal ein allgemeines Vorurteil überwunden.

Mäsa indess, die ganze Energie ihrer Race zusammennehmend, war inzwischen „an den ihr wohlbekannten Hof“ geeilt, dort, (ein Unikum in der Geschichte Roms), die Zügel der Regierung für „den jungen, geschäftsunkundigen Cäsar“ zu ergreifen. Elagabal, den Winter in Italien weichlich fürchtend, war nicht höher hinauf als bis Nikomedien gerückt. „Hier fing er denn bald an, ausgelassen zu werden, seinen Gott mit übertriebenem Pompe zu ehren“ und dabei „der Liebe als passiver Teil aufs unzüchtigste zu fröhnen“. Die Soldaten lachten darüber und betrachteten die sexuellen Ausschreitungen des jungen Kaisers ungefähr mit dem verständnisvollen Wohlwollen, mit welchem ein heutiger Offiziersbursche die erwachenden Triebe des ihm attachierten Sohnes seines Vorgesetzten bemerkt. „Selber konnte er“, so gibt Aurelius Viktor dieses Raisonnement wieder, „seine Begierde nach Unzucht aus Mangel an natürlichem Vermögen noch nicht befriedigen. So machte er sich selbst zum Gegenstande derselben.“ (Dasselbe blöde Urteil, das heute der gesunde Mensch meist jener Erscheinung entgegenbringt!) Finsterer schaute die höhere Umgebung darein bei diesem Gebahren des Cäsars. Nicht als ob sittliche Entrüstung ihr Empfinden bestimmte. Aber ihr Argwohn sagte ihnen sehr wohl, dass, wenn der Herrscher jetzt schon Leute vorzog, deren „einziges Verdienst darin bestand, dass sie zur Wollust recht gebaut und vorzüglich stark beschlagen waren“, er wohl auch später ihre Stellen mit den Gefährten seiner Ausschweifungen besetzen werde. Und die Folge bestätigte ihre Befürchtungen. Elagabal, in Rom endlich angelangt,

setzte die Orgien von Nikomedien nur in grösserem Massstabe fort. Seine Gesellschaft bildeten Matrosen, Kutscher, Läufer, während er selbst, sonst zu jedem freundlich, nur die Philister verachtete und „auf einen rechtschaffenen Mann wie auf einen Verworfenen (quasi perditum) herabblickte". Wenn daher der eine Biograph von Elagabal behauptet, „sein Leben war nichts anderes" — ja ich kann das Wort „*μιαιρία*" wirklich nicht treffender übersetzen als mit: „Cochonnerie", so hat er von seinem Gesichtspunkte aus ebenso recht wie der andere, welcher in der „Hierurgie", der Vornahme gottesdienstlicher Handlungen, die „einzige Beschäftigung" des Kaisers erblickt. Beide sehen dieselbe Sache nur von verschiedenen Seiten, beide sind jedoch auch von der wunderbaren Einheit des zu schildernden Charakters erfüllt. Eine Eigenschaft, die, ganz abgesehen von dem schmutzigen Detail, auch den modernen Psychologen fesseln muss, welcher anstatt „der gemischten und zweifelhaften" Naturen der neueren Geschichte hier einen solch einfachen, durchsichtigen Typus vor sich sieht. Freilich, dass der letzte Grund von Elagabals einheitlichem Charakter in seiner natürlichen Perversion lag, spricht keiner der antiken Schriftsteller deutlich aus. Und hier gilt es eben, unter dem pornographischen Wust zu sichten, den springenden Punkt des Besonderen daraus blos zu legen.

Niemals jedoch hätte die Geschichte den Hermaphroditen auf dem Throne erlebt, nie hätte sich das pathologische Individuum in Elagabal so grenzenlos entfalten können, wenn nicht eben die Unumschränktheit der Stellung ihn gleicherweise gereizt wie geschützt hätte. Was Cäsar-sein in diesem Falle bedeutet, drückt mit entsetzlicher Deutlichkeit, aber am besten, ein Vorfall aus der noch dazu eigenen Familientradition des Elagabal aus. Die Geschichte „von der neuen Jokaste", welche der freche alexandrinische Witz dem im Theater weilenden

Caracalla entgegenrief! Aelius Spartianus erzählt die Begebenheit als Thatsache. „Als Julia Domna, diese überaus schöne Frau, sich Caracalla einstens wie von ungefähr grösstenteils entblösst zeigte, und jener, (Spatian macht wenigstens einen Stiefsohn aus ihm), sagte: „Wäre es erlaubt, wie sehr wünschte ich“ — — —, so soll sie erwidert haben: „Erlaubt ist es, wenn Du nur willst. Bist Du denn nicht Kaiser, der Gesetze gibt, ohne selbst welche anzunehmen?“ . . . Si libet, licet!! „Erlaubt ist, was gefällt“!! . . . . Oder liegt sonst noch etwas in der Luft Roms, was Gedanken und Empfindungen steigert und den Menschen zu einer Art titanischen Uebermutes treibt? Wenn ich wenigstens lese, wie Elagabal als Erstes in Rom ein Heliogabalum neben dem Kaiserpalaste auf dem Palatin errichtete, sich vom Senate in der Würde eines Oberpontifex seines Gottes bestätigen liess und in der Ausübung dieses priesterlichen Amtes ein ungleich Höheres als in allen seinen sonstigen Regierungsbefugnissen sah, — wenn er weiterhin im Bewusstsein dieses Priesterkönigtums verachtend auf die weltlichen Stände herabblickte, „den Senat als eine Gesellschaft von Sklaven in Toga, das römische Volk als blosse Bauern, die Ritter aber als gar nichts betrachtete“, wenn er bei dieser Geringschätzung der Feldherrn und hohen Staatsbeamten dieselben einfach zu seinen Opferhandlungen kommandierte und sie, „wie auf dem Theater“, sagt Herodian, in „phönicischem“ Kostüm um den Altar seines Gottes postierte, ja ihnen seiner Ansicht nach noch eine „grosse Ehre damit erwies!“ —, so liegt für mich eben die Vergleichung nicht fern mit dem Schauspiel, welches in eben demselben Rom später einige „geistliche Oberhirten“ boten. Auch verstehen wir jetzt besser einen Zug von Elagabal als die damaligen Römer: seinen Monotheismus! Sonst so tolerant gegen jeden eingeführten fremden Religionsgebrauch, verletzte es sie in ihrer

nationalen Pietät, dass der Kaiser seinen Phallusgott über alle anderen Götter setzte, ja letztere, den kapitolinischen Jupiter an der Spitze, nur für „Bediente“ des ersteren erklärte. Und nicht genug, dass er die Numina degradierte, er strebte auch danach, alle ihre Heiligtümer in den Tempel des Bal zu überführen: das Feuer der Vesta, das Palladium, die Ancilien! Ja selbst die Religionsgebräuche der Juden und Samaritaner und die Andachtsübungen der Christen sollten dorthin verlegt werden, „damit das Priestertum des Elagabal alle Kulte in sich vereinige!“ Das musste dem antiken Menschen naturgemäss barock vorkommen; „religiöse Blutschande“ nennt es ein entrüsteter Ausdruck. Milder im Urteil stand das römische Publikum zunächst Elagabals praktischem Phalluskulte gegenüber. Aber es war doch etwas mehr als nur ein syrischer Witz, wenn sich Elagabal im Kreise seiner Vertrauten als „Augusta“ anreden und behandeln liess. Er war nicht „bald Er, bald Sie“, wie Dio Cassius in obscönem Sinne von Nero und Caligula bemerkt, sondern stets feminin. „Er tänzelte“, nach desselben Schriftstellers Erfahrung, „wo er ging und stand.“ „Er affektierte in Haltung, Stimme, Kleidung weibisches Wesen.“ Und es erscheint mir bezeichnender noch als seine Ausschweifungen, was die „Ausspäher seiner Handlungen“ in der Hinsicht uns überliefert haben, gezierte Wendungen namentlich, wie sie im Munde einer modernen Dame nicht geläufiger sein könnten. So „trug er, um seine Schönheit zu erhöhen und ein mehr frauenzimmerliches Aussehen zu erhalten, ein mit Edelsteinen besetztes Diadem“ und, abgesehen von anderer Pracht, auch „einen mit Juwelen gesäumten Mantel.“ Er klagte dann aber beim Umlegen desselben affektiert „über die Schwere seiner üppigen Kleidung,“ ebenso wie man eine Prinzessin zu hören vermeint, wenn Elagabal „beim Ueberschreiten des Marktes sich über die

allgemeine Dürftigkeit wundert." Die eingeladenen Senatoren, denen er die kostbarsten Safranpolster auf ihre Plätze hat legen lassen, begrüsst er mit den preciösen Worten: „Dies sei nur das ihnen angemessene Heu!" Ueber seinen Tafelluxus freilich, über welchen Lampridius so viel Worte macht, werden wir heute weniger entrüstet denken. Auch hierbei jedoch fällt wieder der weibliche Zug seiner Geschmacksrichtung auf. Ganz abgesehen davon, dass „seine Küche" auch nach dem Geständnis seiner Tadler besser war, als die der berühmten ihm vorangegangenen Gourmets, so lag ihm weniger die kopiöse als die ästhetisch zugerichtete Tafel am Herzen. „Je nach der Jahreszeit (Lampridius spricht hier überall als von „neuen Erfindungen"!) „wechselte die Farbe der Gedecke. Die „Servietten gaben das Menü in Stickereien wieder". Das „Silber des Services erstreckte sich bis auf die Kohlenpfannen und -töpfe. Niemals fehlte reichlicher Blumenschmuck auf dem Tische." „Wohlgerüche dufteten aus den Lampen". Ueberhaupt war alles „parfümiert" um Elagabal herum: die Zimmerwände, Möbel, Bäder! Dazu brachte der Kaiser, „nach Frauenart", der Kochkunst ein technisches Interesse entgegen. Er erfand neue Ragouts, neue Saucen und Pasteten. Stolz darauf, liess er sich „als Garkoch malen"! Das Seltene, die „Delikatesse", war ihm hierbei Devise. Nie erlaubte er zum Beispiel, Seefisch zu servieren, als wenn er fern vom Meere speiste. Auch liess er willkürlich „die Gerichte höher taxieren", um sie für seine Gäste wertvoller zu machen, stets nur auf das Exquisite bedacht! . . . Dass dann sein Frauenfuss „ungern den Boden der Erde berührte" und er den Grund der Portiken des Palastes „mit Gold- und Silberstaub bedecken" und auch die Zugänge zu letzteren mit einem kostbaren, „eigens erfundenen Pavimente pflastern liess", wird uns nach dem Bisherigen eben so wenig wundern, als dass er

im Tode selbst sich noch in einer ästhetischen Situation wünschte. Prophezeiung und eigene trübe Ahnung hatten ihm ein gewaltsames Ende gekündet. Er führte stets Gift mit sich, „errichtete aber ausserdem einen sehr hohen Turm, der unten herum mit Goldplatten und kostbaren Steintafeln belegt war, um, wenn er sich herunterstürzte, doch mit einem Scheine von Luxus zu sterben“!

Und dieses Prinzlein, das zu delikat, um auch nur die Berührung der männlichen römischen Toga zu ertragen, sehen wir anderseits mit Brunst die Luft der niedrigsten Weinschenken und Bordelle atmen!! Auch hierin freilich eine „Augusta“, wenn wir das Beispiel einer Poppäa, einer Messalina oder das zeitlich viel näherliegende der Mutter des Commodus, der Faustina, uns dabei vor Augen führen. Die erotischen Instinkte der vornehmen Frauen Roms überhaupt waren mit der Zeit sehr massiv geworden. Schon Petronius lässt die Dienerin der schönen „Circe“ sagen, dass sie selbst zwar sich nie mit einem Sklaven abgeben würde, ihre „Herrin jedoch, wie manche andere Dame, erst in Hitze komme, wenn sie eben nur Bediente, hochgeschürzte Portiers oder Leute von der Strasse, der Arena, der Bühne hergenommen, vor sich sähe“. Messalina gab zu diesem Zwecke Gastrollen in den römischen Bordellen, Faustina entfernte sich von der Hauptstadt und „suchte sich in Cajeta ihre Liebhaber unter den Marinesoldaten und Gladiatoren aus“. Aber wenn Elagabal nun auch Perrücke und Kapuze aufsetzt und auf seinen nächtlichen Escapaden in öffentlichen Häusern sich der Lust preisgiebt, so kopiert er zwar scheinbar „als Weib“ jene liederlichen Kaiserinnen, wie er auch sonst wohl nur den Kodex der Unzucht, den ein Nero und Commodus aufgestellt hat, befolgte, im Grunde genommen trennt ihn jedoch eine Welt von jenen lasterhaften Männern und Frauen. Die genannten beiden Kaiser waren sexuell normale Naturen. Es war nur die

„envie de la boue“, wie der Franzose so treffend sagt, was sie, ebenso wie eine Faustina, zu den gröbsten Ausschweifungen führte. Schmutz, „nur weil es Schmutz war“, ward in einer Art Ekel der Uebersättigung von ihnen gesucht. Bei Commodus streift dieser Zug allerdings an's Perverse. Wie ward er aber auch schon von seiner Mutter „empfangen“! Man lese diese scheusslichste Geschichte römischen Hofskandals beim Capitolinus nach! Commodus war schon als Knabe „unzüchtig und ein Fressling“. Die Entfernung der liederlichen Personen um ihn herum half nichts. „Er wurde dann aus Sehnsucht nach ihnen krank“. Ihm galt das Obscöne als solches. „Leute, die einen unanständigen, schändlichen, von den Geburtsteilen beider Geschlechter hergenommenen Namen führten, liebte er leidenschaftlich und küsste er mit Inbrunst.“ Kein Wunder, dass sein Harem nachher alles in sich schloss, was die Wollust aktiv und passiv ermöglichte. Aber wenn darunter auch sein „subactor“ Saoterus sich befand, „der hinter ihm auf seinem Triumphwagen stand, und den er bei eben dieser seiner grossen Pompa oder auch im Theater ganz öffentlich küsste“, wenn er weiterhin „einen Menschen bei sich hielt, der stärker als ein Hengst begabt war, den er daher seinen „onos“ (Esel) nannte“ und später mit einem gewissen Humor „zum Oberpriester des Sylvan“ machte, so hat man doch bei diesen und ähnlichen Extravaganzen den Eindruck, als ob der Kaiser mit faunischem Grinsen über ihnen gestanden. Wirklich beherrscht ward sein psychischer und physischer Wille von einer Frau, und noch dazu einer anscheinend guten und edlen Frau: der Christin Marcia! Die Vorliebe für die Kommissluft jedoch (mein Beispiel oben vom Offiziersburschen!) zog ihn immer wieder zur Zote —, denn ein Anderes ist das alles bei Commodus nicht — zurück. Die Gladiatoren bildeten seine liebste Gesellschaft. In ihrer Kaserne verweilte er

auf eigensten Wunsch die Nacht vor dem Neujahrsfeste, die letzte Nacht seines Lebens! Aber sein Verkehr mit ihnen hatte nichts Weibisches. Er kämpfte mit ihnen, Mann gegen Mann. Auch geben seine Biographen alle zu, dass er ein vortrefflicher Schütze gewesen. Und so kann ich ebenso in Nero's sexuellen Parodien keine natürliche Perversion erblicken. Freilich nahm er den Pythagoras zum Mann und hat nachher umgekehrt den Sporus „geheiratet". Das Pikante indess bei diesen Vorgängen scheint mir für Nero weniger in der Umkehrung der Natur als in der herausfordernden Verhöhnung geheiligter Gebräuche zu liegen. Er liess sich beidemale förmlich trauen! Das Verhältnis zu Sporus aber entbehrt sogar nicht eines gewissen gemütlichen Interesses. Und das durchaus nicht im „homosexuellen" Sinne. Nero hatte seine Gemahlin Sabina wirklich geliebt. Er bereute tief und nachhaltig ihren durch ihn selbst verschuldeten Tod. Da ward ihm ein Trost die grosse Aehnlichkeit, die er mit der Verstorbenen in dem schönen Sporus entdeckte. Er liebte ihn also suggestiv, nicht als solchen, sondern als sein ehemaliges Weib. Eine gewisse Zartheit der Empfindung waltet auch über dieser Liaison. Sporus weilt als der Letzte bei dem sterbenden Cäsar und gab sich selbst später den Tod. Er sollte unter Vitellius „als entführtes Mädchen auf dem Theater erscheinen". „Er fühlte die Satire" und zog — ein seltenes Beispiel von Ehrgefühl in seiner Lage! — ein freiwilliges Ende der Schande vor.

Was dagegen Elagabal in die rauhen Arme seiner Buhler trieb, — ihn, den feinen, duftenden Jüngling, der die persische Hofetikette im Palatium eingeführt hatte und sonst so peinlich sich an die ästhetische Seite der Lebensführung hielt, — was hier als Ungeheuerlichstes von Kontrasten auftritt, ist nicht durch Uebermut oder zufällige Kreuzung der Instinkte, sondern nur durch die

dämonische Uebergewalt einer abnormen Physis zu verstehen. Denn nicht in Elagabals perversen Unzuchtsakten selbst liegt das Besondere. Er hatte, wie leicht zu erweisen, Vorgänger darin, und es giebt vielleicht nicht eine Obscönität bei ihm, die nicht ebenso bei dem normalen Commodus zu finden. Ganz er selbst ist vielmehr Elagabal dort, wo seine Psyche erwacht ist, er „seinen Mann“ gefunden, als Weib hingebend liebt und den ersten und einzigen Roman seines Lebens tragisch zu Ende führt. Hier fühle ich mich auch erst im Recht, von dem wahren Hermaphroditen in ihm zu sprechen, während sein sonstiges perverses Wesen, — wie auch schon bei den Römern selbst, — eine andere Deutung übrig lässt. Mit dem Eintreten des „vir“ in sein Dasein verlassen Elagabal, wie es scheint, auch seine übelsten Gewohnheiten. Er wird nicht züchtiger, aber doch sich beschränkender, ruhiger. Für die Familie sowie für die Welt dagegen hatte mit der Vermählung der „Bassiana“ (sein Name!) mit dem schönen Kutscher Hierokles erst recht der Skandal seiner Regierung begonnen, obschon, was sie bisher gesehen, ihnen auch schon die Augen hätte öffnen können.

Das Volk hatte seinen Cäsar in einem lächerlich feierlichen Aufzuge erblickt, wie er seinem Gotte einen wirklichen menschlichen Phallus zum Opfer brachte. Symbolisch, wie die Handlung war, mochte man das Anstössige daran schliesslich übersehen, wie auch sonstige grobe Unzüchtigkeiten im Privatleben des Kaisers in den Gewohnheiten des Balpriesters eine Art Rückhalt fanden. Freilich war es ein starkes Stück, wenn Elagabal seine Regierung in Rom damit begann, „dass er sich Ausspäher hielt, die ihm wohlbeschlagene Mannspersonen aufsuchen und in den Palast bringen mussten, um sich „visendis tractandisve partibus libidinum nefandarum“ zu weiden! Wie er selbst sodann Umschau hielt, indem „er im Palatium ein öffentliches Bad anlegte, dessen sich

auch das Volk bedienen durfte, um bei dieser Gelegenheit sich Bekanntschaften mit seinen Lieblingstypen, den „onobeli“, („Matrosen, welche von der Natur vorzüglich begabt waren, und die man überall aus der ganzen Stadt ausfindig machen musste“) zu verschaffen“! Um endlich eine Auswahl unter den Bestbeschlagenen zu treffen und Leute niedrigster Herkunft, darunter einen Mauleseltreiber, einen Barbier, einen Schlosser, in Ehrenämtern bei sich zu behalten!! .. Mätressen und Günstlingswirtschaft indess, wozu dergleichen von den Römern tolerant gerechnet wurde, hatte man an den Vorgängern Elagabals so reichlich erlebt, dass auch diese „Passion“ am Kaiser nicht mehr Wunder nahm. Elagabal war freigebig, zeigte Leutseligkeit und Humor bei seinen prunkvollen Festen. Seine scherzhaften Geschenke bei solcher Gelegenheit, die teils aus wertvollsten Dingen („nur nicht unreinen Tieren“!) und belustigenden Attrappen bestanden, waren äusserst beliebt. Erst als die „obscoeni et infames“ in seiner Umgebung keine Scheu in ihrer Geldgier mehr kannten und als Beamte zu Blutsaugern des Volkes wurden, schwand das Wohlwollen der Menge. Zumal der Cäsar selbst es in seinen Rechten zu kürzen begann, die jährliche Getreideverteilung zum Beispiel nur den Freudenmädchen zu Gute kommen liess und überhaupt die Prostituierten einseitig bevorzugte. Einer der seltsamsten Züge übrigens im Charakterbilde des kaiserlichen Hermaphroditen! Ja, ich gestehe offen, dass mir die Sympathie Elagabals für die Frauen unverständlich geblieben wäre, wenn ein erhabenes Beispiel mir nicht auch hier die Fährte gewiesen hätte: Platens Geständnisse! Der Dichter sagt von sich in seinem Tagebuche: „Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich es in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern.“ „Am meisten gefiel mir die Zartheit der Weiber, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch

meinem Wesen Innewohnendes an.“ In die trivial-sinnliche Sphäre des nur pathologisch verwandten Elagabal übersetzt, bedeutet das: Der Hermaphrodit fühlte sich als Weib wohl unter Weibern! „Er badete vertraulich mit ihnen, leistete ihnen mit einer Enthaarungssalbe Dienste und wendete sie dann am eigenen Körper an!“ „Er hielt sich,“ wie Cassius Dio erzählt, „einen ganzen Harem von unechten Weibern im Palaste, nicht als ob sie ein Bedürfnis für ihn gewesen wären, sondern um von ihnen die Modifikation des Liebesgenusses für seine Liebhaber zu lernen und bei seinen Schändlichkeiten eine ganze Schar von Gesellschafterinnen um sich her zu haben“! Dass daneben Elagabal auch eines edleren Mitgefühls für jenen Schlag von Frauen fähig war, zeigt sein Benehmen gegenüber den Dienerinnen der städtischen Bordelle. „Er kauft sie frei von ihren Herren“ oder überrascht sie, ohne sie zu benutzen, mit Geschenken, indem er sich als den Cäsar zu erkennen gibt. Ja, das Urbild der Cameliendame taucht sogar auf in diesem Kreise. Ein Motiv von einer gewissen psychologischen Feinheit: „Ein sehr bekanntes und sehr schönes Freudenmädchen“, berichtet Lampridius, „soll Elagabal freigekauft und ihr, ohne sie zu berühren, als der reinsten Jungfrau mit der grössten Achtung begegnet sein“!! Das Christentum wählte sich ja auch mit Vorliebe seine Heiligen unter den Sündigen und Beladenen. Dergleichen Anschauungsweise lag vielleicht damals in der Luft. Elagabal wirkt mit dieser Vorurteilslosigkeit kaum mehr als antiker Charakter. — Es erscheint nach dem Gesagten dann auch nicht mehr überraschend, dass dieser Cäsar drei Gemahlinnen gehabt hat. Die Ehe der Römer wurde selten aus Liebe geschlossen. Die Hochzeiten der Kaiser vollends hatten etwas rein Konventionelles. Bezeichnend hierfür ist die Antwort, welche Aelius Verus seiner Gemahlin erteilte, als diese sich über seine Untreue be-

schwerte. „Verzeihe es mir, wenn ich mein Vergnügen anderswo suche. Der Name einer Gemahlin macht dich zum Gegenstande der Verehrung, nicht aber der wollüstigen Zärtlichkeit.“ So mussten es sich denn auch eine Julia Paula, eine Aquilia Severa und Annia Faustina gefallen lassen, kurzer Hand von Elagabal zur Augusta erhoben und wieder in den Privatstand verstossen zu werden. Die Motive zu diesen Ehen werden verschieden gedeutet. „Dass er auch etwas Männliches thun könne“, wollte Elagabal nach Herodian dabei zeigen. Verwandtschaftliche Beziehungen mit der Familie Mark Aurels gaben als Ursache der Kaiserinnenwahl Andere an. Die für die Römer skandalöseste Erklärung für seine Vermählung war indess diejenige, die der Kaiser selbst in Angelegenheiten der Aquilia erteilte. Diese hatte er, in Missachtung heiligsten Gesetzes, als Priesterin der Vesta ihrem Tempel entführt! Seine synkretistischen Ideen halfen ihm hinweg über jedes Bedenken. Kurz vorher hatte er in Rom seinen Gott El Gabal mit der herbeigeholten Astarte von Karthago vermählt. Nun folgte er dem göttlichen Beispiele. „Ich entschloss mich zu dieser Ehe“, schreibt er an den Senat, „um aus ihr Kinder zu sehen, die eine Art von Gottheit mit zur Welt brächten, wenn sie einen Erzpriester zum Vater und eine Vestalin zur Mutter hätten.“ Uebrigens „kehrte er zu seiner Severa,“ nachdem er auch sie von sich entfernt hatte, „wieder zurück“. Das nonnenhaft Strenge der priesterlichen Dame mochte ihm bei diesem geschwisterlichen Verhältnisse noch am sympathischesten sein. „Augusta“ aber war und blieb im Grunde nur Elagabal selbst, „erwählte sich einen Gatten, liess sich Weib, Geliebte nennen, setzte sich an den Spinnrocken, trug eine netzförmige Haube und schminkte die Augen (ein Anderer sagt: „verunstaltete sein von Natur aus schönes Gesicht“) mit Bleiweis und Karmin. Ein einzigesmal liess er sich den Bart auf die gewöhnliche Art abnehmen und

gab deshalb ein grosses Fest. Dann aber liess er sich die Haare ausrupfen, um auch hierin das Weib zu machen, wie er denn auch oft Senatoren in weiblichem Negligé im Bett empfing.“ (Dio Cassius.)

Der Roman, den hierauf eben derselbe Schriftsteller erzählt, der seltsamste, der uns aus dem Altertum überkommen, findet sich an einer Stelle, die dem Leser den Eindruck giebt, als habe Dio damit den Höhepunkt von Elagabals perversem Liebesleben bezeichnen wollen. Was vorhergeht, ist anderen Genres. So die widerwärtige Scene, wo Elagabal, „nachdem er im Palatium selbst ein eigenes Zimmer zu seiner Geilheit Befriedigung eingerichtet hatte“ (Messalina, Lucius Verus waren Vorbilder darin!), „wie eine Hetäre, nackt, in die Thüre trat, den in goldenen Ringen hängenden Vorhang vor derselben auf- und zuzog und mit schmachtender, gebrochener Stimme die Vorübergehenden lockte, bei ihm einzukehren. Dass immer Einige vorbeigehen mussten, war schon vorher auf seinen Befehl veranstaltet“. . . . „Dafür mussten sie ihm aber auch zahlen, und über keinen Gewinn brüstete er sich mehr als über diesen, zankte sich sogar mit anderen Wollüstlingen: „Seht, ich habe der Liebhaber weit mehr als ihr!“ Der letztere Zug ist in tieferem Sinne charakteristisch. Er zeigt nicht nur, dass Elagabal seine Rolle consequent durchspielte, er giebt auch zu verstehen, dass der Hermaphrodit sich — nach Gegenliebe sehnte und, wenn auch nur erkauft, dieses Glück sich zu verschaffen suchte. Ich glaube daher überhaupt nicht, dass die Venus aversa Sache von Elagabals Geschmack gewesen sei. Aber er war mit weiblicher Psyche doch körperlich eben Mann. Er konnte seinen Erwählten keinen anderen Genuss als die unnatürliche Unzucht bieten. Eine ästhetische Natur aber, wie er im Grunde war, hätte er am liebsten als wirkliches Weib seine Liebhaber umfangen. Mit aller nur wünschenswerten Klarheit sagt das Dio: „Er trieb

endlich seine Geilheit so weit, dass er den Aerzten grosse Summen bot, wenn ihr anatomisches Messer ihn auch zum weiblichen Genuss der Liebe empfänglich machte!"

Der Wunsch war unerfüllbar. Einmal in seinem Leben jedoch glaubte Elagabal nicht nur einseitig in Liebe zu brennen, sondern wie ein Weib dem Manne zu genügen. Jenes milesische Märchen, welches uns Dio erzählt: „Und dieser Dame Gemahl war Hierokles, ein Sklave, aus Karien gebürtig, ehemals Liebling des (berühmten Wettfahrers) Gordius, von dem er auch die Kunst des Wettfahrens gelernt, durch welche er sich auf eine ganz sonderbare Art bei Elagabal in Gunst gesetzt hatte. Bei einem Wettrennen stürzte er gerade vor des Kaisers Sessel vom Wagen und verlor im Fallen den helmförmigen Hut. Unverhüllt stand der Jüngling mit glattem Kinn und blondem Haare da, und sogleich wurde er zu dem Palast mehr hingerissen als hingeführt. Hier legte er bei Nacht noch mehr Ehre ein als bei Tage, und Elagabal erhob ihn zu so hohen Ehren, dass er weit mehr als er selbst vermochte und dass man bei dieser Macht des Sohnes es für eine Kleinigkeit hielt, dass die Mutter desselben, damals noch immer Sklavin, von den Soldaten nach Rom gebracht und den Gemahlinnen der Konsularen an Rang gleich gesetzt werde." Ein Zeichen gemütvoller Pietät, wodurch Elagabal sich der Liebe seines „vir" noch mehr versichern wollte; der Zug des guten Weibes, das im geliebten Gegenstande auch dessen Verwandte ehrt! „Dame Elagabal" wandte aber auch weniger edle Mittel an, ihren „Gatten" an sich zu fesseln. Sie reizte ihn zu zorniger Eifersucht. „Sie wollte gern auch als Ehebrecherin gelten und liess sich gutwillig auf frischer That ertappen, wenn sie auch den gröbsten Schimpfworten des beleidigten Mannes sich aussetzte oder wohl gar blaue Striemen als Beweise seiner schweren Hand auf ihre Wangen erhielt. Aber wenn

ältere Liebe doch immer nur oberflächlich gewesen war, so war hingegen die Liebe zu dem jetzigen Eheherrn mit so haltenden Farben im Herzen aufgetragen, dass das zärtliche Weibchen über eine thätliche Behandlung sich nichts weniger als beleidigt, vielmehr zu desto innigerer Liebe gestärkt fand.“ Die Proben, auf welche Elagabal den Hierokles zuweilen stellte, waren allerdings hart. Am gefährlichsten war die Rivalität des „Aurelius Zoticus aus Smyrna, von seines Vaters Kunst auch der Koch genannt.“ „Dieser Mann war am ganzen Körper vortrefflich zum Athleten gebaut und vorzüglich von der Natur an einem gewissen Teile dotiert (*πολὺ δὲ δὴ πάντας τῷ τῶν αἰδοίων μεγέθει ὑπεραίρων*), weshalb er auch, von den Aufspürern solcher Talente dem Kaiser gepriesen, sogleich vom Kampfplatz hinweggerissen und in einem so zahlreichen Aufzuge nach Rom gebracht ward, als weder Augarus unter Sever's, noch Tiridat unter Nero's Regierung bei sich gehabt hatten. Noch ehe ihn der Kaiser sah, machte er ihn zu seinem Kammerherrn, beehrte ihn mit seines Grossvaters Avitus Namen, liess ihn festlich mit Kränzen schmücken, und so hielt der Mann seinen Einzug in den mit unzähligen Lampen erleuchteten Palast. Sobald ihn der Kaiser sah, sprang er in tanzendem Takte auf. Zoticus begrüsste ihn, wie sich's gebührte, als Monarchen und Kaiser, aber jener verdrehte mit weiblicher Ziererei Nacken und schmachtende Augen und konnte nicht genug eilen, ihm zu befehlen: „Nenne mich doch nicht Gebieter. Gebieterin bin ich!“ Dann gingen beide sogleich ins Bad, und weil der Kaiser bei der Entkleidung den Mann seiner Erwartung völlig entsprechend fand, ward die Brunst noch heftiger. Wie eine Geliebte lehnte er sich an des Lieblings Brust und nahm in seinen Armen liegend die Abendtafel ein. Weil aber Hierokles befürchtete, Zoticus möchte den Kaiser noch näher an sich fesseln als er selbst, und ihn, wie dies gewöhnlich der Fall bei

Nebenbuhlern, unglücklich zu machen bedacht sein, so liess er ihm durch die Mundschenken, seine Freunde, einen entnervenden Trank beibringen. Dieser that seine Wirkung. „Zoticus blieb die ganze Nacht hindurch zum Geschäft der Liebe unvermögend, verlor alle bisher genossenen Vorteile, ward aus dem Palast, dann aus Rom, und endlich aus ganz Italien fortgejagt und — rettete dadurch sein Leben für die Zukunft.“ Elagabal aber kehrte reuig zu seinem Eheherrn zurück, „war entschlossen, ihn in der That zum Cäsar zu ernennen, drohte der Grossmutter, die dies hindern wollte, mit völliger Ungnade, verscherzte seinetwegen die Gunst der Soldaten und bahnte sich selbst den Weg zu dem künftigen traurigen Ende.“

Der Konflikt mit der Mäsa war in der That das Entscheidende im Leben des Kaisers. Die ehrgeizige Frau hatte bis dahin keinen Grund zur Unzufriedenheit mit ihrem Enkel gehabt. Elagabal führte sie sowie seine Mutter gleich zur ersten Senatsversammlung in Rom ein. Die Fürstinnen nahmen Platz neben den Konsuln, sie unterschrieben (ein unerhörter Greuel für den Altrömer!) die Senatsedikte! Nichts fanden die „Väter“ so gesetzwidrig als eben diesen Weibersenat! Er gab dann später ebenso willig nach, als Mäsa ihm unter dem Vorwande, dass „menschliche Angelegenheiten für ihn, den Priester, nicht passten“, alle Regierungssorgen abnahm, ihn den Vetter zum Cäsar adoptieren und diesen fern vom Palaste Elagabals in „männlich römischer Art“ erziehen liess. Sie hatte dann freilich auch mit ihrer Autorität die Unschicklichkeiten des Enkels stets wieder gut zu machen gesucht. Nun aber stand sie dem gefährlichen festen Willen des, wie sie meinte, Wahnsinnigen gegenüber. Er musste fort. Nicht der Hass der Soldaten (sie waren wieder nur bezahlt und bestochen) sondern die Intriguen der Grossmutter haben Elagabal vom Throne gefegt. Denn

während der Kaiser mit seinem Hierokles im Stadium des Palatin-„Circus“ oder in dem kleinen, jetzt wieder gefundenen Theater seines, des severianischen, Palastes, „Pantomime spielte“, — was für Gesichter mochten da die eingeladenen Generäle, Konsularen und Damen machen, wenn „er das Urteil des Paris aufführte, wo er als Venus, deren Rolle er gab, auf einmal seine ganze Kleidung fallen liess, ganz nackend dastand, mit einer Hand die freie Brust, mit der anderen die Scham bedeckte, darauf sich niederkniete und die posteriora seinem subactor zuwendete“!! — (Man denke übrigens an den „Ilioneus“, der sich dem Auge in gerade der Stellung in der Glyptothek zu München und im Goethehaus zu Weimar bietet, und man wird auch hier noch den Elagabal in seiner Eitelkeit begreiflich finden.) — Während Elagabal solche „verliebte Possen“ trieb, schärfte Mäsa das Schwert der Prätorianer, das diesem Treiben ein Ende machen sollte. Sie liess ein Gerücht ausstreuen, als ob der Kaiser seinem Vetter nach dem Leben trachtete. Wirklich kam auch Elagabal auf den Gedanken, sobald er sich dem fertigen Komplott gegenübersah. Oder er that vielmehr so; „er wollte hören, was die Soldaten dazu sagten.“ Als diese ihm jedoch den Wachtdienst verweigerten und sich in die Kaserne einschlossen, merkte er den Ernst. Noch immer auf den Eindruck seiner bezwingenden Persönlichkeit rechnend, fährt er mit dem „Cäsar“ selbst ins Lager. Die Soldaten beruhigen sich bei diesem Anblicke, machen ihm jedoch bezüglich seiner Umgebung herbste Vorwürfe. Sie verlangen die Entfernung des „Hierokles und anderer unzüchtiger Menschen, die mit ihm schändlichen Handel trieben.“ (Allerdings hatte sich der maritus domini durch Klatsch, durch insolente Stellenerteilung und -verweigerung viel zu schulden kommen lassen). Aber gerade diese Forderung trifft Elagabal am empfindlichsten. Er ver-

spricht Besserung, um stets nur auf die Bitte, ihm den Hierokles wiederzugeben, zurückzukommen. „Er flehte im kläglichsten Tone, weinte die lautersten Thränen." „Nur den lasset mir, was ihr auch Arges von ihm denken möget, oder tötet mich lieber!" Endlich erzwang er, was man ihm verweigerte, zog sich von der Oeffentlichkeit zurück und beschloss des Alexander, seines Gegners, Mord. „Da er jedoch von Natur unbedachtsam war und alles, was er vorhatte, offen sagte und that", kam man ihm mit dem Aufstande zuvor. Zum letztenmale zeigt er sich unter den Soldaten und verlangt die Bestrafung der Meuterer. „Diese, in Erwägung ihrer bereits gethanen Schritte, töteten zuerst des Elagabal Gefolge, welches man für die Beförderer seiner Uebelthaten hielt. Und zwar auf mancherlei Art, indem sie einigen die Eingeweide aus dem Leibe rissen, andere ima parte an Pfähle spiessten, damit ihr Tod ihrem Leben ähnlich sein möchte!" (Als ob Elagabal der aktive Teil bei seiner Unzucht gewesen wäre!) „Hierauf fielen sie über ihn selbst her, zerrten ihn aus dem Kasten, in den man ihn zu seiner Sicherheit geworfen hatte, und stachen ihn zugleich mit seiner Mutter nieder, die ihn fest umschlungen hielt." Die Natur, die über den Tod hinaus die Allmacht bewährte! „Beiden hieb man die Köpfe ab, entkleidete ihre Leichname und schleifte sie anfangs in der Stadt umher. Dann warf man den des Sohnes in die Kloake und, da von ungefähr die zu enge Oeffnung ihn nicht durchliess, in den Tiber, nachdem man vorher die Leiche mit einem Steine beschwert hatte, damit sie nie wieder heraufkommen und begraben werden könnte." Der Senat aber brandmarkte in seinem Hasse den Kaiser nach dem Tode noch mit den Beinamen „Tiberinus", der „am Hacken Geschleifte", der „Unreinste"! Die Prätorianer sandten ihm einen weniger pathetischen, aber um so derberen

Soldatenwitz nach: Sie verglichen ihn mit einer „von unbändiger und rasender Geilheit befallenen Hündin“!

Das letzte Urteil, so roh es erscheint, ist gerechter als der moralische Entrüstungsschrei der gebildeten Gesellschaft. Der gemeine Mann beherrscht sachlicher seinen Horizont. Er steht näher der Mutter Erde und ihrem übermächtigen Walten. Ja, selbst Elagabals Nachfolger auf dem Throne, Kaiser Alexander Severus, welcher bei gleichem Blute zum strikten Gegensatze seines Vetters erzogen war, scheint die Naturmacht in dem Charakter seines Gegners nicht verkannt zu haben. Er spricht (und auch wohl zuerst?) von Elagabals Kreise als dem „tertium genus hominum“, das er zwar nicht vertilgen konnte, aber doch so weit wie möglich von sich entfernte. „Das dritte Geschlecht“! Hätte ich nicht aus meinen Studien, den früheren wie den heute vorliegenden, die Ueberzeugung gewonnen, dass es in der That ein solches, d. h. Männer mit weiblicher Psyche und Weiber mit männlichem Instinkte, giebt, mir wäre kaum der Atem bei der Wanderung durch die wüste Orgie des Lebens Elagabals verblieben. Damit fällt aber ein grösster Teil von des Letzteren „Schuld“ auf seine abnorme physische und psychische Organisation zurück. Der tiefste Kenner menschlichen Wesens, dessen klares, vorurteilsloses Auge gerade auch in diese Abgründe perverser Naturanlage geblickt, Aristoteles, bestätigt mir es mit seinen Worten. Er spricht im 7. Buche der Nikomachischen Ethik (dem grossen Kapitel von der menschlichen Verantwortlichkeit) von den sogenannten „Bestialitäten“. Er versteht darunter unnatürliche Begierden, „die es teils durch Krankhaftigkeit des Organismus, teils durch Gewohnheiten, teils durch perverse Naturanlagen“ sind. „Auch die Lust an männlicher Unzucht gehört hierher, denn sie ist teils Folge angeborener Naturneigung, teils entspringt sie aus Gewöhnung, wie z. B. bei solchen Individuen, die

von ihrem Knabenalter an zu unnatürlicher Wollust missbraucht wurden.“ „Diejenigen nun, bei welchen solche Neigungen natürliche Anlage sind, die kann Niemand ausschweifend nennen, so wenig wie man die Weiber darum schelten kann, dass sie nicht aktiv, sondern passiv sich dem Mann gegenüber verhalten; und ebenso ist es mit denen, welche durch Gewöhnung mit krankhaften Gelüsten behaftet sind. Solche Neigungen an sich zu haben, fällt ausserhalb der Bestimmungen der sittlichen Schlechtigkeit!“ . .

Dass Elagabal auch in diese Kategorie abnormer Wesen zu rechnen sei, ist evident. Er war kein eigentlicher Zwitter („durch Krankhaftigkeit des Organismus“). Bei vollkommen männlicher Körperbildung waren es „Gewohnheit und angeborne Naturneigung“, die ihn zum pathicus machten — wobei es dem Erläuterer seiner Seelenzustände überlassen bleibt, ob er mehr aus ersterem oder letzterem Grunde seine Perversität herleiten will. Denn wenn ich z. B., an Herodians Worte von Elagabals Hierurgie anknüpfend, auch seine Unzucht nur die „Kehrseite der Medaille“ genannt, so vergegenwärtigte ich mir das eigentümliche Gewissen der Diener und Dienerinnen des Bal, welche, indem sie sich, nicht nur im Tempelbezirk, der Sinnenlust für Geldlohn preisgaben, eben damit eine religiöse Pflicht zu erfüllen glaubten. (Elagabals Privatbordell im Palatium!) Ja, die Erscheinung des Priesterkönigs Heliogabalus selbst, den Dio Cassius auch consequent „unseren Sardanapalos“ nennt, könnte als „die praktisch gewordene Mythe von dem Löwen bändigenden und bei Omphale Wolle spinnenden Herkules“, (als welcher Sardanapal in der hellenischen Sage wieder auftaucht), aufgefasst werden. Aber der tiefsinnige Mythus, der die schroffen Gegensätze im Naturleben mit den ebenso „unversöhnten Kontrasten von schlaffer Hingebung und übermenschlicher Anstrengung“ in jenen Helden-

gestalten bezeichnet, findet bei Elagabal doch nur nach der einen Richtung hin seine Anwendung. Im übrigen war es, abgesehen von seiner Naturanlage, die „vis fatalis“ wie Kaiser Konstantin so treffend „das Schicksal, das die Regenten auf den Thron ruft“, nennt, welche Elagabals „insania“ zur höchsten Spitze trieb. Und hier möchte ich noch einer eigentümlichen Romphantasie über diesen Kaiser gedenken, die sich mir ergab, als ich einige der ungeheuerlichsten Stellen bei Lampridius in nähere Verbindung zu bringen suchte.

Elagabal, weibisch wie er war, hat keine monumentalen Bauten, wie die männlicheren Kaiser, hinterlassen. Dafür plante er jedoch ein Kolossaldenkmal seines Gottes, dessen Ausführung unterblieb, weil man vor seinem Tode den Riesenblock dafür in den ägyptischen Steinbrüchen nicht fand. Ein gigantischer Phallus als Wahrzeichen Roms auf dem Palatine! Und die Stadt selbst dann in ihrer Einteilung, mit ihren Bewohnern, ganz dem Dienste dieses Alleingottes unterstellt! „Bordellwirte übernehmen die Stadtpräfektur und stehen an der Spitze der vierzehn Quartiere.“ Die Freudenmädchen und Lustknaben werden zu Gemeinden organisiert, und indem Elagabal in der That „sie von allen Orten in ein Staatsgebäude einmal hatte bringen lassen, hielt er daselbst eine Rede an sie, so wie ein Feldherr an seine Soldaten, und nannte sie Kameraden und Mitstreiterinnen“. „Bei ihrer Entlassung gab der Kaiser ihnen, nicht anders als Soldaten, drei Goldstücke mit der Aufforderung zu einem Gebete“. „Sie möchten die Götter bitten, dass sie ihn noch mehrere ihresgleichen finden liessen!“ Rom als das Priesterkönigreich der unkeuschen Liebe! Und daneben die andere Vision, nicht minder ein Greuel für den staatstreuen Römer. Ein Galgen, ein Kreuz über der ewigen Stadt thronend! Die Quartiere Roms in Kirchsprengel umgewandelt! Die Priester

auch die Vorsteher der Parochien! Das Heer des Staates in die „Streiter Christi“ verkehrt! Kameraden alle untereinander! Ein einziger Feldherr! Ein einziges Kommandowort, das sie leitet! Das Priesterkönigtum der reinen Liebe! Ungeduldig klopfte diese Romanschauung unter Elagabal an die Katakombenwände und — hat sich verwirklicht. Aber was ist es doch für eine seltsame Empfindung, wenn ich die Kuppel des Petersdoms von ferne aufsteigen sehe und dabei an das palatinische Balsymbol denke?

Oscar Wilde.

Ein Bericht von **Dr. jur. Numa Prätorius.**

Am 1. Dezember 1900 starb in Paris im Alter von 44 Jahren der bekannte englische homosexuelle Schriftsteller Oscar Wilde, dessen Prozess im Jahre 1895 grosses Aufsehen in ganz Europa erregt hatte.

Oskar Flakertie Wills Wilde war 1856 geboren in Dublin als Sohn eines Arztes und Schriftstellers. Schon in Oxford zeigte er bedeutendes Talent und erhielt sämtliche Preise für Dichtung und Litteratur. Bald darauf, erst 21 Jahre alt, machte er sich durch die Veröffentlichung eines Bandes von Gedichten bekannt. Sein Dichtertalent und sein persönlicher Einfluss innerhalb der aristokratischen Gesellschaft stellten ihn früh an die Spitze der ästhetischen Bewegung, welche als Hauptprinzip den Grundsatz „l'art pour l'art" auf ihre Fahne schrieb. Wilde gab nach und nach heraus: „Der Römer," „Das Portrait von Dorian Gray," einen Band Gedichte in Prosa, ein Poem: „die Sphinx," einen Band Novellen; dann folgten seine Theaterstücke: „Der Fächer von Lady Windermere," „Eine Frau ohne Bedeutung," „Der ideale Gatte" und ein auch deutsch und französisch veröffentlichter Einakter „Salome" und andere, welche alle den grössten Erfolg errangen und seinen Ruf als Schriftsteller über England und Amerika, sowie über ganz Europa verbreiteten.



Nach einer Orginalphotographie v. Alfred Ellis & Walery, London, W.

Oscar Wilde.

Eine Zeitlang war er einer der am meisten geschätzten und verhätschelten Dichter Englands, gleich beliebt beim grossen Publikum und bei der geistigen Elite. Die Aristokratie und die reichen Citymänner Londons empfanden es als hohe Gunst, wenn der berühmte Dichter und elegante Weltmann ihre Feste mit seinem Erscheinen beehrte. Vom Zenith seines Ruhmes wurde er im Jahre 1895 jählings herabgestürzt. Wilde machte im Jahre 1891 die Bekanntschaft des damals ungefähr 20jährigen Lord Douglas; beide wurden bald intim befreundet. Der Vater von Douglas, der Sprössling eines der ältesten mit der englischen Geschichte aufs Engste verwachsenen Adelsgeschlechter von Schottland, Marquis of Queensberry, beschuldigte Wilde, seinen Sohn zu gleichgeschlechtlichem Verkehr verführt zu haben, und schrieb ihm eine offene Visitenkarte mit Schmähungen, die er ihm durch den Portier des Albemarle-Klubs übergeben liess. Wilde erhob Beleidigungsklage gegen Lord Queensberry. Letzterer trat jedoch den Wahrheitsbeweis über die Sitten Wildes an. Die Folge war Wilde's Verhaftung und Verfolgung wegen Sittlichkeitsverbrechen. Douglas entfloh auf den Kontinent.

Wilde war in Gemeinschaft mit einem Mitschuldigen der gewohnheitsmässigen Verführung von Minderjährigen zur Unzucht sowie unzüchtiger Akte mit Jünglingen angeklagt. Im Laufe des Prozesses wurde der erste Punkt fallen gelassen und nur der zweite aufrecht erhalten.

Da ein erstes Geschwornengericht sich über die Schuldfrage nicht einigen konnte, musste Wilde vor ein zweites gestellt werden. Dieses erklärte ihn der Vornahme unzüchtiger Akte mit Männern für schuldig, worauf er vom Richter zum Maximum der zulässigen Strafe, 2 Jahren Zwangsarbeit, verurteilt wurde. Wäre statt blosser unzüchtiger Berührungen vollendete oder nur versuchte wirkliche Paederastie angenommen worden, so hätte das

barbarische mittelalterliche Gesetz lebenslängliche und auch beim blossen Versuch Zwangsarbeit bis zu 10 Jahren gestattet.

Die Frage der Homosexualität wurde seltsamerweise in dem Prozess gar nicht berührt, es schien, als ob eine solche Frage gar nicht existiere. Besonders auffällig und für deutsche Begriffe geradezu unbegreiflich war die Rolle der Behörde gegenüber den als Zeugen geladenen männlichen Prostituierten und Erpressern. Dies waren die Hauptzeugen gegen Wilde; obgleich sie zugestehen mussten, von der Prostitution zu leben, und der Erpressung überführt wurden, dachte Niemand daran, sie zu verfolgen, sie verliessen unbehelligt den Gerichtssaal und der bisher unbescholtene berühmte Dichter, der überlegene Geist, auf den England stolz sein durfte, musste der beleidigten Moral zum Opfer fallen.

Ein allgemeiner und gewaltiger Sturm der Entrüstung erhob sich über den „Fall Wilde"; die öffentliche Meinung geisselte ihn als den verworfensten Menschen und grössten Verbrecher. Es schien, als sei etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes geschehen. Man begnügte sich aber nicht, nur den Menschen Wilde zu bekämpfen, man wollte auch den Schriftsteller ausrotten. Die Theaterdirektoren beseitigten seinen Namen aus den Theatern, die Bibliotheken entfernten seine Bücher, Schauspielerinnen strichen die Rollen seiner Stücke aus ihrem Spielplan.

Im Grunde galt der Prozess nicht bloss den Handlungen, die Wilde begangen haben sollte, sondern seiner ganzen Geistesrichtung, wie sie in seinen Werken hervortrat. Seine witzsprudelnden, von Sarcasmen und Paradoxien erfüllten Schriften, sein überlegenes, der Schönheit huldigendes Künstlertum, sein freier, die Rechte der Individualität verfechtender, die Vorurteile verachtender Geist hatten ihm schon längst — bisher machtlose — Feinde bei den

Moralphilistern und Pharisäern zugezogen. Jetzt konnte Hass, Neid und Rachsucht den eigenartigen Dichter unter dem Vorwand entrüsteter Tugend in den Kot ziehen.

Immer und immer wieder wurden daher in dem Prozess Bruchstücke und einzelne aus seinen Werken herausgerissene Sätze zur Charakterisierung seiner Dichtkunst und Sinnesart hervorgezogen und dem Angeklagten zur Schuld angerechnet. Nicht er allein, auch seine Werke wurden gebrandmarkt.

In England liessen ihn fast alle seine zahlreichen Freunde im Stich. Alle, die sich noch vor kurzem durch die Bekanntschaft mit dem gefeierten Dichter geschmeichelt fühlten, Alle, die er unterstützt, Alle, die ihm Stellung und Existenz verdankten.

Nur Wenige verleugneten ihn nicht, so namentlich auch der ältere Sohn von Lord Queensberry und ein edler Priester, der die Freilassung Wilde's zwischen dem ersten und zweiten Prozesse durch seine Mitbürgschaft sicherte, dafür aber die unerhörtesten Schmähungen über sich ergehen lassen musste.

Es soll nicht geleugnet werden, dass Wilde das Leben eines Genusssexualen geführt und dass er seiner Sinnlichkeit allzufreien Lauf liess, sein Leben soll sicherlich nicht als Muster eines idealen Homosexuellen hingestellt werden; aber das, was er gethan, ging nur ihn und sein Gewissen an.

Wilde hat keine unerwachsenen Knaben verführt, — er hat nicht gegen die geschlechtliche Freiheit eines Andern verstossen. Wenn er mit erwachsenen Jünglingen, die sich um Geld hingaben, hinter geschlossenen Thüren geschlechtliche Handlungen vorgenommen hat, so verdient er, der Homosexuelle, keine schärfere Beurteilung als die Normalen, die den ausserehelichen Beischlaf mit prostituierten Frauen ausüben.

In Paris, wo Wilde eine Anzahl Freunde besass und zwei Jahre früher glänzend gefeiert worden war, fand sich, wie immer in Frankreich, wenn es gilt, für Freiheit und Humanität eine Lanze zu brechen, eine Reihe von Männern, meist Schriftstellern, die eine Petition um Begnadigung Wildes an die Königin von England richteten; sie blieb jedoch erfolglos.*)

Trotzdem auch in Frankreich die meisten Zeitungen, wenn auch nicht unter Schmähungen, so doch in ironischem und entrüstetem Tone über den Prozess berichteten, so erhob eine Anzahl Schriftsteller in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften ihre Stimme zu Gunsten von Wilde. So unter Andern der Kritiker Bauer im Echo de Paris und der Dichter Hugues Rebell, der in einem prachtvollen Aufsatz im Mercure de France (August 1895) mit flammenden Worten die Ungerechtigkeit der Verfolgung und die englische Heuchelei geisselte.

Auch in Deutschland sind mir — wenigstens zwei — Artikel bekannt, die in rechtlicher Weise den Fall Wilde beleuchteten, von Dr. Handl in der „Zeit“ vom 15. Juni 1895 und von Bernstein in der sozialistischen Zeitschrift „Die neue Zeit“ Nr. 32 u. 34. (1894–95.)

Wilde musste die ganze furchtbare Strafe von zwei Jahren Zwangsarbeit verbüssen. Keine Demütigung der gewöhnlichen Gefangenen wurde ihm erspart, keine Erleichterung ward ihm zu Teil.

Er litt namentlich körperlich entsetzlich unter der Strafe, zeitweise war er dem Wahnsinn nahe, doch gelang es ihm, die Strafzeit auszuhalten, ohne völlig körperlich und geistig zu verkommen. Nach Verbüssung seiner Strafe verliess er England und nahm Domizil in Paris; zeitweise reiste er nach Italien. Douglas, der vergeblich

*) Einen genauen Bericht über den Prozess nebst eigenen interessanten Bemerkungen über das Problem der Homosexualität in Dialogform brachte Sero (im Verlag von Spohr 1895 erschienen). Preis M. 1.50.

alles Mögliche für seine Befreiung gethan hatte, blieb sein Freund und war noch an seinem Sterbebette anwesend. In Paris lebte Wilde zurückgezogen und ziemlich einsam unter dem Namen Malmoth, dem Namen eines einst berühmten englischen Romanhelden, einer Art englischen Manfreds, der sich, von Liebe zur Schönheit beseelt, wissentlich in die Verdammnis stürzt. Seine Vermögensverhältnisse waren seit seinem Prozess sehr dürftige, zuletzt war er sogar auf die Unterstützung von Freunden, die ihm treu geblieben, angewiesen.

Auch in Paris hatten die meisten früheren Bewunderer und Bekannten Wilde den Rücken gewandt, doch bewahrten ihm mehrere bekannte französische Schriftsteller ihre Freundschaft. Noch den letzten Sommer konnte man ihn in ihrer Gesellschaft täglich zu einer bestimmten Stunde in einem bekannten Café auf dem Boulevard sehen.

Im Oktober hatte er sich einer lebensgefährlichen Operation unterziehen müssen, an deren Folgen er im Hospital de la Salpetrière starb. Kurz vor seinem Tode bekehrte sich Wilde, der protestantisch geboren war, zur katholischen Religion.

Seit seinem Prozess hat Wilde nur wenig produziert. Ich kenne aus dieser letzten Periode seines Lebens nur die im „Mercure de France“ im Jahre 1896 in französischer und in der „Wiener Rundschau“ vom 15. Oktober 1900 in deutscher Sprache veröffentlichte „Ballade des Blockhauses zu Reading“ zum Andenken eines im Gefängnis hingerichteten Verbrechers, eines Reiters der Leibgarde.

In dieser ergreifenden Ballade besingt Wilde die Marter des Gefangnenlebens und die selbsterlebten Qualen.

Sodann findet sich von ihm in der „Gesellschaft“ (in einer der Mai- oder Juninummern 1900) seine kurze, religiös angehauchte symbolistische Erzählung „Der gute Riese.“

Schon äusserlich fiel Wilde auf: gross, stark, von ansehnlicher Körperfülle; das glattrasierte Gesicht halb englischer Typus, halb römischer Cäsar, ein Gemisch von Feinheit und Sinnlichkeit.

Zum ersten und letzten Mal sah ich ihn vergangene Ostern in Rom. Das Selbstbewusstsein des überlegenen Geistes, der seine Stütze in sich selbst findet und dessen Innenleben keine Stürme zerstören können, lag in seinem Wesen, aber die überstandenen Leiden schienen nicht spurlos an ihm vorübergegangen zu sein: denn zugleich erweckte er den Eindruck des Vereinsamten, Resignierten, des Mannes, der auf immer in dem Grund seiner Liebe erschüttert worden ist.

Es war im Colosseum, wo man mir ihn zeigte. Im Schein blendender bengalischer Feuer erglänzten die gewaltigen Trümmer, die Zeugen gewaltiger Zeiten vergangener Kulturen. Ruhig und in sich selbst gefestigt stand er da, die hundertköpfige Menge mit seiner Gestalt überragend, er selbst das Symbol einer verschwundenen Grösse.

Von Charakter wird Wilde als gut und edel geschildert. Rebell nennt ihn den zuverlässigsten Freund, den diensteifrigsten, treuesten Menschen.

Wilde war, wie ich bestimmt weiss, homosexuell, trotzdem er verheiratet war — nach einem Skandal liess sich seine Frau von ihm scheiden. Diese Heirath, das war ein Verbrechen, weit eher als die Thaten, wegen deren er verurteilt wurde, die Verbindung mit einer Frau zu dauerndem Bund, obgleich er wusste, dass er ihr keine Liebe entgegen bringen konnte.

Seine Werke sind mehr geistreich als tief, mehr geschmeidig und geschickt als kernig, keine Kost für das grosse Publikum, Leckerbissen für verfeinerte Leser. Glänzende Aperçus, blendende Paradoxien, frappante Aphorismen flackern und glitzern an hundert Stellen.

Sein berühmter Roman „Das Portrait des Dorian Gray“ enthält gleich zu Beginn der Schilderung homosexuelle Gefühle, der Maler Hallward liebt den jungen Dorian Gray, der für ihn das Ideal körperlicher und geistiger Schönheit bedeutet, dessen Gesellschaft und Anblick ihm Lebensbedürfnis und Ansporn zu künstlerischem Schaffen geworden.

Die Zuneigung des Malers ist ganz ideal und geistig, rein künstlerisch, ästhetisch verklärt gehalten, aber nichts destoweniger homosexuell. Aus dem ganzen Ton und Geist des Romans spricht die eigene urnische Natur des Verfassers selber, die weder männliche noch direkt weibliche Eigenart, die sich nur als homosexuelle bezeichnen lässt. Worin dieser Charakter des urnischen Geistes besteht, lässt sich schwer ausdrücken und in bestimmte Worte fassen, aber der Kenner der Homosexuellen wird die Nuancen des homosexuellen Wesens herausfühlen.

Wilde selber hat auch die ideale Liebe des Malers Hallward gekannt, nicht bloss die sinnlichere, die ihm seine Verurteilung zuzog. Dies beweist seine anhängliche Freundschaft mit Douglas und der Brief an diesen, den man im Prozess gegen den Dichter ausnutzte.

Dieser Brief lautet:

„Mein einziger Junge! Dein Sonett ist ganz reizend, und es ist wunderbar, dass Deine roten Rosenlippen nicht minder zur Musik des Liedes sollten geschaffen sein wie zur Leidenschaft des Kusses. Deine goldige Seele schwebt zwischen der Trunkenheit der Leidenschaft und der der Dichtung. Ich denke, Hyacinthus, welchen Apoll so wahnsinnig liebte in den Tagen Griechenlands, warest Du. Warum bist Du allein in London und warum gehst Du nicht nach Salisbury? Gehe hin und kühle Deine Hände in dem grauen Zwielicht gothischer Altertümer und komme hierher, wann immer Du magst. Es ist ein lieblicher Platz — nur Du fehlst.

Aber geh' nur erst nach Salisbury. Immer, mit nie ersterbender Liebe, der Deinige! Oskar."*)

Wie man auch über die Schwächen des Verstorbenen denken mag, jedenfalls hat er büssen müssen in einer Weise, die in keinem Verhältnis stand zu dem, was er gethan. Selten ist die Wertschätzung eines Schriftstellers so mit der Beurteilung eines Privatlebens verquickt worden wie bei Wilde, selten hat sich die Gunst des Publikums so plötzlich von einem Dichter abgewandt und durch Momente beeinflussen lassen, die mit dem Kunstwert seiner Werke nichts zu schaffen hatten.

Der Fall Wilde hat wieder deutlich gezeigt, welche tief eingewurzelten Vorurteile über die Homosexualität bestehen, wie mit doppeltem Masse hetero- und homosexuelle Neigungen gemessen werden, wie namentlich in England eher wirklich verbrecherische Handlungen verziehen werden als gleichgeschlechtliche Leidenschaft.

*) Die Uebersetzung ist der Schrift von Sero (siehe oben Anm.) entnommen.

Oskar Wilde's „Dorian Gray".

Von

Johannes Gaulke,

Herausgeber des „Magazins für Litteratur".

„Die Liebe, die in unserem Jahrhundert ihren Namen nicht nennen darf, die Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand, wie sie Plato zur Grundlage seiner Philosophie machte und wie wir sie in den Sonetten Michelangelos und Shakespeare's finden — jene tiefe geistige Neigung, die ebenso rein wie vollkommen ist und die grössten Künstler zu ihren bedeutendsten Werken begeistert hat — jene Liebe wird in unserem Jahrhundert so missverstanden, dass sie mich vor die Schranken des Gerichts geführt hat. Aber dennoch ist sie schön und hoheitsvoll, die edelste Form jedweder Zuneigung. Sie ist nur geistig, und sie besteht allein zwischen einem älteren Mann und einem jüngeren, wenn der ältere geistvoll ist und der jüngere noch seine unberührte, frische Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit besitzt. Dass es so sein muss, will die Welt nicht verstehen. Sie höhnt und stellt bisweilen den an den Pranger, der sie ausübt."

In diesen Worten hat der geistvolle englische Schriftsteller und Dichter Oskar Wilde, der, einst von seiner Gesellschaft vergöttert, dann in's Elend gestürzt und schliesslich heimat- und freudlos, sein Leben am 30. November

1900 in Paris beschlossen hat, sein ästhetisches und sittliches Glaubensbekenntnis vor dem Central-Kriminal-Court am 30. April 1895 niedergelegt. Nach seiner Verurteilung zu einer zweijährigen schweren Kerkerstrafe wegen einer aus seiner homosexuellen Naturanlage hervorgegangenen That wurden über den unglücklichen Dichter in der englischen Presse sowohl wie in der deutschen die albernsten Märchen verbreitet, die auf den ersten Blick das Gepräge einer böswilligen Erfindung trugen. Ich will an dieser Stelle nicht untersuchen, wer an dem sogenannten Verbrechen Wilde's schuldiger ist, er oder die Gesellschaft, die in Unkenntnis und ohne Berücksichtigung der äusserst fein differenzierten, höchst verschiedenartig nüancierten Geschlechtsempfindungen der Einzelindividuen einen starren Moralkodex aufgestellt hat — ich will nur dem Dichter gerecht werden, der uns in seinem „Dorian Gray" *) ein Werk von litterarhistorischer und kultureller Bedeutung hinterlassen hat, in dem das homosexuelle Moment die tiefste und sachlichste Darstellung gefunden. Dem oberflächlichen Leser wird allerdings die künstlerische Feinheit des leider noch nicht ins Deutsche übertragenen Romans entgehen; er dürfte wohl nur den Schmutz, in welchem die Hauptfiguren herumwaten, bemerken, und nicht die, im Grunde genommen, sittliche Tendenz, die den Dichter bei der Abfassung seines Werkes geleitet hat. Andere wiederum, welche der ästhetischen Anschauungswelt Wilde's fremd gegenüberstehen, werden ihm in der Entwickelung der Charaktere nicht zu folgen vermögen und das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. So ging es mir, als ich „Dorian Gray" zum ersten Male las, ich hatte wohl die Empfindung, dass ein starker Geist aus dem Buche sprach, aber ich begriff ihn nicht. Später, nachdem ich mich mit dem Wesen und der Grundursache

*) The picture of Dorian Gray. Ward, Look & Co. Lim., London.

des Homosexualismus beschäftigt hatte und darauf das Buch wieder zur Hand nahm, da ging mir erst das Verständnis für dies eigenartige Werk auf, da erst lernte ich die wunderbare Seelenanalyse, die der Dichter gegeben hat, würdigen. Es giebt wenige Werke der modernen Litteratur, die mich so anhaltend beschäftigt haben wie „Dorian Gray“. Es lässt uns in einen tiefen Abgrund schauen, enthüllt uns aber auch die intimsten Regungen der Seele. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Meisterschaft Wilde die geheimen Fäden, welche sich von Mensch zu Mensch spinnen, ohne dass sich der Einzelne über die Grundursachen der Sympathien und Antipathien, der leidenschaftlichen Zuneigung und des Hasses klar wird, geschildert hat. „Dorian Gray“ ist andererseits auch ein höchst gefährliches Buch, aber nur für den, der einen philiströsen Massstab an dasselbe legt und das Stoffgebiet der Litteratur und Kunst durch engherzige Moralvorstellungen eingeengt wissen will. — —

Der grosse Künstler — sei er Roman- oder Bühnendichter — kennzeichnet sich in erster Linie in der Charakteristik seiner Gestalten. Diese müssen stets so beschaffen sein, dass sich die Handlung notwendig aus ihrer Anlage ergiebt, und nicht umgekehrt, wo der Charakter der Handlung untergeordnet wird. In diesem Sinne hat auch Wilde die drei Hauptcharaktere seines Romans, den Lord Henry Wotton, Dorian Gray und den Maler Basil Hallward aufgefasst. Jeder von ihnen repräsentiert einen in sich abgerundeten Charakter. Bevor ich daher auf die eigentliche Handlung des Romans eingehe, will ich eine kurze Charakteristik der Hauptfiguren und des Milieus, in dem sie leben, vorausschicken.

Der Lord Henry Wotton, dem, wie mir scheint, Oskar Wilde sein eigenes ästhetisches Glaubensbekenntnis in den Mund legt, der sonst aber in keiner weiteren Beziehung zu dem Dichter steht, ist einer jener schönheitstrunkenen

Müssiggänger der „besten“ englischen Gesellschaft, der „upper ten“, die, zu keinem bestimmten Beruf erzogen, ihre Lebensaufgabe in der Befriedigung ihrer sinnlichen Instinkte erblicken. Lord Henry ist, wie man leicht zwischen den Zeilen lesen kann, kein homosexuell Beanlagter, sondern ein Mensch, der — um mich eines vulgären, aber sehr zutreffenden Ausdrucks zu bedienen — alle Schulen durchgemacht, der das Liebesleben in allen Stadien so weit durchkostet hat, bis er, angeekelt von dem eigenen Treiben und dem Treiben der Welt, sich in sich selbst zurückzieht, um nur noch seinem hochmütigen Personenkultus zu huldigen. Lord Henry ist aber bei aller Blasirtheit kein Dummkopf; zwar hasst er die produktive Arbeit, aber es steckt dennoch etwas von einem Vollmenschen in ihm — eine seltsame Mischung von Blasirtheit und ästhetischer Kultur. Dorian Gray, der ihm wegen seines thatenlosen Lebens das Ideal der Vollkommenheit ist, charakterisiert er mit den Worten: „Du bist der Typus, nach dem man heute sucht, welchen man aber zu finden fürchtet. Ich bin glücklich, dass Du nie etwas gethan hast, weder eine Statue gemeisselt, noch ein Bild gemalt, überhaupt nichts Aeusserliches produziert hast. Das Leben ist Deine Kunst gewesen. Du hast Dich in Musik umgesetzt. Deine Tage sind Deine Sonette gewesen.“ Ein Verfechter der ästhetischen Ueberkultur wie Lord Henry findet natürlich Alles scheusslich, was unser praktisches Zeitalter hervorgebracht hat. Die Sünde allein ist für ihn das freudige Element, das dem modernen Leben geblieben ist. Sehr bemerkenswert ist eine Aeusserung über die Künstler, die auf eine tiefe Erkenntnis der Dinge schliessen lässt: „Diejenigen Künstler, welche durch die Art ihres Auftretens Andere entzücken, sind schlechte Künstler. Gute Künstler geben Alles ihrer Kunst und sind daher an sich uninteressant. Ein wirklich grosser Künstler ist das unpoetischste aller Lebewesen, dagegen sind die minder-

wertigen Dichter durchgängig entzückend in ihren Umgangsformen. Je schlechter ihre Reime sind, umsomehr machen sie von sich her. Die blosse Thatsache, eine Sammlung schlechter Gedichte veröffentlicht zu haben, macht einen Mann geradezu unwiderstehlich. Er lebt in einer poetischen Stimmung, der er keinen Ausdruck zu geben vermag; die anderen dagegen halten die Poesie fest, der sie in ihrem Privatleben nie Ausdruck verleihen dürfen."

Wilde liebt es, sich in Paradoxen zu bewegen, doch steckt in allen Aeusserungen, die er den Lord Henry vortragen lässt, ein gesunder Kern und nicht selten auch eine tiefe Lebensphilosophie. „Ich wähle zu meinen Freunden Leute von angenehmem Aeusseren, zu meinen Vertrauten solche von Charakter und zu meinen Feinden Menschen von Verstand und Wissen. Ein Mann kann nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Feinde sein. Ich habe keinen Feind, der ein Dummkopf ist!" Und weiter: „Leute, die nur einmal im Leben lieben, sind Flachköpfe. Was sie als Zuneigung und Treue bezeichnen, nenne ich geistige Unbeweglichkeit oder Mangel an Einbildungskraft." Es lässt sich über die in diesem Satze enthaltene Anschauung debattieren, indessen lässt sich nicht in Abrede stellen, dass derjenige, der einen solchen Satz formulieren kann, tief hinter die Koulissen des Lebens geblickt haben muss.

Die seltsame Mischung eines hyperästhetischen Empfindens, einer Welt- und Menschenverachtung, einer sinnlichen Ueberreiztheit und einer moralischen Haltlosigkeit, aus welchen Elementen Wilde seinen Lord Henry zusammensetzt, gelangt am unmittelbarsten in seinen Aeusserungen über das Weib und die heterosexuelle Liebe zum Ausdruck. Die Weiber sind nach ihm jeder Romantik bar, da sie stets versuchen werden, eine Liebesleidenschaft zu verewigen. Die Ehe ist darum zu verwerfen. „Die

Männer heiraten, weil sie erschlafft sind, die Weiber aus Neugierde, aber beide sind nachher enttäuscht." Der einzige Reiz, den man der Ehe vielleicht abgewinnen könnte, ist der, dass sie beiden Teilen ein Leben voller Enttäuschungen bereitet. Die eheliche Treue verschafft uns allenfalls die stillen Freuden der Liebe, aber die grosse, tolle Liebesleidenschaft kann nur der Treulose empfinden. „Was die Leute doch für ein Geschrei von der Treue machen! Und nach Allem hat sie doch nur ein psychologisches Interesse. Mit unserem Willen hat sie jedenfalls nichts zu thun; entweder beruht sie auf reinen Zufälligkeiten oder sie ist eine Aeusserung des Temperaments. Junge Leute möchten gern treu sein, aber sie sind es nicht. Alte Leute wollen treulos sein und können es nicht." Mit einem ähnlichen Cynismus lässt Wilde seinen Lord Henry auch über die Herzensbildung und Güte der Menschen aburteilen. Es ist eben kein besonderes Verdienst, gut zu sein. „Auf dem Lande kann Jeder gut sein, weil es dort keine Versuchung giebt. Das ist auch der Grund, dass Leute, die ausserhalb der Stadt wohnen, so unzivilisiert sind. Zur Zivilisation gelangt man nämlich nur auf zweierlei Art, entweder befleissigt man sich der Kulturarbeit oder aber der Korruption." — Den Höhepunkt erreicht der Cynismus jedoch in dem Satz: „Nur heilige Dinge sind wert, berührt zu werden."

Lord Henry treibt seinem Schüler Dorian Gray mit einer bewunderungswürdigen Gründlichkeit alle feineren Regungen und namentlich die Achtung vor dem Weibe aus. Die Weiber sind nach ihm nur ein dekoratives Geschlecht. „Sie repräsentieren den Triumph der Materie über den Verstand, während die Männer den Triumph des Verstandes über die Moral repräsentieren. Es giebt nur zwei Arten von Weibern, die einfachen und die temperamentvollen. Die einfachen sind durchaus nützlich. Wenn Du in einen respektablen Ruf kommen willst, gehe

mit einer von ihnen zum Souper. Die anderen Weiber sind in ihrer Art bezaubernd. Sie begehen aber einen Fehler, indem sie sich schminken, um gut auszusehen. Unsere Grossmütter gaben sich einen anderen Anstrich, sie wollten nämlich in der Unterhaltung glänzen. Schminke und Esprit sollten immer zusammengehen. Damit ist es aber heute aus. Solange eine Frau zehn Jahre jünger aussieht als ihre Tochter, ist sie vollkommen zufrieden gestellt. Was die Unterhaltung anbelangt, so giebt es in London eigentlich nur fünf Weiber, mit denen zu sprechen es sich lohnt, und mit zweien von ihnen kann man sich nicht einmal in anständiger Gesellschaft sehen lassen."

So sieht Lord Henry, der Lehrmeister Dorian Grays, aus. Im Ueberfluss und Luxus lebend, ist er zu einem frivolen Spötter geworden, der jedes Verbrechen beschönigt, von Natur vielleicht nicht bösartig und pervers angelegt, ist er durch die übermässige Befriedigung seiner sinnlichen Instinkte und durch seinen Hang zum Müssiggang auf abschüssige Bahnen gebracht worden. Seine glänzenden Geistesgaben vergeudet er in müssigen Spekulationen über ethische und ästhetische Begriffe, seine edleren Regungen sind abgestumpft, sein Geschlechtsempfinden ist korrumpiert. Er hatte einst das Weib in brutaler Sinnlichkeit geliebt, nach seinem seelischen Bankrott hatte sich aber sein Verlangen auf die Jugend konzentriert. Lord Henry ist demnach nichts weniger als ein Homosexueller.

Ihm hat Wilde eine andere Gestalt gegenübergestellt, die als der nobelste Typus eines homosexuell Beanlagten gelten mag. Es ist der feinfühlige Maler Basil Hallward, dessen Liebe rein geistiger Natur ist, der nichts weiter erstrebt, als die Gegenwart der angebeteten Person.

„Es ist wahr," sagt er zu Dorian, „dass ich Dich verehrt habe mit einer Stärke des Gefühls, wie es ge-

wöhnlich unter Freunden nicht der Fall ist. Ich habe allerdings nie ein Weib geliebt. Ich nehme an, dass ich nie Zeit dazu gehabt habe. Mag sein, dass eine wirkliche grosse Leidenschaft auch nur das Vorrecht derjenigen ist, die nichts zu thun haben. Von dem ersten Augenblick an, da ich Dich zum ersten Mal sah, gewannest Du einen ausserordentlichen Einfluss über mich. Ich muss gestehen, dass ich Dich wahnsinnig anbetete. Ich war eifersüchtig auf Jeden, der mit Dir sprach. Ich fühlte mich nur in Deiner Nähe glücklich. Wenn Du von mir fort warst, warst Du doch in meiner Kunst gegenwärtig. . . Ich habe Dich nie etwas hierüber wissen lassen, Du würdest es auch nie verstanden haben, habe ich es doch selbst nicht verstanden. Eines Tages entschloss ich mich, ein herrliches Bild von Dir zu malen. Es sollte mein Meisterstück werden. Und es ist mein Meisterstück geworden. Aber als ich daran malte, da schien jedes Atom Farbe mir mein Geheimnis zu enthüllen.“

Basil Hallward ist eine weniger faszinierende Persönlichkeit als Lord Henry, aber in seinem Gefühlsleben trotz seiner homosexuellen Anlage unendlich wahrer und reiner als Jener. Während bei Henry die ästhetische Kultur eine müssige Spielerei ist, ist es Basil bitterer Ernst mit seiner Sache. Er gehört zu jenen problematischen Naturen, von denen Goethe sehr zutreffend sagt, dass sie keiner Lebenslage gewachsen seien. „Die Harmonie von Körper und Seele — wie gross ist sie?“ fragt er voller Bitterkeit. „Wir haben in unserer Beschränktheit beide von einander getrennt und haben einen Realismus erfunden, der bestialisch ist, und einen Idealismus, der leer ist.“ —

Lord Henry Wotton und Basil Hallward sind die beiden Personen, die im Leben Dorian Grays eine verhängnisvolle Rolle spielen; der eine aus bewusster Frivolität, der andere aus grenzenloser Liebe. Die Handlung

setzt in dem Atelier Hallward's ein. Dieser hat das Bildnis Dorian Grays, der zur Zeit noch ein unverdorbener Mensch war, gerade vollendet. Beide sind in inniger Freundschaft mit einander verbunden, bis Lord Henry, der zu Dorian eine gewisse ästhetische Zuneigung empfand, darüber hinzukam. Von nun ab vollzieht sich ein bemerkenswerter Wandel im Charakter Dorian Gray's. Zunächst wird er nur von der hyperästhetischen Kultur angekränkelt. Henry hat ihm über die Vergänglichkeit der Jugend und die Schrecken des Alters des öfteren ein Privatissimum gehalten. Nur das Leben in Jugend und Schönheit ist wert, gelebt zu werden! Dieser Gedanke erfüllt ihn schliesslich mit Entsetzen. „Wie hässlich es ist! Ich soll alt und runzelig werden, und mein Bild soll ewig jung bleiben. . . Wenn ich es doch sein könnte, der immer jung bliebe und das Bild, das älter würde! Ich würde Alles — Alles dafür hingeben!" — Hier setzt ein symbolistisches Moment ein, eine mysteriöse Handlung, die neben der Haupthandlung einherläuft und diese zu einem endgiltigen Abschluss bringt. Der Wunsch geht in Erfüllung: Dorian bleibt jung, während sich an dem Bildnis in dem Masse, wie er von Stufe zu Stufe sinkt, eigenartige Wandlungen vollziehen. Diese Thatsache, die schliesslich nur in seiner Vorstellung lebt, erzeugt in ihm ein neues Gefühl des Entsetzens, aber auch der Wollust.

Um diese Zeit macht er die Bekanntschaft einer entzückenden, jugendfrischen Schauspielerin an einer Vorstadtbühne, die über eine grosse künstlerische Darstellungskraft verfügt. Ihre Persönlichkeit wie ihre Künstlerschaft zieht ihn im gleichen Grade an, und nicht lange währte es, da hatte ihn eine heftige Leidenschaft zu ihr ergriffen. Die Liebe macht ihn für den Augenblick zu einem besseren Menschen. „Ihr Vertrauen macht mich treu, ihr Glaube macht mich gut. Wenn ich bei ihr bin,

vergesse ich Alles, was Du (Lord Henry) mich gelehrt hast. Ich werde ein anderer, als wofür Du mich bisher gekannt hast. Ich bin total verändert, und der blosse Druck von Sibyl Vane's Hand lässt mich Dich und all Deine unrechten, fascinierenden, aber giftigen Theorien vergessen.“ Es sind die Symptome einer echten, wahren Liebe, die sich hierin kennzeichnen. Aber Dorian Gray hatte schon zu viel von dem Gift, das ihm Lord Henry durch seine verruchten Theorien eingeflösst hatte, in sich aufgenommen, als dass die uneigennützige Liebe hätte Bestand haben können. Als er eines Abends in Gesellschaft seiner Freunde das kleine Vorstadttheater besuchte, um ihnen seine angebetete Sibyl Vane zu zeigen, da ereignete es sich, dass sie aus ihrer Rolle fiel. Die Liebe hatte eine seltsame Wirkung auf ihre Künstlerschaft ausgeübt; während sie vorher nur in ihrer Rolle gelebt hatte, lebte sie jetzt in der Wirklichkeit. Das Theater erschien ihr schal, die Vorgänge auf der Bühne erlogen, sie hatte plötzlich die Fähigkeit eingebüsst, sich in das Gefühlsleben Anderer hinein zu versetzen, weil sie jetzt ein eigenes Gefühlsleben führte. Es schien ihr eine Profanierung, Gefühle zu erheucheln, die sie nicht mehr kannte.

Dorian, der schon zu stark von der hyperästhetischen Kultur angekränkelt war, konnte diesen Umschwung der Gefühle nicht verstehen. Ihr schlechtes Spiel hatte seine Liebe zu ihr getötet. „Ich liebte Dich, weil Du bewunderungswürdig warst, weil Du Genie und Intellekt hattest, weil Du die Träume der grössten Dichter verwirklicht und den Schatten der Kunst lebendige Gestalt gegeben hattest. Du hast nun alles das von Dir geworfen. Du bist jetzt flach und stupid. Mein Gott, wie habe ich Dich einst geliebt! Welch ein Narr bin ich doch gewesen! . . Wenn ich Dich doch nie gesehen hätte! Du hast die Romantik meines Lebens vernichtet. . . . Geh', berühre mich nicht mehr.“

Mit diesen Worten stösst er sie von sich. Sie bricht darüber zusammen, wie ein verwundetes Tier, während Dorian sie mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung betrachtet. „Die Leidenschaften Anderer haben immer etwas Verächtliches für denjenigen, der aufgehört hat zu lieben.“ Das ist die Philosophie, mit der er sich aus der Affäre zieht. Er hat sich seines Meisters würdig erwiesen. Der aufmerksame Leser wird in diesem seltsamen Umschwung der Gefühle einen feinen psychologischen Zug entdecken. Als Dorian Gray das Verhältnis mit Sibyl Vane anknüpfte, da regte sich schon in seinem Unterbewusstsein eine, wenn auch noch nicht ausgesprochen perverse, so doch stark von der Norm abweichende Neigung. Seine Liebe war keine impulsive, keine sittlich-sinnliche, sondern sie baute sich auf einer ästhetischen Voraussetzung auf; er liebte nicht das Weib an sich, sondern das, was schön und künstlerisch an ihr war. Dass diese ästhetische Neigung, die mit seinem Liebesbedürfnis unmittelbar verquickt ist, nicht auf das entgegengesetzte Geschlecht beschränkt blieb, lehren die weiteren Vorgänge in der Entwickelung Dorian Grays.

Sibyl Vane hatte die brutale Zurückweisung, die ihr von dem Geliebten zu teil geworden war, nicht zu überleben vermocht. Am nächsten Morgen meldeten die Zeitungen ihren plötzlichen Tod. Dorian, der sich doch noch einen Rest von Menschgefühl erhalten hatte, gerät über diese Nachricht in den Zustand heftigster Erregung. Er möchte Alles wieder gut machen, denkt auch schon daran, fortan ein anderes Leben zu führen, da naht wieder sein Verhängnis in der Gestalt Lord Henry's. Im Ausdruck des grenzenlosesten Cynismus äussert er sich über die Weiber und fährt dann fort: „Du bist glücklicher gewesen als ich, Dorian. Ich versichere Dich, dass keines der Weiber, die ich gekannt habe, das für mich gethan hätte, was Sibyl für Dich gethan hat. Gewöhnliche

Weiber setzen sich bald darüber hinweg. Einige von ihnen legen allenfalls noch sentimentale Farben an. Traue nie einem Weibe, das sich mauve kleidet, wie alt sie auch sein mag, am wenigsten aber einer fünfunddreissigiährigen, die sich mit blassroten Bändern schmückt. Das lässt immer auf eine Vergangenheit schliessen . . . Das Leben wird Dir noch vieles bieten. Es ist jetzt an Dir, Deine Siege zu behaupten. Bis jetzt ist Dir Alles in den Schooss gefallen. Bewahre Dir nur Deine Schönheit! Wir leben in einer Zeit, die nicht weise sein kann, weil zu viel gelesen wird, und die nicht schön sein kann, weil zu viel gedacht wird."

Das Leben in Schönheit ist die Forderung, um die sich bei Lord Henry Alles dreht, und er weiss sie in so fascinierende Worte zu kleiden, dass er Dorian vollkommen für seine ruchlosen Theorien gewinnt. Alle Selbstvorwürfe sind überwunden; noch an demselben Abend finden wir beide Freunde in der Oper.

Bald darauf tritt Basil Hallward, der Maler, an ihn heran mit der Absicht, ihn von dem moralischen Untergang zu erretten, aber Dorian hatte schon zu viel von den Theorien Lord Henry's in sich aufgenommen, als dass er noch einer menschlichen Regung fähig gewesen wäre. Die Vorstellungen des Freundes weist er mit den Worten zurück: „Sprich nicht über widerwärtige Affären. Eine Angelegenheit, über die man nie spricht, hat sich nie ereignet. Es ist eigentlich nur der Ausdruck, der den Dingen Realität verleiht . . . Ich will nicht der Gnade oder Ungnade meiner Gefühle unterworfen sein, sondern über sie triumphieren." Entsetzt über diese Wandlung wendet sich der Freund von ihm, zugleich dämmert aber in ihm ein gewisses Schuldbewusstsein auf. Er hatte für Dorian eine Liebe empfunden, die weit das Mass des Gewöhnlichen überschritt. Auch für ihn war das Bild zum Verhängnis geworden, indem es ihm seine mächtige

Leidenschaft vergegenwärtigte. Das Bild war ihm so ans Herz gewachsen, dass er es nicht einmal den profanen Blicken auf der Ausstellung zeigen wollte; nur Dorian selbst durfte es besitzen.

Inzwischen hatten sich die merkwürdigsten Aenderungen an dem Bilde vollzogen. Dorian machte nach seiner tragischen Liebesaffaire die ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllende Beobachtung, dass der Ausdruck stetig an Jugendfrische und Unschuld einbüsste und dafür an Hässlichkeit und Frivolität zunahm. Um sich vor diesem Mahner zu schützen, entschloss er sich endlich, das Bild in der entlegensten Bodenkammer zu verbergen.

Nun konnte er sich ungestört im Geiste seines Meisters weiter entwickeln. Und dieser bot ihm die umfassendste Gelegenheit dazu. Eines Tages schickte er ihm ein französisches Buch, von dessen Lektüre die letzte und grösste Wandlung im Gefühlsleben Dorians zu erhoffen war. Es war von einem jungen Pariser geschrieben, dessen Spezialität es war, sich in die Gedankengänge und Leidenschaften der verflossenen Jahrhunderte hineinzuleben, um die Nichtigkeit alles dessen, was ist, zu beweisen, namentlich aber jene Verzichtleistung auf den Lebensgenuss, für welche man das Wort Tugend erfunden hat, als einen grossen Unsinn hinzustellen. Es war ein gefährliches Buch. Die Aeusserungen des Intellekts und der Sinne der verschiedensten Zeiten waren in einen so engen Connex gebracht, dass der Leser kaum noch die spiritualistischen Ekstasen eines mittelalterlichen Heiligen von den krankhaften Konfessionen eines modernen Sünders zu unterscheiden vermochte. Das sinnliche Leben war mit einer mystischen Philosophie umkleidet, die den Leser gefangen nehmen musste. Als Lord Henry seinen Schüler später fragte, ob es ihm gefallen habe, da antwortete er: „Ich kann nicht sagen, dass es mir gefallen hat, es hat mich aber fasciniert. Das ist ein gewaltiger Unterschied.“

„Nachdem Du dies entdeckt hast, hast Du eigentlich Alles entdeckt," entgegnete Lord Henry. Er durfte mit seinem Schüler zufrieden sein. —

Während vieler Jahre konnte Dorian den Eindruck dieses Buches nicht verwischen, und er wollte es auch nicht. Denn die darin vertretene Philosophie beschönigte alle Laster und Verirrungen. Dorian Gray sank immer tiefer; es kursierten die merkwürdigsten Gerüchte über ihn. Er war in der Gesellschaft fremder Seeleute in den entlegensten Quartieren von Whitschapel gesehen worden, das Weib hatte nach der Affäre mit Sibyl Vane aufgehört eine Rolle in seinem Leben zu spielen. Die Frauen, die ihn einst leidenschaftlich verehrt hatten und die um seinetwillen allen gesellschaftlichen Vorurteilen getrotzt hatten, vergingen vor Scham und Entsetzen, wenn sie seiner ansichtig wurden. Er hatte die chronique scandaleuse Londons um mehrere Kapitel bereichert. Alle seine Freunde hatten sich von ihm zurückgezogen, nur Lord Henry blieb ihm treu. Und bei aller Lasterhaftigkeit erhielt er sich jugendfrisch und schön, für Jeden ein verbindliches Lächeln auf den Lippen.

Wiederum vergingen mehrere Jahre, Dorian hatte sein Bild und dessen Schöpfer vergessen und lebte nur seinen sinnlichen Neigungen, da wollte es der Zufall, dass er mit Basil Hallward wieder zusammentraf. Dieser war gerade im Begriff, eine längere Reise zu unternehmen. Hallward dringt wiederum in ihn, sein Leben nach anderen Grundsätzen einzurichten. Es kam zu einer lebhaften Aussprache zwischen den einstigen Freunden; Hallward äusserte den Wunsch, auf den Grund von Dorians Seele zu sehen.

„Auf den Grund meiner Seele! — Ja, Du sollst es," antwortete Dorian, abwechselnd blass und rot werdend.

Sie stiegen die Treppe zur Bodenkammer hinauf,

Dorian enthüllte sein Bildnis, gleich darauf entschlüpfte Hallwards Munde ein Ausruf des Entsetzens. Das Bild, das er dort sah, war Dorian, und wiederum nicht, die äussere Form war geblieben, aber der Ausdruck hatte gewechselt. Alles, was Dorian in seinem Leben verbrochen hatte, alle Schuld, mit der er seine Seele beladen hatte, dort in dem Bildnis war es niedergeschrieben. Der Wunsch, den er einst leichtfertig geäussert hatte, war in Erfüllung gegangen.

„Lass uns zusammen beten, Dorian,“ forderte ihn Hallward auf. „Das Gebet Deiner Eitelkeit ist in Erfüllung gegangen; das Gebet Deiner Reue soll es erst recht. Oh, ich habe Dich zu tief verehrt. Ich bin dafür bestraft worden, Du hast Dich selbst angebetet. Nun sind wir beide gestraft.“

Dorian betrachtet abwechselnd das Bild, dann den Freund, darauf bemächtigt sich seiner plötzlich eine wahnsinnige Wut auf Hallward, in dem er den Urheber seiner Qual vermutet, und seiner Sinne nicht mächtig, greift er zu einem Messer und ersticht den Freund. Kein Angstgefühl, keine Reue über seine That empfindet er mehr. Er lässt den Leichnam durch einen jungen Chemiker, mit dem er einst in Beziehungen gestanden hat und der aus Furcht, von Dorian verraten zu werden, auf die That eingeht, in seine Bestandteile auflösen. Dorian ist gerettet, sein seelisches Gleichgewicht ist wieder soweit hergestellt, dass er noch einmal den Plan fasst, ein besserer Mensch zu werden. Die mannmännliche Liebe erfüllt ihn für den Augenblick mit Entsetzen und er wendet sich einem unschuldigen Landmädchen zu. Ohne ihrer zu begehren — was ihm nicht besonders schwer gefallen sein dürfte —, kann er mit ihr verkehren. Das war der Anfang zu einem neuen Leben. Nie wieder wollte er die Unschuld versuchen.

Neugierig, ob diese Wandlung sich auch in dem Ausdruck seines Bildes kennzeichnen würde, stieg er wieder die Treppen zur Dachkammer empor, wie damals, als er Basil Hallward zum letzten Mal dorthin begleitete. Aber was er erhofft hatte, war nicht eingetreten. Das Bild war schauerlicher anzusehen denn je — es war mit Blut besudelt. Einst hatte es ihm ein gewisses Vergnügen gemacht, den Wechsel zu beobachten, jetzt erfüllte ihn diese Erscheinung mit Furcht und Schrecken. Und während er verzweifelt um sich blickte, da entdeckte er das Messer, mit dem er Basil Hallward erstochen hatte. Ein neuer Gedanke durchzuckte ihn. Wenn das Bild vernichtet sein würde, sollte er da nicht befreit sein? Er griff nach dem Messer und durchschnitt die Leinwand von oben bis unten. — — In demselben Augenblick wurde ein furchtbarer Schrei im Hause vernommen, der die Diener aus ihrer Nachtruhe erweckte. — —

„Als sie den Raum betraten, fanden sie an der Wand das herrliche Bildnis ihres Herrn hängen, so wie sie ihn zuletzt gesehen hatten in der ganzen Pracht seiner Jugend und Schönheit. Auf dem Boden aber lag ein Mann in Nachtkleidung, in dessen Brust ein Messer stak. Seine Haut war verblüht und runzelig, und sein Gesicht trug einen ruchlosen Ausdruck. Seine Identität mit Dorian Gray konnte nur durch die Ringe, die dieser zu tragen pflegte, nachgewiesen werden.“ — — —

Dorian Gray hatte die Schuld seines Lebens mit dem Tode gebüsst. Das ist der versöhnende Schluss des Romans eines Mannes, der zu seinem Unglück unter Verhältnissen lebte, die ihm jede Ausschweifung gestatteten, und einer Gesellschaftsschichte angehörte, die überhaupt den Sinn für die harmlosen Freuden des Lebens verloren hatte. Aus diesem Milieu strebt nur eine Gestalt, die des Malers Basil Hallward, empor zu lichten Höhen.

Aber auch ihm war das Kainszeichen seiner Geburt nur zu stark aufgeprägt. Ein düsteres Geschick bereitet ihm ein frühzeitiges Ende. Es steckt etwas von tragischer Grösse in dieser Gestalt. Hier hat Wilde das Beste gegeben, das in ihm war. Man hat bei der Lektüre die Empfindung, dass der unglückliche Dichter sich in Basil Hallward, sein Schicksal vorahnend, selbst gezeichnet hat. Auch er hat seine Schuld gesühnt.

Die Wahrheit über mich.

Selbstbiographie einer Konträrsexuellen.

Selbstbiographie — Selbstberäucherung! Man sollte die Hände davon lassen. Und doch thue ich es nicht. Warum nicht? Weil ich wiederholt aufgefordert wurde, mit der Wahrheit der guten Sache zu dienen. Allein — — ich fürchte, fürchte!

Ich bin durchaus keine von denen, welche, unglücklich über ihren Zustand, das Köpfchen hängen lassen und jedem zurufen möchten: „Ach, wir armen Ausnahmen! Verzeiht, dass wir auf der Welt sind!" Nein, ich bin stolz auf meine Ausnahmsstellung. Ich werfe das Haupt in den Nacken, stampfe mit dem Fusse auf und spreche keck: „Siehe, das bin ich!"

Ich wurde in einer kleinen Residenz, als Tochter eines Privatgelehrten, geboren und bin das älteste von acht Geschwistern. Ob erblich belastet oder nicht, das bleibe hier unerörtert; denn wenn ich auch etwas in der edlen Wissenschaft der Medizin Bescheid weiss, so fühle ich mich augenblicklich doch nicht berufen, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben. Vielleicht später einmal.

Meine Jugend ging hin wie diejenige aller — Knaben, welche den herrlichen Vorzug geniessen, zugleich die Freiheiten des Landlebens mit den Annehmlichkeiten der Grossstadt verbinden zu können, was wohl nur eine kleine Residenz gewährt. Wenn ich sage, ich lebte wie die

Knaben, so bediene ich mich absichtlich dieses Ausdruckes; denn erstens fühlte ich mich schon damals vollkommen als „Bube“, und zweitens wurde mir das unschätzbare Glück zuteil, eine vollständige Jungenerziehung zu empfangen.

O wie bedauerte ich die armen Mädchen, welche „ehrbar und sittsam“, die Büchertasche unter dem Arme, die Notenmappe an der Hand, dahin schreiten mussten, während ich mich mit meinen tollen Kameraden herumbalgte und -jagte, dass die Wangen glühten und die Haare wild im Winde flatterten. Man versuchte mich auf diese Haare eitel zu machen und bewunderte den natürlichen Kopfschmuck so lange, bis ich, kurz entschlossen, zum Friseur ging und — mich scheeren liess. Wozu auch dieses unnütze Anhängsel, welches mir beim Laufen und Springen nur hinderlich war? Die Buben hatten das viel bequemer. Weshalb sollte ich es ihnen nicht gleich thun? Der Haarkünstler war zuerst so entsetzt über meine Aufforderung, dass er mich ganz starr ansah und in den Ausruf ausbrach: „Nein, das ist zu schade! Ich thue es nicht!“

„So gehe ich einfach zu einem anderen.“

Dieses half. Er machte noch einen schwachen Versuch, mich durch Ueberredung zurückzuhalten, mit dem Hinweis, dass das „prächtige Haar“ erst in drei Jahren seine „jetzige Fülle und Länge“ wiedererhalten haben würde.

„Die soll es ja überhaupt nicht wieder bekommen. Wozu lasse ich denn den Rummel herunternehmen?“

Als er sah, dass alles nichts nützte, machte er sich mit einem schweren Seufzer ans Schneiden.

Hei, wie forsch kam ich mir nach vollendeter That vor! Nun sollte es nur jemand wagen, mich „Mädchen“ zu schimpfen, wie es kürzlich Winterfelds Fritz gethan! Ich war gerade so gut ein Junge wie er auch. Jetzt

blickte ich sogar, und zwar mit Stolz, in den Spiegel, was ich sonst für eine höchst überflüssige Sache hielt.

„Soll ich das Haar vielleicht brennen?“

Ich brach in schallendes Gelächter aus.

„O nein, nein! Ich will mich doch nicht zum Dandy heranbilden!“

Der Künstler wickelte meinen Zopf säuberlich in Seidenpapier und wollte mir denselben feierlich überreichen.

„Was soll ich damit anfangen? Behalten Sie ihn nur!“

„Würden Sie ihn für zehn Mark verkaufen?“

Gern willigte ich ein. Dafür konnte ich mir ein hübsches Buch anschaffen. Und Bücher, Bücher, die sind stets meine Passion gewesen und auch geblieben. So trollte ich denn wohlgemut nach Hause, wo es natürlich gehörige „Dresche“ gab. Was that das? So etwas schüttelte man bald wieder ab, und an der Hauptsache war nichts zu ändern. Auch kam das redlich erworbene Geld, mit dem ich noch an demselben Tage zum Buchhändler eilte, mit inbetracht.

Wie schon gesagt: Bücher liebte ich leidenschaftlich. Es waren aber keine „Herzblättchens Zeitvertreib“, Töchteralbums etc., zu denen es mich zog, sondern Robinsonaden, Indianergeschichten u. dgl. Darüber konnte ich mit den Kameraden sprechen. Ja, wir sprachen nicht nur darüber, wir spielten auch Indianer. Aus unserem „Räuber und Gensdarme“ war mit der Zeit eine ganze Räuber- und schliesslich Zigeunerbande entstanden. Ich wurde zum Hauptmanne erwählt und ein zarter, blonder Spielgenosse war die „Köchin“ des ganzen Trupps, „weil er so herrlich Spatzen braten konnte“. Das Schiessen der Sperlinge besorgten wir Uebrigen mit sogenannten Flitzbogen. Wir besassen eine gehörige Uebung darin und lachten uns bei einem Fehlschusse gegenseitig aus.

Mitten auf dem Felde hatten wir einige Zelte auf-

geschlagen und in dem einen derselben einen steinernen Herd errichtet. Das Holz stahlen wir — Zigeuner müssen stehlen — von einem benachbarten Bauplatze. Wartenbergs Karl hatte eine Bratpfanne, eine Schachtel „Schweden“ und nach und nach ein ganzes Schock Eier aus der heimatlichen Küche nebst einem grossen Stück Speck, Butter und einer Tüte Salz herbeigeschleppt. Aus den umliegenden Feldern wurden Kartoffeln, Rüben u. dgl. aufgehoben. Und so litten wir, wenn wir von der Jagd oder anderen wilden Streifzügen zurückkehrten, keine Not; denn unsere „famose Köchin“ hatte in der Zwischenzeit alles wohl zubereitet und sogar die Sperlinge ausgenommen und gerupft.

Aber die Sache sollte ein Ende mit Schrecken nehmen, als wir uns daran machten, in einem ziemlich entfernten Dorfe einem Bauern ein Huhn zu stehlen. Der Alte wollte unsere Erläuterung, dass wir Zigeuner wären, nicht verstehen und erklärte sich erst dazu bereit, von einer Anzeige abzustehen, nachdem wir unsere ganze Barschaft zusammengeschossen und ihm dieselbe als Ersatz für den fast gehabten Verlust zurückgelassen hatten.

Ich aber fühlte mich gedrängt, als Hauptmann der Bande ein strenges Gericht über die unwürdigen Mitglieder zu halten, welche so dumm sein konnten, sich abfassen zu lassen. Auf einen Wink von mir wurden die Bösewichter von den Kameraden mit Taschentüchern und Bindfäden, die wir zum Zwecke des „Drachensteigenlassens“ gewöhnlich bei uns trugen, gefesselt und in den nahen Wald geschleppt. Ich stieg auf einen Baum — klettern konnte ich aus dem „ff“. — War damals auch leider noch nicht die bequeme Mode eingeführt, ein „Radfahrerkostüm“, d. h. eine festgeschlossene „Pumphose“ unter dem Frauenrock zu tragen, so konnte ich es doch wegen einer sehr praktischen Methode den Knaben in allen Leibesübungen, im Welleschlagen, Kopfstehen, auf

den Händen gehen u. s. w. gleichthun. Ich trug beständig eine grosse „Sicherheitsnadel“ bei mir. Mit derselben befestigte ich das hintere Ende meines Rockes, indem ich es durchzog, an den vorderen Teil des Kleides. So hatte ich die mir leider versagte Hose. Ich muss gestehen, dass ich fast bis zu meiner Universitätszeit den Glauben hegte, der ganze Unterschied zwischen den „Jungens“ und mir bestände einzig und allein in der Kleidung, und ich war zuweilen recht unzufrieden darüber, dass man mich von Anfang an durch den Anzug zum Mädchen gestempelt hatte. --

Nachdem ich zur Bestrafung der Uebelthäter meinen erhöhten Sitz eingenommen hatte, fielen auf meinen Wink die Fesseln, und ich hielt strenges Gericht. Die Hauptmissethäter, d. h. die Dümmsten, empfingen den niederschmetternden Urteilsspruch, dass sie heute „Hannchen“ — so nannten wir unsere Köchin, während man mir den Namen „Hans“ beigelegt hatte — im Haushalte assistieren sollten, indessen wir auf einen frischen, fröhlichen Kriegszug ausgehen würden.

Schweigend, mit finsteren Gesichtern, fügten sie sich dieser Grausamkeit, da sie wohl wussten, dass ein Widerspruch ihr Schicksal nur verschlimmern konnte. Wie in einer Leichenprozession gingen sie hinter uns her und folgten uns nach Hause, das will sagen, in unsere Zelte.

Als wir aber ausgezogen waren und Hannchen den einen bat, die Rüben „zu schaben“, den anderen, die Kartoffeln „zu schälen“, brachen Unwille und Revolte aus.

„Wir sind keine Mädchen, wir können und werden nicht kochen!“

Häuschen versuchte beide zu beruhigen. Umsonst. Kurt ergriff einen brennenden Holzspahn und zündete das Zelt an. Da auch die übrigen luftigen Wohnungen nicht weit lagen und ein kräftiger Wind blies, so sprang die Flamme lustig weiter und das Feuer flackerte hell empor.

Es hätte ein Unglück geben können; denn, wie schon erwähnt, lag ein grosser Bauplatz mit vielem Holze ganz in der Nähe. Aber die dort beschäftigten Arbeiter hatten den Brand sofort bemerkt. Sie eilten herbei, und es glückte ihnen in kurzer Zeit, zu löschen.

Natürlich wurde die Geschichte in der Stadt bekannt. Und es war wohl keiner von unserer ganzen Zigeunerbande, der ohne Schläge davonkam. Was indessen noch schlimmer war, man deckte die meisten unserer Streiche auf. So erzählte man sich z. B. — nicht ohne allen Grund — dass wir im Nachbardorfe ein Schweinchen „gemopst" hätten; dann aber sollten wir dasselbe, wahrscheinlich, weil wir nicht genau wussten, wie es schlachten, braten oder zu Wurst machen, in einen Teich gesetzt haben. Das Tierchen schwamm seelenvergnügt zum anderen Ufer. Hier wurde es sofort von einem vorübergehenden Handelsmanne in Empfang genommen und auf die Schulter geladen, wohl in der Absicht, dasselbe dem Eigentümer zurückzubringen. Uns jedoch kam die Sache etwas unwahrscheinlich vor, und wir schickten zwei Abgesandte unserer Gesellschaft auf das nächste Bürgermeisteramt, um den ehrlichen Wanderer des Schweinediebstahles zu zeihen. Die weitere Folge war, dass der ursprüngliche Besitzer sein Viehlein wiedererhielt.

Wie viel an der Sache wahr ist, will ich, meiner Kameraden wegen, nicht verraten, auch nicht, ob wir wirklich die Fenster der Schlosskirche eingeworfen haben, wie man behauptete. Genug, dass man uns dessen für fähig hielt. Gegen jeden von uns wurden, da so etwas „denn doch über die Hutschnur ging", gebieterische Massregeln ergriffen, und mir untersagte man ein für alle Mal, mit den Jungen zu spielen.

Nun, das war nicht so schlimm. Ich hatte genug gespielt — dass ich mich mit Mädchenumgang entschädigen könnte, der Gedanke ist mir nie gekommen — jetzt nahm

ich meine Zuflucht zu den lieben Büchern. Ich ging in des Vaters Bibliothek und las alles, was mir in die Hände fiel, besonders Kriegsgeschichten und Seeabenteuer.

O, weshalb konnte ich nicht Soldat, weshalb nicht Matrose werden? — — —

Ich will nicht behaupten, dass ich besonders gern lernte. Ich bewältigte mein Pensum hauptsächlich aus Ehrgeiz. Das Arbeiten wurde mir leicht. Etwas einmal hören oder einmal durchlesen, und die Sache sass, blieb auch haften. Die schriftlichen Aufgaben schüttelte ich, sozusagen, aus dem Aermel. Aber es wäre auch oft das einmalige Durchlesen, das Ausdemärmelschütteln unterblieben, wenn es mir möglich gewesen wäre, in der Klasse einen anderen Platz als den ersten innezuhaben.

Wir hatten in unserem Städtchen eine kleine Privatschule für Knaben. Da dieselbe hauptsächlich für meine Vettern — meine Brüder waren damals noch zu jung — und auf besondere Verwendung meines Vaters eingerichtet worden war, so wurde mir die Erlaubnis erteilt, an sämtlichen Unterrichtsfächern teilzunehmen. Das war etwas für mich! Natürlich bestärkte es mich noch mehr in dem Glauben, dass ich „eigentlich" ein Knabe und kein Mädchen sei.

Nebenbei hatte ich Handarbeitsstunden, Konversation in den neueren Sprachen, usw. Es war indessen merkwürdig: Eine so gute Schülerin ich in den Augen meiner Lehrer war, eine ebenso unausstehliche, trotzige, eigensinnige war ich den Lehrerinnen gegenüber, sobald ich für dieselben nicht „schwärmen" konnte. Und zu diesem Gefühle riss mich nur die zwanzigjährige Französin fort, weil — sie so wunderbar grosse blaue Augen, so herrliches schwarzes Haar hatte, überhaupt so schön war. Ich erfuhr bald, dass die Offiziere der Residenz meinen Geschmack teilten, worauf ich nicht wenig stolz war. Als indessen einer derselben meine Angebetete als Gattin

heimführte, hätte ich diesen am liebsten gefordert. Nichts konnte mich bewegen, zu der Hochzeitsfeierlichkeit, zu welcher ich geladen war, zu gehen. Ich schloss mich den halben Tag über in mein Arbeitszimmer ein und stampfte von Zeit zu Zeit heftig auf den Boden. Damals war ich 14 Jahre alt.

Im nächsten Monat sollte unser Klassenunterricht ein Ende haben. Die Knaben, meist älter als ich, hatten ihr Einjährigen-Zeugnis „in der Tasche“ und bezogen das Gymnasium einer grösseren Stadt. Und ich, die ich das beste Examen gemacht hatte? Ich wurde nicht aufgenommen, weil — ich ein Mädchen war. Das war die erste wirkliche Enttäuschung meines Lebens. Weinen lag nicht in meiner Natur. Ich musste handeln, trotzen. Ich wollte dennoch meine Abiturientenprüfung bestehen, und noch früher als meine Freunde.

So verschaffte ich mir den Lehrplan der betreffenden Schule und arbeitete mit Hülfe meines Vaters nach demselben. Nebenbei trieb ich Musik, in welcher ich es jedoch nie zur Vollkommenheit gebracht habe. Eines Tages hörte ich, wie die ganze Stadt in Aufregung war, da eine Dame aus der Gesellschaft, welche mir sehr wohl bekannt, in dem jugendlichen Alter von achtzehn Jahren ihr Lehrerinnenexamen gemacht habe.

„Wenn es weiter nichts ist!“ dachte ich, ging zu der Vorsteherin der betreffenden Bildungsanstalt und liess mich von dieser zunächst privatim prüfen. Mir wurde der Bescheid, dass ich wohl die nötigen Kenntnisse habe, aber nicht das vorgeschriebene Alter. Selbst für die Aufnahme in die Selekta sei ich noch zu jung. Was thun? Warten hiess die Losung! Ich hatte mir einmal vorgenommen, auch dieses Examen zu bestehen, und darum liess sich nichts an der Sache ändern.

Dass man mir, gleichfalls wieder privatim, die Abiturientenprüfung abnahm — noch bevor meine früheren

Spielkameraden fertig waren — wurde mit vieler Mühe durchgesetzt.

Nun ging es nach der Schweiz, um mich für das Universitätsstudium zu immatrikulieren. Zunächst hiess es „Philologie“. Ich musste ja noch das Lehrerinnenexamen machen. Dieses wurde, nachdem ich „das vorgeschriebene Alter“ glücklich erreicht hatte, glänzend absolviert. Bei der Prüfung hörte ich die Bemerkung, dass jedes einigermassen begabte Mädchen nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe, d. h. dass dasselbe selbstverständlich auch die Schulvorsteherinnenprüfung machen müsse.

Ich erkundigte mich sofort nach den Bedingungen und, o Schreck! erfuhr, dass fünf Jahre Unterrichtspraxis, worunter zwei an einer öffentlichen Schule, verlangt würden. Jetzt war guter Rat teuer. Doch nicht lange. Aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Adieu vorläufig schöne Studentenzeit, Freiheit und Jugendtollheit! Nun zunächst die Brille auf die Nase gesetzt — ich besann mich rechtzeitig eines Besseren und unterliess es, denn ich bin durchaus nicht kurzsichtig —, das Antlitz in ehrbare Falten gelegt und unsere Heranwachsenden auf den Weg der Tugend und Wissenschaft geführt, denselben als glänzendes Muster vorangeleuchtet!

Vor dem engeingegrenzten Schulleben hatte ich rechte Angst; aber es musste ja nicht sogleich sein. Ich konnte während der drei ersten Jahre eine Erzieherinnenstelle annehmen, trotzdem man mir sehr davon abriet. Indessen hörte ich auf keine Vorstellungen, bin ich doch stets meinen ersten Eingebungen gefolgt und habe somit die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: „Dem Mutigen gehört die Welt“.

Auch dieses Mal gelang es mir wieder. Ich fand eine beneidenswerte Stelle, hatte eine vorzüglich begabte Schülerin, wenig Arbeit, ein ideales Familienleben und

herrliche, köstliche freie Zeit. Dieselbe benutzte ich hauptsächlich, um mich der Schriftstellerei hinzugeben in welche ich schon seit meinem — zwölften Jahre hineingepfuscht hatte.

Freilich musste ich mich zuweilen losreissen, um die Lieben, mit denen ich zusammenlebte, nicht damit zu kränken, dass ich mich ganz von der Geselligkeit zurückzog. Ich fuhr zu Diners auf die Nachbargüter, zu Abendunterhaltungen, sogar zu Bällen. Und da ich ein fideles, ausgelassenes Ding war, welches ich übrigens noch jetzt bin, amüsierte ich mich stets königlich, wurde überall gern gesehen und hatte genügend Anbeter.

— „Ah, ha!“ wird man sagen, „endlich! Es ist zu langweilig, immer und immer nur: Das that ich — das machte ich — und dergl. — und dergl. Gar nichts von Liebe?“

Nur Geduld! Das sogenannte Gefühlsleben habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Erst den Hafer fertig gedroschen, die Schablone zu Ende gezirkelt! Es währt nicht mehr lange.

Rechte Trauer empfand ich, als die herrlichen drei Jahre vorübergeflogen waren. Gern wäre ich länger bei den mir sehr teuer gewordenen Personen geblieben. Aber durfte ich es denn? War denn nicht mein Aufenthalt hier nur Mittel zum Zwecke? Nein, nein, es ging nicht! Ich widerstand energisch allen Bitten; denn ich wollte mein Ziel nicht aus dem Auge verlieren.

Also nur zu! Hinein in das wahre Philistertum! Eine Stelle als Lehrerin war schnell gefunden, und ich gewöhnte mich rascher an meinen neuen Beruf, als ich gedacht hatte. Stand ich vor der Klasse, so war ich Schulmeister, nichts als das — ich muss dieses Talent wohl geerbt haben —; hatte ich die Zöglinge, welche mit einer wahren Begeisterung an mir hingen, verlassen, so war ich wieder eine ganz, ganz andere.

Da ich in meiner Freizeit fleissig schrieb, so waren die zwei Jahre unmerklich dahingeschwunden. Das Vorsteherinnenexamen wurde gemacht, und — hurra, hurra! — zurück ging es zum fröhlichen Studentenleben!

Wie ich dasselbe zugebracht? Nun: Wie alle. In der ersten Zeit gebummelt, gekneipt, gespielt, die Freiheit in vollen Zügen ausgekostet, auf die Berge geklettert etc.! Ich bin eine enthusiastische Naturschwärmerin, und eine schöne Landschaft kann mich bis zur Trunkenheit, bis zum Wahnsinn begeistern. Ueberhaupt erfasse ich mir sympathische neue Eindrücke mit einer inneren Glut, einer Leidenschaft, die sonderbar mit meiner äusseren Kälte und Ruhe kontrastieren. Man sollte meinen, dass etwas in dieser Weise Aufgenommenes schnell verschwinden, rasch verwischt werden müsste. Nein, es bleibt; es haftet mit demselben Feuer, welches keiner Steigerung mehr fähig ist.

Der zweite Teil des Universitätsprogramms ist jedoch: Arbeiten. Ich hatte, neben Astronomie und alten Sprachen, jetzt die Medizin als Hauptstudienfach ergriffen und wollte auch hier meinen männlichen Herren Kollegen nicht im Wissen und Können nachstehen. So machte ich denn ein recht gutes Examen und liess mich als „Privatgelehrte“ in einer der idyllischsten Gegenden unseres Vaterlandes nieder, wo ich vereint mit „Ihr“ noch heute ein Leben führe, wie es im Eden nicht himmlischer, nicht seliger sein kann.

Aber es gehört Mut, viel Mut dazu. Habt denselben, meine Mitschwestern, zeigt, dass Ihr ebenso gut existenz- und liebeberechtigt seid, wie die „normalfühlende“ Welt! — Trotzt derselben, und man wird Euch dulden, man wird Euch anerkennen, und man wird Euch sogar beneiden! Die Waffen hoch! Es muss und es wird gelingen. Ich habe es erreicht. Weshalb sollte es Euch nicht allen, allen gelingen?

„Aber“, höre ich erwidern, „du bist in Deutschland. Denke an die in Oesterreich! Ach, hättest du eine Ahnung von den Qualen, den Kämpfen, der Angst derer, die beständig das Damoklesschwert des Gesetzes über sich schweben sehen!“

Ihr Armen, Armen! Wann wird Euch die Stunde der Erlösung schlagen? Wann wird sie unsern Brüdern schlagen, die mit uns das Geschick haben, Ausnahmen von der alltäglichen Schablone, von dem uralten, ewigen Naturgesetz zu sein? Kann Mutter Natur sich denn irren? Dürfen wir überhaupt von Ausnahmen, krankhafter Veranlagung und Aehnlichem sprechen? Könnten wir nicht eher eine „Absicht“ als eine „Zufälligkeit“ sein? Ueber alle diese Fragen ist schon so unzählige Male gestritten worden und wird noch so unzählige Male gestritten werden, dass ich heute nicht näher darauf eingehen mag. Werft mir nur den Handschuh hin! Ich hebe ihn auf und werde Euch die Antwort nicht schuldig bleiben.

Hoch die Waffen! Bis er fällt, dieser Unglücksparagraph! Wie viel Elend hat er schon angerichtet, wie viel Kummer verursacht! Warum sollen, warum müssen die Unschuldigen leiden, „die der Himmel auch fühlend schuf“, jedoch in einer Weise, welche die Alltäglichkeit nicht begreifen will? Wohlverstanden! Ich verlange keine Ausnahmsmoral. Was ich fordere, ist Menschlichkeit, Unparteilichkeit, gleiches Recht für alle.

Doch: Ich versprach, einige Züge aus meinem Liebesleben zu geben. Kurz gesagt: Ich hatte nie geliebt und glaubte mich frei von aller „Gefühlsduselei“, aller Sinnlichkeit, bis ich vor einigen Jahren derjenigen begegnete, welche von der Zeit ab alle meine Sinne gefangen nimmt, der mein Leben geweiht sein wird bis zum letzten Atemzuge.

„Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit

sünd'gen Flammen eitler Erdenlust", so dachte ich oft, wenn die grosse Frage an mich herantrat: „Willst du die Meine werden? Willst du mir folgen durch die Stürme des Lebens?"

„Nein und abermals nein!" sagte ich mir stets. Warum? Ich wusste es selbst nicht. Ich fühlte ein etwas, welches mich mit magischer Gewalt zurückhielt, und ich bin diesem „etwas" sehr, sehr dankbar. Ich lachte über Liebe und hielt das Ganze für albernes Zeug, für eine Erfindung des müssigen Dichtergeistes, obwohl ich selbst dichtete und mich zuweilen ins schwärmerische Fach verstiegen hatte.

War es doch auch zunächst die hässliche Form, in welcher die Liebe an mich herantrat! Er war vermählt. Ich, kaum vierzehn Jahr alt, war seine Schülerin gewesen. Mein Geist, meine schnelle Auffassungsgabe, meine Talente hatten ihn geblendet. In einer Stunde, welche er mir allein gab, liess er sich von seiner Leidenschaft hinreissen. Ich lief in der Bestürzung davon, war indessen so harmlos, dass ich mich bald fragte, warum ich denn geflohen, ob es nicht Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, meinem fast vergötterten Erzieher den Kuss der Dankbarkeit zu geben. Glücklicherweise besass er Ehrgefühl genug, sich sofort versetzen zu lassen. Was hätte daraus entstehen können? Mich schauderte später bei dem Gedanken.

Dann boten sich mehr oder weniger annehmbare Partien. Wir Konträrsexuelle sind oft von Bewerbern und Anbetern umgeben. Was man nicht erreichen kann, das reizt. Eine Festung, welche sich erst nach dem hundertsten Sturme ergiebt, hat auch den hundertfachen Wert.

Und leider, leider ergeben sich die meisten von uns schliesslich doch. Fast alle Konträrsexuellen heiraten. Ihr seht mich verdutzt an und wollt mir wohl gar heftig antworten? Ihr wenigen Unvermählten, welche Ihr die

Schrift lest? Seht Euch vor! Hütet Euch! Ich warne rechtzeitig. Vielleicht wird auch einmal die Reihe an Euch kommen. Doch Ihr seid es weniger, für die ich fürchte, Ihr Wissenden, Eingeweihten und Sehenden. Ich halte Euch für mutig genug, selbst das bischen Lebensunterhalt zu erwerben, für welches sich tausende und abertausende verkaufen. Auch werdet Ihr nicht so kleinlich sein, Euch des armseligen Spottes wegen, der einer „alten Jungfer“ anhaftet, in das Joch der Ehe mit einem Geschöpfe zu stürzen, welches Ihr nicht verstehen und lieben könnt, welches sein gebieterisches „Er soll dein Herr sein“ schon vom ersten Augenblicke Eurer Verbindung an zur Geltung bringen möchte.

Warum übrigens immer noch in unserer aufgeklärten Zeit das Vorurteil gegen „die alte Jungfer“, welches viel, sehr viel Unheil anrichtet? Einer der Hauptgründe dürfte der sein, dass man leider noch zu wenig mit dem Wesen des Konträrsexualismus vertraut ist, dass man nichts von der Ehe derjenigen versteht, welche scheinbar gleichen Geschlechtes sind. Man sollte bedeutend mehr einschlägige Schriften lesen. Ich hatte das Glück, dass mir während meines medizinischen Studiums verschiedene Sachen von Krafft-Ebing in die Hand fielen.

O, wie schaute ich auf! Wie wurden mir die Augen geöffnet! Wie leicht, wie zielbewusst fühlte ich mich nach der Lektüre! Jetzt war es mir klar, dass ich nie, nie einen Mann heirathen dürfe. Ich legte mir Rechenschaft über mein bisheriges Leben ab, erkannte meine vollständige Kälte dem anderen Geschlechte gegenüber und gestand mir ein, dass mich manches Weib durch Schönheit, Anmut, Grazie, auch durch natürlichen Verstand, bezaubert, wenn auch noch nicht zur Liebe hingerissen hatte.

Ich wollte wachsam bleiben und die Augen offen be-

halten. Der aufmerksam um sich Blickende wird den Weg nicht verfehlen.

Aber, ach! Wie viele liegen noch im Unbewusstsein, ohne Ahnung von ihrem wahren Zustande? Und diese sind es, für die ich zittere. Sie suchen sich unter ihren verschiedenen Bewerbern, aus einem der oben angegebenen Gründe oder aus einem anderen, denjenigen aus, welcher ihnen als die vorteilhafteste Partie erscheint, nehmen auch wohl den ersten besten und geben sich der sanften Hoffnung hin: „Die Liebe kommt in der Ehe.“ Aber ach! ach!

Ich schweige von dem Leide, welches folgt, und das ich so oft Gelegenheit hatte mit anzusehen. Wohl giebt es einige unter uns, die Phantasie genug besitzen, sich in die Arme der angebeteten Freundin hinein zu träumen, während sie in denen des Mannes liegen. Ja eine Bekannte beichtete mir sogar, dass sie auf diese Weise zweimal Mutter geworden sei. O über solchen Schein, solche Heuchelei, solchen Betrug! —

Von meiner Ehe zu sprechen — so bezeichne ich absichtlich mein Verhältnis zu meiner teuren Freundin —, zögere ich immer wieder, weil mir dieselbe zu heilig erscheint; aber es würde unrecht sein, etwas zu verheimlichen. Ich lernte „sie“ auf einem Waldfeste kennen. Die Natur hatte mich berauscht. Am Ufer des See's wollte ich mich ausstrecken, um ungestört mein erhitztes Innere zu beruhigen. Da lag „sie“ unter einer Eiche, ganz in Rosa gekleidet.

Nicht weiter! Das Ganze ist so märchenduftig, so thaufrisch, dass man die Erzählung schliesslich für einen Roman halten könnte.

Sie war vermählt. Ich machte alle Stürme der Eifersucht, der Verzweiflung durch, wollte mit ihr fliehen, sie entführen, und musste mir doch sagen, dass

ich kein Recht dazu habe. Ich erfuhr auch erst nach dem Tode ihres Gatten, welcher plötzlich auf der Jagd erfolgte, dass sie mir gleichfalls in Liebe zugethan. Von diesem Augenblicke an leben wir zusammen als Ehepaar. Mein holdes, trautes Weibchen schaltet und waltet in unserem gemütlichen Heim als echte deutsche Hausfrau, und ich arbeite und erwerbe für uns beide als thatkräftiger, lebensfroher Mann.

E. Krause.

Wie ich es sehe.

Von Frau **M. F.**

Sei stark — wirf's in die Welt! —

In der Schule schwärmten alle Mädchen für den Literaturlehrer — ich nicht. Mir verursachte die französische Lehrerin Herzklopfen. Sie war nur für ein Jahr engagiert, während dieser Zeit stürzte ich mich mit Feuereifer auf's Französische. Als sie die Stadt verliess, ward mir so jämmerlich und elend zu Mute, dass ich selbst nichts mit mir anzufangen wusste. Dann kam lange Zeit nichts. Ich wuchs, das war Alles. — Zunächst belebte mich wieder eine Lehrerin. Diesmal war's eine Engländerin, die zu uns ins Haus genommen war. Ich zählte etwa 14 Jahre. Miss Mary weckte alle weichen, zärtlichen Regungen in meinem Herzen. Es gab keine willigere Schülerin, keine, die eifriger war, keine, die schnellere Fortschritte machte. Allmählich lebte ich nur durch die selbst noch junge, blonde Fremde, die sich ebenfalls in heisser Sympathie mir zuneigte. Wir lasen Elise Polko's „Musikalische Märchen" und der Himmel hing uns voller Geigen. Nach zwei Jahren hiess es: Scheiden.

Ich glaube, gemeinhin unterschätzt man die Leidensfähigkeit eines Kindes. Wenn ich jetzt zurückschaue, wie ich damals durch die Wälder stürmte, so empfinde ich förmliches Mitleid ob der zuckenden Herzschläge, die die arme Kleine in Not und Verzweiflung jagten.

Wieder folgte eine Weile nichts. Die sogenannten „Verehrer" kamen mir immer nur komisch vor. Dann

heiratete ich mit 17 Jahren. Ich glaube, ich galt für ein herziges Ding, dem man leicht gut sein konnte. Wir waren viele Kinder daheim, vom „Beruf" war zu jener Zeit bei Mädchen noch kaum die Rede, also fort mit ihnen. Trotz aller elterlichen Liebe war jedes doch ein Esser mehr im Hause. — Wenn mein Bräutigam nicht zärtlich, war ich ganz zufrieden, sollte doch meine Ehe die Brücke zu einem Wiedersehen mit Miss Mary bilden. Das liess mir Alles in rosigem Schimmer erscheinen. — Meine geistige Entwicklung nahm, so weit ich mich zurück erinnere, zu jener Zeit keine grossen Wandlungen an. Ich war immer noch nicht ich selbst geworden, aber ich litt nicht etwa tief unter der dicken Decke fremder Farbe, die an mir klebte. Ich war Gattin und Mutter und — nichts, — trotz alledem.

Jahrelang hatte ich die Engländerin nicht gesehen, als mir eine Oesterreicherin begegnete, ein Geschöpf, das in Allem scheinbar das strikteste Gegenteil von mir. Alles trennte uns: Sie die Kraft, ich die Weichheit; sie rücksichtslos bis zur Brutalität, wenn es galt, sich durchzusetzen, ich schwach bis zur Feigheit in dem gleichen Falle. Nichts schien uns zu vereinen: Sie blauestem Geblüt entstammend, ich Jüdin. Dennoch war etwas von Anbeginn stärker als alle Schranken. Wir begegneten uns auf rein geistigem Felde und wurden zur Notwendigkeit Eine für die Andere. Ich wusste nicht, dass leidenschaftliche Freundschaft so einschneidend in ein Leben eingreifen konnte.

Nur wenige Wochen blieben wir vereint, dann begann ein Briefwechsel, der an Eigenart durch Jahre hinaus nichts zu wünschen übrig liess. Meiner Freundin Feder trug Alles zu mir, was auf literarischem Gebiete, in Politik, in Kunst und Wissenschaft sich ereignete. Zärtlichkeitsausbrüche ihrerseits existierten kaum. „Du bist da und mein Geschöpf", das schien ihr so selbstverständlich,

dass nie daran gerüttelt wurde. — Was ich ihr zu sagen hatte, war stets in eine Hülle zarter Hingebung gekleidet. Anfangs wusste ich manchmal gar nicht, was schreiben. Aber nach und nach gewann mein Geist Kraft, meine Seele Flügel, meine Brust weitete sich, meinem Auge erglänzte allmählich eine neue Welt. — Jahre kamen und gingen. Die Kunst umschlang uns mit stärkstem Bande, ich stets bereit, den Regungen ihrer Künstlerseele nachzuspüren, ihre Leiden zu tragen, ihre Erfolge zu bejubeln. So gewann, was zuerst Anempfindung gewesen, eigenes Leben. Keime, die brach gelegen, begannen kraftvoll in mir zu spriessen. Freuden und Leiden lehrte sie mich kennen.

Sonderbar blieb es, dass meiner Freundin Anwesenheit für mich durchaus nie eitel Sonnenschein brachte. Im Gegenteil. Trotz der Freude, sie einige Tage oder Wochen um mich zu wissen, zuckten meine Nerven gerade dann in unbegreiflicher Rebellion — entweder ich weinte oder ausgelassene Heiterkeit umfing mich. Ich wusste mich nicht Herr dieser rätselhaften Stimmungen. Erst getrennt von ihr erstarkte wieder meine Kraft.

Einst, als wir wieder nach kurzem Beisammensein schieden, schlenderte ich, da mein Zug erst etliche Stunden später fällig, durch die Strassen Leipzigs. Der Abschied lag mir dumpf und bleiern in den Gliedern, gleichzeitig fühlte ich mich unbefriedigt — leer — einsam. Vor einem Buchladen blieb ich stehen. Mein Auge streifte die Titel der Bücher. „Die Enterbten des Liebesglückes“, was hiess das? Magnetisch zogen mich die Worte an, deren Bedeutung mir vollständig rätselhaft. Dunkel dämmerte etwas in mir auf, dass mich, gerade mich eben dieses Buch interessieren müsse. Sollte ich es kaufen? Ich schwankte. Eigentlich graute mir vor dem unbekannten Inhalt, und doch — und dennoch — zitternd hielt ich es in Händen — zitternd, als ob mein

Todesurteil fallen sollte, durchflog ich die Seiten — eilte zur Bahn, riss die Blätter mitten durch und warf sie aus dem Zuge. Am liebsten wäre ich ihnen nachgesprungen. Ein wirres, verworrenes Bild war mir in die Seele geglitten, etwas von „in Wahnsinn enden oder von Selbstmord“ hatte ich behalten. Ich war damals 32 Jahre alt. Der Abschied, die sommerliche Glut hatten meine Nerven ohnehin gepeinigt — dies, vereint mit den Eindrücken des Buches, warf mich auf's Krankenlager. Sterben — schien mir nach der Enthüllung das letzte Glück, die einzige Lösung. Ja, ich wollte sterben — aber — ich starb nicht. Fortgesetzt schüttelte mich wirres Entsetzen, dem mein Verstand thatsächlich leicht zum Opfer hätte fallen können. Dennoch genas ich. Wie ein dunkler Traum entschwand das Buch, an das mich äusserlich nichts erinnerte, meinem Gedächtnis. Anfangs hatte ich wohl versucht, die Freundin aufzugeben, als ich aber der den Zusammenhang nicht Ahnenden etwas vom „Aufhören und Ende machen“ schrieb, lachte sie mich einfach aus. So blieb Alles beim Alten. Bald nachher erglühte sie für einen Mann. Ich litt alle Martern der Eifersucht, obgleich ich überzeugt war, der Grösse meines Empfindens würde kein Mensch stand halten, Niemand könne je den Spuren ihres Geistes folgen gleich mir. — Leise und allmählich vollzog sich in mir dann die Wandlung, voll und ganz erfuhr ich das: „Ich suchte Dich und hatte mich gefunden.“ — Mich — mich — voll zagen Staunens, starr fühlte ich mein Königtum. Alles war aufgegangen, jedes Samenkorn, ihrem Einfluss entsprossen, trug Frucht. Und wonnevoll dehnte ich die Glieder. Nichts mehr von qualvollen Schauern — von Angst und Pein. Meine tief innerste Veranlagung, die Alles, was das Dasein mir an Werden und Wachsen beschieden, vom Weibe, von Wesen des eigenen Geschlechtes empfangen, schreckte mich nimmer

Eine fast selige Gewissheit überkam mich: Ich unterschied so viel seelische Hoheit und Lauterkeit in meinen Empfindungen, dass ich lächelnd auf all' den Schlamm und Schmutz sah, den das Leben fast überall bereit hält. — — —

Ich bin keiner Lebenswerte verlustig gegangen. Im Gegenteil. Eine vielseitige, schattierungsreiche geistige Sympathie bringt der hochstehende Mann mir entgegen. Ich lehrte unbewusst Viele, dass eine Seele lieben tiefen Zauber einschliesst. Meine Freunde haben mich nötig. Ich teile ihre Interessen, eine schöne freiere Form waltet im Verhältnis von mir zu ihnen, ja die wundersame Nüance sympathischer Gefühle, die der Franzose so ausgezeichnet „l'amitie amoureuse" bezeichnet, löst meine Wesensart sichtlich oft im Manne aus, eine besondere Melodie schwingt zwischen ihm und mir. Und eine besondere Melodie erklingt in der Stille meiner Seele: Alle feinen, zarten Sensationen, die die Freundin mir gegeben, verdichten sich mir zur Schaffenskraft — die Ekstasen meiner Brust nehmen Form und Gestalt an; aus der Vergeistigung der Triebe strömt mir ein silbern klarer Quell, sprudeln mir Leidenschaft und Glut, meine Ausnahmsseele hebt mich aufwärts, über Leiden und Qualen hinweg; so ist ein Talent gezeugt und in Wonneschauern geboren.

Vom Weibmann auf der Bühne.

Eine Studie von Dr. med. **W. S.**

Eine neuerdings sehr beliebte „Attraktion" unserer Spezialitätentheater ist der als Dame verkleidete Mann, der sich bald Damenimitator, bald Damendarsteller, bald Soubrettenparodist, bald Sopransänger nennt, in jedem Falle aber seine Haupttriumphe nicht sowohl durch seine gesangskünstlerischen Leistungen (obwohl diese zum Teil sehr respektable sind), als durch die graziöse Art feiert, womit er Damenkleider zu tragen und im Auftreten, Gestus und sonstigen Gehaben die Weiblichkeit mehr oder weniger geschickt nachzuahmen, über sein wahres Geschlecht zu täuschen versteht. Die Sache ist eine angenehme und für Leute, die guten Humor besitzen und nicht a priori in jedem Mann im Weiberrock etwas ihr ästhetisches und moralisches Empfinden Verletzendes erblicken, sehr unterhaltende Spielerei, die, mit Geschick und Temperament durchgeführt, in die Programme der Spezialitätentheater, Quartettsängergesellschaften etc. eine aparte und frische Abwechselung hineinträgt. Dass diese Spezialität (sie wird in Frankreich und England übrigens weit mehr kultiviert, als z. Zt. noch bei uns in Deutschland) auch in psychopathischer Hinsicht vieles Interessante darbietet, das eine Behandlung dieses Gegenstandes in unserem „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" gerechtfertigt erscheinen lässt, soll im Folgenden zu beweisen versucht werden.

Der Wunsch, sich als Mädchen zu verkleiden, ist in gewissen Jahren auch bei denjenigen Jungen, die nicht im Entferntesten zur Homosexualität neigen, die vielmehr später als wirkliche Repräsentanten robuster Männlichkeit auftreten, weit verbreitet. Eine gewöhnliche Frage an die katholischen Knaben bei der Ohrenbeichte lautet: „Hast du etwa Mädchenkleider angezogen? Wann? Wie oft?“, die der so Interpellierte meist, wennschon unter Erröten (die Vorliebe für Mädchenkleider ist zwar keine Todsünde, aber doch, in Beibehaltung des alttestamentlichen Standpunktes, ein „Greuel“, ein Unrecht!) mit einem „Peccavi!“ beantworten wird. (? D. H.) Charakteristisch ist, wie bei den in vielen Schulen veranstalteten theatralischen Aufführungen die männlichen Darsteller der weiblichen Rollen meist den Vogel abschiessen und sofort nach ihrer Verkleidung, gleichsam als werde durch die Weiberkleider der weibliche Teil ihrer Seele geweckt und frei gemacht, das weibliche Wesen instinktiv mit verblüffender Korrektheit treffen, sodass sie meist in den ungewohnten Kleidern sich nicht nur nicht unbeholfen, sondern anmutig und mit ungezwungener Selbstverständlichkeit zu bewegen wissen.

Man begreift, wenn man diese jungen Herren und die liebenswürdigen Leistungen ihres Talents (oder ihres Naturells) beobachtet, dass das althellenische Theater und die Bühne Shakespeares wahrlich nicht schlecht versorgt waren, indem sie sämtliche Frauenrollen männlichen Darstellern zuwiesen. Bekannt ist, dass man in China und Japan noch heutigen Tages soweit geht, die Darsteller weiblicher Rollen zu verpflichten, auch ausserhalb des Theaters Weiberkleider zu tragen, auch im Privatleben sich als Weiber zu fühlen und zu beschäftigen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass auch im alten Griechenland, wie jetzt noch in Japan und China, die für Frauenrollen geeigneten Männer nach Erreichung eines gewissen Alters als Mädchen gekleidet worden sind.

Auf unserer modernen Bühne begegnet man dem Manne in Frauenkleidern höchstens hin und wieder in einigen Possen und Schwänken, bei denen es keineswegs auf eine virtuose Täuschung über das wahre Geschlecht, sondern ausschliesslich auf burleske Spässe abgesehen ist. Der Mann muss sich stellen, als seien ihm die Weiberkleider unbequem, als verstehe er nicht, sich darin zu bewegen. Man wünscht hier über täppisches Zugreifen, über ungeschicktes Operieren lachen, nicht über eine wirkliche Täuschung lächeln zu machen. Statt dessen hat, wie gesagt, der in Weiberkleider gehüllte und weibisch geschmückte Mann auf unseren Spezialitätentheatern einen bevorzugten Platz gefunden. Es giebt „Kenner", namentlich in den Grossstädten, die mit Vorliebe dann Spezialitätentheater besuchen, wenn ein Damenimitator auf dem Programm angekündigt wird. Ein zweiter Teil des Männerpublikums geht derartigen Produktionen geflissentlich aus dem Wege und wendet sich entrüstet ab, im Bewusstsein seiner absoluten Männlichkeit, sobald ein solches Herrchen im kurzen Röckchen auf die Bühne tänzelt, Kusshändchen wirft, mit dem Fächer kokettiert und alles sonstige Raffinement einer temperamentvollen Brettlsängerin entwickelt. Der dritte Teil des Männerpublikums ist unbefangen, geniesst diese Scherze harmlos, hält sich ausschliesslich an das Komische, bez. Groteske darin, während ein letzter Teil den Glücklichen, der sich da oben so vor aller Welt, so ganz sans gêne, mit dem guten Rechte, das ihm sein Beruf giebt, in den pikantesten Toiletten zeigen kann, beneidet, an seiner Stelle zu stehen oder wenigstens im stillen Kämmerchen sich ähnlich gekleidet und geschmückt zu sehen wünscht. Auffällig ist die direkte Antipathie eines grossen Teiles der sog. streng bürgerlichen Frauen und Mädchen gegenüber den Bemühungen eines Imitators ihres Geschlechts. Sie finden ihn fast stets „langweilig", „lächerlich", „affektiert", sind

nie mit ihm und seiner Toilette zufrieden und resumieren fast stets: „Der könnte eigentlich auch etwas Gescheidteres machen!“ Ebenso auffällig ist, dass der Damenimitator von einer anderen Kategorie von Zuschauerinnen, die etwas erlebt und den realen Wert des „stärkeren“ Geschlechts abzuschätzen gelernt haben, förmlich verhätschelt und oft den wirklichen Soubretten und Liedersängerinnen sowie allen Turnern und Komikern entschieden vorgezogen wird.

Die interessante Frage, ob die Damendarsteller in Wirklichkeit Effeminierte sind, ob sie infolge konträrer Sexualempfindung sich gerade zu diesem Berufe entschlossen haben, glaubte Verfasser am besten dadurch beantwortet zu sehen, dass er den persönlichen Verkehr einiger dieser Künstler aufsuchte und von anderen wenigstens auf schriftlichem Wege etwas zu erfahren anstrebte. Das Ergebnis dieser Untersuchungen (es kann natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben) ist folgendes:

Von 14 Damenimitatoren lernte Verf. im Laufe der letzten 10 Jahre acht persönlich kennen. Er fand in ihnen zum Teil ziemlich umfassend gebildete, zum Teil wenigstens gesellschaftlich äusserst routinierte Männer. Der jüngste (O. O.)*) zählte 20, der älteste (D. D.) 43 Jahre. Vier von ihnen hatten wohlklingende Baritonstimmen (B. B., C. C., D. D., G. G.), drei ausgeprägte Bassstimmen (E. E., H. H., M. M.), nur einer einen direkt weiblich gefärbten Tenor (N. N.). Zwei waren von auffallend kleiner, zierlicher Figur (G. G., M. M.), fünf von Normalgrösse, einer grösser und stärker, als das Normale (L. L.), zwei (N. N. und C. C.) hatten ein durchaus frauenhaftes Embonpoint aufzuweisen und gestanden, dass sie sich bis zum Platzen schnüren müssten, um eine einigermassen

*) Die Buchstaben beziehen sich auf die weiter unten angeführten eigenen Mitteilungen der betr. Herren.

präsentable Taille anziehen zu können. Fünf hatten starken Bartwuchs, der sie nötigte, sich vor jeder Vorstellung zu rasieren, zwei nur schwachen Bartwuchs, aber um so stärkere Kopfbehaarung, einer (N. N.) war so gut wie bartlos. Von den gesamten 14 Herren des vorliegenden Untersuchungsmaterials waren 8 verheiratet, (5 davon in kinderloser, aber anscheinend glücklicher Ehe), 2 (G. G. und M. M.) bekannten sich als begeisterte Verehrer des wirklichen weiblichen Geschlechts. Sie sind, wie mir bestätigt wurde, nachdem sie ihre Weiberröcke abgelegt haben, höchst impulsive Don Juans. Von den übrigen waren drei passive Pygisten (C. C., E. E. und L. L.), der vierte (N. N.) Mutueller. Indessen steht zu vermuten, dass auch von den acht Verheirateten zum Mindesten drei Homosexuale sind. Die Vorliebe für weibliche Kleidung und weibisches Wesen ist fast allen (G. G. und M. M. etwa ausgenommen) gleichermassen eigen. Acht von den Herren (darunter fünf von den Verheirateten) machen kein Hehl daraus, dass sie auch innerhalb ihrer Wohnung fast ausschliesslich weibliche Kleidung und schon seit Jahren während der Nacht Damennachthemden, Nachtjäckchen, Häubchen etc. tragen, auch wohl, um ihre Taille zu trainieren, im Bette das Korsett anbehalten. Drei von den Verheirateten pflegen (und zwar nicht nur der Uebung wegen!) mit ihren Frauen in Damenkleidern jeder Zeit auf offener Strasse spazieren zu gehen, auch längere Reisen im Damencoupé zu machen, wobei sie stolz versichern, dass ihnen aus diesem abenteuerlichen Sport noch niemals eine Unannehmlichkeit erwachsen sei. In körperlicher Hinsicht bekennen sich alle Objekte im Wesentlichen als vollkommen gesund, zwei neigen ein wenig zu Asthma, fünf laborieren an nervösem Kopfschmerz, der sich namentlich bei starkem Zigarrenrauch in schlechtgelüfteten Theatern einstellt, drei an vorübergehenden Harnbeschwerden und in Verbindung

damit an nervöser Reizbarkeit, zwei an gelegentlichen Verdauungsstörungen. Acht haben beim Militär mit der Waffe gedient, darunter drei als Einjährig-Freiwillige.

Im Anschluss hieran mögen einige, zum Teil sehr interessante eigene Mitteilungen der Herren Damenimitatoren folgen:

A. A.*) antwortete wie folgt:

„Eigentlich furchtbar simpel, verehrter Herr! Wurde schon als Junge von meiner Mutter gern in Mädchenkleider gesteckt, entdeckte meine Stimme und mein Talent, als ich 19 Jahre alt war, liess mich ausbilden, reiste nach Ableistung meiner Militärpflicht mit meiner Mutter und meiner Schwester, die darin wetteifern, mich stets so hübsch als möglich herauszuputzen. Wenn ich mich in Damenkleidern nicht behaglich fühlte, würde ich mich nicht darin auf der Bühne producieren. Ich habe eine Vorliebe für echten Schmuck, namentlich Brillanten, und für feine Wäsche, die ich nicht elegant genug bekommen kann. Bei meinen Toiletten verlasse ich mich meist auf den Geschmack meiner Mutter und Schwester. In Damengesellschaft befinde ich mich am wohlsten, besuche auch zuweilen als Dame kostümiert mit den Meinigen Kaffeegesellschaften, bin dort sehr beliebt und wird meine Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten (meine Spezialität darin ist point-lace) sehr bewundert. Im Hauswesen mache ich mich, wenn ich Zeit habe, gern nützlich. Bettenmachen, Abstäuben, Wäschelegen, Plätten gehört zu meinen liebsten Beschäftigungen. Das hält mich nicht ab, mit Vorliebe starke Zigarren zu rauchen und auch am Kneiptisch meinen Mann zu stellen. Aus Süssigkeiten mache ich mir nichts. In meine Photographien, soweit sie mich

*) Die Namen der betr. Herren, ja selbst die eigentlichen Anfangsbuchstaben ihrer Namen müssen aus begreiflichen Gründen hier unterdrückt werden.

als Dame darstellen, bin ich verliebt, Neigung zu Damen habe ich nur vorübergehend gespürt. Etwaige Huldigungen der Herren machen auf mich keinen Eindruck. Nach dem Alter soll man „Damen" eigentlich nicht fragen. Indess, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen: Ich bin auf dem besten Wege, 30 zu werden. Aber, bitte, sorgen Sie dafür, dass es keiner meiner Agenten erfährt. Genehmigen Sie etc. etc."

B. B. schreibt:

„Ich bin kein Freund von vielem Schreiben, will Ihnen also nur kurz mitteilen, dass ich sehr stolz und glücklich bin, wenn ich mich in eleganter Damentoilette auf der Bühne zeigen kann. Ich schmeichle mir, bei meinen Kolleginnen und Kollegen sehr beliebt zu sein — wissen Sie, was ein „guates Miezerl" ist? Rauche Zigaretten wie ein Schornstein. Mein Lieblingsgetränk? Na, allemal der Sekt! Meine Lieblingsbeschäftigung? Mich anputzen und tarokeln! Weibliche Handarbeiten? Nicht in die Hand! Ob ich Damenkleider auch zu Hause und auf der Strasse trage? Je nachdem ich Lust habe. Wenn ich auf Abenteuer mit lieben Mädels ausgehe, lasse ich jedoch meine Unterröcke meist zu Hause."

C. C. erzählt, dass er dadurch auf die Damenkleider gekommen, dass er als junger Mensch eines Abends dabei gewesen sei, wie sich seine Schwester zu einem Balle ankleidete. „Nach ihrem Fortgang hüllte ich mich mit Behagen in die von ihr abgelegten Sachen. Ich erwartete als Mädchen gekleidet die Rückkehr meiner Schwester, die mich entzückt umarmte, meine echt-weibliche Tournüre lobte und so den Wunsch in mir weckte, mein Glück als Damendarsteller zu versuchen." C. C. zeigt sich auf der Bühne mit Vorliebe als Baby in weissem Stickereikleidchen, kurzen Strümpfchen, Hängeschürzchen, eine Puppe im Arme. Im Schleppkleide fühle er sich etwas geniert. Bei jedesmaligem Auftreten sei er in

grosser Erregung, Wangen und Nacken glühten ihm unter der Schminke (offenbar eine Art Schamempfindung). Dieser Damenimitator bekannte, nicht zu rauchen, auch Spirituosen entbehren zu können. Er war, als ich ihn kennen lernte, 24 Jahre alt, stark umschwärmt, entwickelte in Anwesenheit von Herren eine durchaus weibliche Koketterie, sprach leise und schmachtend. Alles in Allem: Typisch-effeminiert.

D. D., 43 Jahre alt, Franzose, verheiratet, Vater zweier sehr hübscher Mädchen, von denen die eine (17 Jahre alt) mit dem Papa, der sie ausgebildet hatte, als jugendliche Soubrette engagirt war. Viel Effekt machten beide mit einer Pierrotscene, die Tochter als Pierrot, der Vater als überaus graziöse Pierrette! Sehr solide, stille Natur, sanftmütig, als praktischer Hausvater von den Seinigen verehrt und geliebt. Von conträrer Sexualempfindung offenbar keine Spur, die Damenimitation für D. D. nur eben Broterwerb. Infolge seiner Gewissenhaftigkeit hätte er unter anderen Umständen einen vorzüglichen Beamten, infolge seiner umfassenden Bildung und Belesenheit einen ausgezeichneten Gelehrten abgeben können.

E. E. lernte ich bei einem Artistenfeste kennen, bei dem er als gewandter Festordner fungierte. Ein classisch-schön geformtes Gesicht, sprechende dunkle Augen, lebhafte und geistreiche Konversation. Hatte die Hochschule besucht, war ursprünglich zum Geistlichen bestimmt gewesen. Mit seinem sonoren Organ und bei der Geschmeidigkeit seines Gestus hätte er gewiss auch auf der Kanzel Glück gehabt. Da er mir u. A. erzählte, dass er sich mit der Textkritik eines auch von mir tractierten antiken Autors beschäftige, nahm ich seine Einladung, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, an. Ich wurde in ein hübsch möbliertes Zimmer geführt, das allerdings mit seiner ganzen Atmosphäre mehr den Eindruck eines

Damenboudoirs machte. Bald erschien E. E. in der Thür des Kabinets, zu meiner Ueberraschung in einem hocheleganten Damenmorgenrock von blauer Seide, er trug ebensolche Pantöffelchen und hatte die blossen Arme mit goldenen Reifen geschmückt. In diesem Kostüm erledigte er unser wissenschaftliches Gespräch, entwickelte männlich-scharfes und bestimmtes Urteil, wurde aber nach Beendigung dieser Materie wieder völlig zum Weibe, lehnte sich kokett in ein Sopha und verschaffte mir, offenbar nicht ohne Absicht, den Anblick seiner seidenen, spitzenbesetzten Unterröcke. Mit besonderem Stolze zeigte er mir seine Photographien, die ihn zum Teil in den verführerischsten Damentoiletten und Negligés darstellten, dann die betr. Toiletten selbst und schliesslich seine Vorräte an Damenwäsche, Unterröcken etc. Er war ordentlich glücklich, als er mich auf die Schönheiten in Schnitt und Besatz seiner Hemdchen, Höschen und Röckchen aufmerksam machen konnte. Ohne Kenner zu sein, glaube ich behaupten zu können, dass kaum eine Modedame Eleganteres an Wäsche etc. besitzen dürfte, als dieser Effeminierte — einer der geistreichsten und zugleich weibischsten Männer, die ich kennen gelernt habe.

F. F. schreibt: „Meine Neigung zur Damendarstellung erwachte verhältnismässig spät. In meinem 26. Jahre (ich war Buchhalter in einem Bankhause) verheiratete ich mich. Bei einem Privatmaskenball, den ich mit meiner Frau besuchte, trug ich zum ersten Male, auf Wunsch meiner Frau, Damenkleider. Ich fühlte mich so wohl darin, dass ich mich schliesslich, so oft ich konnte, als Dame anzog. Meine Frau übernahm meine Ausbildung, und im Alter von 29 Jahren konnte ich bereits bei einer kleinen Gesellschaft debütieren. Ich habe mich besonders im Koloraturgesang geübt und meine Stimme so in der Gewalt, dass kaum Jemand in meiner Sopranimitation den tiefen Bass, meine natürliche Stimme, erkennen wird.

Ich rauche wenig, trinke lieber Kaffee und Thee als Bier und Wein. Habe mehr Vergnügen am Umgang mit Damen als an dem mit Herren. Meine Frau ist auch heute noch meine beste Freundin. Können Sie von dem Vorstehenden etwas gebrauchen etc. etc."

G. G., Engländer, überaus zierlich und graziös in der Erscheinung, macht nicht sowohl in Damenkleidern als vielmehr im männlichen Kostüm den Eindruck des Verkleideten. Trotzdem nicht effeminiert, enragierter Damenfreund. Raucht viel Zigarren, bevorzugt Spirituosen. In Bezug auf seine Damentoilette sehr anspruchsvoll, lässt seine Kleider nur in den ersten Pariser Ateliers anfertigen, erzählt, dass er fast zwei Drittel seiner Gage für Kostüme und elegante Dessins verwende. Hat eine Passion für Spitzen, Stickereien, — Ansichtspostkarten und das Fahrrad.

H. H. schildert sein Leben sehr abenteuerlich. Entlief nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern der Schule, ging als Schiffsjunge nach Amerika. In New-York wurde er Musiker, entschloss sich, da er in einem Männerorchester keine Stellung fand, sich als Mädchen zu verkleiden, um in einer Damenkapelle placiert zu werden. Reiste mehrere Jahre mit dieser Kapelle als Flötenspielerin, ohne dass Jemand sein wahres Geschlecht ahnte. Veränderungssüchtig, wie er war, verliess er diesen Posten, hatte jedoch in der Zwischenzeit bereits soviel Geschmack an der weiblichen Kleidung gefunden, dass er sich nicht entschliessen konnte, sie abzulegen. Verdingte sich hinter einander als Stubenmädchen, Sodawasserverkäuferin, Kellnerin und Buffetmamsell, schloss sich dann einem Cirkus an und brachte es von einer Statistin rasch bis zur zierlichen Panneausreiterin. Ein Sturz vom Pferde, der eine Sehnendehnung zur Folge hatte, machte diesem Abschnitte seines Lebens ein Ende. Er producierte sich zunächst im Cirkus als weiblicher

Musik-Clown, vereinigte sich dann mit zwei wirklichen Damen zu einem Gesangsterzett, bei dem er die zweite Stimme sang und sattelte schliesslich zur „Damenimitation“ um. Die Sache musste gelingen, da er fast die Hälfte seines bisherigen Lebens ausschliesslich in Unterröcken gesteckt hatte. Ein sehr widerstandsfähiges Naturell, in Männerkleidern kräftig bis zur Derbheit. Keineswegs süsslich oder affektiert. In Frauenkleidern, die er jetzt noch mit Vorliebe auf der Strasse trägt, anmutig, liebenswürdig und so sicher auftretend, dass man ihm seinen Roman wohl glauben darf.

I. I. schreibt kurz und bündig,: „Ihre Fragen einzeln zu beantworten, fehlt es mir an Zeit und Lust. Ich kann mir wirklich nicht denken, welches Interesse weitere Kreise daran haben könnten, zu wissen, wie ich dazu gekommen bin, mir durch die Verkleidung als Dame mein Brot zu verdienen.“

K. K. antwortet sogar in Versen:

Wer nie das Glück an sich erfuhr,
Den Unterrock zu tragen,
Hat von der Sache keine Spur
Und soll nicht darnach fragen.
Ein Jeder schafft sich seine Welt,
Fragt nicht, ob's Anderen gefällt!

L. L., fast zu gross und stark für die Damendarstellung, scheint gleichwohl durchaus effeminiert, wird trotz seines Alters von 37 Jahren von 4—5 Herren sehr umschwärmt, giebt sich auf der Bühne und im Leben äusserst kokett, befindet sich mit seinen Kolleginnen, auf die er eifersüchtig zu sein scheint, öfters im Streit, der nicht selten auf seiner Seite mit regelrechten Weinkrämpfen endet. Ist von sehr oberflächlichem Urteil und scheint auf die Enge seines Gesichtskreises stolz zu sein.

M. M. Ein dem unter G. G. geschilderten ziemlich

gleichartiger Typus. Durchaus gesund, kräftig, viel echter Humor, Damen gegenüber Schwerenöther, besondere Geschicklichkeit in technischen Dingen, aber nicht in weiblichen Handarbeiten, die er perhorresciert. Pflegt gern Bälle in Damenkleidern zu besuchen, erklärt, nur als Weib am Tanze wirkliches Vergnügen zu finden

N. N. Eine fast problematische Natur, neigt zu Melancholie, ist überaus empfindlich. Hat eine besondere Vorliebe für Kinder, namentlich für kleine Mädchen. Hat sich zierliche Visitenkarten machen lassen, die einen weiblichen Vornamen tragen. Es ist der Name seiner von ihm überschwänglich verehrten Mutter, bei der er regelmässig die engagementsfreie Zeit des Jahres verlebt. Aus seinen Andeutungen ist zu entnehmen, dass er während dieser Zeit ausschliesslich Frauenkleider trägt. Einem mir zur Einsicht übergebenen Briefe der Mutter, einer schlicht-bürgerlichen Frau, an den Sohn entnehme ich mit seiner Erlaubnis die folgende nicht uninteressante Stelle:

„Komme nur recht bald, liebstes Kind, ich kann es schon kaum mehr erwarten, bis mein Herzensmäuschen da ist und seiner Mama Gesellschaft leistet. Du wirst gleich im Anfang Arbeit finden. Ich habe nämlich Frl. B. (die Schneiderin) bestellt, da ich zum Frühjahr Manches brauche oder ändern lassen will. Du wirst mir dabei mit Deinem Geschmack helfen. Liebes Kind, vielleicht hast Du von Deinen Toiletten auch etwas zum Ausputzen für mich übrig. Dass Gretchen (eine Nichte der Mutter) eines von Deinen Seidenkleidern haben soll, hat sie sehr gefreut. Vielleicht, liebes Kind, hast Du auch einige Hemden und Hosen für Gretchen, die Du nicht mehr brauchst und die ihr jetzt sehr zu statten kämen. Mit den beiden schönen Unterröcken, die Du ihr voriges Jahr geschenkt hast, macht sie heute noch Staat. Dass Du mit Deinem Spiele so gefällst und so schönes Geld ver-

dienst, macht mich ordentlich stolz. Freilich möchte ich mein Kind lieber immer um mich haben. Ich denke, es kommt auch noch dahin. Gretchen lässt Dich fragen ob Du für gehäckelte Spitzen auf Nachtjacken Verwendung hast und ob sie Dir mit einem selbstgestrickten Anstandsröckchen aus Zephyrwolle eine Freude machen würde? Zum letzteren kann ich Dir nur raten, liebes Kind, ein solcher Rock ist mollig und schmiegt sich warm an." — Soweit der Brief der Mutter, der über den Charakter dieses Damenkomikers und seine Art zu leben hinlänglich Aufschluss gegeben haben dürfte.

O. O. Der jüngste in der Reihe, 20 Jahre alt, sozusagen noch ein unbeschriebenes Blatt, macht ganz den Eindruck eines Backfisches, liebt es, auf der Bühne meist in Schleppproben aufzutreten. Sehr musikalisch, Virtuos auf dem Pianoforte, auch ansehnliche Fertigkeit im Porzellanmalen. Bemerkenswert an ihm sind seine fast unproportional kleinen Hände und Füsse, seine überaus schlanke Taille und die sammetartige Weiche und tadellose Reinheit seiner Oberhaut.

Die

Bibliographie der Homosexualität

für das Jahr 1900,

sowie

Nachtrag zu der Bibliographie des ersten u. zweiten Jahrbuches.

Von

Dr. jur. **Numa Praetorius.**

Inhaltsangabe.

I. Abschnitt.

Die Schriften des Jahres 1900 und die im vorjährigen Jahrbuch übergangenen des Jahres 1899.

KAPITEL 1:

Die Schriften über Homosexualität mit Ausschluss der reinen Belletristik,

(Wissenschaftliches, Litterarisches, Varia.)

---

§ 1: Schriften der Mediziner.

Celesia: Sulla inversione sessuale in Lombroso's Archivio di psichiatria. Vol. XXI. 1900.

Colin: Sur l'état mental et physique des individus condamnés pour attentat à la pudeur in der Revue de psychiatrie. Juni-Juliheft 1899.

Dühren: Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die Lehre der Psychopathia sexualis. 1900.

Féré: L'instinct sexuel: Evolution et dissolution. 1899.

Fuchs: Erfahrungen in der Behandlung conträrer Sexualempfindung. (Vortrag im Verein für Psychiatrie und Neurologie in Wien am 13. Februar 1900). Abgedruckt in der „Wiener klinischen Rundschau" Nr. 14. 1900.

Haberlandt: Conträre Sexualerscheinungen bei der Negerbevölkerung Sansibars in den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft". Bd. 31. 1899.

Heilbronner: Beitrag zur klinischen und forensischen Beurtheilung gewisser sexueller Perversitäten in der „Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen." 19. Bd. 2. Heft 1900 2. Heft Nr. 9.

Kaan: Gerichtsärztliches Gutachten in „Friedreichs Blättern für gerichtliche Medizin". 50. Jahrgang. Heft 1.

Krafft-Ebing: Drei Conträrsexuale vor Gericht in den „Jahrbüchern für Psychiatrie und Neurologie". 19. Bd. 2. Heft. 1900.

Krafft-Ebing—Garnier: Résumé sur les perversions sexuelles obsédantes et impulsives au point de vue médicolégal in den „Archives de Neurologie". Vol. X. Nr. 59 et 60. 1900.

Näcke: Die forensische Bedeutung der Träume in der „Zeitschrift für Criminalanthropologie und Criminalstatistik" von Gross. 1. Heft Bd. 5. Septembernummer 1900.

Näcke: Die sexuellen Perversitäten in der Irrenanstalt in der „Wiener klinischen Rundschau". 1899. Nr. 27—30.

Venturi: Corrélations psycho-sexuelles. Bibliothèque de criminalogie Bd. 18. 1899.

§ 2: Schriften der Nicht-Mediziner.

Anonym: Die Tugendheuchler. Artikel in der „Neuen Zeit" vom 10. November 1900.

Driesmans: Das Geschlechtsempfinden der Griechen in dem „Magazin für Litteratur", Nummern vom 22. und 29. December 1900.

Eekhoud: Chronique de Bruxelles im „Mercure de France". Nummern vom Juni und Dezember 1900, Januar und März 1901.

Förster-Nietzsche: Friedrich Nietzsche über Weib, Liebe und Ehe in der „Neuen Deutschen Rundschau". Oktoberheft 1899.

Hart: Platens Tagebücher im „Litterarischen Echo". 2. Septemberheft 1900.

Hermann: Genesis oder das Gesetz der Zeugung. Bd. 1—4. 1899 und 1900.

Kaufmann: Besprechung von Kupffer's Lieblingsminne und Freundesliebe in der „Gesellschaft", 1. Dezemberheft 1900.

Kaufmann: Heine und Platen, eine Revision ihrer litterarischen Prozessakten in den „Zürcher Discussionen". Nr. 16 und 17. 1900.

Kupffer: Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur. 1900.

Meyer: Nietzsche, der Frauenfeind in der „Gegenwart" vom 24. Februar 1900.

Nemanitsch: Homosexuelle Eifersucht in der „Zeitschrift für Criminalanthropologie und Criminalistik." 7. Bd. Heft 3. 1900.

Panizza: Arthur Rimbaud in der „Wiener Rundschau". 1. Oktoberheft 1900.

Renou: Die Blumenschiffe in China im „Mercure de France", Septembernummer 1900.

Semidoff: Kodificirte Irrthümer in der „Kritik" Nr. 91. Heft 11. 1900.

Tannenberg: Die Psychopathia sexualis im Konitzer Mord in der „Welt am Montag“ 30. April 1900.

Windelband: Platon. 1900.

Kapitel 2: Belletristik.

Dauthendey: Vom neuen Weib und seiner Sittlichkeit. Roman 1900.

Dilsner: Jasminblüthe. Drama nebst Vorwort 1899.

Evers: „Einladung“ und „An einen Jüngling“. Gedichte 1900.

Gramont: Astarté. Oper 1901.

Hagenauer: Muspilli. Roman 1900.

Herdy, D' Luis: La Destinée. Roman 1900.

Ives: Eros' Throne. 1900.

Kupffer: „Irrlichter“. Drama 1900.

Louys, Pierre: Les aventures du roi Pausol 1900.

Meebold: Dr. Erna Redens Thorheit und Erkenntnis in der Novellensammlung „Allerhand Volk“ 1900.

Mirbeau: Le journal d'une femme de chambre. Roman 1900.

Nieman: Zwei Frauen. Roman 1901.

Péladan: La vertu suprême. Roman 1900.

Pernauhm: Ercole Tomei. Roman 1900.

Schlaf: Drittes Reich. Roman 1899.

Schlaf: Der Tod des Antichrist. 1900.

Seydlitz: Pierre's Ehe. Novelle 1900.

Tolstoi: Auferstehung. Roman 1899.

Kapitel 3: Besprechungen des Jahrbuchs.*)

Anonym: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 27. Dezember.

---

*) Sämtliche Besprechungen beziehen sich auf das II. Jahrbuch mit Ausnahme derjenigen von Herzberg, die sich mit dem I. Jahrbuch beschäftigt.

Anonym: Deutsche Medicinische Presse vom 24. Juli.
Anonym: Zeitschrift „Die Zeit“ vom 30. Juni.
Anonym: Strassburger Post vom 9. Juli.
Anonym: Vossische Zeitung vom 27. September.
Benzmann: Allgemeine Deutsche Universitätszeitung vom 1. Dezember.
Conrad: Zeitschrift „Die Gesellschaft“, I. Januarheft 1901.
Fuld: Zeitschrift „Das Recht“ vom 10. August.
Gaulke: Das homosexuelle Problem in dem „Magazin für Litteratur“ vom 2. März 1901.
Gross: Archiv für Criminalanthropologie und Criminalstatistik. Bd. IV. Heft 3 und 4 vom 21. August.
Guttzeit: Der neue Mensch. November- u. Dezemberheft.
Herzberg: Besprechung des I. Jahrbuchs in der „Neuen Zeit“ vom 28. April 1900.
Hirschfeld: Litterarisches Echo. 2. Dezember 1900.
Mehler: Zeitschrift „Die Umschau“.
Näcke: Zeitschrift für Psychiatrie. Bd. 57.
Placzek: Jahrbuch für gerichtliche Medizin. Nr. 1 1901.
Vleuten: Zeitschrift „Das litterarische Echo“. 2. Novemberheft.

II. Abschnitt.

Vor dem Jahre 1899 erschienene im ersten und zweiten Jahrbuch nicht erwähnte Schriften.

Kapitel 1: Die Schriften mit Ausschluss der reinen Belletristik.

§ 1: Schriften der Mediziner.

§ 2: Schriften der Nicht-Mediziner.

Kapitel 2: Belletristik.

I. Abschnitt.

Die Schriften des Jahres 1900*) und die im vorjährigen Jahrbuch übergangenen des Jahres 1899.

KAPITEL 1:

Die Schriften über Homosexualität

mit Ausschluss der reinen Belletristik:

Wissenschaftliches, Litterarisches, Varia.

§ 1: Schriften der Mediziner.

1) **Celesia****): Sulla inversione sessuale in Lombroso's Archivio di psichiatria: Vol. XXI. 1900. S. 209.

Verfasser bespricht, ohne auf die juristische und moralische Seite der Frage einzugehen, in längeren Ausführungen die physiologischen und psychischen Momente sowie die medizinische Forschung auf gleichgeschlechtlichem Gebiet; er bringt jedoch keine neuen, von Krafft-Ebing, Moll etc. abweichenden Gesichtspunkte.

Nach ihm ist die Hauptquelle des Urningtumes der Atavismus in den Familien, in denen, wenn auch in entfernten Mitgliedern, der Hang zur Homosexualität vorhanden gewesen sei. Celesia betont insbesondere das häufige Vorkommen der gleichgeschlechtlichen Neigung bei Genies, namentlich bei Künstlern. Die Homosexualität träte teils in ihren Werken klar hervor (z. B. bei Michel Angelo), teils sei die Wirkung gewisser Werke auf Urninge eine ausserordentliche (z. B. Richard Wagner

*) Soweit dies möglich war, sind auch die seit Beginn des Jahres 1901 erschienenen Schriften besprochen.

**) Mitgeteilt von Herrn X.

in Verbindung mit Ludwig II. von Bayern). Unter den Musikern fänden sich nach seiner Meinung bis zu 60 % Homosexuelle.

2) **Colin**, H., Arzt im Asyl für geisteskranke Verbrecher zu Gaillon (Frankreich): „Sur l'état mental et physique des individus condamnés pour attentat à la pudeur" in der „Revue de psychiatrie" Juni-Juliheft 1899. S. 122.

Colin teilt die von ihm untersuchten Sittlichkeitsdelinquenten in zwei Klassen:

1) die körperlich Schwachen, die Krüppel und Greise,
2) die geistig Schwachen,

In beiden Klassen sei das Vorkommen sexueller Anomalien häufig. Diese Thatsache erkläre sich insbesondere aus der Aengstlichkeit der betreffenden Leute, denen ein körperlicher Fehler anhafte. In vielen Fällen hätten die Verurteilten keinen normalen Verkehr mit der Frau und oftmals gar keinen heterosexuellen überhaupt gehabt.

Folgen sodann klinische Beispiele.

Bemerkungen v. Numa Prätorius. Die Erklärung Colins ist, soweit es sich um solche handelt, die homosexuell verkehrt haben, zweifellos nur für die seltensten Fälle richtig.

3) **Dühren**, Eugen: Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der psychopathia sexualis. Berlin und Leipzig, Verlag von Barsdorf 1900.

Das Buch beginnt mit Erörterungen über das Geschlechtsleben überhaupt. Die Liebe käme in Betracht als physisches, historisches und metaphysisches Problem. Das historische Problem beanspruche besondere Bedeutung.

Auch in der Geschichte kehrten regelmässig dieselben Formen und Typen des Geschehens wieder. Diese Rythmen seien aufzusuchen zur Erklärung der Liebe

als geschichtliche und soziale Erscheinung. Die Liebe stehe in Wechselbeziehung zur Gesellschaft, zu dem Recht, der Moral, der Religion, der Sprache und Dichtung.

Bei verschiedenen Völkern nähme sie gleichsam nationale Färbung an. Die Weltlitteratur liefere das Baumaterial für eine historische Psychologie der Liebe. Endlich werde das Geschlechtsleben durch die materielle Kultur einer Epoche (Krieg, Frieden, städtisches Leben, Kleidung, Nahrung etc.) beeinflusst.

Von diesem sozialpsychologischen Standpunkt aus will dann Dühren die Persönlichkeit und die Werke des Marquis de Sade untersuchen, jenes berühmten, merkwürdigen Erotomanen des 18. Jahrhunderts, der dem Sadismus seinen Namen gab, der eine Anzahl von Misshandlungen und Greuel aus Geschlechtslust beging, die grösste Zeit seines Lebens im Gefängnis zubrachte und die ungeheuerlichsten erotischen Romane schrieb, die die Weltlitteratur kennt.

Dühren will Sade nicht, wie bisher die Aerzte es gethan, aus seinem individuellen psychopathologischen Zustand, sondern aus seiner Zeit heraus erklären. Er will feststellen, was Sade von seiner Zeit empfangen und was er ihr gegeben habe.

Dühren bringt deshalb im I. Teil des Buches eine Darstellung des Charakters des 18. Jahrhunderts in Frankreich, der äusseren sozialen Verhältnisse und namentlich der Zustände auf sexuellem Gebiet, wo er die verschiedensten geschlechtlichen Ausschweifungen bis ins Einzelne verfolgt und auf die Wechselwirkung zwischen der Wirklichkeit und ähnlichen Situationen und Schilderungen in der Litteratur, besonders aber in den Romanen von Sade hinweist.

Hierbei finden sich in den einzelnen Kapiteln zerstreut eine Anzahl Bemerkungen über gleichgeschlechtlichen Verkehr, sowie zusammenhängende Ausführungen

in den Abschnitten: Tribadie, Päderastie und Italienische Zustände im 18. Jahrhundert.

1. Weibweiblicher Geschlechtsverkehr: Die Tribadie sei sehr verbreitet gewesen. Diderot's „Religieuse“ und andere erotische Erzählungen über Nonnenklöster bewiesen dies. Die Darstellungen Sade's über die Tribadie in den Klöstern, über „die Kirchen, die zu Bordellen geworden“, seien sicherlich der Wirklichkeit entnommen.

Die Tribaden mit männlichen Neigungen hätten sich sehr vermehrt, sie seien durch männliche Kleidung aufgefallen (S. 199).

Ueber künstliche Apparate bei Ausübung lesbischer Akte (S. 219).

Erzählung nach Casanova einer öffentlich vorgenommenen unzüchtigen Handlung zwischen zwei Frauen, während sie einer Hinrichtung beiwohnten (S. 241).

Ueber die lesbische Leidenschaft der Königin Karoline von Neapel, ihr Verhältnis zu Lady Hamilton und die ähnlichen Schilderungen dieser Personen bei Sade (S. 273—276).

Im Abschnitt über Onanie: Citate von Versen, aus denen das häufige Vorkommen gegenseitiger Onanie hervorgehe (S. 169).

Das Kapitel über die Tribadie (S. 170—191): Selbst im antiken Lesbos seien kaum ähnliche Zustände vorhanden gewesen, wie im 18. Jahrhundert in Frankreich. Die Werke Sade's spiegelten hinsichtlich der Tribadie getreu das Bild jener Zeit.

Der Roman „Juliette“ werde gleich eröffnet mit einer wollüstigen Scene zwischen Nonnen. Die von glühendem Männerhass erfüllte Clairwill bilde einen ausgezeichneten Typus einer Tribade. Sade führe die Anlage zur lesbischen Liebe zum Teil auf die Gestaltung der Clitoris bei gewissen Frauen zurück. Auch Mirabeau in „Ma conversion“ beschreibe eine von 30 Hofdamen aufgeführte Tribadenscene.

Derartige Schilderungen hätten die Wirklichkeit nicht überboten.

Dühren giebt nun an der Hand des Buches „L'espion Anglais“ eine eingehende Darstellung einer tribadischen Vereinigung, er schildert die Aufnahme eines von einer Weltdame verführten Mädchens in den Klub, die Prüfung seiner körperlichen Reize, die es zu bestehen hat, die Ceremonien der Einführung, die eigentümliche Ausstattung der Lokalitäten, die Rede der Vorsitzenden, welche in begeisterten Worten die Tribadie preist.

2. Mannmännlicher Geschlechtsverkehr: Erwähnung eines der Päderastie ergebenen Priesters (S. 61). Die obscönsten Bilder, auch mit Scenen der Päderastie, seien öffentlich in Schaufenstern ausgehängt gewesen (S. 110).

Sade erwähne Bordelle und Klubs, wo Mädchen und Knaben den Besuchern zur Verfügung gestanden (S. 137) Ein verbreiteter Mädchen- und Knabenhandel habe zweifellos stattgefunden (S. 153).

Das Kapitel über die Päderastie (S. 191—196):

Der Marquis de Sade singe das Lob der Päderastie in allen Tonarten: in dem Roman „Philosophie dans le boudoir“ beschreibe Dolmancé die Genüsse des mannmännlichen Verkehrs. Dieser Dolmancé verschmähe auch nicht gelegentlich paedicatio mulieris, ein anderer Held von Sade, Bressac, sei dagegen völlig unempfindlich gegenüber den Reizen der Frau. Es sei dieser Bressac der einzige Typus mit hereditärer sexueller Inversion, den Sade gezeichnet habe. Alle übrigen hätten die Perversion allmählig während des Lebens erworben. So, meint dann Dühren, sei es auch in der Wirklichkeit: Die angeborene Inversion sei die Ausnahme, die Erwerbung durch Verführung, lasterhafte Gewohnheit oder Geisteskrankheit die Regel.

Dühren giebt dann einen geschichtlichen Ueberblick über das Vorkommen der Päderastie vom 16. bis zum 18.

Jahrhundert. Unter Heinrich III. hätten sich die Männer unter den Pforten des Louvre öffentlich provociert und unter Ludwig XIV. habe die Päderastie ihre bestimmten Gesetze und Organisationen gehabt. Während Heinrich III. selbst homosexuell gewesen, habe Heinrich IV. die Verbreitung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zu verhindern gesucht; unter Ludwig XIII. sei er aber wieder am Hofe ausgeübt worden.

Sodann Erwähnung des bekannten Homosexuellen Philipp d'Orleans, des Bruders von Ludwig XIV. Ferner berichtet Dühren über den auch schon von Moll angeführten angeblichen Verführungs-Versuch des Königs durch den Kardinal Mazarin, sowie über einen vornehmen Päderastenklub aus dem 17. Jahrhundert.

Auch im 18. Jahrhundert sei der Kultus der Päderastie am Hofe anzutreffen, zur Revolutionszeit habe sie die grösste Blüte erlangt, sie sei ganz offen aufgetreten. Der Schriftsteller Rétif de la Bretonne habe die grosse Verbreitung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs im Altertume durch die allzu grosse Aehnlichkeit der männlichen und weiblichen Kleidung erklären wollen. Auffällig sei es allerdings, dass die Zeit der grössten Ausbreitung homosexueller Neigungen mit den Moden à la grecque im 18. Jahrhundert zusammenfalle.

Im Kapitel: „Italienische Zustände im 18. Jahrhundert" Ausführungen über die Homosexualität in Italien. (S. 266—268).

Italien sei das gelobte Land der Päderastie. Dies habe auch de Sade hervorgehoben. Italien sei in dieser Beziehung gefährlich für jeden, der begeistert von der antiken Kultur seinen Boden betreten habe, dies beweise Winckelmann. (!)

Dühren führt dann eine Anzahl berühmter Männer und Päpste an, die der Homosexualität überführt oder verdächtig seien: Sixtus IV., Michelangelo, Sodoma

Julius III., erwähnt einen gewerbsmässigen Prostituierten in Padua und giebt die Berichte von Moll und Casper über die heutige Verbreitung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs in Italien wieder. An dem Ueberhandnehmen der homosexuellen Praktiken im 18. Jahrhundert sei, so meint Dühren, der Clerus zum grossen Teil Schuld gewesen, da die Klöster die Stätten aller Ausschweifungen gebildet.

Nachdem Dühren im I. Teil seines Buches das Zeitalter des Marquis de Sade beschrieben, erzählt er im II. Teil das Leben des erotischen Schriftstellers. Hier ist zu vermerken, dass eine der Verurteilungen des Marquis ausdrücklich wegen „Sodomie" erfolgte.

In Teil III wird der Inhalt der Werke von Sade im Einzelnen angegeben, nebst seinen Theorien (S. 325 bis 405) und in Teil IV. und V. die Theorie und Geschichte des Sadismus dargestellt (S. 405—433 und 433—479). Diese Inhaltsangabe der Romane von Sade lässt erkennen, dass fast auf jeder Seite Episoden und Szenen geschlechtlicher Art zwischen Personen des gleichen und verschiedenen Geschlechts mit einer in Wollust schwelgenden Phantasie, beschrieben und alle möglichen Situationen und Ungeheuerlichkeiten des normalen und anormalen Geschlechtsverkehrs: Incest, Paedophilie u. s. w. mit einander combiniert werden; namentlich aber geht hervor, dass der in den Martern und Qualen seine Befriedigung suchende, bis zur Mordlust gesteigerte Trieb — der nach Sade den Namen erhalten hat (Sadismus) — wahre Orgien in seinen Erzählungen feiert.

In der Auffassung der Natur der Homosexualität ist Sade seiner Zeit vorausgeeilt. S. 402 berichtet Dühren: Nach Sade sei es eine Barbarei, die Päderastie und Tribadie zu bestrafen, da eine „Abnormität des Geschmackes" kein Verbrechen darstelle; die Päderastie insbesondere sei stets bei kriegerischen Völkern im Schwunge gewesen,

da sie Mut uud Tapferkeit einflösse; und S. 420: An zwei Stellen seiner Werke bezeichne Sade den Trieb zum gleichen Geschlecht als eine Funktion der Organe; der sexuell Perverse sei ein Kranker, zu beklagen, aber nicht zu tadeln. Gegen diese Anschauung wendet sich Dühren S. 425: Die Mehrzahl der sexuell perversen Personen sei geistig gesund, ihre Perversion habe den Grund in Verführung und geschlechtlicher Ueberreizung.

S. 472 und 473 schreibt sodann Dühren dem Einfluss gewisser litterarischer und künstlerischer Erzeugnisse die Verbreitung anormaler sexueller Empfindungen zu. Es sei wahrscheinlich, dass Winckelmann durch das Studium des griechischen Altertums und der griechischen Kunst zur Knabenliebe (— müsste doch mindestens heissen: Jünglingsliebe. N. Pr. —) sich gewendet habe. Am häufigsten, fährt Dühren weiter fort, entstehe aber die sexuelle Perversion durch direkte Verführung. So würden in Paris Knaben von 12—14 Jahren zur Masturbation und Päderastie herangezüchtet und zu denunzierenden Kinaeden ausgebildet. In diesem Zusammenhang bemerkt dann noch Dühren: „Und angesichts dieser Thatsachen denkt man an Aufhebung des § 175 des Str.-G.-B. Das hiesse den Teufel durch Belzebub austreiben. Mögen lieber die paar unglücklichen hereditären Urninge leiden, als dass die Päderastie, das entsittlichendste aller sexuellen Laster, für erlaubt und straflos erklärt wird."

Das Buch von Dühren ist ein verdienstvolles Werk. Es enthält auch zum Teil sehr interessante Mitteilungen und Litteraturangaben über die Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts in Frankreich.

Die Bedeutung der sozialen und kulturellen Verhältnisse für die Gestaltung der Liebe — der Hauptgesichtspunkt der Schrift — wird aber überschätzt. Viele Thatsachen und Vorkommnisse, die Dühren zur Unterstützung seines Grundgedankens anführt, trifft man auch

heute und hat man in jedem Zeitalter angetroffen, weshalb sie für die behauptete Sittenverderbnis im 18. Jahrhundert und speziell für Frankreich nicht besonders beweiskräftig sind. Zwischen Liebe und äusseren Verhältnissen besteht allerdings eine gewisse Wechselwirkung. Die Kenntnis der Kultur wird auch einen genaueren Einblick in das Geschlechtsleben gestatten; namentlich hat Dühren darin Recht, dass aus der Litteratur einer Periode sich wertvolle Aufschlüsse über die Liebe in dem betreffenden Zeitalter gewinnen lassen; dies Anerkenntnis muss mit besonderer Genugthuung hervorgehoben werden, heute, wo eine Anzahl von Stimmen das Studium der Homosexualität in der Geschichte, dem Leben grosser Männer und der Litteratur für unnütz und zwecklos hält.

Umgekehrt soll auch die Wichtigkeit des Milieus und der äusseren Faktoren für die Entwicklung des Geschlechtslebens nicht geleugnet werden, aber die Bedeutung, die Dühren diesen Faktoren beilegt, haben sie nicht. Besonders muss ihm darin widersprochen werden, dass die Entstehung und Verbreitung der Homosexualität in der Regel auf äussere Umstände zurückzuführen sei. Gewisse Modalitäten innerhalb einer Geschlechtsrichtung mögen je nach Zeit und Land wechseln, aber die Kulturzustände allein bringen nicht die konträre Sexualempfindung hervor. Die Homosexualität bedeutet nicht, wie Dühren zu meinen scheint, eine Umwandlung eines ursprünglich normalen Triebes in einen solchen zum gleichen Geschlecht durch Angewöhnung, sondern meist eine angeborene natürliche Anlage.

Gerade hinsichtlich des mannmännlichen Geschlechtsverkehres ist es Dühren nicht gelungen, den Beweis für seine Behauptungen zu erbringen, er hat vielmehr selbst beinahe das Gegenteil durch seine Darstellung des geschilderten Zeitalters bewiesen.

Trotz des zahlreichen angeführten Quellenmaterials über das 18. Jahrhundert vermag Dühren über die Päderastie nur Dürftiges zu citieren. Abgesehen von einigen oben erwähnten zerstreuten, wenig bedeutungsvollen Thatsachen muss sich Dühren in dem Kapitel über die Päderastie für das 18. Jahrhundert zunächst mit dem ganz allgemeinen Satz behelfen: „Jedenfalls rettete sich der Kultus der Päderastie am französischen Hofe auch ins 18. Jahrhundert hinüber.“ Ausser einer unzüchtigen — nicht notwendigerweise — mit gleichgeschlechtlichem Verkehr zusammenhängenden Geste Ludwig XV. und Aeusserungen eines Regierungskommissars aus der Revolutionszeit sowie Bemerkungen des Romanschriftstellers Restif de la Bretonne wird nichts Genaueres über diesen Kultus mitgeteilt.

Bei seiner Auffassung von der Entstehung der Homosexualität beruft sich Dühren mit Unrecht auf Schrenk-Notzing. Dühren will die konträre Sexualempfindung meist auf directe Verführung oder Uebersättigung am normalen Geschlechtsgenuss zurückführen. In diesem Sinne spricht eigentlich Schrenk-Notzing nicht von Erwerbung; er ist viel zu guter Kenner der Homosexualität, um diese alten, von der Wissenschaft nicht mehr anerkannten Erklärungsversuche zu verteidigen. Schrenk-Notzing schreibt lediglich dem occasionellen Moment die Kraft zu, bei disponierten Naturen durch zwingende Associationen in früher Jugend oder im Pubertätsalter eine dauernde konträre Sexualempfindung hervorzurufen. Wie schon Näcke treffend betont hat, ist der Unterschied zwischen dieser Erwerbung und dem Angeborensein kein grosser.

Dass die Anschauung, welche die Theorie des Angeborenseins der Homosexualität ablehnt nicht an und für sich zur Aufrechterhaltung des § 175 R.-St.-G.-B. führt, wie Dühren zu glauben scheint, hat ebenfalls Schrenk-

Notzing bewiesen, der die Abänderung des Strafgesetzes für angezeigt erachtet.

Besonders seltsam ist die Art und Weise, wie Dühren die Weitergeltung des § 175 R.-St.-G.-B. rechtfertigt. Es ist ja nicht zu leugnen, dass gewisse Urninge sich an Knaben vergreifen, — aber jedenfalls seltener als Normale an unerwachsenen Mädchen, — deshalb jedoch die homosexuellen Handlungen unter Erwachsenen mit Strafe zu belegen, hat ebensowenig einen Sinn, als wegen der häufigen Verbrechen Normaler gegenüber Mädchen unter 14 Jahren den ausserehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau zu verbieten.

4) **Féré**, Charles: „L'instinct sexuell, évolution et dissolution". (Paris, Alcan 1899.)

Ein Buch von 333 Seiten über den Sexualtrieb und die sexuellen Anomalien, mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Kapitel 1: Sexualtrieb — Allgemeines — Entwicklung. Kapitel II: Verfall des Geschlechtstriebes, enthalten allgemeine Erörterungen über den Sexualtrieb vom medizinisch-philosophischen, anthropologisch-soziologischen weit mehr als vom physiologischen, psychologischen Standpunkt. Eine genaue physiologisch-psychologische Untersuchung wie die von Moll in seiner „Libido sexualis", die dem Verfasser leider unbekannt ist, findet nicht statt. Aus den allgemeinen Anschauungen von Féré über den Sexualtrieb sowie dessen Bedeutung und kulturelle Entwicklung ergiebt sich seine Beurteilung der Homosexualität, weshalb ich die Ausführungen der Kapitel I und II, die nur gelegentlich die Homosexualität berühren, in grossen Zügen wiedergeben muss.

Kapitel I:

Der Trieb bedeute einen bestimmten angeborenen, nicht durch persönliche Erfahrung erworbenen Drang, im Gegensatz zur Gewohnheit. Letztere sowie die Nach-

ahmung spielten allerdings eine grosse Rolle. Der Trieb sei eigentlich nur ein komplizierterer Reflex, der aber blos durch äusserliche Reize in Bewegung trete, welche die angeborene Erregungsfähigkeit hervorriefen. Der Sexualtrieb bezwecke ursprünglich nur die Erhaltung des Individuums, dann die der Gattung und endlich die der sozialen Gruppen. Er erstrebe zuerst nur den Konjugationsakt, nach und nach träte der Drang der Verfolgung und sexuellen Anziehung hinzu, endlich das Streben nach dauernder Verbindung und nach dem Schutz der Jungen.

Alle äusseren, den Gesamtorganismus beeinflussenden Reize seien auch fähig, auf den Sexualtrieb einzuwirken. Bedeutsam seien nicht nur physische Reize, sondern auch Gefühle und die Vorstellung moralischer und intellektueller Eigenschaften, die bei gewissen Individuen entscheidenden Einfluss auf den Geschlechtstrieb gewinnen könnten. An sich sei der Trieb bezüglich der sexuellen Anziehung gerade so automatisch und unbewusst wie der Konjugationstrieb. Nicht immer sei aber die gegenseitige Uebereinstimmung in der sexuellen Auslese für die Gattung förderlich. Viele aus ganz instinktiven, impulsiven Trieben geschlossene Ehen gäben oft eine fehlerhafte Nachkommenschaft. Auch die Degenerierten suchten und fänden sich unbewusst, und nur indirekt würde ihre systematische Anziehung der Gattung nützen, nämlich dadurch, dass sie ihren Untergang beschleunige. In der zivilisierten Gesellschaft nähme das intellektuelle Element eine hervorragende Stellung im sexuellen Leben ein, doch dürfe die sexuelle Auswahl sich nicht allein auf intellektuelle und moralische Faktoren stützen, sonst verfehle sie ihren Zweck.

Die Entwicklung des Sexualtriebes beim Menschen gehe nicht allein auf die Erzeugung von Individuen, die den Interessen der Gattung am meisten angepasst seien,

sondern auch dahin, diesen die für den sozialen Fortschritt geeignetste Erziehung zuzusichern.

Die Liebe zum Kinde zeige sich beim intelligenteren Typus. Mit grösserer Elternliebe und sorgfältigerer Erziehung der Kinder gehe Hand in Hand eine Tendenz, die Familie zu vermindern. Die Zunahme intellektueller Kultur vermindere die Produktion. Aber die kultiviertesten Typen zögen sich an, dies sei ein Fortschritt für die Erziehung. Mit der Kultur änderten sich die Aeusserungen des Sexualtriebes. Die Keuschheit der Frau sei ein Produkt des Fortschrittes, sie habe sich zuerst gezeigt. Beim Manne habe sie sich später entwickelt. Die gegenseitige Liebe begründe die Moral und Hygiene des Lebens.

Die Zivilisation habe als Ergebnis die Unterwerfung des Sexualtriebes unter den Willen. Nur bei Wenigen könne das Bedürfnis völlig unterdrückt werden, eine Aufschiebung sei aber meist möglich, Schädlichkeiten entständen nicht daraus.

Der sexuelle Fortschritt gipfele in der Keuschheit; die, welche sie beobachteten, seien die besten Eheleute und Eltern. Sie hätten die Geschlechtskrankheiten vermieden und hinterliessen Kinder ohne den Keim des Lasters und der Degenerescenz. Die Erziehung bezwecke, die Triebe des Menschen zu zügeln, dies unterscheide ihn vom Tier. Dass die Keuschheit bei der Frau erstrebenswert sei, leugne niemand, aber für den Mann wolle man eine Ausnahme machen. Prostitution und venerische Krankheiten seien jedoch nur wirksam einzuschränken, wenn auch die Männer keusch blieben. Die Achtung vor der individuellen Freiheit hindere ein gesetzliches Einschreiten gegen die aussereheliche Befriedigung des Sexualtriebes, aber die Erziehung solle auch beim Manne auf seine Einschränkung hinwirken. Die sexuelle Moral hänge mit der allgemeinen Moral zusammen. Die Keuschheit der

Frau sei die Grundlage der Zivilisation, das Gleiche gelte aber auch bezüglich des Mannes, wenn man bedenke, dass seine Fehler Ehebruch, Erzeugung unehelicher Kinder, Entehrung der Mütter, Verbreitung ansteckender Krankheiten u. s. w. nach sich zögen.

Kapitel II:

Der Erfolg gehöre demjenigen, der sich am besten den ungünstigen Bedingungen anzupassen wisse. Der Verlust der sozialen Instinkte sei eng verknüpft mit dem Verlust der höheren sexuellen Triebe. Nach den sozialen Instinkten seien zuerst die auf die dauernde Vereinigung bezüglichen Triebe bei der Auflösung des Geschlechtstriebes angegriffen. Beide seien eng mit einander verbunden.

Die Jungen würden die verschiedenen Stadien der Artentwicklung durchmachen. Sie zeigten wie die Urahnen eine Tendenz zur sexuellen Verwischung und regellosen Polygamie. Deren Fortdauer bei Erwachsenen unter normalen sozialen Bedingungen weise auf eine Störung in der Entwickelung des Geschlechtstriebes hin. Die Auflösung offenbare sich meist durch den Verlust der zuletzt erworbenen Eigenschaften, der auf das Interesse der sozialen Gruppe und der Gattung bezüglichen Triebe, d. h. der den Schutz der Jungen und die dauernde Vereinigung betreffenden Instinkte. Ein schwereres Zeichen der Auflösung sei der Verlust der auf die Verfolgung und sexuelle Anziehung bezüglichen Triebe. Die Mittel der Anziehung und Verfolgung seien bei Degenerierten meist verkümmert und erschwerten somit auch die Auswahl. Die Auflösung des Geschlechtstriebes zeige sich auch in der Verminderung der sexuellen Neigungen. Diese offenbare sich in der Häufigkeit der Effemination beim Manne, der Viraginität bei der Frau, wodurch die sexuellen Unterschiede verwischt würden. Die sexuellen Perversitäten bildeten einen organischen Fehler. Die Päde-

rastie, und zwar auch die erworbene, beweise stets eine anormale Konstitution, wenn sie sich in einer Umgebung zeige, wo sie verpönt sei und ausnahmsweise vorkomme. Unter gewissen Bedingungen, so z. B. bei den Griechen, habe sie sich beim Mangel eines gemeinsamen Lebens zwischen Mann und Frau und dem ständigen Zusammenleben der Männer unter einander ohne angeborene Perversion entwickeln können. Die beiden Arten von Perversionen dürften nicht zusammengeworfen werden, wie dies manche Aerzte thäten, die glaubten, die sexuelle Inversion habe stets existiert, obgleich sie erst seit Westphal bekannt und ihr früheres Vorkommen nicht feststellbar sei.

Die Vererbungsmöglichkeit der Inversion sei wahrscheinlich, jedenfalls sei eine Descendenz der Invertierten nicht wünschenswert wegen der Gefahr einer Vererbung ihrer Entartung. Deshalb sei nicht ein normaler Geschlechtsverkehr der Invertierten, sondern lediglich die Unterlassung aller geschlechtlichen Beziehungen zu erstreben.

Die Degenerierten bedeuteten fehlerhafte Produkte und eine soziale Last, allerdings seien sie manchmal auch übernormal und spielten eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Gattung. Möge indess die krankhafte Natur des Talentes und Genies zweifelhaft sein, so könne man doch ihre Verwandtschaft mit den Neurosen nicht leugnen.

Die Bedingungen der Degenerescenz seien oft an die Bedingungen der Kultur geknüpft, allgemeine Massregeln zur Beseitigung der Entartung könne man nicht ergreifen. Je grösser die Kultur, um so häufiger die Degenerescenz.

Die Degenerierten bildeten den Ausschutt der Zivilisation; die Entartung sei das von der Entwicklung erforderte Mittel zur Auslösung untauglicher Elemente. Der Verfall des Geschlechtstriebes stelle das Phänomen der Degenerescenz dar, aus welchem die Tendenz der Natur zur Beseitigung der Degenerierten am klarsten hervortrete.

Im Kapitel III behandelt Féré die sexuellen Perversitäten bei den Tieren. Er unterscheidet solche bezüglich 1) des Verhaltens gegenüber der Nachkommenschaft, 2) der Schwangerschaft oder Incubation, 3) der geschlechtlichen Begierden und Beziehungen.

Unter letzteren bespricht er besonders die geschlechtlichen Akte zwischen Tieren des gleichen Geschlechts. Er führt an und erörtert einen Teil der von Karsch im vorjährigen Jahrbuch ausführlich behandelten Litteratur und entwickelt seine eigenen Anschauungen, über welche gleichfalls Karsch eingehend berichtet hat. Nach Féré giebt es keine eigentliche Inversion bei den Tieren, sondern es kämen nur gleichgeschlechtliche Akte in Folge Mangels an Weibchen oder in Folge Täuschung vor. Letztere Behauptung stützt Féré namentlich auf Experimente mit Maikäfern. Die Männchen hätten nur solche Männchen geschlechtlich gebraucht, die unmittelbar zuvor den normalen Coitus ausgeübt und den Geruch des Weibchens an sich getragen hätten.

Kapitel IV: Anomalien der Elternliebe beim Menschen.

Kapitel V: Die Anomalien des Geschlechtssinnes beim Menschen im Allgemeinen.

Kapitel VI: Die Parästhesien, wo der Geschlechtstrieb durch physische anormale Reize erregt wird (z. B. Mund, Finger, Ohr).

Kapitel VII: Die psychischen Parästhesien (z. B. Sadismus, Masochismus). Diese Kapitel enthalten nichts Spezielles über Homosexualität, mit Ausnahme des Kap. V. In letzterem einige Bemerkungen über das frühzeitige Auftreten der Inversion wegen der Bedeutung der Entwickelungsanomalie im Hinblick auf die Degenerescenz der Gattung. Der Fehler sei grösser, wenn ein mangelndes Gleichgewicht bestehe zwischen der Entwicklung des Triebes und der Geschlechtsorgane. Die sexuelle Inversion zeige sich allerdings öfters bei Kindern, die keine früh-

zeitige Entwicklung der Geschlechtsorgane aufwiesen Die ersten Regungen des Geschlechtstriebes in der Pubertät zeichneten sich dadurch aus, dass gar keine Auswahl getroffen werde, dass Alter und besondere Eigenschaften gleichgültig erschienen. Die sexuelle Indifferenz des Pubertätsalters habe den Gedanken erweckt, dass die Inversion eine Entwicklungshemmung sei; die Nachahmung, welche frühzeitig zu gleichgeschlechtlichen Akten führe, beweise jedoch im Gegenteil eine Auflösung früherer Erwerbungen der Ahnen, die mit der Degenerescenz verbunden sei.

Kapitel VIII: Die sexuelle Inversion.

Zuerst die verschiedenen angeblich möglichen Ursachen der nicht angeborenen Inversion: Lasterleben, Uebersättigung am normalen Verkehr, Furcht vor Geschlechtskrankheiten oder Geburten, mangelhafte Ausbildung der Geschlechtsorgane, die den normalen Coitus schwierig oder unmöglich machten, geistige Störungen, welche den Trieb impulsiv auslösten.

Im Gegensatz zu diesen Fällen bestehe die instinktive Inversion in dem automatischen Streben nach Befriedigung in anderer als der normalen Weise, ohne dass die Neigung durch Gewohnheit erworben sei und ohne dass besondere Bedingungen der Umgebung oder organisch erworbene oder pathologische Bedingungen beständen.

Die Inversion bei Psychosen, wo der Geisteskranke am Wahn der Geschlechtsumwandlung leide, habe mit der eigentlichen Inversion nichts zu thun. Ganz abgesehen von den Fällen der Inversion aus pathologischen Bedingungen oder lasterhaften Neigungen, könne die eigentliche eingeborene Inversion niemals als eine mit einem normalen Geisteszustand vereinbare Erscheinung betrachtet werden, die ein direkter Ausfluss des sozialen Milieus wäre. Nur wenn der gleichgeschlechtliche Verkehr, wie in Griechenland, allgemein verbreitet, geduldet und von der öffent-

lichen Meinung sogar gebilligt sei, müsse man annehmen, dass die Gewohnheit von einer grossen Anzahl Normaler geteilt sei. Heute, wo die Päderastie allgemein als lasterhaft gelte, sei das nicht der Fall. Zweifellos seien heute die Leute mit Neigung zum gleichen Geschlecht auch in anderer Beziehung Anormale. Hierauf folgen Ausführungen über die Zeit des ersten Auftretens der Homosexualität beim Kind, über die psychischen Eigentümlichkeiten und Eigenschaften der Urninge, ihren äusseren Habitus etc., die Westphal und namentlich Moll entnommen sind.

Sodann eine Beobachtung von Féré: Die eines 34jährigen Gelehrten, der seit dem 10. Jahr sexuelle Neigung zu jungen Burschen verspürt, manche Unannehmlichkeiten in Folge seiner Leidenschaft durchgemacht, aber stets seine Begierde zur Vornahme gleichgeschlechtlicher Akte unterdrückt hat, sich durch Masturbation und erzwungenen, ihn anekelnden normalen Coitus behilft und an verschiedenen nervösen Störungen, insbesondere an eigentümlichen Zwangsvorstellungen, betreffend syphilitische Ansteckung, leidet. Hieran reihen sich Auslassungen über die von den Homosexuellen bevorzugten Objekte und über die Art ihrer Befriedigung, welche ebenfalls nur die Erfahrungen verschiedener Autoren, insbesondere Molls, wiedergeben. Nach Bemerkungen über die mit sonstigen sexuellen Anomalien komplizierte Inversion bringt Féré die bekannte Einteilung der Inversion von Krafft-Ebing in 4 Klassen, welche er im Allgemeinen billigt. Das Kapitel endigt mit Angaben über die Homosexualität bei der Frau, ebenfalls lediglich auf Grund der Werke von Krafft-Ebing, Moll und Ellis.

Féré schliesst das Kapitel mit den Sätzen: Die Inversion sei eine der charakteristischsten Formen der Auflösung des Geschlechtstriebes und der Degenerescenz, obgleich sie mit einer bedeutenden intellektuellen Ent-

wicklung zusammentreffen könne. Ohne die vielen berühmten Männer, die man ohne genügenden Grund zu den Invertierten zähle, mit zu rechnen, könne man doch manche hervorragende Männer nennen, deren Inversion sicher bewiesen zu sein scheine.

Kapitel IX: Die sexuellen Inversionen von symptomatischer Bedeutung:

Zunächst nochmals Unterscheidung zwischen angeborener und erworbener Inversion. Die Ursachen der Erwerbung wirkten sehr verschieden; die Möglichkeit ihrer Wirkung deute schon auf krankhafte Anlage; so führe nur bei gewissen Individuen der Weibermangel zu gleichgeschlechtlichen Akten; das obligatorische Cölibat werde oft gerade von Leuten mit schwachem Geschlechtstrieb gewählt. Furcht vor ansteckenden Krankheiten oder Geburten könne nur Personen mit eigentümlicher Emotivität beeinflussen.

Die Masturbation könne allerdings indirekt auf spätere Perversionen als Ursache der Impotenz wirken. Alle Ursachen der Impotenz (Lasterleben und Uebersättigung) könnten sexuelle Anomalien hervorbringen.

Während die konstitutionelle Inversion gewöhnlich mit sexueller Hyperästhesie einhergehe, träfen die erworbenen Anomalien meist mit einem gewissen Grad der Impotenz zusammen.

Das spätere Auftreten sexueller Perversionen sei oft an geistige Störungen gebunden, namentlich begegne man ihnen in den ersten Perioden der progressiven Paralyse.

Besonders die Epilepsie biete häufig sexuelle Anomalien. Féré erörtert in dieser Beziehung die Forschungen von Tarnowsky, der darauf hinweise, dass die Inversion oft ein Symptom der Epilepsie, eine Art des Paroxysmus sei.

Sodann bringt Féré fünf eigene Beobachtungen von Fällen, wo die konträre Sexualempfindung entweder nur

Symptom, bezw. Vorläufer einer ganz bestimmten Krankheit gewesen und mit deren Auftreten verschwunden oder wo wenigstens der Nachweis ganz bestimmter physischer Zusammenhänge erbracht sei.

1) Prähemiplegische sexuelle Inversion. Ein 63jähriger Mann, der sein Leben lang an verschiedenen nervösen Störungen gelitten, stets aber normal gefühlt und verkehrt, verspürt Anfangs der 60. Jahre während wechselnder Zustände heftiger Kopfschmerzen plötzlich einen starken Impuls zu einem 18jährigen Burschen und versucht sogar einen sexuellen Angriff auf ihn. Dieser Impuls geht unmittelbar einem Anfall von Hemiplegie voraus. Mit dem Ausbruch der Lähmung verschwinden die homosexuellen Neigungen.

2) Inversion, gebunden an die „Ataxie locomotrice“. 48jähriger Mann, hat in der Jugend stark im normalen Verkehr excediert, später geheiratet, nur noch wenig coitiert; im 35. Jahre zum ersten Male stechende Schmerzen in den unteren Gliedmassen, einige Jahre später erneuter Anfall, drei Jahre später Störungen im Gange, fortschreitende krankhafte Symptome, schliesslich völlige Unfähigkeit zu sexuellem Verkehr. In diesem Stadium plötzliche Neigung zu jungen Leuten und Abscheu vor Frauen. Nächtliche Pollutionen mit homosexuellen Träumen. Strebte nunmehr danach, sich im Gedränge an Burschen zu drücken und ihre Geschlechtsteile zu berühren. Nach fünfmonatlichem Bestand dieses Zustandes Paralyse der unteren Gliedmassen, zweifellose fortschreitende Tabes dorsalis, Verschwinden jeglichen geschlechtlichen Dranges, Beseitigung der homosexuellen Gefühle und des Abscheues gegen die Frauen.

3) Periodische Anfälle instinktiver Perversion bei einem Gichtleidenden. Ein 46-jähriger früherer Fabrikbesitzer, stets normal fühlend, empfindet gegen Ende der 30er plötzlich sexuelle Dränge für Knaben. Die Anfälle

dauern 5—7 Tage, ungefähr zweimal jährlich. Er sucht Orte auf, wo er die Jungen beobachten kann, trifft seine Wahl und geht schliesslich auf einen zu; in diesem Moment hat er eine Pollution, die ihn sofort zurückhält. Nach sieben Jahren wird er von Gicht befallen, die homosexuellen Dränge verschwinden, wiederholen sich nicht mehr, werden dagegen ersetzt durch 5—7 Tage dauernde Gichtanfälle, etwa zweimal im Jahre.

4) Neurasthenie, Morphinomanie, impulsive sexuelle Perversion während des Amorphinismus, Unterbrechung der Morphinomanie. Ein Morphinomane empfindet, wenn er seiner Morphiumsucht nicht nachkommt, homosexuelle Dränge von impulsiver Gewalt, obgleich er früher stets normal fühlend gewesen. Mit der Einspritzung tritt sofort Beruhigung und Beseitigung des homosexuellen Impulses ein. Patient wird allmählig von der Morphiumsucht geheilt, homosexuelle Anwandlungen zeigen sich nicht mehr.

5) Sexuelle Hyperästhesie im Zusammenhang mit der Kürze der Vorhaut. 30jähriger Mann, im 17. Jahr Begierde nach Frauen, aber Schwierigkeit des Coitus, stets Ejaculatio ante portas, allmälig Abscheu vor den Frauen, weitere Coitusversuche unterlassen. Nach und nach Träume homosexuellen Inhalts, plötzlich heftiger sexueller Impuls zu einem seiner Arbeiter, einem kräftigen, an sich wenig anziehenden, dem Trunke ergebenen Manne. Erneute Coitusversuche immer nicht befriedigend. Durch Beschneidung der Vorhaut Coitus erleichtert, Ejaculation normal verzögert, häufiger geschlechtlicher Verkehr mit vollem Genuss, völlige Beseitigung der homosexuellen Neigungen.

Kapitel X: „Somatische und psychische Störungen, welche die sexuellen Beziehungen begleiten oder ihnen nachfolgen,“ enthält keine auf die Homosexualität bezüglichen Ausführungen.

Kapitel XI: Die Anlage und die veranlassenden Faktoren in der Aetiologie der sexuellen Perversionen.

Féré bespricht zunächst eine Anzahl von Theorien über die Entstehung der Inversion, von denen keine ihn befriedigt. Die Erklärung als Erscheinung des Atavismus unter Hinweis auf die bisexuelle Organisation gewisser Tiere sei unbefriedigend, denn gerade bei Tieren sei eine eigentliche Inversion bis jetzt nicht erwiesen, ebenso wenig sei die Annahme einer Vererbung von Anlagen in vielen Fällen gerechtfertigt, auch das aus der Bisexualität des Embryo gezogene Argument könne nicht genügen. Der Umstand, dass eine Periode von Hermaphroditismus bestehe, beweise nicht, dass in irgend einem Moment der Entwicklung ein wirkliches sexuelles Indifferenzstadium vorhanden sei. Die Tendenz zur Spezialisierung könne schon zur Zeit des Zeugungsaktes existieren, die sexuellen Charaktere seien nicht notwendigerweise in einer Gruppe von Organen konzentriert, sondern in allen Elementen des Organismus zerstreut.

Die Annahme der Erwerbung lediglich intra vitam habe viel für sich. Féré entwickelt nun im Allgemeinen die schon oben bei Dühren erwähnte bekannte Argumentation von Schrenk-Notzing, wonach die Inversion und überhaupt alle sexuelle Perversion auf ein zufälliges vererbendes Moment zurückzuführen sei. Féré schliesst sich dieser Auffassung nicht an. Mit Recht betont er, dass, weil äussere Umstände die Entwicklung der Perversion beeinflussen könnten, noch nicht daraus folge, dass diese allein sie hervorzubringen vermöchten. Viele Individuen, die den gleichen Bedingungen wie die Perversen ausgesetzt seien, würden doch nicht beeinflusst. Der Einfluss der äusseren Umstände beweise nicht, dass keine organischen Bedingungen im Spiel seien, sondern nur, dass die organischen Bedingungen eines erregenden Faktors bedürften. Wenn

der Invertierte unter dem Einfluss einer physischen Bedingung die Inversion erwerbe, so habe er eben von Geburt her eine Fähigkeit, sie zu erwerben, mitgebracht, die Andern, welche die gleichen Gelegenheiten durchgemacht, fehle. Gerade das frühzeitige Auftreten der Perversion beim Kinde werde nicht durch die Associationstheorie erklärt, namentlich wenn, was gewöhnlich der Fall sei, die Entwicklung der Geschlechtsorgane einen anomalen Verlauf aufweise.

Die congenitale Anomalie oder die erworbene pathologische Bedingung, welche beide die entscheidende Anlage bilden könnten, dürfe man nicht den bloss äusseren Bedingungen und der Association unterordnen.

Es folgen mehrere eigene Beobachtungen von Féré, welche die jeweilige Bedeutung der Anlage und des occasionellen Momentes beleuchten sollen.

1) Eine Frau fühlte sich als Kind in eigentümlicher Weise durch die Brüste der Mutter angezogen und empfand zugleich seltsame Eifersucht und Abscheu gegen den Vater, seitdem sie ihn der Mutter beim Ausziehen der Kleider behülflich sah. Zur Pubertätszeit Neigungen zu Frauen und zugleich Abscheu vor den Männern. Trotzdem Heirat mit einem äusserlich etwas schmächtigen, weibischen Mann. Den geschlechtlichen Verkehr mit ihm stets nur mit Widerwillen ausgeführt.

Féré bemerkt hierzu: Der sexuellen Anomalie sei ein Widerwille gegen den Vater vorangegangen. Dieser Widerwille sei an ein Gefühl der Eifersucht gebunden gewesen, dessen krankhafter Charakter keinem Zweifel unterliege. Der Hang für die mütterlichen Brüste sei schon ein Stigma. Der Eindruck, welcher durch den Anblick des eines Kontaktes mit diesen Organen verdächtigen Vaters hervorgerufen worden sei, habe die Gelegenheit für einen Widerwillen gegen das gesamte männliche Geschlecht abgegeben und hierauf hätten sich

auch die homosexuellen Neigungen entwickelt. Der Anblick, der das occasionelle Moment gebildet, sei ein äusserst gewöhnlicher, wie kein Kind ihn noch vermieden.

Die Erwerbung der Perversion habe nur stattfinden können, weil das Kind eine eigenartige Fähigkeit, sie zu erwerben, besessen.

2) Mann von 41 Jahren, hat im dritten Lebensjahr zufällig im Bett der Mutter deren mit Haaren bedeckten Geschlechtsteil berührt. Dadurch sind in ihm Gedanken eines an dem Leibe der Mutter befindlichen Tieres und Angstgefühle erweckt worden. Seither haben ihm alle Frauen, weil verdächtig, „einen gleichen Gegenstand zu besitzen", Ekel erregt, der durch Lektüre anatomischer Bücher und Beschreibungen von Geschlechtskrankheiten noch bestärkt wurde. Im 15. Jahr Anziehung durch einen kräftigen, männlich entwickelten Knaben, diese Neigung bald auch in den Träumen bemerkbar.

Im 27. Jahr zwang er sich zum Coitus, der zuerst misslang und nur durch Gedanken an einen geliebten Freund, aber ohne Genuss, möglich wurde. Seither kein Versuch mehr, niemals Gelegenheit zu gleichgeschlechtlichem Verkehr. Nervöse Beschwerden gebessert durch Kuren, aber homosexuelle Neigungen unverändert, und homosexuellen Träumen unterworfen. Im Anschluss an diesen Fall weist Féré auf die charakteristische Bedeutung der Träume für das Vorhandensein der Inversion hin; es könne indess Fälle geben, wo die Inversion sich lediglich im Traume geltend mache bei sonst normaler vita sexualis.

Nach drei weiteren Beobachtungen über Sadismus, Autofetischismus und Masochismus allgemeine Schlussfolgerungen, in denen Féré nochmals betont, dass die gewöhnliche Banalität des occasionellen Moments gerade die Wichtigkeit der Anlage beweise und dass die Anlage, die sich lediglich durch eine offenliegende oder latente Missbildung erkläre, eine Fähigkeit, die Anomalie zu er-

werben, bilde. Nur diese Anlage sei erblich, angeboren oder entwickelbar; die Anomalie, die nur wegen dieser Erwerbungsfähigkeit erworben werden könne, sei nichts desto weniger an die erbliche, eingeborene oder entwickelbare Ausbildung gebunden. Die unter diesen Bedingungen erworbene Anomalie unterscheide sich praktisch nicht von einer erblichen, eingeborenen oder entwickelbaren Anomalie. Trotz alledem sei die Bedeutung der äusseren Umstände und der Association nicht zu leugnen, viele Prädisponirte entgingen sicherlich der Inversion mangels Eintritts eines wirksamen Erregers. Die äusseren Umstände seien besonders wichtig in der Kindheit.

Die frühzeitigen und anomalen Reactionen liessen sich nur erklären durch eine anomale Reizbarkeit, die mit einer Entwicklungsanomalie verbunden sei. Dieser an eine verspätete oder gehemmte Entwicklung gebundenen anomalen Reizbarkeit könne man in allen Verhältnissen anomaler oder gestörter Evolution begegnen, in den Stadien physiologischer Krisen oder infolge krankhafter Störungen der Ernährung. Die sexuelle Indifferenz, so häufig zur Pubertätszeit, dass Dessoir sie als normal betrachtet habe, könne sich bei Zuständen physischer Depression, in der Konvalescenzzeit gewisser Krankheiten, in den neurasthenischen Krisen u. s. w. wiederholen. Die Wichtigkeit der konstitutionellen Anlage erkläre die zahlreichen therapeutischen Misserfolge. Aber die Thatsache, dass des öfteren die anomalen sexuellen Störungen mit den sie veranlassenden physischen Bedingungen beseitigt würden, liefere den Beweis, dass eine solche Störung nicht notwendigerweise für immer sich eingenistet habe. Deshalb müsse man die moralischen und physischen Bedingungen aufsuchen, die geeignet wären, die Inversion zu beeinflussen.

Kapitel XII: Die Descendenz der sexuellen Anomalie.

Abermals zunächst Unterscheidung zwischen erwor-

bener und angeborener Inversion; Bemerkungen über die Heilbarkeit durch Hypnose, die Féré im allgemeinen auch bei der erworbenen Inversion nur dann für möglich hält, wenn die Inversion sich aus beeinflussbaren organischen Bedingungen entwickelt habe oder als Folgezustand gewisser Krankheiten mit deren Beseitigung verschwinde.

Die angeborene Inversion könne sich vererben, sei es in gleicher oder zunehmender Stärke.

Folgen Erörterungen der Theorien der Inversion als Degenerationszeichen (Krafft-Ebing — Erklärung aus der bisexuellen Fötalanlage — Dessoir — sexuelle Indifferenz im Pubertätsalter — Ellis — angeborene Veranlagung.) Sodann die Anschauungen Raffalovich's. Die Existenz von Invertierten, die vom morphologischen Gesichtspunkt normal seien, rechtfertige auf den ersten Blick allerdings die Meinung, die Invertierten brauchten weder Degenerierte noch Verbrecher noch Kranke zu sein. Mit Recht unterscheide auch Raffalovich zwischen keuschen und mässigen einer- und sinnlichen und lasterhaften andererseits.

Féré giebt dann (S. 271—274) die Anschauungen von Raffalovich im einzelnen wieder; er wendet sich aber gegen dessen Behauptung, dass der höher geartete Invertierte (der inverti supérieur) kein Degenerierter sei.

Die Abwesenheit von Stigmata schliesse nicht die Degenerescenz aus. Dis Störung der sexuellen Funktion könne das einzige krankhafte Symptom bilden oder wenigstens in keinerlei äusserlich wahrnehmbaren Missbildungen sich offenbaren.

Wenn man auch annehmen wollte, dass die Inversion so häufig bei bedeutenden Männern zu finden sei, als man es behaupte, so könne man doch nicht daraus schliessen, dass die Inversion eine normale Erscheinung darstelle.

Es träfen dann eben zwei Anomalien zusammen.

Was man conträre Sexualempfindung nenne, sei im Grunde die Verneinung des Geschlechtstriebes.

Hierauf teilt Féré 2 eigene Beobachtungen mit, aus denen hervorgehe, dass die Degenerescenz zeugungsfähiger Invertierter sich in der Entartung der Descendenz zeigen könne:

1) Ein homosexueller Vater, der niemals Neigung zum Weibe empfunden, hat auf Anraten des Arztes geheiratet, trotz instinctivem Horror vor seiner Frau. Den Coitus mit ihr nur unter heftigem Widerwillen ausgeführt. Drei Söhne erzeugt: 2 ganz idiot, einer epileptisch. Letzterer hat im 18. Lebensjahr auf den jüngeren Bruder einen päderastischen Angriff gemacht.

An diesen Fall anschliessend, bemerkt Féré: Die falsche Auffassung, die Inversion sei eine Perversion der Einbildungskraft ohne organische Basis und man müsse sie durch Ueberredung und durch alle den normalen Verkehr ermöglichenden Mittel überwinden, sei für seinen Patienten eine Ursache unsäglicher Qualen und kranker Nachkommenschaft gewesen.

2) Eine seit frühester Kindheit homosexuelle Frau hat auf den Rat der Eltern und ihres Beichtvaters trotz Abneigung gegen die Männer im 24. Lebensjahr geheiratet. Den ehelichen Verkehr hat sie nur mit Ekel geduldet; seit dem 38. Lebensjahr hat derselbe aufgehört. Ihre homosexuellen Neigungen unverändert. Sie hat zwei Töchter geboren. Die eine ist epileptisch, die andere hat Selbstmord begangen, wie die Mutter glaubt, weil sie bei sich homosexuelle Gefühle entdeckt habe.

Wie der Mann der ersteren Beobachtung, fügt Féré hinzu, habe auch diese Frau unter dem Bewusstsein ihrer Anomalie schwer gelitten. Die meisten Invertierten hätten das Bewusstsein ihrer Krankhaftigkeit; die, welche sich für normal hielten, angesichts aller ihrer anders gearteten Mitmenschen, seien nicht nur Invertierte, sondern Geisteskranke. Was die Vererbung der Inversion bei der Beobachtung 2 angehe, so sei sie nicht genügend erwiesen,

aber jedenfalls lasse auch diese ersehen, dass die Ehe und die Zeugung von Nachkommen bei Invertierten nicht wünschenswert seien.

Am Schluss des Kapitels betont Féré nochmals, dass er jedenfalls die angeborene Inversion für völlig unheilbar halte. Man solle sich auch nicht bemühen, geborene Invertierte normal fühlend zu machen, dies könne nur eine weitere Perversion bewirken. Derartige Versuche seien entschuldbar, wenn es sich um impulsiv Veranlagte handele, die durch ihre Handlungen Verbreiter der Perversion werden könnten. Invertierten, welche aber im Stande seien, keusch zu bleiben, sei eine ihrer Natur entgegengesetzte sexuelle Angewöhnung ohne irgend welchen Nutzen. Gerade weil die Invertierten Degenerierte seien, die ihre Entartung in der Nachkommenschaft fortpflanzen könnten, sollten sie von der Ehe ausgeschlossen werden.

Kapitel XIII: Sexuelle Erziehung und Hygiene.

Allgemeine Erörterungen über die Kindererziehung, Notwendigkeit, alles Sexuelle von ihnen fern zu halten, Bedeutung geschlechtlicher Angriffe auf Kinder für ihr späteres Leben. Gefährlichkeit und Schädlichkeit der Masturbation auch für Erwachsene, sie sei aber nicht durch Anraten ausserehelichen Geschlechtsverkehrs zu bekämpfen, sondern durch Erziehung zur Enthaltsamkeit. Diese völlig ungefährlich und unschädlich, die gegenteiligen Behauptungen beruhten auf Irrtum.

Der aussereheliche Geschlechtsverkehr die Quelle aller möglichen Uebel: Prostitution, Ehebruch, uneheliche Kinder, Geschlechtskrankheiten.

Heute könnten allerdings die sexuelle Hygiene und Moral nicht durch Gesetze geregelt werden. Man sei nur im Stande, gegen Oeffentlichkeit und Gewaltthätigkeit des Lasters einzuschreiten. Familie und Individuum müssten von der absoluten Gefährlichkeit der sexuellen

Vermischung sowohl vom sozialen als individuellen, vom moralischen als physischen Standpunkt aus durchdrungen werden.

Die Notwendigkeit, die ersten Regungen des Geschlechtstriebes zu überwachen, dränge sich besonders bezüglich Individuen aus nervösen Familien auf, namentlich wenn sich schon psychosexuelle Anomalien geoffenbart hätten. Alle mit einer Geschlechtsanomalie irgendwie zusammenhängenden oder auf eine solche deutenden Neigungen müsse man so frühzeitig wie möglich bekämpfen. Der Wert der Enthaltsamkeit müsse dem Geist eingepflanzt werden. Viele Invertierte oder Anomale überhaupt hätten keine wirklichen Impulse, oft seien sie im Stande, ihren Begierden zu widerstehen, sogar ohne strafrechtliche Drohung.

Körperliche Anstrengungen und geistige Arbeiten seien zur Ablenkung sehr nützlich. Normaler Geschlechtsverkehr sei kein geeignetes Heilmittel. Für die von Geburt Invertierten bilde er eine widernatürliche Handlung, die ihnen Ekel verursache und körperlich ungünstig wirke. Nur bei Grenzfällen seien Aenderungen des Gefühls durch den normalen Coitus zu erhoffen. Auch durch Hypnotismus seien wenig Erfolge zu erzielen; den angeblichen Heilungen, auch den von Schrenk-Notzing berichteten, gegenüber verhält sich Féré skeptisch: Oft glaubten sich die Kranken geheilt, weil sie es wünschten.

Aber auch der scheinbar Geheilte, der nunmehr normalen Geschlechtsverkehrs fähig sei, könne nicht als ein gesundes, zur Zeugung geeignetes Individuum betrachtet werden. Die Behandlung habe darin zu bestehen, der Onanie vorzubeugen und die anormalen Neigungen zurückzudrängen. Das zu erreichende Ideal sei nicht normaler Geschlechtsverkehr, sondern die Enthaltsamkeit

Wenn schon bei den Normalen aussereheliche Beziehungen nicht angeraten werden dürften, solle man

umso weniger die Anormalen zu irgend einem Geschlechtsverkehr oder zur Ehe drängen.

Die Fortpflanzung der Entarteten könne indess nicht ganz allgemein verboten werden, weil zweifellos unter der Descendenz der Entarteten sich auch für die Evolution nützliche Individuen vorfänden. Diese Möglichkeit rechtfertige die Duldung und Unterstützung der Degenerierten.

Die aber, welche Zeichen sexueller Auflösung an sich trügen, zeichneten sich durch eine ausgesprochene Tendenz schadhafter Fortpflanzung aus. Die Rolle des Arztes sei es nicht, durch nicht zu rechtfertigende Mittel gegen ihre natürliche Tendenz des Aussterbens zu kämpfen.

Kapitel XIV: Die Verantwortung und die Anomalien des Geschlechtstriebes.

Der Geschlechtstrieb sei die Grundlage der moralischen Entwicklung und eine Notwendigkeit für die Race; die das Geschlecht verneinenden Perversionen daher schädlich und folglich unmoralisch, und zwar um so gefährlicher, je impulsiveren Charakter diese Neigungen aufwiesen; denn die Nachahmung sei um so mehr zu befürchten bei unwiderstehlichen Tendenzen.

Von diesen Erwägungen ausgehend, wundert sich Féré, dass man in Deutschland die Beseitigung der Bestrafung homosexueller Akte erstrebe, und wendet sich dagegen. Wenn auch die Invertierten mehr als die Normalen gerade wegen der Heftigkeit ihrer Triebe darunter litten und die Befriedigung als wohlthuend empfänden, so sei dies kein Grund für die Gesellschaft, sie zu dulden, ebenso wenig wie man Handlungen anderer Impulsiver, z. B. der Pyromanen, gestatten könne. Alle seien gleich schädlich. Wenn man annähme, dass Gewohnheit und Beispiel allein die Inversion zur Entwicklung zu bringen vermögen, so wäre der Verkehr mit den Invertierten schon eine soziale Gefahr.

Die Krankhaftigkeit der Invertierten käme nicht in

Betracht: Vom Gesichtspunkt der sozialen Verteidigung habe die Unterscheidung zwischen Kranken und Verbrechern keine wissenschaftliche Berechtigung. Diese Unterscheidung könne nur auf der im Allgemeinen angenommenen Anschauung beruhen, dass alle anormale Aeusserung des Geistes ein anormales Funktionieren der nervösen Elemente zur Bedingung habe, die ihrerseits an eine Entwicklungsanomalie oder eine Ernährungsstörung gebunden sei. Wenn der Zusammenhang bei den Geisteskranken zweifellos bestehe, so sei er gerade so notwendig bei den Geistesgesunden. Wollte man eine Kategorie von entschuldbaren Delinquenten wegen Störungen in der Entwicklung oder in der Ernährung des Gehirns aufrecht erhalten, so müsste man zuerst beweisen, dass es Verbrecher gebe, die unabhängig von solchen Störungen handelten.

Wenn die Befriedigung der Triebe kein Verbrechen sein könne, so gäbe es überhaupt kein Verbrechen. Wenn die Notwendigkeit einer sexuellen Hygiene geboten sei, so müsse das Gesetz diese Hygiene durchführen und alle für die Gesellschaft schädlichen Aeusserungen zurückdrängen, ohne Unterschied der Individualitäten. Es bestehe kein physiologischer Grund, um nicht den Geschlechtstrieb wie die andern Triebe zu zügeln, die utilitaristische Moral ebenso wie die Hygiene erforderten die Einschränkung seiner Auswüchse.

Die Schrift von Féré ist ein Werk durchaus wissenschaftlichen Charakters, obgleich es keine besondere Tiefe aufweist und sich mit den eine weit grössere eigene Erfahrung und selbständigere Verarbeitung des gesammelten Materials aufweisenden Büchern von Krafft-Ebing, Moll, Ellis, Schrenk-Notzing nicht messen kann. Féré giebt im Wesentlichen nur die Ergebnisse anderer Forscher wieder und zieht hieraus einige Schlussfolgerungen moral-philosophischer und sozial-hygienischer Art. Eigenartiges

bringt er eigentlich lediglich in dem Kapitel IX, so über die als Symptom gewisser Krankheiten und körperlichen Zustände vorübergehend auftretenden homosexuellen Neigungen.

An dem Werke sind die häufigen Wiederholungen sowie ein Mangel strafferer Komposition zu tadeln. Man gewinnt oft den Eindruck, als habe Féré seine Kapitel zu verschiedenen Zeiten einzeln verarbeitet und den Ueberblick über das Ganze verloren. An zahlreichen Stellen kehren die gleichen oder wenig geänderten Ausführungen, namentlich über die Homosexualität, wieder, wobei auch gewisse Widersprüche dann nicht vermieden werden. Die Anschauungen von Féré über die Homosexuellen und ihre Behandlung vermag ich in vielen Punkten nicht zu billigen.

Mit Recht betont allerdings Féré das Angeborensein der Inversion in vielen Fällen und lässt das occasionelle Moment im Sinne von Schrenk-Notzing zurücktreten, indem er auch bei sog. erworbener Homosexualität doch das entscheidende Gewicht auf die Anlage legt und dadurch überhaupt der scharfen Unterscheidung Mancher von angeborener und erworbener Inversion die Bedeutung nimmt.

Dagegen folgt aus der Feststellung der angeborenen Anlage nicht ohne Weiteres der Charakter der Homosexualität als einer Entartung.

Zur Annahme der Krankhaftigkeit und Degenerescenz neigt Féré um so eher, als er gerade eine Anzahl von Fällen krankhafter, durch körperliche Zustände und Störungen hervorgerufener Inversion beobachtet hat. Das Vorkommen homosexueller Neigungen in solchen Fällen beweist aber ebenso wenig die Krankhaftigkeit der Homosexualität an und für sich, als z. B. die krankhafte Hyperästhesie des heterosexuellen Triebes bei manchen Krankheiten, z. B. in der Schwindsucht, auf den Charakter der

normalen Sexualität an und für sich Schlüsse zulässt. Weil in gewissen Fällen krankhafte Zustände die Triebrichtung ändern können, ist nicht die Krankhaftigkeit der Triebrichtung im Allgemeinen festgestellt.

Féré gelangt zu der strengen Verurteilung des homosexuellen Verkehres nicht nur in Folge seiner Auffassung der Inversion als einer Degenerescenzerscheinung — denn Andere, die die gleiche Meinung teilen, wollen die Duldung homosexueller Handlungen — sondern weil er die Bedeutung des Geschlechtstriebes für die Fortpflanzung einseitig in's Auge fasst und diesem Gesichtspunkt alles Andere unterordnet.

Stellt man sich aber auch auf den Standpunkt von Féré, so ergeben sich doch nicht die gleichen von Féré gezogenen Folgerungen: Die Notwendigkeit einer — sogar gewaltsamen — Repression der Homosexualität.

Zunächst ist es nach den dem deutschen Strafgesetzbuch zu Grunde liegenden Prinzipien nicht gestattet, wenn man wie Féré die Homosexualität für krankhaft hält, den Kranken mit dem Verbrecher zu identifizieren und lediglich die Strafe aus Sicherheitsrücksichten der Gesellschaft zu rechtfertigen. Auch diese Sicherungszwecke führen nicht zu einer Bestrafung der Homosexualität. Die verschiedenartigsten Handlungen können, von irgend einem Gesichtspunkt betrachtet, für die Gesellschaft in irgend einer Beziehung schädlich sein. Aber auch in dem von dem Zweckgedanken geleiteten Strafrecht muss unter diesen möglicherweise schädlichen Handlungen eine Auswahl getroffen werden der strafwürdigen, der Handlungen, welche einen besonderen, die Sicherung der Gesellschaft durch das Mittel der Strafe erheischenden Grad von Schädlichkeit aufweisen. Gleichgeschlechtliche Akte können, was Schädlichkeit anbelangt, doch nicht Brandstiftung und Diebstahl gleichgestellt werden, wie Féré andeutet.

Sodann dürfen Handlungen nicht gestraft werden,

die überhaupt einen geringeren Schaden anrichten als andere, schädlichere, die straflos bleiben.

Eine grosse Anzahl von Schädlichkeiten hat die regellose Befriedigung des normalen Geschlechtstriebes zur Folge und Féré schildert treffend diese Schädlichkeiten des allgemeinen Volkswohls: Ehebruch, Prostitution, Geschlechtskrankheiten etc.

In erster Linie müsste gegen diese verbreiteten und schon im Hinblick auf die grössere Zahl der Heterosexuellen weit gefährlicheren Schädlichkeiten eingeschritten werden. Féré giebt aber selbst zu, dass es nicht angängig sei, soziale Moral und Hygiene durch Eingriffe in die individuelle Freiheit zu erzwingen. Deshalb ist es unlogisch, eine Strafe gegen die Homosexuellen, die im eigenen Lande Féré's nicht existiert und auch nicht gewünscht wird, gutzuheissen, obgleich die aus dem homosexuellen Verkehr zu befürchtenden Schädlichkeiten im Verhältnis zu den aus dem heterosexuellen entstehenden verschwindend gering zu nennen sind.

Die angeblichen seitens der Homosexuellen drohenden Gefahren für die Gesellschaft sieht Féré selber nicht unmittelbar in den homosexuellen Handlungen und eigentlich nur darin, dass durch sie die gleichgeschlechtlichen Neigungen verbreitet und dann durch die, welche sie erwerben, weiter vererbt oder zur Ursache degenerierter Nachkommen würden.

Sein Ziel geht dahin, die Homosexuellen namentlich von der Zeugung und vom heterosexuellen Verkehr auszuschliessen, um eine Vererbung der Degenerescenz zu verhüten. Diesem Verlangen kann nur beigestimmt werden und diese Art der Enthaltsamkeit wird keinem Homosexuellen schwer fallen, da er sich doch nur auf Anraten unverständiger Angehöriger oder Aerzte zur Ehe drängen lässt. Man wird Féré auch darin Recht geben müssen,

dass sich für die dazu fähigen Homosexuellen Enthaltsamkeit von jeglichem Geschlechtsverkehr am besten empfiehlt. Daraus ergiebt sich aber nicht, dass man die grössere Zahl, welche diesen Rat zu befolgen nicht imstande ist, wegen gleichgeschlechtlicher Handlungen ächten, strafrechtlich verfolgen und überhaupt anders beurteilen soll, als die ihren Trieb befriedigenden Normalen. Hält man die Invertierten von der Ehe und überhaupt dem heterosexuellen Verkehr ab, und dies geschieht gerade am besten durch Duldung der homosexuellen Handlungen und durch Beseitigung des allgemeinen Vorurteiles, welches die Homosexualität als schimpfliches Laster betrachtet, dann wird auch die befürchtete Zeugung seitens Homosexueller vermieden. Eine Ansteckung völlig Normaler durch die Invertierten dürfte aber nach den eigenen Anschauungen von Féré ausgeschlossen sein, da doch nur Veranlagte invertiert werden können. Werden die Disponierten aber von dem heterosexuellen Verkehr abgelenkt, so wird auch ihre schädliche Zeugung verhütet, ganz abgesehen davon, dass solche Individuen, wenn sie krankhaft veranlagt sind, eben infolge ihrer Krankhaftigkeit eine Degenerescenz weiter vererben können, ohne Rücksicht darauf, ob sich bei ihnen eine Inversion auf Grund ihrer Anlage entwickelt oder nicht. Gerade wenn der von Féré behauptete Zweck der Natur darauf gerichtet ist, durch instinktive gegenseitige Anziehung der Degenerierten ihre allmählige Beseitigung herbeizuführen und so indirekt die Gattung zu fördern, sollte Féré die Duldung der homosexuellen Akte nicht für schädlich halten.

Der eigene Standpunkt von Féré, die einseitige Betonung von der Bedeutung des normalen Geschlechtstriebes für die Gesellschaft, führt demnach nicht zu den von Féré bezüglich der Homosexualität gezogenen Schlussfolgerungen. Dieselben stellen sich aber noch ungerechtfertigter dar, wenn man dem Geschlechtstrieb in der

Zeugung nicht die allein ausschlaggebende Wichtigkeit für Kultur und Gesellschaft zuschreibt.

Für das allgemeine Wohl und den Fortschritt sind noch andere Faktoren massgebend: Gewisse, von den Aerzten als Degenerierte betrachtete Individuen können das aus ihrer sogenannten Entartung der Gesellschaft erwachsende etwaige Defizit durch intellektuelle und geistige Eigenschaften ersetzen, derart, dass doch schliesslich eher ein Gewinn als ein Verlust durch diese Individuen der Kultur und der Entwickelung erwächst. Féré muss ja selbst zugeben, dass aus diesem Grund eine rücksichtslose Beseitigung der Degenerierten nicht angebracht sei, ferner kann er nicht leugnen, dass gerade unter den Invertierten sich manche bedeutende Männer vorfinden, obgleich er die Anzahl der gewöhnlich zu den Homosexuellen gezählten für überschätzt erachtet. Jedenfalls aber bei einer Reihe hervorragender Talente, ja Genies treffen ihre aussergewöhnlichen Geistesgaben mit Homosexualität zusammen und ein Zusammenhang beider drängt sich auf. Mag man dann auch, wie Féré es thut, eben von zwei Anomalien sprechen d. h. in seinem Sinne von krankhaften Symptomen, so wird man doch bei Vielen (einem Michelangelo, Platen, Friedrich dem Grossen) die eine Anomalie — d. h. ihre Begabung, die für die Kultur wertvoller ist, als die Normalität von Hunderten — nicht missen wollen und lieber die geschlechtliche mit in den Kauf nehmen, als die ganze Persönlichkeit ächten und zu dem Ausschutt der Kultur zählen. Allerdings, nur die wenigsten unter den Urningen sind Genies oder Talente, aber die Verachtung und Bedrohung mit schimpflichen Strafen bringt für alle Schädlichkeiten hervor, welche die durch die Freigabe homosexueller Akte etwa entstehenden weit übertreffen. Diese Schädlichkeiten — Zerstörung von Familienglück, qualvolle Seelentortur, Verkümmerung begabter Individualitäten, Erpressung, Hindrängen zu

unglücklichen Ehen u. s. w. sind schon so oft geschildert worden, dass eine weitere Ausführung sich erübrigt.

Schliesslich ist aber noch Eines zu erwägen, ob nicht die Homosexualität, ähnlich wie in Griechenland, für die Kultur zu verwerten wäre, ob nicht in Folge ihrer Aechtung wertvolle Kräfte verloren gehen.

Féré will das Beispiel Griechenlands nicht als beweiskräftig ansehen, weil nicht feststehe, ob es sich nicht überhaupt lediglich um eine durch die besonderen damaligen Umstände erworbene Gewohnheit gehandelt habe und die wirkliche Inversion erst seit Westphal vorkomme.

Letzterer Behauptung, welche aus der Thatsache eines späten wissenschaftlichen Studiums der Homosexualität auf eine erst seit dieser Forschung existierende Erscheinung schliesst, dürfte man eigentlich bei einem Gelehrten wie Féré nicht begegnen.

Aber auch wenn es sich bei den Griechen nicht um angeborene Inversion gehandelt haben würde, so ist erst recht die in der Natur des Invertierten wurzelnde Homosexualität einer edleren Entwicklung fähig. Allerdings, eine ähnliche Ausgestaltung wie in der Antike ist nicht mehr möglich, dazu liegen die äusseren Verhältnisse in der heutigen Kultur zu verschieden. Aber durch Aufklärung, Beseitigung der Strafe und der öffentlichen Missachtung wird auch die Grundlage für eine grössere Vergeistigung der Homosexualität, für edlere, denjenigen der Antike ähnliche Bündnisse geschaffen werden, welche der Allgemeinheit nicht schädlich sein können.

5) **Fuchs**, Alfred: „Erfahrungen in der Behandlung konträrer Sexualempfindung." (Vortrag im Vereine für Psychiatrie und Neurologie in Wien am 13. Februar 1900), abgedruckt in der ‚Wiener klinischen Rundschau' Nr. 14, 1900.

Verfasser beklagt zunächst, dass die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der konträren Sexual-

empfindung noch immer nicht soweit vollwertig im Ansehen seien, dass Soziologen und Gesetzgeber entsprechende Nutzanwendung aus den Lehren der Aerzte gezogen hätten. Noch immer ahnde das Gesetz unverschuldete Anomalien des Geschlechtslebens. Die Vorurteile, gegen welche sich schon vor Jahren Krafft-Ebing gewendet, bestünden noch. Das Bestreben müsse darauf gerichtet sein, die konträre Geschlechtsempfindung ausschliesslich zum Gebiete ärztlichen Einspruches und naturwissenschaftlicher Beurteilung zu machen. Die Anomalien der vita sexualis seien als funktionelle Störungen zu betrachten. Die Homosexualität sei therapeutisch zu behandeln. Die Schwierigkeiten seien besonders gross, namentlich wegen der meistens sehr verwickelten seelischen Eigenart der Konträren. Bei der Behandlung gehe Verfasser von der Theorie aus, wonach eine mit der bisexuellen Anlage des Foetus zusammenhängende, psychische, doppelseitige Anlage bestehe. Diese Anlage werde durch die hereditäre Belastung beeinflusst. In diesem Sinne sei die konträre Sexualempfindung als funktionelles Degenerationszeichen aufzufassen, was nicht hindere, dass gerade intellektuell und ethisch besonders empfängliche Individuen dieses Stigma erhielten und den Typus der „Dégénerés supérieurs“ abgeben könnten, deren grosser Schar die Welt manchen hervorragenden Genius zu verdanken habe. — Die Therapie der konträren Sexualempfindung müsse eine psychische sein, ihr Ziel Unterdrückung des floriden psychisch-konträren sexualen Zentrums und die Erweckung des latenten heterosexualen. — Dabei seien meist besondere Nebenumstände in Betracht zu ziehen: Die meisten Homosexuellen litten mehr oder weniger an schwerer Neurasthenie, die allerdings nicht immer konstitutionell sei und oft ihre Ursache in dem Konflikt des Konträren mit der Aussenwelt und seinem eigenen „Ich“ habe. Sehr oft fände sich psychische und somatische Masturbation vor,

ferner sei oft der unglückliche Einfluss des Alkohols zu bekämpfen. — Die eigentliche Psychotherapie der konträren Sexualempfindung setze sich zusammen aus einem gewissen pädagogischen Vorgehen und der wirklichen Psychotherapie, welche am zweckentsprechendsten in die äussere Form der hypnotischen Suggestion gekleidet werde. — Wichtig sei zunächst die Frage, ob angeborene oder erworbene konträre Sexualempfindung vorläge; aber im ersten Stadium der Behandlung gewänne dieser Unterschied keine besondere Bedeutung, da auch die erworbene konträre Sexualempfindung meist mit der gesamten Persönlichkeit auf's innigste verwachsen sei. Wichtiger sei zu Beginn das Suchen nach dem Fetisch d. h. demjenigen Umstand, welcher die ursprünglich normale Empfindung in konträre Bahnen gelenkt, worunter nicht nur Gegenstände, sondern auch jene Autosuggestionen zu verstehen seien, welche im Geschlechtsleben des Einzelnen eine Richtung gebende Rolle angenommen hätten. Die Aufnahme der Anamnese (Vorgeschichte) müsse eigentlich schon als therapeutisches Vorgehen aufgefasst werden. Besonderer Wert sei auf richtige Fragestellung zu legen und auf die intimen psychischen Beziehungen, die sich zwischen dem Therapeuten und dem Konträren entspinnen müssten. — Die persönliche Eigenart des Konträren sei zu berücksichtigen: die Autosuggestionen und Rechtfertigungsversuche ihrer Empfindung müssten vorsichtig und mit Geschick bekämpft werden. Die Konträren stellten sich, indem sie den („brutalen“) Akt der Kohabitation perhorrescierten, in ihren eigenen Augen auf einen höheren ästhetischen Standpunkt, ferner gereiche ihnen die in ihren Reihen befindliche nicht geringe Anzahl bedeutender Männer zur Genugthuung. — Viele Konträre gäben ihrem Triebe nicht nach und vielen sei eine gewisse Reinheit der Empfindungen nicht abzusprechen, mitunter führten sie ein weit keuscheres Dasein als die normal Empfin-

denden. — In den Fällen, wo die Masturbation der Neurasthenie Vorschub leiste, gäbe diese eine wirksame Handhabe ab zum Angriff des Rechtfertigungssystems des Patienten. Da, wo üble physische Folgen nicht vorhanden, bilde die Zufriedenheit des Konträren mit seinem Zustand, ein mächtiges Hindernis für die Therapie. Oft werde nur wegen äusserer Umstände, wegen der sozialen und strafrechtlichen Konsequenzen, eine Aenderung des Geschlechtslebens erwünscht. Das nächste Ziel sei Gleichgiltigkeit gegen das eigene Geschlecht durch Suggestion einzuflössen, dann Widerwillen gegen Geschlechtsbeziehungen zu einer Person des eigenen Geschlechtes. In manchen Fällen sei geschlechtliche Indifferenz das Summum des Erreichbaren. Heterosexuelle Suggestionen bildeten den letzten Abschnitt der Behandlung. Ein Gradmesser für den Fortschritt in der therapeutischen Bestrebung sei im Traumleben gegeben. — Während der Dauer der Behandlung müsse die sexuelle Bedürftigkeit des Patienten auf ein Minimum herabgedrückt werden. Ein wirklicher Erfolg sei der erste physiologisch ausgeübte heterosexuelle Coitus. Die erste Cohabitation beweise aber nicht wirkliche Genesung, massgebend sei das Quantum des Wollustgefühles, welches beim ersten Coitus zu fehlen pflege. Vom ersten heterosexuellen Geschlechtsverkehr an käme es auf den Umstand an, ob angeborene oder erworbene konträre Sexualempfindung vorliege. Der konträr Geborene erlange weit schwerer normales Wollustgefühl und volle Befriedigung, dies Ziel könne aber auch bei ihm erreicht werden. Bei der angeborenen Form würden indess nach geregeltem heterosexuellen Verkehr die Beziehungen zum entgegengesetzten Geschlechte oft mehr aus Pflichtgefühl als impulsiv gepflegt. Konträre, bei denen sekundäre Geschlechtscharaktere körperlicher oder psychischer Natur auf eine Verkehrtheit der gesamten Persönlichkeit hin-

deuteten, würden seltener über den Zustand der Indifferenz hinausgebracht werden. — Erworbene konträre Sexualempfindung könne vom Moment regelrechter heterosexueller Kohabitation an in gewisser Beziehung als geheilt bezeichnet werden, jedoch dürfe Patient sich nicht vorzeitig weiterer psychischer Beeinflussung entziehen und müsse Masturbation und Alkoholgenuss vermeiden, sonst sei sofort Recidive zu befürchten. — Zur erfolgreichen psychischen Behandlung sei volles Vertrauen des Patienten zum Arzte notwendig. Dieser müsse dem Patienten klar machen, dass das Wesen der Hypnose nichts Mystisches an sich habe und dass der endgültige Erfolg vom Willen des Konträren abhänge. Die Dauer der Therapie schwanke zwischen 6 Wochen und ebensovielen Monaten, je nach der Individualität des Konträren. Die Patienten hätten mit der Erzielung des ersten Beischlafes die Möglichkeit erlangt, durch weitere Behandlung oder im Notfall durch Selbstdisziplinierung eine normale vita sexualis zu erreichen. Denn selbst mit gewissen Resten von konträrer Sexualempfindung könnten solche Menschen ein immerhin erträgliches Dasein führen und hätten die Hoffnung, im Wege der Gewöhnung auch diesen Rest zu verlieren. — Abgesehen von Enthaltung von Masturbation und Alkohol sei ein geregelter Geschlechtsverkehr anzustreben. Die einzig richtige Lösung dieses Problems sei die Ehe mit einer sympathischen Person. Die Ehe böte gerade für Menschen, deren seelisches Dasein in jeder Hinsicht der Stütze bedürfe, einen sicheren Port. Auf die Wahl einer absolut sympathischen Individualität sei aber unbedingt Gewicht zu legen. Wegen der Befürchtung einer konträren Descendenz sei von der Ehe nicht abzuraten. Die Vererblichkeit der Homosexualität sei nicht erwiesen, sie spiele nur die Rolle eines allgemein belastenden Momentes; jedem aber, der ein funktionelles oder somatisches Degenerationszeichen an sich trage, könne man die Ehe

nicht verbieten. — Fuchs teilt dann mit, dass unter 42 behandelten Fällen 14 Geheilte sich befänden. Zu sexueller Neutralität seien 8 gelangt. Die Fälle von psychosexueller Hermaphrodisie seien nicht mitgerechnet. Bei diesen sei das Heilungsergebnis ein weit besseres, die Mühe der Behandlung sei keine so grosse, ihre Bedeutung aber eine ausserordentliche, insbesondere in Fällen, wo sich die konträre Sexualempfindung bei Verheirateten episodisch einstelle. — Zum Schluss betont Fuchs nochmals, dass die Konträren vom medizinischen und nicht juridischen Standpunkt zu beurteilen seien. Menschen, die Kranke seien, müssten behandelt und geheilt werden. Das Ziel sei, die Konträren den Armen der blinden Justiz zu entreissen.

Der gediegene Vortrag bringt in klarer, anschaulicher Weise den Hauptinhalt des im vorjährigen Jahrbuch besprochenen Buches von Fuchs „Therapie der vita sexualis bei Männern mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung.“ Vom Standpunkt des Arztes, der die Homosexualität als Krankheit betrachtet, ist selbstverständlich eine therapeutische Behandlung notwendig, aber auch derjenige, der wie ich, die Anomalie nicht für notwendig krankhaft hält, wird wegen der sozialen, möglicherweise sogar strafrechtlichen Folgen der konträren Sexualempfindung in allen Fällen, wo der Konträre Aenderung des Triebes wünscht, die Hypnose für angezeigt erachten. — Hinsichtlich der Erfolge der Hypnose darf man sich jedoch keinen allzu grossen Hoffnungen hingeben. Bei allen denjenigen, die nicht geändert sein wollen, deren ganzes inneres Wesen sich gegen Beseitigung ihres Triebes sträubt, wird die Suggestion, auch wenn sie sich derselben aus irgend welchen Gründen unterziehen, kaum etwas leisten. Viele Konträre sind nun aber nicht im Stande, eine Aenderung zu **wollen**; darunter gerade besonders ausgeprägte Individualitäten von festem

Charakter und starker Eigenart, denen ein fremder Eingriff in ihre Persönlichkeit und in ihre mit ihrer Individualität verwachsene Geschlechtsart instinktiv widerstrebt. Was Fuchs über die leichtere Heilung der psychischen Hermaphroditen sagt, erscheint mir auch zweifelhaft. Es giebt darunter Individuen, die vollen Genuss bei Weibern finden, trotzdem aber eine stärkere Zuneigung zum Manne haben und letzteren Trieb nicht zu unterdrücken vermögen. Dass solche Menschen, die beide Triebe in sich vereinen und gleichsam den Grad der Befriedigung und die Summe des Wollustgefühles im Verkehr mit beiden Geschlechtern bewusst und unbewusst zu vergleichen im Stande sind, ohne grosse Schwierigkeit dazu gebracht werden können, den stärkeren Trieb ganz zu verlieren, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Hier besteht gerade von vornherein, was man bei rein Homosexuellen anstrebt und als Zeichen der Heilung betrachtet, „Wollustempfindung beim Weibe,“ und trotzdem hat diese Empfindung nicht die Kraft, die gleichgeschlechtliche zu beseitigen. — Endlich dürfte auch bei den sogenannten „Geheilten“ die Ehe nur mit Vorsicht anzuraten sein; denn abgesehen von der Möglichkeit einer Vererbung der Anlage, kann der konträre Trieb doch jeder Zeit wieder hervorbrechen und nicht nur den Verheirateten in besonders traurige und missliche Konflikte verwickeln, sondern auch das Unglück des völlig unschuldigen anderen Eheteiles herbeiführen.

6) **Haberlandt** M.: „Konträre Sexualerscheinungen bei der Negerbevölkerung Sansibars“ in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Bd. 31, 1899, S. 668. *)

Konträre sexuelle Erscheinungen, sowohl erworbene

*) Nach dem Referat von Buschan in dem Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie Nr. 127 vom 6. August 1900 wiedergegeben.

als angeborene, kämen ziemlich häufig bei der Bevölkerung Sanzibars vor, wo erstere zumeist dem Einflusse der Araber zuzuschreiben seien, die zusammen mit Komorensern und wohlhabenden Suaheli-Mischlingen auch das Hauptkontingent der Erworben-Konträren ausmachten. Der frühzeitige Geschlechtsgenuss rufe bei diesen Leuten bald eine Uebersättigung hervor, die sie auf neue Mittel geschlechtlicher Befriedigung verfallen liesse; so würden sie zunächst zu aktiven, später, wenn impotent geworden, zu passiven Päderasten. Ihre Opfer gehörten fast ausschliesslich der schwarzen Sklavenbevölkerung an, aus der auserlesene halbwüchsige Burschen bereits frühzeitig zu diesem Zwecke trainiert würden. Die Sansibarneger würden durch das Beispiel der Araber ebenfalls zur perversen Befriedigung des Geschlechtstriebes verleitet. Da ihnen Sklaven nicht zur Verfügung stünden, so entwickle sich bei ihnen eine Art männlicher Prostitution. Die Betreffenden betrieben ihr Gewerbe sehr öffentlich, trügen häufig auch Weiberkleidung. — Der angeborene konträre Sexualtrieb komme sowohl beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht vor. Die Knaben, die bereits an weiblichen Arbeiten Gefallen fänden, würden von den Eltern nach dieser Richtung hin unterstützt, legten Weiberkleidung an, trügen das Haar ebenso und verkehrten hauptsächlich mit Weibern oder männlichen Prostituierten, von denen das Volk sie jedoch scharf als „amri ya merungu“ = „Wille Gottes“ unterscheide, während es jene berufsmässigen Lustknaben verachte. Die geborenen Konträr-Sexuellen seien hauptsächlich passive Päderasten. — Die konträr-sexuellen Weiber zeigten ihrerseits Vorliebe für männliche Verrichtungen, verrieten männliches Verhalten, kleideten sich zu Hause nach Männerart und verkehrten sexuell entweder mit Ihresgleichen oder normalen Weibern. — Ueber die hier in Betracht kommenden Methoden und Apparate lässt sich der Verfasser des Näheren aus.

Homosexuelle beider Geschlechter hiessen in der Suaheli-Sprache „mkessimune" = „Weib, kein Mann."

6) **Heilbronner**, Oberarzt der Klinik zu Halle a. S. Privatdocent: „Beitrag zur klinischen und forensischen Beurteilung gewisser sexueller Perversitäten" in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen von Schmidtmann und Strassmann. III. Folge, 19. Bd. 2. Heft, Jahrgang 1900. 2. Heft Nr. 9.

Im Anschluss an einen ausführlich mitgeteilten, eigentümlichen, mit Masochismus vermischten Fall von heterosexuellem Fetischismus äussert sich Verfasser des Längeren über Entstehung und Beurteilung sexueller Perversionen im Allgemeinen. Die Ausführungen sollen, wie aus einer Bemerkung über den Kampf gegen den § 175 des Str.-G.-B. hervorgeht, auch für die Homosexualität gelten. Heilbronner hält die sexuellen Anomalien stets für erworben. Die Erklärung von Schrenk-Notzing genüge durchaus und sei befriedigender als die Annahme angeborener Triebe, welche eine bedenkliche Annäherung an die frühere Monomanienlehre bedeute. In seiner Auffassung wird Verfasssr hauptsächlich durch den mitgeteilten Fall bestärkt, da sich bei demselben die Erwerbung intra vitam deutlich nachweisen lasse und es sich gerade auch um Masochismus handle, der nach Krafft-Ebing stets angeboren sei.

Die Verschiedenheit der Auffassung über die Entstehungsart der Perversion habe grosse praktische Bedeutung. Wenn die Triebe angeboren seien, so sei nur ein Schritt zu der Annahme, dass sie unwiderstehlich und unausrottbar seien und die Bewegung zu Gunsten der Homosexuellen beweise, dass dieser Schritt thatsächlich von nicht Wenigen gethan werde.

Aus der Feststellung eines perversen Triebes dürfe

man nicht ohne Weiteres auf Unzurechnungsfähigkeit schliessen; der Nachweis müsse vielmehr geführt werden, dass die Gesamtpersönlichkeit eine abnorme und die Perversität nur ein Folgezustand sei; die einzelnen Umstände, unter denen die That geschehen, müssten genau ermittelt werden, um ein richtiges Urteil zu gewinnen.

Für seine Behauptung, die sexuellen Anomalien seien stets erworben, hat Verfasser keinen Beweis erbracht. Abgesehen davon, dass auch in dem mitgeteilten Fall die Erwerbung nicht ohne Weiteres feststeht, lassen sich aus diesem Einzelfalle keine allgemeinen Schlüsse ziehen. Ich halte die Homosexualität meist für angeboren.

Uebrigens bin ich mit Näcke*) der Ansicht, dass, im Grunde genommen, der Streit über Erwerbung oder Angeborensein der Homosexualität nur ein Wortstreit ist, da auch die Erwerbung einen vorbereiteten Boden, eine disponierte Anlage voraussetzt, welche mit der eingeborenen Reaktionsfähigkeit Molls auf bestimmte Reize nahe verwandt sein dürfte. Mit Heilbronner stimme ich dagegen darin überein, dass die Homosexualität an und für sich nicht ohne Weiteres Unzurechnungsfähigkeit bedinge, wobei aber meiner Ansicht nach die Frage, ob die Homosexualität erworben oder angeboren sei, keine Rolle spielt. Der homosexuelle Trieb ist zwar unausrottbar und verlangt oft gebieterisch nach Befriedigung; daraus folgt aber nicht die Unzurechnungsfähigkeit des Homosexuellen, sondern ergiebt sich nur ein Argument für die Bestrebungen, welche die Aufhebung des § 175 St.-G.-B. verlangen.

---

*) Vgl. **Näcke:** Kritisches zum Kapitel der normalen und pathologischen Sexualität in dem Archiv für Psychiatrie und Neurologie. Bd. 32. Heft 2, besprochen im II. Jahrbuch S. 356 ff.

8) **Kaan:** „Gerichtsärztliches Gutachten" in Friedreichs Blättern für gerichtliche Medizin. 50. Jahrg. Heft 1.

Der Fall eines wegen homosexueller Handlungen verschiedentlich gerichtlich verfolgten Gasthauspächters wird mitgeteilt. Derselbe, seit 24 Jahren verheiratet und Vater von drei Kindern, hat im Jahre 1893 einen 16jährigen Burschen an sich gelockt, trunken gemacht und dann Penis in os genommen. Ueberrascht, zuerst Versuch, sich als den Verführten hinzustellen, später Zugeständnis seiner „unseligen Verirrung". Strafe: 4 Monat Kerker. Im September 1895 gleiches Attentat an einem 21jährigen Burschen und im Oktober an einem 18jährigen. In beiden Fällen planmässiges Handeln. Aerztliche Untersuchung, physisch und psychisch, negativ. Für das Vorhandensein epileptoider Dämmerungszustände, die der Thäter angab, keinerlei Anhaltspunkte. Ueber seine vita sexualis hat er jede Auskunft verweigert. Nach 2 Jahren wiederum gleiches Attentat an 23jährigem Jüngling.

Kaan hält den Patienten für geistig normal und normal fühlend, hebt aber hervor, dass die perverse Art der Befriedigung auffällig sei.

Mir scheint es, soweit sich dies aus den mitgeteilten Thatsachen beurteilen lässt, dass zweifellos konträre Sexualempfindung, mindestens psychische Hermaphrodisie bestand.

9) **Krafft-Ebing:** „Drei Konträrsexuale vor Gericht" in den Jahrbüchern für Psychiatrie und Neurologie in Wien. 19. Bd. 2. Heft 1900. (Verlag Leipzig, Wien, Deutike).

I. Fall.

Ein 36jähriger Religionslehrer, verhaftet, weil er seine Schüler an den Genitalien betastete, bis Ejakulation erfolgte, wird in der Landesirrenanstalt beobachtet und später auch von Krafft-Ebing untersucht.

Die Ergebnisse der Untersuchung auf Grund der Beobachtung und der Angaben des Patienten werden mitgeteilt:

Explorat sei nervös von Jugend an, eine Zeit lang leichtsinniges Leben (Spiel, Geldverschwendung); er habe niemals ein Weib berührt, horror feminae, dagegen seit dem 14. Jahre ästhetisch und sinnlich zu heranreifenden Knaben hingezogen, verabscheue den Mann, nur erregbar durch Knaben in beginnender Pubertät zwischen 13 und 15 Jahren. Vergeblicher Kampf gegen seine Neigungen trotz zeitweiser Abstinenz von Alkohol und Fleischgenuss; stets mehrmals jährlich seinem Drang erlegen. Explorat halte seine Handlungen nicht für unrecht und unerlaubt, er habe unter „Unzucht" nur actus in vas verstanden; er entschuldige sich damit, dass er keine Gewalt gebraucht und ohnehin als Beichtvater die Erfahrung gemacht, dass 80 % aller Knaben onanierten und dass er nur einem unabweisbaren Bedürfnis nachgegeben.

Die Gutachten der Irrenanstalt und Krafft-Ebing's nehmen beide Ausschluss der Willensfreiheit an. Die konträre Sexualempfindung des Patienten sei nur Teilerscheinung einer abnormen geistigen Artung auf Grund hereditärer Belastung. Seine Delikte seien krankhafte Folgezustände fehlerhafter natürlicher Anlagen, seine sexuellen Triebe impulsiv. Krafft-Ebing hebt noch besonders hervor:

Die ethischen Defekte des Exploraten hinderten ihn, sich der Folgen seiner sexuellen Handlungen bewusst zu werden, er empfände dieselben vielmehr als natürliche, dem Gesetze in seinen Gliedern entsprechende Handlungen. Dazu käme die krankhafte Steigerung seines Triebes, der zeitweise geradezu die Bedeutung eines unwiderstehlichen Zwanges annehme.

Hierauf Freisprechung des Angeklagten.

Nunmehr habe Explorat, ärztlichem Rate folgend,

vom Alkohol abstiniert, frugal gelebt und eine Suggestivbehandlung in einer Wasserheilanstalt durchgemacht, dank welcher es gelungen sei, seine konträre Sexualempfindung zu beseitigen. Er sei ein anderer Mensch geworden, habe sich seit Jahresfrist korrekt benommen und sei an einer — Mädchenschule angestellt.

II. Fall: Erworbene konträre Sexualempfindung.

Der 37jährige Handelsagent Z., wegen Masturbation mit L. verhaftet, wird auf seinen Geisteszustand hin untersucht. Vom 16. Jahre ab will Z. mit dem Weibe verkehrt haben und erst vor 3 Jahren durch L. zur Masturbation verführt worden sein. Seither heftige Liebe zu L. und angeblich keine Lust mehr am normalen Geschlechtsverkehr. Er selbst begreife seine Umwandlung nicht. Das Gutachten stellt schwere Neurasthenie mit grosser physischer Erregbarkeit, neuropathische, hereditäre Konstitution, sexuelle Hyperästhesie und daraus resultierend abnorm sexuelle Bedürftigkeit fest.

Die erworbene Perversion sei auf Belastung und Neurasthenie zurückzuführen, der ganze Zustand pathologisch und der Drang zum geschlechtlichen Verkehr mit L. unwiderstehlich.

Darauf Einstellung des Verfahrens gegen beide: Auch bei L. habe die Untersuchung konträre Sexualempfindung, und zwar angeborene, ergeben. Zwei Tage nach der Freilassung Anzeige des L. gegen den Z., dieser verfolge ihn mit seinen unsittlichen Anträgen und bedrohe ihn mit Totschiessen, da er, L., nichts mehr von Z. wissen wolle.

Umgekehrte Behauptung des Z.: L. habe ihn verführen wollen und er, Z., habe sich vor L. flüchten müssen. Durch Zeugen bestätigt, dass L. den Z. aufgesucht und um seine Liebe gefleht habe, da er nicht von ihm lassen könne.

Ein neues Gutachten stellt zeitweisen Alkoholismus und schwere Neurasthenie fest: Der belastete, überspannte,

dem Impuls seiner Triebe völlig hingegebene gemeingefährliche Z. sei unverantwortlich. Darauf Aufnahme in die Klinik Krafft-Ebing's. Enthaltung von Alkohol und antineurasthenische Behandlung hätten günstig gewirkt. Durch die Suggestivbehandlung — Suggestion gegen Alkohol und geschlechtlichen Verkehr — sei nach 2 Monaten völlige Heilung eingetreten. Patient sei ein sittlich rehabilitierter und körperlich wieder hergestellter Mann geworden.

Weitere Beobachtung habe tadellose Lebensführung, normale vita sexualis und Abstinenz von Alkohol ergeben.

III. Fall: Erworbene konträre Sexualempfindung.

Betrifft einen wegen unsittlicher Attentate verhafteten Gendarmeriewachtmeister K. Derselbe soll versucht haben, dem Zivilisten R. die Hosen herunterzuziehen, ihn um Gestattung der Paedicatio gebeten und einen andern Zivilisten J. sowie einem Gendarmen an den Genitalien angegriffen haben.

Delinquent leugnet die Absicht eines unsittlichen Angriffs, er habe nur aus momentaner Geilheit gehandelt und seine That für nichts Unerlaubtes gehalten. Vor einem Jahre habe er Syphilis gehabt und sei dadurch vom Verkehr mit dem Weibe abgeschreckt worden.

Das Militärgericht spricht ihn frei, es seien nur Vorbereitungshandlungen erwiesen, die straflos seien, dagegen nicht der Versuch widernatürlicher Unzucht.

Es erfolgt darauf Revision des Urteils seitens des obersten Militärgerichtshofes. Während dieser Untersuchung verschiedene Zwischenfälle: K. erkrankt an Typhus abdominalis, in der Rekonvalescenz erleidet er einen Anfall von Influenza. Dann Wiedereintritt in den Dienst. Bald neue Attentate; mehreren Gendarmen soll K. an den Genitalien herumgegriffen und überdies eines schlafenden Civilisten J. Penis in os genommen haben. Dem gleichen Civilisten soll er später auf der Strasse versucht haben die Hosen zu öffnen.

Unterdessen wird das erste Urteil abgeändert und K. wegen der früheren Angriffe auf die Civilisten zu 4 Monaten Kerker verurteilt. Hierauf wegen Zweifels an K.'s geistiger 'Gesundheit Aufnahme in das Garnisonsspital: Eine Anzahl Zeugen wollen ein völlig geändertes Benehmen K.'s in den letzten Monaten wahrgenommen haben. Nach dreimonatlicher Beobachtung geht das Gutachten dahin, dass bösartige Hirnsyphilis vorhanden, auf diese seien wahrscheinlich seine Charakteränderung und seine unsittlichen Handlungen zurückzuführen. Auch die schwächliche, läppische Ausführung der Handlungen unter ungünstigen äusseren Umständen deute auf krankhaft herabgesetzte geistige Thätigkeit und mangelnde Einsicht bei geradezu schwachsinniger Gleichgültigkeit für den folgenschweren Ausgang der Sache.

K. verbleibt weiter in Spitalbeobachtung. Eine Anzahl krankhafter Erscheinungen, die sich zeigen, wird beschrieben: Der körperliche und geistige Verfall K.'s schreite fort. Fortgesetzte Beobachtung. Hierauf Gutachten des Militärkomitees: Hirnsyphilis sei ausgeschlossen und Simulation von Geistesstörung anzunehmen. Die Delikte seien faute de mieux am Manne erfolgt in Folge starker Libido und Abstinenz vom natürlichen Verkehr. K. habe im Sinne einer erworbenen konträren Sexualempfindung eine krankhafte Aenderung seines geschlechtlichen Fühlens erfahren; obgleich eine Unwiderstehlichkeit seines Triebes nicht anzunehmen sei, müssten weitgehendste Milderungsgründe anerkannt werden. Hierauf wird ein Fakultätsgutachten begehrt. K. kommt zu Krafft-Ebing in die Klinik zur Beobachtung: Das Verhalten in der Klinik und die einzelnen Feststellungen werden genau mitgeteilt. Das Gutachten selbst verneint das Vorhandensein einer organischen Gehirnkrankheit, einer Geisteskrankheit oder Geistesschwäche. Dagegen bestehe schwere Neurasthenie, geeignet, die Widerstandsfähigkeit

herabzusetzen. Unter allen Umständen sei K. ein moralisch und physisch gebrochener, körperlich schwerkranker Mann. Die Hauptursachen dieses Zustandes: Die Syphilis und die durchgemachten teilweise verfehlten Kuren, sowie der Typhus.

Auf den ersten Blick erscheine es, als ob K.'s unsittliche Handlungen nur aus einem übermässigen Drange und Mangel an Verkehr mit dem Weibe erfolgt seien. Eine solche Annahme sei jedoch unrichtig, namentlich spräche die mit J. vorgenommene immissio penis in os für eine Perversion des Gefühls. Diese Perversion sei erworben und auf die schwere Neurasthenie zurückzuführen. Die ganze Art der Ausführung, die beständige Wiederkehr der gleichen perversen Handlungen, die geradezu schamlos, rücksichtslos zu Tage getreten seien, und das Vorhandensein der schweren zentralen Neurose, welche die sittliche und Willensenergie in der Bekämpfung solcher perverser Impulse herabgesetzt habe, mache die Annahme höchst wahrscheinlich, dass K. unter einem unwiderstehlichen Zwang gehandelt habe.

Die 3 Fälle betreffen zweifellos kranke Homosexuelle. Deshalb darf aber nicht auf die Krankhaftigkeit aller oder auch nur der Mehrzahl der Homosexuellen geschlossen werden; ebensowenig als ein solcher Schluss gestattet wäre, weil zahlreiche Heterosexuelle an sexueller Hyperästhesie und Neurose leiden. Auch der Erfolg der Hypnose in den zwei ersten Fällen berechtigt nicht etwa zur Ansicht, dass eine Umwandlung der Homosexualität leicht oder meist möglich sei. Die mir bekannten Homosexuellen, die sich der Hypnose unterzogen, sind unverändert homosexuell geblieben. Zwei davon wurden von Moll, einer von Krafft-Ebing, einer von Schrenk-Notzing behandelt.

10) **Krafft-Ebing** und **Garnier**: „Résumé du rapport sur les perversions sexuelles obsédantes et impulsives au point de vue médico-legal.“ Bericht für den 13. internationalen medizinischen Kongress zu Paris 1900. Abgedruckt in den „Archives de Neurologie“ (fondées par Charchot) Vol. X. 2me série 1900. Novembre et Décembre 1900 Nr. 59 et 60.

1) **Der Bericht von Krafft-Ebing.** — Die Zwangsideen und Impulse (obsessions et impulsions) ebenso wie die sexuellen Perversionen gehörten fast ausschliesslich dem Gebiet der psychischen, meist hereditär bedingten Degeneration an. Man könne sie als Stigmata dieser Degeneration betrachten. Die Häufigkeit sexueller Hyperästhesie und der besondere davon abhängige Zustand der Erregbarkeit erklärten den bei den Degenerierten oft vorhandenen Zusammenhang zwischen Zwangsideen und der Sexualität. Die Zwangsvorstellung sei „die Art von Gehirnthätigkeit, wo ein Wort, ein Gedanke, ein Bild sich dem Geist aufzwinge ausserhalb des Willens, mit einem als quälend empfundenen Gefühl, das sie unwiderstehlich mache“. (Magnan). Unter Impuls verstehe man einen mit Bewusstsein ausgeführten Akt, der aber durch den Willen nicht habe verhindert werden können (Legrain). Die Bedingungen der Zwangsvorstellungen seien daher: Volles Bewusstsein des Obsedierten im Kampf gegen den Impuls, der Erregungszustand mit der Einsicht, dass die psychischen Kräfte in dem Kampfe machtlos seien und dass nur die Verwirklichung der Zwangsidee die Befreiung von dem qualvollen Zustand herbeiführen könne. Demnach seien mit diesem Zustand von Zwangsvorstellung nicht folgende Fälle zu verwechseln: 1. Handlungen bei völligem Mangel an Intelligenz und moralischen Qualitäten. — 2. Rein impulsiv, gleichsam automatisch ausgeführte Handlungen. — 3. Handlungen im Zustand aufgehobenen Bewusstseins

z. B. Deliriums. — 4. Handlungen, herrührend von sexueller Inversion, welche (wie sich Krafft-Ebing wörtlich ausdrückt) „nach mir nur das Aequivalent des normalen Geschlechtssinnes bildet.“ Folgen hierauf nähere, hier nicht weiter interessierende Ausführungen über die Zwangsideen und Impulse.

2) **Der Bericht von Garnier.** — Die krankhafte Obsession sei nur ein Zeichen der Degenerescenz. Die Erregbarkeit, das wahre moralische Stigma des Degenerierten, sei Princip und Ursache des Phänomens. Die Obsession bilde daher nur eine Art der automatischen, aber bewussten Gehirnthätigkeit, sie präge zwangsmässig, hervorgerufen durch den Erregbarkeitszustand, dem Geist ein Wort, einen Gedanken trotz qualvollen Zustandes ein, werde von bestimmten psychischen Störungen begleitet und höre nur auf mit der Befriedigung des Bedürfnisses, das den Anfall hervorgebracht. Man könne sagen, dass der Impuls eine Krisis des Bedürfnisses, während die Obsession nur den Zustand des Bedürfnisses bedeute. Ebenso wie Obsessionen und Impulse seien die sexuellen Perversionen Degenerationszeichen. Deshalb sei es nicht zu verwundern, dass ihre beiderseitigen Aeusserungen sich begegneten und kombinierten unter irgend einem Gefühlschoc, in der Kindheit oder der Pubertät, der den Ausgang zu zwangsmässigen und impulsiven Vorstellungen bilde, welche fortan die vita sexualis beherrschten und diese oder jene Art sexueller Perversion erzeugten. Der Geschlechtstrieb stelle gerade das biologische Element dar, welches am meisten geeignet sei, die krankhafte Erregbarkeit des Degenerierten hervortreten zu lassen. Garnier bespricht hierauf die Beziehungen zwischen den Obsessionen und Impulsen mit den einzelnen sexuellen Perversionen. Er behandelt den Exhibitionismus, den Fetischismus, den Sadismus, die Erotomanie und die Inversion. Im Gegensatz zu Krafft-Ebing bringt er auch die Inversion in

Zusammenhang mit den Zwangsideen. Er äussert sich hierüber wie folgt: Natürlich sei nur die Rede von der konstitutionellen Inversion, nicht der aus Laster, Ansteckung, durch die Umgebung oder die Sitte gewisser Länder entstandenen Päderastie. Der konstitutionelle Invertierte sei stets ein Kranker mit einer unwiderstehlichen Neigung; er gehe im Leben herum, ohne dasjenige Geschlecht zu besitzen, das er exteriorisiere, während er das entgegengesetzte in sich trage. Er fühle sich zum gleichen Geschlecht hingezogen, gegen seinen Willen und instinktiv. Es frage sich, wie diese Geschlechtsrichtung zu erklären sei. Sei der Invertierte mit dieser Substitution eines Weibes im Manne etwa geboren? Sei dies als ein Zögern der Natur aufzufassen und schliesslich auf eine anatomische Zwitterhaftigkeit zurückzuführen? Letzteres sei nicht anzunehmen, sonst müsste der embryologische Irrtum häufiger in der somatischen Konstitution seinen Wiederhall finden. Auch die Fälle körperlicher Hermaphrodisie könnten nicht die Homosexualität erklären. Denn gewöhnlich besässen die Invertierten alle Merkmale völliger Männlichkeit. Man müsse die Erklärung anderwärts suchen. Die Inversion habe ebenso wie die anderen Anomalien eine und dieselbe Entstehungsursache, nämlich krankhafte Erregbarkeit und funktionelle Disharmonie. Ein zufälliger Choc erlange dank der emotionellen Rezeptivität besondere Bedeutung. Allmälig dränge sich in Erinnerung dieses Chocs ein bestimmter Gedanke auf und die Homosexualität gewinne ihre zwangsmässige und impulsive Energie. Die Sache sei nur darum so anziehend, weil die Furcht hinzukomme. Diese Tendenz bilde zur Zeit der Unbestimmtheit des Geschlechtslebens zuerst nur eine vage und confuse, im unbewussten Leben verborgene Neigung, erst später behaupte sie sich mit der Klarheit einer krankhaften Begierde. Die Inversion sei scharf vom Laster zu trennen. Sie sei zu

definieren: Als eine Perversion des Geschlechtslebens mit zwangsmässiger, impulsiver Form, die eine eingewurzelte, unwiderstehliche Neigung bedeute, meist von so ausschliesslichem Charakter, dass das gleiche Geschlecht allein im Stande sei, den Orgasmus zu erzeugen. Die Inversion sei oft mit anderen Perversionen, Sadismus, Fetischismus u. s. w. vereinigt.

Der Bericht von Krafft-Ebing ist besonders beachtenswert, weil er die Inversion von der Zwangsvorstellung sondert und sie als Aequivalent des normalen Triebes betrachtet. Jedenfalls dürfte kein Zweifel darüber bestehen, dass Krafft-Ebing völlig Recht hat, die Inversion nicht mit der Zwangsvorstellung und den Impulsen zusammenzuwerfen, wie dies Garnier thut. Oft kann sich die Inversion mit zwangsmässiger Gewalt geltend machen und mit krankhafter Inversion und Neurasthenie zusammentreffen, ebenso wie beim normalen Trieb krankhafte, nervöse Erscheinungen vorkommen. Aber in vielen Fällen wird auch die Homosexualität, wie durchgängig der normale Trieb, nicht in besonders krankhafter Weise hervortreten. Garnier schliesst sich bei der Erklärung der Inversion ausserdem der bekannten Associationstheorie von Schrenk-Notzing an. Ich möchte hier noch betonen, dass Garnier insoweit jedenfalls irrt, als er meint, der homosexuelle Trieb sei ursprünglich zur Zeit der Pubertät nur ganz unbestimmt und als vage Neigung vorhanden, die sich erst allmälig entwickle. In den meisten Fällen tritt die Homosexualität, oft gerade sehr frühzeitig, mit grosser Bestimmtheit und Entschiedenheit auf, ein Umstand, der gerade gegen die Associationstheorie und für die Auffassung des Eingeborenseins spricht. Die von Garnier gegen den Zusammenhang der Inversion mit der embryonalen Uranlage vorgebrachte Einwendung der durchschnittlichen völligen Männlichkeit der Urninge ist nicht durchschlagend, denn die Fälle, wo auch äusserlich

weiblicher Habitus, manchmal Effemination vorliegt, deuten auf diesen Ursprung hin, nicht minder die Fälle körperlicher Hermaphrodisie, bei denen meist auch ein Schwanken im geschlechtlichen Fühlen festzustellen ist, wie dies namentlich aus den Untersuchungen von Neugebauer*) hervorgeht.

11) **Näcke, P.**: „Die forensische Bedeutung der Träume" in der Zeitschrift für Criminalanthropologie von Gross, 1. Heft, Bd. 5, Septembernummer 1900.

S. 123 bemerkt Näcke, dass bis jetzt nicht habe festgestellt werden können, ob jede der einzelnen Kategorien von Geisteskrankheiten ihre eigentümlichen Träume habe.

Nur eine einzige Klasse von Menschen wisse er zu nennen, welche vielleicht absolut Charakteristisches träume, die sexuell Perversen. Er (Näcke) habe als der Erste klipp und klar auf die hohe Bedeutung dieser Thatsache für die Diagnose der Perversion aufmerksam gemacht. Der echte Homosexuelle (also nicht der Roué) werde so gut wie ausnahmslos in seinen sexuellen Träumen sich homosexuell verhalten, der psychische Hermaphrodit homo- und heterosexuell, der Sadist als solcher sich bethätigen etc. Bis in die feinsten Details fände sich in den erotischen Träumen die sexuelle Perversion wieder.

Die Diagnose der Perversion sei in foro meist schwer zu führen. Der Sachverständige solle den zu Untersuchenden seine Lebensgeschichte erzählen lassen und unvermerkt ihn auf die Träume bringen; wenn die Träume immer oder fast immer in der Richtung der Perversion sich bewegten, so sei das Bestehen einer solchen fast sicher. Ein einzelner Traum beweise allerdings noch nichts, da er ein sogenannter Kontrasttraum, d. h. ein dem wirklichen Wesen des Träumenden widersprechender

---

*) Z. vergl. Jahrbuch II.

sein könne. Die Träume seien auch geeignet, Aufschluss zu geben über die Zeit des ersten Auftretens der Perversion.

12) **Näcke**: „Die sexuellen Perversitäten in der Irrenanstalt“ in der „Wiener klinischen Rundschau“ 1899 Nr. 29—30.

Näcke berichtet über die von ihm an den Kranken seiner Anstalt hinsichtlich etwaiger sexueller Perversitäten angestellten Beobachtungen. Sein Beobachtungsmaterial erstreckt sich auf 509 Männer, 277 mit einfacher Seelenstörung, 47 Paralytiker, 185 Imbecillen und Idioten (darunter 50 Imbecillen) und auf 50 Frauen.

Die Onanie hat Näcke am häufigsten angetroffen, aber auch die verschiedensten sonstigen Perversitäten sind ihm begegnet.

Homosexuelle Handlungen hat er verhältnismässig wenige gefunden: Mutuelle Onanie hatten 14 Personen = 2,8 Prozent sicher oder sehr wahrscheinlich getrieben, indem sie sich von Andern masturbieren liessen oder gegenseitig dies gethan. Darunter 10 Idioten, 4 mit einfacher Seelenstörung, 3 Paralytiker.

Zu verzeichnen seien ferner: 2 Fellatoren, ein älterer lasterhafter Idiot und 1 Paranoiker; eigentliche Päderastie habe er mehrmals festgestellt, immerhin aber selten; 5 Personen seien beim aktiven Act ertappt worden, (1 Prozent Aller), 2 hätten sich passiv verhalten, 2 weitere aktiv und passiv zugleich. Alle Päderasten seien Onanisten gewesen, zum Teil mutuelle, der eine, ein älterer Idiot, auch Fellator, alle Aktiven bis auf einen Idioten, welche jüngere apathische Kranke als Passivum benutzten. Weibliche mutuelle Onanie sei bei 4 Frauen = 8 Prozent anzunehmen, die aber selbst nie onanierten. Zwei seien Idiotinnen, die sich küssten und herzten, das andere Paar Verrückte. 7 Kranke seien in den Betten bei einander getroffen worden; eine Paranoica zeige ein coitusartiges Benehmen mit einer Andern und 2

Idiotinnen setzten sich auf Stühlen einander gegenüber und führten coitusartige Bewegungen aus.

Näcke fasst dann seine Beobachtungen zusammen und zieht gewisse allgemeine Schlüsse daraus:

Unter den Männern, bei denen er gleichgeschlechtliche Handlungen festgestellt, befände sich wohl kein echter Invertierter. Die Päderasten hätten abwechselnd getrieben: Onanie, mutuelle Onanie, Fellatio, Pädicatio. Es sei daher anzunehmen, dass sie die verschiedenen Formen von einander gelernt; dagegen bleibe es allerdings eine offene Frage, ob die Onanie zu den übrigen Perversitäten, insbesondere zur Pädicatio führe. Für die Feststellung, ob echte, angeborene Inversion vorliege oder bloss erworbene sei vielleicht das beste diagnostische Mittel die Erforschung des Trauminhalts. Echte Homosexuelle träumten nur homosexuell, bei erworbener Homosexualität stellten sich auch Träume heterosexuellen Inhalts ein.

Näcke hebt dann noch die merkwürdigen Freundschaftsbündnisse hervor, denen man zuweilen unter den Geisteskranken begegne; oft hätten sie einen durchaus sexuellen Anstrich. Sie kämen vor zwischen Idioten, von denen der eine agiler sei als der andere, oder zwischen einem Paranoiker und einem Idioten mit passiver Natur. Die Betreffenden sässen zusammen, gingen miteinander, umschlängen und liebkosten sich. Solche Bündnisse seien aber doch nur selten, da der Geisteskranke meist für sich bliebe und nur selten ein reges Interesse für seine Mitkranken bekunde.

Die Beobachtungen von Näcke bieten ein grosses Interesse und es wäre zu wünschen, dass auch andere Psychiater, die die Gelegenheit dazu haben, ähnliche Forschungen anstellten.

Wenn die Vermutung Näcke's richtig ist, dass unter seinen Kranken sich kein echter Homosexueller befunden habe, so würde dies den Schluss rechtfertigen, dass man

unter den Geisteskranken weniger Invertierten begegne, als unter sonstigen erwachsenen Männern, denn nach meiner Abschätzung kämen unter normalen Verhältnissen auf 500 Männer etwa 2—3 Invertierte. Jedenfalls sprechen die Feststellungen Näcke's dafür, dass ein Zusammenhang zwischen Geisteskrankheit und Inversion nicht besteht.

Uebrigens werden wohl unter den Irren Näcke's, die gleichgeschlechtliche Handlungen begingen, einige geborene Homosexuelle gewesen sein. Was Näcke über die Bedeutung der Träume sagt, ist sehr beherzigenswert, nur darf man nicht aus Träumen heterosexuellen Inhalts bei Invertierten ohne Weiteres auf erworbene Homosexualität schliessen, da sie auch ein Beweis psychischer Hermaphrodisie sein können.

13) **Venturi, Silvio,** (Oberarzt der Provinzialirrenanstalt zu Cantanzaro, Italien): „Corrélations psycho-sexuelles" (Bibliothèque de criminologie, Bd. XVIII, Lyon, Starck; Paris, Masson éd. 1899).

Verfasser entwickelt in dem französisch geschriebenen Werk zwei Hauptgesichtspunkte:

1) Im Gegensatze zur älteren Psychiatrie betrachtet er jede geistige Störung in erster Linie als eine Veränderung der psycho-sociologischen Funktionen, als eine Störung der Beziehung zwischen dem Kranken und der Gesellschaft.

2) Er sucht die Wechselwirkungen zwischen geistigen Anomalien und dem Geschlechtstrieb darzulegen.

Obgleich Venturi gegen die neue italienische kriminalanthropologische Schule polemisiert, finden sich doch bei ihm manche Gedanken Lombroso's, so namentlich über den geborenen Verbrecher.

An verschiedenen Stellen berührt Venturi die Homosexualität:

1) S. 139: Bei den Geisteskranken sei die Paederastie

nicht selten anzutreffen. In seiner Anstalt hätten auf 180 Kranke 7 Neigung zu aktiver Päderastie gezeigt. Die verschiedensten Formen von Geisteskrankheiten und die verschiedensten Altersstufen seien vertreten gewesen. Verfasser habe zuerst geglaubt, die Betreffenden hätten lediglich ein Aequivalent für den fehlenden normalen Koitus gesucht, er habe sich aber getäuscht, da er nachträglich festgestellt habe, dass vor der Erkrankung die Neigung schon bestanden.

2) S. 161: Gleichgeschlechtliche Akte kämen oft als Vorläufer der progressiven Paralyse vor.

3) S. 289—290: Die Päderastie, insbesondere die passive, sei nicht als ein atavistischer Rückschlag, als eine Wiederholung von Eigenschaften früher Vorfahren zu betrachten, da sie keine das Leben *fördernde* Eigenschaft, sondern eine *Verneinung* des *Zeugungsaktes* darstelle. Sie sei vielmehr als das Ergebnis einer Entwicklungshemmung aufzufassen.

Der im Altertume weitverbreitete gleichgeschlechtliche Verkehr sei lediglich ein Beweis, dass auch jene Epochen ihre antibiologischen und antisozialen Elemente besessen. Wir hätten unser sexuelles Verbrechertum, wie jenes Zeitalter das seinige.

Heute sei dies sexuelle Verbrechertum weniger zahlreich wie früher, da unsere Zeit einen nennenswerten Fortschritt in der Bekämpfung des Malthusischen Gesetzes zu verzeichnen habe.

Dem Päderasten entspräche die Tribade, die häufig in Gefängnissen und weiblichen Erziehungsanstalten zu finden sei; die soziale Hygiene erfordere, dass man die Tribaden in Klöstern und Harems isoliere.

4) S. 295: Die Auffassung mancher Schriftsteller, so z. B. von Raffalovich, dass viele Urninge verkannte Genies, Idealisten und Keusche seien, könne er (Venturi)

nicht teilen. Es seien Invertierte oder Lasterhafte. Allerdings hätten in neuerer Zeit einige moderne Dichter kein Hehl aus ihren perversen Neigungen gemacht, um gleichsam die Verwandtschaft ihrer Natur mit der antiken Geistesrichtung zu betonen. Auch sie seien aber nicht entschuldbar und geborene Invertierte oder Lasterhafte. Nur der mit der Lust zugleich die Zeugung bezweckende Beischlaf sei normal und poetisch.

5) S. 330: Die sexuelle Perversion gehöre zum sexuellen Verbrechertum, sie bilde ein Zeichen einer eingeborenen Tendenz zur Zerstörung der Gattung (eine destruktive Degenerescenz). Die moralische Degenerescenz sei gewöhnlich auch von entsprechenden physischen Aenderungen begleitet. Der Urning habe gewöhnlich mehr weibliches Aussehen, die Tribade mehr männliches.

6) S. 380: Die Invertierten hätten gewöhnlich eine ihrem Geschlechte entgegengesetzte Stimme, die Urninge eine weibliche und keinen Bart, die Tribaden meist eine tiefe und rauhe Stimme. Letzteres habe Verfasser bei einer Tribade und mehreren durch sie verführten Krankenpflegerinnen beobachtet.

Wie aus dem Vorstehenden sich ergeben dürfte, scheint Venturi keine erschöpfenden theoretischen Kenntnisse von der Homosexualität zu besitzen, insbesondere aber der praktischen Erfahrung in dieser schwierigen Frage, welche nicht mit allgemeinen Aufstellungen erledigt wird, zu ermangeln.

§ 2. Schriften der Nicht-Mediziner.

(Juristen, Ethiker, Philosophen etc.)

1) **Anonym**: „Neue Zeit", Nr. vom 10. Februar 1900.

In dem (anonymen) Leitartikel, betitelt „Die Tugendheuchler", ist gelegentlich der „lex Heinze" und des Widerstandes gegenüber dem von der Sozialdemokratie vorgeschlagenen Strafparagraphen zum Schutze der Arbeiterinnen gesagt:

„Würde der Zweck des Widerstrebens gegen den Paragraphen zum Schutz der Arbeiterinnen wirklich Furcht vor Erpressung, Denunziationen etc. sein, so müssten § 95 und § 175 aufgehoben werden, da beide sich darin gleichen, dass sie gar keinen erkennbaren sittlichen Wert besitzen, aber die moralische Pest der Denunziation, Erpressung etc. in einem Umfang züchten, der sich nicht vergleichen lässt mit dem Umfang der moralischen Pest, die der Arbeiterparagraph der lex Heinze beseitigen und einschränken will. Und doch heisst es zur Rechten und Linken und von der Regierung betreffs beider Paragraphen beim Verlangen der Aufhebung: Unannehmbar!"

2) **Driesmans**, Heinrich: „Das Geschlechtsempfinden der Griechen" im „Magazin für Litteratur" von Gaulke und Philipps (Berlin, Verlag Cronbach), Nr. 51 und 52 vom 22. und 29. Dezember 1900.

Nach den Bildern, die sich der Mensch von seinen Göttern schaffe, liesse sich der Mensch selbst am besten beurteilen; dies gelte besonders von den Griechen. Die griechische Götterwelt gestatte tiefe Einblicke in Wesen und Charakter ihrer Erzeuger. Diese Götter hätten keine weltfremden Charaktere, wie die der anderen Völker, aufgewiesen, sondern eine intime Vermenschlichung, welche das griechische Wesen in eigenartigem Lichte zeige. Ein besonderer Charakterzug der Götterbilder, welcher auch

den Griechen selbst wohl kaum zum deutlichen Bewusstsein gekommen, sei bisher wenig beachtet worden, nämlich der Ausdruck des Harmoniegefühls der Griechen im Geschlechtsverhältnis ihrer künstlerischen Darstellungen. Die männlichen Götterbilder trügen einen ausgesprochen weiblicheren, die weiblichen einen ausgesprochen männlicheren Charakter, als man ihn in der Natur fände. Das Geschlecht sei in diesen Bildern nicht so scharf unterschieden, wie wir es unterscheiden würden; z. B. die Venus von Milo habe in der ganzen Haltung und Bildung etwas entschieden Männliches.

Im weiblichen Körper sei das männliche, im männlichen das weibliche Element gleichsam latent vorhanden, jeweilig dominiere nur eines von beiden und verleihe der Person dann den ausgeprägten Geschlechtscharakter. Aber auch äusserlich komme das unterdrückte Geschlecht zum Vorschein in den Brustwarzen des Mannes, in dem Kitzler des Weibes. Die Betonung gerade des latent vorhandenen, gewissermassen unterdrückten Geschlechts in der Absicht, die geschlechtliche Harmonie, die menschliche Totalität wieder herzustellen oder doch künstlerisch als höchstes Menschentum zum Ausdruck zu bringen, habe im Gefühl der Griechen gelegen und ein dahingehendes Bestreben in ihren Kunstwerken sei deutlich zu erkennen.

Alle männlichen Bilder zeigten etwas entschieden Weibliches, leichte, sanfte Neigung des Hauptes, gelockerte Gliedmassen, ein Sichgehenlassen in anmutiger, milder Biegung aller Körperlinien. Sogar bei dem Typus der Männlichkeit, Herakles, seien weiblich schöne Züge und auffallende Brustbildung vorhanden.

Der männlich-herbe Charakter der Hera, der strenge, kriegerische der Pallas Athene, der knabenhaft-wilde der Artemis seien im Sinne dieser Ausführungen leicht zu erklären. Während die Göttinnen einen männlich-rüstigen

Charakter zeigten, verrieten die männlichen Olympier oft weibische Schwäche und Wankelmut, neigten oft zu Weiblichkeit und Weibischkeit hin, z. B. der aus dem Trojanerkrieg unter Geschrei fliehende verwundete Ares.

Das Tier habe weniger scharf ausgeprägte Geschlechtsmerkmale als der Mensch. Je höher entwickelt das Tier, um so stärker träten die Geschlechtsorgane hervor. Die sexuelle Differenzierung könne als Massstab für die Entwicklungsstufe gelten, dieselbe sei z. B. bei Naturvölkern weniger ausgeprägt. (Z. vergl. die flachen, lappenartigen, gering entwickelten Brüste des Negerweibes.)

Aus den antiken Bildwerken sei zu schliessen, dass das Geschlecht bei den Alten weniger markiert gewesen als heute. Die körperliche Bildung sei wahrscheinlich dem Harmoniegefühl der Griechen gleichsam zu Hülfe gekommen. Der Grieche sei noch um einen Grad „weiblicher“ als der moderne Mann, die Griechin „männlicher“ als das moderne Weib gewesen; in beiden sei Mann- und Weibwesen noch embryonaler in einander verschlungen gewesen.

Diese Thatsache erkläre die eigenartige Erscheinung der griechischen Päderastie. Die Freundesliebe sei damals heftiger und inniger gewesen, als die Geschlechtsliebe. Die schwächer ausgeprägten Geschlechtsmerkmale hätten auf den antiken Menschen einen geringeren Eindruck gemacht und ihn nicht in dem Masse gereizt, wie den modernen die stärker entwickelten der Gegenwart. Daher rühre denn die relative Gleichgültigkeit des antiken Menschen gegenüber dem Geschlechtsleben, das nur als Mittel zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung gegolten habe, dem gegenüber die Freundschaft als das edlere, vergeistigtere Gefühl erschienen sei.

Diese Freundesliebe, anfangs völlig rein und ideal, sei allmälig in eine Form ausgeartet, die sich uns als Geschlechtsverirrung darstelle, aus der Natur und den

Lebensverhältnissen der alten Griechen aber sich ganz normal und harmonisch erkläre. Das Liebesgefühl im höheren Sinne, welches der Grieche dem Weibe nicht entgegenzubringen vermocht habe, habe er auf den Freund übertragen. In dem Freund habe der Grieche — zunächst unbewusst — das Geschlecht gesucht, die weibliche Seite der Natur des Freundes habe ihn gereizt.

Der sexuelle Grundtrieb habe sich mit der Zeit immer mehr entwickelt und habe schliesslich völlig durchgeschlagen und in dem physischen Kontakt seine Befriedigung gesucht. Der jugendfrische Jüngling habe weiblich empfinden lernen, der liebebedürftige Mann habe das weibliche Element in ihm geschätzt. Die einander anziehenden männlichen Lebensalter seien immer weiter auseinander gerückt. Während anfänglich die Freunde Altersgenossen gewesen, habe später der gereifte Mann den Jüngling, der Erzieher den Zögling gesucht.

Das interessanteste Bild dieser Knabenliebe stelle Sokrates dar. Er habe zwar konträr-sexual empfunden, aber doch Gefühle rein geistiger Natur gehabt, nur das Wohlgefallen an der Jugendlichkeit habe ihn geleitet, während seine decadenten Zeitgenossen, z. B. Alcibiades, blos den sinnlichen Reiz erstrebten. Der Knabe im Alter von 12—15 Jahren habe auf den Griechen gewirkt, das Alter also, wo das Geschlechtsleben des Jünglings kaum rege gewesen und seine weibliche Natur in Formenweichheit und Anmut geblüht habe. Im 20. Lebensalter, dem Alter, wo die Männlichkeit zum Durchbruch gelangt, habe der konträrsexuelle Grieche den Jüngling als „verblüht“ bezeichnet. Entzückende Bilder solcher Liebesverhältnisse wiesen die Gespräche Platos auf. Die Verliebtheit zwischen Mann und Knabe zeige sich dort etwa in der Form, wie wir sie zwischen Backfisch und Primaner kennten. Diese Verhältnisse böten ein getreues Abbild

der ersten reinen, himmelhoch jauchzenden Liebesgefühle zwischen Jüngling und Mädchen unserer Zeit.

Driesmans fährt dann fort: Für den modernen Menschen sei es schwer, sich in die Empfindungsweise der alten Griechen zu versetzen. Eine „Jugendblüte“, wie diese sich ihrer erfreuten, kennten wir nicht. Der griechische Jüngling müsse eine Anmut in der Formenbildung und eine blühende Körperfrische besessen haben, von der uns nur ein schönes Mädchen unserer Tage eine schwache Vorstellung geben könne. Die blasse, schwächliche selbst in ihren gelungensten Exemplaren unharmonisch gebaute, entweder zu magere oder zu feiste Jugend von heute könne uns nicht entfernt ahnen lassen, was die Griechen unter einem schönen, „blühenden“ Knaben verstanden hätten. Für das Umschwärmen eines solchen Knaben fehle uns das Verständnis. Immerhin sei aber auch heute die Knabenliebe nicht völlig ausgestorben und die härtesten gesetzlichen Bestimmungen hätten sie nicht auszurotten vermocht. Merkwürdig sei es, dass man sie vorzugsweise bei hochbegabten, genial veranlagten, also den Griechen in gewissem Sinne verwandten Naturen fände. Das Genie besitze eine entschiedene Neigung zu seinem eigenen Geschlecht.

Driesmans glaubt dann diese Neigung auf das Harmoniegefühl zurückführen zu müssen, welches von dem sexuell unentschiedenen oder dem sexuellen Gleichgewichtszustand, in dem die Geschlechter noch embryonaler ineinander verschlungen seien, mehr angesprochen werde, als von dem charakteristisch ausgeprägten, vollentwickelten Geschlechtswesen. Driesmans schliesst dann wörtlich: „Wir halten es daher für ungerechtfertigt, eine solche Empfindungsweise durchaus für dekadent und pervers zu erklären. Sie kann freilich entarten, ebenso gut wie die Frauenliebe. So geschah es in der späteren griechischen Zeit. Aber wer dürfte die Zeitgenossen des

Aeschylos und Sophokles decadent und pervers nennen? Ihre sexuelle Empfindungsweise lag tief in ihrer Natur begründet und will aus dieser erklärt und verstanden, nicht nach unseren moralischen Kategorien beurteilt sein."

Der kleine, aber schöne und gedankenreiche Aufsatz von Driesmans schien mir wert, ausführlich wiedergegeben zu werden. Doch kann ich ihm nicht in allen Punkten beistimmen. Ich möchte bezweifeln, dass ein so grosser Unterschied in der Körperbildung und der Ausprägung der Geschlechtsmerkmale zwischen uns und den Griechen besteht, wie dies Driesmans behauptet. Der Zeitraum, der uns von ihnen trennt, dürfte doch ein relativ zu geringer sein, um derartige tiefgreifende anthropologische Aenderungen hervorzubringen. Allerdings erblicke auch ich zwischen der bisexuellen Uranlage des Menschen und der konträren Sexualempfindung einen direkten Zusammenhang, welcher oft sich auch in dem äusseren Gesamthabitus ausprägt, bei vielen Homosexuellen bildet aber die konträre Gefühlsanlage das alleinige feststellbare weibliche Element ihrer Natur.

Die mannweibliche Darstellung der Götter ist wohl hauptsächlich lediglich auf das von Driesmans hervorgehobene Harmoniegefühl der Griechen zurückzuführen, welches ihnen den Idealtypus in der Vereinigung und Vermischung der jedem Geschlecht zukommenden Vorzüge zeigte.

Was das von den Griechen bevorzugte Alter anlangt, so erstreckte sich dasselbe wohl über das 15. Jahr hinaus, etwa bis zum 20. Der Ausdruck παῖς ist nicht als Knabe, sondern Jüngling zu verstehen; dabei ist zu berücksichtigen, dass die körperliche Entwicklung des griechischen Jünglings eine frühzeitigere war als bei uns. Uebrigens kommen auch bei den Alten Liebesbündnisse zwischen völlig Erwachsenen und Grossjährigen vor.

Die Bemerkung gegen Schluss des Aufsatzes, dass

wir heute eine Jugendblüte bei Jünglingen wie die, für welche die Griechen schwärmten, nicht kennten und dass nur ein schönes Mädchen einen Begriff davon geben könne, verwundert etwas: denn nach Ansicht Kunstsachverständiger ist vom ästhetischen Standpunkt aus der Mann und speziell der Jüngling dem Weibe überlegen, mindestens aber gleichwertig; in dem Jüngling vom 16. bis 20. Jahr findet sich auch heute durchschnittlich ein höheres, jedenfalls gleiches Mass von körperlicher Schönheit und Jugendblüte als bei den Mädchen des gleichen Alters.

3) **Eekhoud,** Georges: „Chronique de Bruxelles“ im „Mercure de France“, Juni, December 1900, Januar und März 1901.

Chronik vom Juni: Eekhoud führt einige in Deutschland erschienene homosexuelle Werke an, insbesondere die bei Spohr veröffentlichten, worunter er namentlich „Eros und die Kunst“, „diese herrliche historische und ethische Studie von Frey“ und das „von hoher Eigenart zeugende“ „Problem der Ethik“ von Wächter hervorhebt; er berichtet über die Petition und erwähnt das Jahrbuch, bei welchem er auf die Antworten der Priester hauptsächlich hinweist.

Zur Widerlegung gewisser aus seinem Roman von der Anklagebehörde gezogenen Schlüsse beruft sich Eekhoud auf Goethe's „Wilhelm Meister“, aus dem er die unten im zweiten Abschnitt angegebene homosexuell angehauchte Stelle zwischen dem jungen Goethe und dem Fischerknaben zitiert, ferner auf Tolstoi's „Auferstehung“, wo ebenfalls Küsse auf den Mund zwischen zwei Männern (die Szene in der Neujahrsnacht) vorkämen, ohne dass man deshalb an Päderastie denke.

Chronik vom Dezember: Bericht über den Verlauf der Hauptverhandlung seines Prozesses.

Chronik vom Januar 1901: Mitteilung ver-

schiedener Interwiews einer Anzahl Schriftsteller über die homosexuelle Frage und das Recht des Romanschriftstellers, sie zu behandeln. Zunächst erklärt Eekhoud selber den Zweck seines Buches: „Er habe das Mitleid nicht auf einen lasterhaften, sondern einen von Natur aus homosexuellen Menschen lenken wollen“ und giebt dann einige Stellen aus Krafft-Ebings Einleitung zu Molls „konträrer Sexualempfindung“ wieder.

Er führt die Auffassung seines Vertheidigers, des Schriftstellers und Rechtsanwalts Edmond Picard an, der einen scharfen Unterschied macht zwischen grobsinnlicher Päderastie und der innigen leidenschaftlichen Freundschaft gewisser hochbegabter Männer, die man in der Litteratur- und Kulturgeschichte häufig anträfe.

Der Dichter Giraud will dem Schriftsteller das Studium jeder Leidenschaft gestatten, die Gesinnung mache Alles aus.

Der hochbedeutende belgische Dichter Verhaeren betont, „Eekhoud habe sich durchaus in seinem Recht befunden, da er kühne, grossartige, erschütternde, heroische Persönlichkeiten dargestellt habe, ja heroische, denn Hehlwart gehöre zu den Leuten, die für das stürben, was sie für schön hielten. Es handelte sich um eine Leidenschaft, d. h. um die dem Herzen eingepflanzte Begierde, deshalb verstände er die Bezeichnung „widernatürlich“ nicht. Der Künstler dürfe jede Leidenschaft schildern, ohne Rücksicht, ob diese Leidenschaft für die Gesellschaft schädlich sei oder nicht, sonst müsste man auch Shakespeare und Molière verpönen.“

Chronik vom März 1901: Eekhoud berichtet weiter über die Umfrage, welche die Zeitung „Le Peuple“ über das homosexuelle Problem und das Recht, es zu behandeln, angestellt hatte, und führt insbesondere die Ansicht eines bekannten belgischen Romanschriftstellers, Eugen Demolder, an. Demolder tritt mit Wärme für

das Recht des Schriftstellers ein, homosexuelles Empfinden darstellen zu dürfen. Er erinnert an die häufigen derartigen Schilderungen in der antiken Litteratur. Der Uranismus sei im Altertume eine anerkannte und geübte Leidenschaft gewesen, vielleicht noch intensiver habe er stets im Orient existiert. Auch in Europa sei er heute nicht verschwunden. Früher, im Altertum und in der Renaissancezeit, habe ein homosexueller Geisteszustand keinen Makel nach sich gezogen. Bei uns würden die Uranier als moralisch Verpestete behandelt. Und doch seien sie nicht Herren ihres Geistes, ihrer Physiologie. Wie früher befänden sich unter ihnen Künstler und Könige, Denker und Priester. In Mitten einer sie verdammenden Welt kämpften sie mit ihrer Natur, mit dem in ihren Adern fliessenden seltsamen Blut, mit ihren eigenartigen Trieben, die ihre Seele aufwühlten. Es heisst dann wörtlich: „Sie kämpfen, manchmal unterliegen sie, und oft müssen sie büssen. Und mit diesem so eigenartigen, so intensiven, so fürchterlichen Drama sollte sich ein Schriftsteller nicht beschäftigen dürfen? . . . Verurteilt dann Racine, weil er in „Phèdre“ mit wunderbaren Versen den Incest besungen! Verurteilt Balzac wegen seiner „Fille auxyeux d'or“, wo er das Herz der Frauen blosslegt, die sich untereinander lieben! Und verurteilt Balzac, weil er die Liebe Vautrin's zu Lucien de Rubempré dargestellt hat! Alles, was menschlich ist, gehört zum Gebiet der Litteratur, und Niemand hat das Recht, dies Feld zu beschränken.“ Demolder hebt dann eine grosse Anzahl bedeutender Uranier aus Geschichte und Litteratur hervor. — In der gleichen „Chronique“ bespricht dann Eekhoud eingehend Kupffer's: „Lieblingsminne und Freundesliebe,“ dessen Wert und Bedeutung er rühmend anerkennt.

Die Chroniken sind, wie überhaupt Alles, was aus Eekhouds Feder kommt, mit dem diesem Schriftsteller eigenen Künstlertemperament und charakteristischen Schwung geschrieben.

4) **Förster-Nietzsche,** Frau Elisabeth: „Friedrich Nietzsche über Weib, Liebe und Ehe“ in der „Neuen deutschen Rundschau“, Oktoberheft 1899.

Nach den Ausführungen von Frau Förster-Nietzsche über das Verhältnis ihres Bruders zum Weib, in welchem die Geschlechtsliebe zu fehlen scheint, lässt sie sich, wie folgt, über die Gefühle Nietzsches für seine Freunde aus:

„Auch darf man nicht vergessen, dass seine Ideale und seine Freunde einen ungewöhnlich grossen Teil seiner innigen Gefühle in Anspruch nahmen. Von Richard Wagner und seiner Musik schreibt er im August 1896: „Meine einzige Liebschaft, wenn man mir glauben will,“ und für die Gefühle seinen Freunden gegenüber hat er immer die ergreifendsten Worte gefunden, wie denn überhaupt die Freundschaft in seinem Leben den höchsten Rang eingenommen hat. Er fasst einmal seine Empfindungen in die Worte zusammen: „Ja, wenn man keine Freunde hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito.“ Mein Bruder kannte noch jene höchste Form edelster Männerfreundschaft, die das Altertum verklärt hat.

Der unnatürliche Charakter indessen, den diese Freundschaft damals zuweilen annahm, war ihm, wie alle Unnatur, aufs Tiefste zuwider. Er schreibt über Freundschaft und Liebe:

„Das Altertum hat die Freundschaft tief und stark ausgelebt, ausgedacht und fast mit sich ins Grab gelegt. Dies ist sein Vorzug vor uns. Dagegen haben wir die idealisierte Geschlechtsliebe aufzuweisen. Alle grossen Tüchtigkeiten der antiken Menschen hatten darin ihren Halt, dass Mann neben Mann stand, und dass nicht ein Weib den Anspruch machen durfte, das Nächste, Höchste, ja Einzige seiner Liebe zu sein — wie die Passion zu empfinden lehrt.“

Ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich, entgegen

der Auffassung vieler Homosexuellen, Nietzsche nicht für einen Konträrsexuellen halte. Jedenfalls ist bis jetzt ein homosexuelles Gefühl bei ihm nicht erwiesen; die Briefe an seine Freunde verraten lediglich schwärmerische Freundschaft, dagegen lassen Briefe an Frau L. O. (in dem ersten Band der veröffentlichten Briefe) auf eine Neigung anderer Natur schliessen; wie ich privaten Mitteilungen Bekannter dieser Dame entnehme, soll Nietzsche thatsächlich eine heftige Leidenschaft für Frau O. empfunden haben.

5) **Hart,** Julius: „Platens Tagebücher", besprochen im „Litterarischen Echo" (Herausgeber Dr. Ettlinger, Berlin) Heft 24, Nr. vom 15. September 1900.

Die vertrautesten Freunde Platens hätten mit Besorgnis der Veröffentlichung seiner Tagebücher entgegengesehen. Man habe es für bedenklich gehalten, die Mysterien aus dem Leben des Dichters der grossen Menge preiszugeben, die verständnislos den dunklen Spielen der Natur gegenüberstehe. Um so verdienstvoller sei die Herausgabe der Tagebücher. In ihnen habe sich Platen ganz unverhüllt geoffenbart. Derartige Selbstbekenntnisse seien von grösstem Kulturwert.

Immer und immer wieder spräche der Dichter in seinem Tagebuch von dem, was ihn ganz erfülle. Die Gefühle, welche Heine dem Dichter in gehässiger Weise vorgeworfen, habe Platen thatsächlich empfunden, wenn auch in viel edlerer und höherer Form, als Heine angenommen. Das Tagebuch zeige, wie tief und leidenschaftlich die Männerliebe Platen bewegt habe. In diesem Gefühl wurzle auch Platens Kunstwert. Das Eigenartige, Besondere, Persönliche der Platenschen Muse hänge mit seinem Eros zusammen.

Für die psychophysische Erkenntnis des Dichters habe dieser Eros die höchste Bedeutung, aber auch für das Verständniss der Männerliebe überhaupt, namentlich

da die Bekenntnisse gerade von einer „kranken" Seele, einem mitten in diesen Gefühlen Darinstehenden ausgingen.

Heute werde die mit dem unsinnigsten der Worte als „widernatürlich" bezeichnete Liebe Platens verpönt, verfolgt und bestraft. Die Vorurteile würden leider auch die Tagebücher Platens nicht zerstören, aber wer erkannt habe, wie alle Moral im Verstehen der Natur wurzele, würde auch unbefangen über ein Gefühls- und Triebleben urteilen, das noch so viel Geheimnisvolles in sich berge und nach aller unserer Naturauffassung für den Organismus irgendwie von Wert und Bedeutung sein müsse.

Für den Arzt wäre Platen allerdings „schwer belastet" und weit entfernt vom „Normalmenschen". Der bedeutende Mensch sei aber krank, und Krankheit gehöre im gewissen Sinne zum Wesen des genialen Menschen, wobei dann freilich der Begriff der Krankheit sich in denjenigen der höheren Gesundheit umkehre.

Bei Platen sei viel Gedrücktes, viel Missmut, Klagen, Jammern und Selbstpeinigung zu finden. In seinem Charakter läge etwas Unmännliches, mehr Weibliches, ja Weibisches, etwas Widerspenstiges und Zerfahrenes, Launenhaftes und Uebertriebenes. Man begegne bei ihm vielen Widersprüchen, oft einem plötzlichen Umschlag in seinen Gefühlen, einer zwar feinen Empfindung, die aber von Empfindlichkeit und Empfindsamkeit unzertrennlich sei.

Sein starkes Liebesbedürfnis werde daher nur zu leicht verletzt. Er tauge nicht für die reale Welt, flüchte sich in sein Inneres und suche in seinem Ideen- und Phantasieleben sein Glück. Deshalb habe seine Dichtung auch den Charakter einer Phantasiedichtung. Ein ausgeprägter, phantastischer, idealistischer, spiritualistischer Zug zeichne auch seine erotischen Neigungen aus, etwas von der Vergeistigung der platonischen Liebe. In den

Personen, die er liebe, liebe er im Grunde genommen Geschöpfe seiner Einbildungskraft, Schemen, Idealgestalten seines Innern. Allem Anscheine nach habe er seine recht harmlosen Jünglinge für begnadete Wesen gehalten. Er habe glühende Leidenschaft für Jünglinge, die er nicht näher gekannt, empfunden. Dabei habe jede derartige Liebe mit Enttäuschung bei der ersten Bekanntschaft geendet. Seine Liebe trage ein stark intellectuelles Gepräge, er suche Freunde von geistigem Adel und hoher Bildung. Da er von zarter Moralität gewesen, sei er mit seinen Neigungen in Zwiespalt gerathen, dem unausrottbaren Trieb habe er aber nicht entrinnen können. Bald klage er sich an, bald entschuldige er sich. Seine Lebensaufgabe sei es gewesen, seine Neigung zu vergeistigen, der Welt der Sinnlichkeit sei er abgestorben für die Welt der Abstraktion. Das Bild, das Platens physischer Organismus darbiete, sei auch in seinem Kunstwerk zu beobachten. Auch in diesem seien decadente Erscheinungen nachweisbar. Ueberreizter Subjektivismus, Unfähigkeit zu leben, Flucht aus der Wirklichkeitswelt in eine Ideen- und Schattenwelt fänden sich viel in seiner Kunst. Was bei den heutigen Decadenten sich zur Blüte entfaltet, sei bei Platen im Keim vorhanden.

Der verständnisvolle, feinsinnige und schöne Aufsatz von Hart gehört mit zum Besten, was über Platens Homosexualität und seine Tagebücher geschrieben worden ist. Im wohlthuenden Gegensatz zu Andern (wie z. B. Karl Busse: Blätter für litterarische Unterhaltung vom 13. Mai 1897)*)**), welche trotz der beredten Sprache der

---

*) Z. vgl. die Entgegnung auf diesen Artikel von Numa Praetorius: Die Tagebücher des Grafen Platen in Brand's „Eigenen", Juli 1898, Heft 1; z. vgl. auch der treffliche Aufsatz im I. Jahrbuch von Ludwig Frey.

**) Wenig verständnisvoll drückt sich auch aus ein gewisser Dr. Harry Mayne in der „Gesellschaft" von Conrad, 2. Januar-

Tagebücher noch die Natur von Platens Neigung zu verdunkeln suchen, wird Hart dem Wesen der Platenschen Gefühle und ihrer Bedeutung für seine ganze Persönlichkeit gerecht, ohne die lächerliche Furcht, dadurch Anstoss zu erregen oder Platen dadurch zu verkleinern.

7) **Herman**, G.: „Genesis“ oder „Das Gesetz der Zeugung,“ (Leipzig, Verlag von Arwed Strauch. 4 Bändchen, Bd. 1—3 1899, Bd. 4 1900.

In dem Band I „Sexualismus und Generation“, Beiträge zur Sexual-Physiologie, wird in Kapitel IV, bei der Besprechung des von Moll unterschiedenen Kontrektations- und Detumescenztriebes, der sexuelle Trieb überhaupt und insbesondere auch der Uranismus aus einem bei dem Menschen angeblich vorhandenen Gesetz sexueller Polarität erklärt. Mit Reichenbach nimmt Herman an, dass der menschliche Körper ein Magnet sei, der polare Gegensätze aufweise. Die polarische Anziehung erzeuge in erster Linie die Kontrektation. Beim Nahen der gegenpoligen Person werde das Annäherungsbegehren als eine Lust, zu umarmen oder umarmt zu werden, empfunden. Bei keuscheren Naturen brauche der Kontrektationstrieb gar nicht mit dem Detumescenztrieb zusammenzufallen. Die Berührung des geliebten Gegenstandes genüge, die psychophysische Spannung auszulösen. (Letzteres ist allerdings bei einer gewissen Klasse von Urningen der Fall, die durch blosse Küsse und Umarmungen schon befriedigt werden. Bem. v. N. Pr.)

In Band IV „Animismus und Regeneration“, „Unter-

---

heft 1901, S. 123: Es heisst dort: Er ist ein unglückseliger Mensch, der sich mit dem Leben nicht abfinden konnte und auf böse Irrwege gerieth. (!) Das Schlimmste war seine berüchtigte Erhitzung mit schönen Jünglingen. In den Tagebüchern ist die offene Darlegung dieser heiklen Dinge, weit entfernt, den Dichter noch mehr zu belasten, nur dazu geeignet, ihn in unseren Augen, wenn auch nicht zu reinigen, so doch zu entschuldigen.

suchungen über Sexual-Spiritismus", berührt Herman gleichfalls die Homosexualität. Dieser IV. Band enthält eine Darstellung des philosophischen und mystischen Kernes gewisser Sagen, Systeme und Religionen, eine Erörterung des modernen Okkultismus und Spiritismus, nebst wissenschaftlichen Erklärungsversuchen, sowie eine Entwicklung verschiedener Theorien über das Ich, die Seele, deren Prae- und Postexistenz, über die Möglichkeit der objektiven Ausstrahlung der Psyche, und namentlich die Darlegung der sog. Inschau, d. h. der Fähigkeit gewisser Medien, sich in ein Doppel-Ich zu spalten, die exteriorisierte Psyche wahrzunehmen und die Vorgänge des Seelenlebens zu schauen.

Diese Inschauexperimente seien besonders wertvoll für die Erforschung der sexuellen Probleme, namentlich auch der Homosexualität.

Die Inschauversuche ergäben drei Gattungen von Homosexualität: Erstens die Bisexuellen, welche bei dem normalen Geschlechtswechsel teilweise in Indifferenz blieben und den embryonalen Zwitterzustand noch besässen — männlicher Körper mit weiblicher Psyche oder umgekehrt; — zweitens die Asexuellen, bei denen die Polaritätsspannung so schwach sei, dass sie kaum empfunden würde; drittens endlich die Suprasexuellen, welche das Geschlecht überwunden hätten oder überwunden zu haben vorgäben. Der historische Beweis scheine für Buddha und Christus erbracht; für die Platoniker alter und neuer Zeit aber fraglich. (S. 225 und 226.)

(Bei den Asexuellen und Suprasexuellen von Homosexuellen zu sprechen, halte ich für unrichtig und verwirrend. Bem. v. N. Pr.)

S. 232 behauptet Herman, dass bei Inschauversuchen die Personifikation der Ich-Radien nach den Polen der Aussenwelt meist konträrsexuelle Züge trage. Den weiblichen Somnambulen erscheine der Schutzengel (sein

Doppel-Ich) als Mann und umgekehrt. Wo dies nicht zuträfe, sei auf eine sexuelle Anomalie zu schliessen: So z. B. sei ein männlicher Somnambule, der seinen Doppelgänger immer als jungen, schönen Mann gesehen habe, Urning gewesen.

S. 241 wird dann zusammenfassend darauf hingewiesen, dass die Natur weibliche, männliche und androgyne Individuen hervorbringe. Nach den Inschau-Befunden sei jedes Einzelego an sich androgyn, also Zwitter. Ein jeder Mensch sei in den ersten Monaten seines Aufenthaltes im Mutterleib scheinbar androgyn und in anormalen Fällen werde diese Zweigeschlechtlichkeit mangels genügender Differenziationskraft zu einer thatsächlichen Herman denkt in erster Linie an physisches Zwittertum,. aber das Gesagte findet ebenso Anwendung auf die Homosexualität.

Die Ausführungen Hermans über die Inschau bieten ein sehr grosses Interesse. Inwieweit diese Experimente wirklich wissenschaftlichen Wert beanspruchen dürfen und insbesondere, inwieweit sie für das Studium der Homosexualität von Bedeutung sein können, vermag ich bei meiner mangelnden theoretischen Kenntnis und praktischen Erfahrung auf dem Gebiet des Okkultismus, Spiritismus und der psychometrischen Psychologie nicht zu beurteilen.

7) **Kaufmann**, Max: Besprechung von Kupffers „Lieblingsminne und Freundesliebe“ in der „Gesellschaft“, 1. Dezemberheft 1900: S. 323—324.

Man dürfe nicht sensationelle Erotik in der Sammlung Kupffers suchen; sie bilde einen wertvollen Beitrag zur Kultur- und Litteraturgeschichte, der freilich vom Standpunkte des geeichten Normalphilisters, wohl auch des orthodoxen Litteraturmenschen mit Kopfschütteln und Widerspruch gelesen würde. Kaufmann hebt dann hervor, dass das Vorurteil gegen die gleichgeschlechtliche Liebe so alt wie das Christentum sei und sich aus dem

Hass gegen alles „Heidnische" erkläre, denn die Lieblingsminne stelle einen nicht unwesentlichen Bestandteil antiker Moral und Sitte dar. Das Christentum bedeute Negierung, Tötung des Fleisches, daher die Verfolgung der Homosexualität. Den gleichen Standpunkt habe auch die Gesetzgebung eingenommen.

Hierauf führt der Kritiker die hauptsächlichsten in der Sammlung vertretenen Dichter an, mit guter Charakteristik, namentlich die modernen. Er schliesst mit uneingeschränktem Lob über das „der grössten Beachtung werte Werk". An diese Besprechung anschliessend hat in einer kurzen Nachschrift der (im Dezember 1900) der Litteratur allzufrüh entrissene Herausgeber der „Gesellschaft", Jacobowsky, bemerkt: Er könne das Urteil des Referenten (Kaufmanns) nicht teilen. Im Uebereifer, möglichst viele Namen für das Buch zu reklamieren, habe der Verfasser sich schwere Verfehlungen zu Schulden kommen lassen, die das Verdienstliche und Unbefangene seiner Sammlung bedenklich schmälerten. Einen Goethe hier einzureihen, weil der „Erlkönig" die Zeile enthält: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt", sei eine Lächerlichkeit, und Christus anzuführen, weil es in Joh. 15 heisst: „Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tisch lag an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte", sei eine grobe Taktlosigkeit. „Es liesse sich noch vieles anführen."

Auch ich möchte die Deutung des Erlkönigs im Sinne von Kupffer's nicht teilen, ebenso hätte ich lieber das Verhältnis von Jesus zu Johannes nicht erwähnt und zwar aus den verschiedensten Gründen, namentlich aber, weil nur auf Grund eingehender theologischer Studien und genauer Quellenkenntnis ein Urteil über dasselbe möglich sein dürfte.

Dagegen übertreibt Jacobowski mit den Worten: „Es liesse sich noch vieles anführen". Lediglich an

wenigen Stellen können Zweifel auftreten darüber, ob wirklich homosexuelle Empfindungen im Spiele sind. Deshalb gehören sie aber trotzdem fast alle in die Sammlung, weil sie wenigstens die Freundesliebe behandeln und Kupffer nicht nur die Lieblingsminne aufnehmen wollte. Wie ich über diese Unterscheidung und Zusammensetzung der Sammlung denke, darüber spreche ich mich weiter unten (Nr. 9) aus.

8) **Kaufmann,** Max: „Heine und Platen". Eine Revision ihrer litterarischen Prozessakten in den Züricher Discussionen. Flugblätter aus dem Gesamtgebiet des modernen Lebens. N. 16—17. (Zürich 1899).

Zunächst eine allgemeine Verurteilung der Kampfesweise Heines gegenüber Platen. Heute würde eine Polemik, welche die sexuellen Neigungen eines Künstlers in die Kritik seiner Werke hereinzöge, unbedingt verworfen werden. Aus der Homosexualität eines Dichters auf schlechte Verse zu schliessen, sei heute undenkbar. Eine Anzahl homosexueller oder weiblich veranlagter Schriftsteller hätte gerade die moderne Litteratur mit neuen Gefühlsnüancen bereichert. Die Heterosexualität sei allerdings das grosse Gesetz der Fortpflanzung und der menschlichen Ordnung; die Natur kenne aber auch andere Fortpflanzungsmöglichkeiten und überhaupt Wesen, die sich gar nicht fortpflanzten, wie die Arbeits-Bienen, die nur Honig und Waben schüfen, nur Geist und Aesthetik konstruierten. Sollte es nicht Menschen geben auf künstlerischem, ästhetischem Gebiet, die rein geistig erzeugten und nur ästhetische Werke den Mitmenschen darböten? Derartige sensible, hoch geistig veranlagte Naturen dürfe man aber nicht wegen des in ihnen unabänderlich wirkenden Gesetzes ihren roheren Brüdern zur Knebelung übergeben und hinter Gefängnismauern einsperren.

Hierauf giebt Kaufmann einen kurzen geschichtlichen

Ueberblick über die Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs seit Carpzow und einen solchen über die wissenschaftliche homosexuelle Forschung seit Casper unter Erwähnung einiger urnischer belletristischer Erzeugnisse. Dieser ganze Abschnitt bringt nur Allbekanntes.

Folgt hierauf eine Darstellung des bekannten Streites zwischen Heine und Platen, worauf Kaufmann untersucht, ob Platen wirklich homosexuell war. Nach Wiedergabe der Ansicht verschiedener Schriftsteller über Platens Homosexualität erblickt Verfasser (und mit Recht) die unumstösslichsten Beweise für des Dichters konträre Sexualempfindung in den Selbstbekenntnissen seiner Tagebücher. Aus den letzteren wird eine Anzahl charakteristischer Stellen wiedergegeben. Gegen Schluss wird dann noch aus Platens Liebe folgende Verallgemeinerung gezogen: „Was auch hier wieder mit voller Evidenz hervorgeht, ist die, auch in Krafft-Ebings autobiographischen Mitteilungen von Urningen bestätigte Thatsache, dass, im Gegensatz zur heterosexualen Liebe zwischen Mann und Weib, die sympathische Neigung unter Homosexualen in der übergrossen Mehrzahl der Fälle eine in der Psyche steckenbleibende, dem quietistischen Charakter des Urnings entsprechende, sich passiv und reserviert verhaltende, nicht oder nur selten zum Sinnlichen und Motorischen vordringende Seelenerschütterung darstellt und dass dies insbesondere bei Platen der Fall war.“

Diese letzteren Sätze sind, was Platen anbelangt, insofern richtig, als seine Liebe keine brutal sinnliche war, vielmehr eine ideale, schwärmerische, desshalb fehlte ihr aber keineswegs das sinnliche Moment, wie dies überall in den Bekenntnissen deutlich hervortritt. Wenn Platen vor dem Gedanken gleichgeschlechtlichen Genusses zurückschreckte, so ist dies nicht auf seinen Mangel an Sinnlichkeit zurückzuführen, sondern weil der Dichter bei der damaligen Unkenntnis der Wissenschaft über das

Wesen der Homosexualität, bei den bestehenden Vorurteilen, in denen er selbst befangen war, und bei seiner fein besaiteten Seele sich selbst als einen Verbrecher hätte verurteilen müssen, falls er seinen Trieben nachgegeben hätte, mochte er noch so sehr die Eigenart seiner Gefühle vor sich selbst verantworten, sodann aber, weil Platen niemals einen seiner würdigen, verständnisvollen Geliebten gefunden hat und die feile Liebe verschmähte.

Muss man es schon als unrichtig bezeichnen, Platen die Sinnlichkeit abzusprechen, so ist es noch weniger zutreffend, Derartiges von den Urningen im Allgemeinen zu behaupten, da Viele gerade einen besonders starken und gebieterischen Geschlechtstrieb aufweisen.

Auch die zu Beginn des Aufsatzes gemachten Ausführungen bedürfen der Berichtigung, wonach die Homosexuellen gleichsam die feineren, edleren Naturen im Gegensatz zu ihren heterosexuellen Brüdern sein sollen. Man hüte sich, von einem Extrem in das andere zu fallen. So haltlos das bisherige Verdammungsurteil über die gleichgeschlechtliche Liebe, so ungerechtfertigt und grausam das die Homosexualität bestrafende Gesetz erscheint, so übertrieben ist es andererseits, die Urninge als die höheren, geistigeren Menschen zu preisen. Die ideale Anlage, der schöne Charakter, die natürliche Begabung für Kunst und Poesie vieler Konträren ist nicht zu leugnen, ebensowenig, dass eine nicht unbedeutende Anzahl Geistesheroen Urninge waren. Deshalb sind aber die edleren oder bedeutenderen Homosexuellen doch nur die Ausnahme, wie die besseren oder hervorragenderen Menschen überhaupt.

9) **Kupffer,** Elisar von: „Lieblingsminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur“ (mit einer ethisch-politischen Einleitung). Verlag: S. Dyck, Eberswalde.

Die der Sammlung vorangehende gedankenreiche

und von idealem Streben erfüllte Einleitung ist im vorigen Jahrbuch besprochen und gewürdigt worden. Die Sammlung selbst besteht aus der Zusammenstellung einer Anzahl von Gedichten, Prosabruchstücken, Briefen u. s. w. aus der Weltliteratur in deutscher Sprache. Die meisten dieser Schöpfungen haben die homosexuelle Liebe — Lieblingsminne, wie sie Kupffer nennt — zum Gegenstande, nur einige wenige bloss schwärmerische Freundschaft, — Freundschaftsliebe. —

In einem Anhang sind typische Aeusserungen und Berichte namentlich aus Werken der Antike über homosexuelle berühmte Männer wiedergegeben, sowie Nachträge von Gedichten und sonstigen litterarischen Erzeugnissen homosexuellen Inhalts einiger moderner Geistesheroen (Friedrich des Grossen, Goethe, Winckelmann usw.), ferner ein Bruchstück aus einem japanischen Roman.

In der Sammlung sind folgende Dichter und Schriftsteller vertreten:

1. Hebräer: König David (Klage um Jonathan).
2. Griechen: Archilochos, Mimnermos, Theognis, Ibykos, Simonides, Anakreon, Pindar, Bacchylides, Plato, Kallimachos, Theocrit, Meleager, Plutarch, Xenophon, Parthenios, Achilleus Tatios.
3. Römer: Catull, Vergil, Horaz, Tibull, Ovid, Martial, Lucian, Aelian, Konstantinos.
4. Orientalen: Ibn at Tubi, Al Motamid, Abu Mohammed von Basra, Moslicheddin Sadi, Hafis, Ibn Chaldun.
5. Italiener: Michel Angelo, Giovanni della Casa.
6. Spanier: Garcilaso de la Vega, Zorilla.
7. Franzosen: Montaigne, Flaubert, Verlaine, Loti.
8. Engländer: Marlowe, Shakespeare, Byron, Schwinburne.
9. Russen: Lermontow.

10. Deutsche: Friedrich der Grosse, Winckelmann Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin, Rückert, Grillparzer, Platen, Taylor, Wilbrandt, Graf Stadion, Ludwig II., Bulthaupt, Linke, Kitir, v. Levetzow, von Mayer, Brand, von Kupffer.

Bei allen diesen Dichtern wird die Lieblingsminne als natürliches Liebesgefühl empfunden und dargestellt. Bei den Griechen tritt es mehr mit naivem Wohlbehagen an der jugendlichen männlichen Schönheit auf, mit dem Streben, das Geschlechtlich-Sinnliche durch das ästhetische Empfinden zu verklären, bis bei Plato und Sokrates mit der Identifizierung des Guten und Schönen die mannmännliche Liebe als die Liebe zum schöneren physischen und geistigen Objekt, als die Lehrmeisterin und Erzieherin zu allem psychisch Schönen und Guten, als die bessere, edlere Liebe erscheint.

Den Römern gilt die Lieblingsminne mehr als notwendiges Stück heiteren Lebensgenusses, sie suchen mehr in ihr die freudige Sinnlichkeit, oft ohne tiefere Leidenschaft oder diese versteckt unter tändelnder Liebelei.

Die Orientalen schlagen ergreifende Töne tiefempfundenen Gefühls an, kleiden ihre Leidenschaft in die Pracht orientalischen Bilderreichtums.

Alle diese Dichter, — die Antiken und die Orientalen — besingen die Lieblingsminne ohne Scheu und ohne Zagen als die der normalen Liebe gleichberechtigte, ja als die hehrere Neigung. Den Dichtern des Mittelalters fehlt die schöne Unbefangenheit.

Unter dem Deckmantel des Wortes Freundschaft suchen sie ihr wahres Gefühl zu verbergen, aber die Glut des Empfindens dringt durch, verrät die Liebe eines Michelangelo, eines Shakespeare in ihren schwärmerischen erotischen Ergüssen.

Die zurückgedrängte Sinnlichkeit wird vergeistigt, verleiht ihren Dichtungen einen exaltiert idealistischen

Zug, zugleich aber einen Adel der Gesinnung und eine Tiefe des Empfindens, die den früheren Dichtern unbekannt waren und kaum bei den Dichtern der Frauenliebe in gleicher Vollendung zu finden sind.

Nachdem der heterosexuelle Göthe, der Weitblickende, Allverstehende, und Winckelmann, der homosexuelle Idealtypus, mehr die äussere Schönheit betont und die Rückkehr zum reinen Griechentum angebahnt, wird bei den Modernen und Modernsten das homosexuelle Gefühl frei und offen als Liebe gepriesen und besungen unter dem Druck des Märtyrer- und Pariabewusstseins, zugleich aber mit einem gewissen Trotz und kampfeslustigem Auflehnen gegen Vorurteile und Verfolgungen.

Trotz der Verschiedenheit der Ausdrucksweise und der Gefühlsäusserungen ist der Gesamteindruck und der Inhalt der Sammlung ein durchaus einheitlicher. Ueberall zeigt sich die Homosexualität als der Ausfluss des ureigensten Wesens der Persönlichkeit mit urwüchsiger Spontaneität.

Die Dichter sind eben der Wissenschaft vorausgeeilt und haben d a s, was diese jetzt langsam festzustellen beginnt, um durch ihre Ergebnisse allmälig das Märchen des Lasterlebens und der strafbaren Widernatürlichkeit zu zerstören, schon längst erraten und gefühlt.

Ein Weiteres lehrt aber noch die Sammlung Kupffer's: Ueberall, bei den verschiedensten Völkern, hat die mannmännliche Liebe eine gleiche Vertiefung und poetische Gestaltung erfahren, überall nimmt sie ein ideales Gepräge an, weist die Fähigkeit nach eines von jeder Gemeinheit und brutalen Sinnlichkeit baren Empfindens. Idealität und Gesundheit des Gefühls sind die charakteristischen Merkmale, mit denen uns die Homosexualität in diesem Spiegel der Wirklichkeit, den Dichtungen, entgegentritt.

Hiermit stellt die Sammlung die von der heutigen Wissenschaft oft übersehene g e s u n d e Form der Homo-

sexualität in den Vordergrund gegenüber den von den Ärzten meistens nur gekannten krankhaften Erscheinungen. Eine weitere Erkenntnis muss sich aber jedem unbefangenen Leser der Sammlung aufdrängen: Dass eine Liebe, die die Geistesheroen aller Zeiten und Orte, die die deutschen Klassiker, ein Goethe, Schiller, Winckelmann besungen und gepriesen haben, nicht verbrecherisch sein kann.

Die Sammlung Kupffer's hat nicht nur wegen der Frage der Homosexualität Bedeutung, sondern ist überhaupt von hohem litterarischen und kulturhistorischen Interesse, gleich wertvoll für den Philologen, wie für einen jeden gebildeten Laien. Schwer zugängliche, ausländische und antike Dichtungen sind in deutscher Sprache Jedem zugänglich gemacht; Manches ist zum ersten Male übersetzt. Aber auch die Schöpfungen der deutschen Literatur, die meist, wohl absichtlich, von Philologen und Literaturhistorikern im Dunkel gelassen worden sind, wirken überraschend und vielfach wie Neuheiten. Einiges ist überhaupt zum ersten Male veröffentlicht, so z. B. die Klagen Friedrich des Grossen um seinen geliebten Caesarion, Verlaine's Mille e tre.

Einen Punkt möchte ich nicht billigen, nämlich den Titel: Lieblingsminne und Freundesliebe, sowie die Aufnahme von Bruchstücken, die keine homosexuellen, sondern lediglich schwärmerische oder innige freundschaftliche Gefühle zum Gegenstand haben. Allerdings kommen Uebergänge von homosexuellen und freundschaftlichen Empfindungen vor und Fälle, wo Zweifel bestehen, welcher Art Gefühle eigentlich vorliegen. Dieser Fälle wegen darf man aber nicht den Begriff Freundesliebe als eine Art homosexueller Liebe einführen. Regelmässig sind beide getrennt und die Homosexuellen unterscheiden sie meist auch ganz genau. Die Urninge haben Freunde, oft sehr intime, gleich wie die Heterosexuellen, für die

sie eben nur Freundschaft, aber keine Geschlechtsliebe empfinden. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass die homosexuelle Zuneigung eine brutal sinnliche sein müsse, sie kann vielmehr einen durchaus idealen, geistigen, edlen Charakter an sich tragen und äusserlich nur das Bild der Freundschaft bieten. Der Grundunterschied zwischen einem Verhältnis blosser Freundschaft und einem durch das homosexuelle Empfinden hervorgerufenen, wird aber dem Homosexuellen mehr oder weniger bekannt sein. In der Sammlung sind die Stücke bloss freundschaftlichen Charakters in ganz verschwindender Minderzahl. Der mit der Homosexualität vertraute oder überhaupt der aufmerksame Leser dürfte unschwer herausfühlen, wo die Freundschaft und wo die Minne besungen wird. Die unterschiedslose Aufnahme von Werken beider Gefühlsarten, welche mindestens äusserlich hätte ersichtlich gemacht werden müssen, kann aber nur verwirrend wirken und sogar den Eindruck einer gewissen Tendenz erwecken.

Thatsächlich hat man schon Kupffer vorgeworfen, dass er ohne Grund einer Anzahl Dichtern homosexuelle Empfindungen unterschiebe.*) Trotz des auf die Zusammenstellung verwandten grossen Fleisses wird das eine oder das andere Charakteristische aus der modernen Literatur vermisst, (z. B. von Walt Whitmann, Douglas), und namentlich aus der französischen (z. B. Abel Hermant: Le disciple aimé; Gide: Les nourritures terrestres; Cladel: Ompdrailles). Ein Schriftsteller hätte aber jedenfalls nicht fehlen dürfen: Der Belgier Georges Eekhoud. Wenn bei einer zweiten Auflage Kupffer seine Blütenlese erweitert, so wird er auch zweifellos die im Anhang

*) Vergl. oben Nachschrift von Jacobowsky zu der Rezension von Kaufmann. Auch in einer Tageszeitung habe ich einen ähnlichen, versteckten Vorwurf gelesen.

enthaltenen Gedichte und Bruchstücke dem Hauptteil einfügen, andererseits möge er dann die Berichte über berühmte Männer zu einem selbständigen zweiten Teile verarbeiten. Wünschenswert wäre endlich, dass genau die Werke angegeben würden, aus denen die Bruchstücke und Gedichte entnommen sind.

Doch alles das sind nebensächliche Punkte. So wie die Sammlung jetzt erscheint, bildet sie das bedeutendste Ereignis auf dem Gebiet der homosexuellen Literatur des Jahres 1900. Sie füllt eine Lücke aus nicht nur in der homosexuellen Literatur, sondern in der Literaturgeschichte überhaupt und trägt durch das beredte Zeugnis der grössten Geister aller Zeiten zur richtigen Erkenntnis der Homosexualität bei. Möge ihm der verdiente Erfolg und die erhoffte Wirkung zu Teil werden.

10) **Meyer** Heinrich (Göttingen): „Nietzsche, der Frauenfeind“ in der Zeitschrift: „Die Gegenwart“ (Herausgeber Th. Zolling, Berlin) vom 24. Februar 1900.

Nachdem Meyer festgestellt, dass Nietzsche nicht nur ein Frauenfeind war, sondern dass auch jede Liebe zum Weib bei ihm fehlte, fährt er, wie folgt, fort:

„Der Mann, der die Frauenliebe nicht kennt, ist ja nicht überhaupt unfähig zu lieben, nur dass seine ganze Zärtlichkeit und Liebesfülle dem Kinde gilt. Aber da diese Liebe im Kinde doch nicht den Körper will, bedarf es da überhaupt der physischen Zeugung? Genügt da nicht die geistige Vaterschaft, das Verhältnis des Meisters zum Jünger? In der That, weit öfter als vom Kinde redet Nietzsche vom Freunde, als vom grossen Fest des Lebens, der Ahnung des Uebermenschen. An seine „Brüder“ wendet sich Zarathustra, ihnen offenbart er die begierdefreie Selbstlosigkeit echter Liebe, den Seelen-

reichtum, den der Geliebte nur braucht, um sich seiner eigenen Ueberfülle zu entledigen, die immerfort schenkt, ohne je Gegengabe oder Dank zu verlangen, sich stets hingiebt und doch nie ausgiebt. Nun verstehen wir die seelische Eigenart Nietzsche's; er ist ein Mensch, dessen eigentliche Lebensatmosphäre die platonische Liebe ist. Wir nennen sie so im Gedanken an das verklärte Idealbild, das Plato von seinem Meister Sokrates als dem grössten Virtuosen dieser Liebeskunst entworfen hat — ein Bild, das das Siegel der Wahrheit an sich trägt; denn in ihm zittert noch die volle Glut der Liebe nach, mit der er zuerst geliebt worden ist und die als ihren Abglanz diese Gegenliebe geweckt hat. Diese Liebe war das Vehikel der griechischen Kultur, gewiss ein edleres als unsere Schulen mit allgemeiner Schulpflicht und Normallehrplänen; sie hat nicht zum wenigsten ihrer Blüte den frischen Jugendglanz, den warmen Lebenshauch gegeben.

Aber freilich — das ist die Kehrseite — in dieser nur männlichen Gesellschaft ist die Frau schlimm daran. Sie kann, wie es in Athen der Fall war, nur als Gebärmaschine, höchstens nebenbei als Sklavin Verwendung finden. Wie ein nachgeborener Spätling der Antike erscheint hier Nietzsche!"

Auch Meyer denkt an eine von jeglicher Beimischung der Sinnlichkeit freie Liebe. In diesem Falle ist aber die Identifizierung dieser Liebe mit derjenigen des Plato und Sokrates verfehlt, denn obgleich die Antike und insbesondere Plato eine edlere und niedere Männerliebe unterscheiden, so ist ihnen doch auch diese edlere Liebe nicht ohne sinnliche Grundlage denkbar.

11) **Nemanitsch** (A.), Staatsanwalt in Marburg a. d. D.: „Homosexuelle Eifersucht“ in der Zeitschrift für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Gross, 3. Bd. Heft 3 1900, Nr. X S. 203—207.

Ein Bericht über einen Kriminalfall und die demselben zu Grunde liegende Homosexualiät:

Drei junge, arbeitscheue, vielfach vorbestrafte Italiener G . . ., D . . . und A . . . werden nach Verübung schwerer Diebstähle in dem Zwangsarbeitshaus untergebracht. Dort zunächst inniges Verhältnis zwischen D. und G. Nachdem D. in eine andere Abteilung mit A. zusammengekommen, wird er bald des G. überdrüssig und bricht mit ihm ab; dagegen schliesst er innige Freundschaft mit A. Darauf Wut und Eifersucht des G., der mehrere Male schriftlich und mündlich den D. eine Putana (Dirne) schilt. „Du bist eine Hure, die sich von allen gebrauchen lässt, auch früher in S . . .“, und eines Abends droht er: „Du Schwein von einer Hure, morgen früh wirst du's schon sehen“, und dem A. gegenüber: „Bewaffne Dich morgen, Du und auch diese Hure von D.“. D. und A. stecken scharfgeschliffene Messer zu sich, und als sie am andern Morgen im Gange dem G. begegnen, stösst ihm D. ohne weiteres das Messer in die Brust, derart, dass G. kurz darauf stirbt.

Nemanitsch nimmt an (und sicherlich mit vollem Recht), dass zwischen G. und D. einer- und D. und A. andererseits homosexuelle Beziehungen bestanden hatten. Bei G. fand man den Namen des D. eintätowiert, ferner hatte er seinen Gefühlen zu D. in einem Liebesgedicht Ausdruck verliehen. G. war von äusserst leidenschaftlichem und sinnlichen Temperament, schon bestraft, weil er einmal dadurch, dass er auf der Erde seine Glut öffentlich stillte, Aergernis erregt hatte. D. dagegen hatte einmal im Hofe einem Mitzwängling die Hosen gewaltsam herunterreissen wollen.

D. wird wegen Todschlages verurteilt, als Motiv giebt er an, G. habe ihm einige Geldstücke gestohlen. Nemanitsch hält dieses Motiv für ein bloss vorgeschütztes, es läge Mord, nicht Todschlag vor; das Motiv sei auf dem Boden der homosexuellen Beziehungen zu suchen. D. und A. hätten mit Ueberlegung das Praevenire gespielt und den lästigen Neider ihres Verhältnisses in blinder Leidenschaft beseitigen wollen.

Nemanitsch hat zweifellos Recht; nur muss wohl noch betont werden, dass gerade der Vorwurf des G., D. sei nur eine Dirne und habe sich allen Männern hingegeben, also der Vorwurf der gewohnheitsmässigen passiven Päderastie, nach den in Italien herrschenden Anschauungen als eine sehr schwere Beleidigung von D. empfunden werden musste; denn während die aktive Päderastie in Italien nicht als entehrend gilt, wird die passive Päderastie als schimpflich angesehen.

12) **Panizza,** Oskar: „Arthur Rimbaud“ in der Zeitschrift: „Wiener Rundschau“, 1. Oktoberheft 1900. S. 332—336.

Panizza erzählt die ziemlich bekannten Begebenheiten des Verhältnisses zwischen Rimbaud und Verlaine und fügt einige interessante Bemerkungen bei.

Rimbaud erhielt im Laufe des Jahres 1900 in seiner Vaterstadt Charleville ein Denkmal errichtet, er hat in den Jahren 1869—1873 eine Anzahl Gedichte verfasst, im Alter von 15—19 Jahren, derentwegen er berühmt wurde. Rimbaud hatte an Verlaine, welcher als Vorstand des Pressbureaus im Jahre 1871 während der Kommune mit Frau und Schwiegermutter in Paris wohnte, einige seiner Gedichte geschickt und besuchte dann Verlaine persönlich. Verlaine, der in Rimbaud einen Dreissigjährigen vermutet, war erstaunt, erst einen sechzehnjährigen Jüngling vor sich zu sehen. Rimbaud blieb in Paris und nahm Wohnung bei Verlaine. Es entstand nunmehr zwischen

beiden ein intimes Freundschaftsverhältnis. Neun Monate lang wohnte Rimbaud bei der Familie Verlaine; dann gingen die Freunde nach Belgien; eine drohende Verhaftung Verlaine's wegen Beteiligung an der Commune bildete den Vorwand. Beide zogen längere Zeit in Belgien, England und wieder in Belgien umher.

Panizza bemerkt bezüglich dieser berühmten Reise: „Verlaine hat den Mut gehabt, diese kostbare Kameraderie in gemeinschaftlichem Schmausen, Kochen, Dichten, Rauchen und Bechern in künstlerisch freier Weise zu beschreiben, wohl um sich selbst und Anderen Rechenschaft zu geben. Er hat es stets behauptet und Andere haben es ihm geglaubt, dass es sich zwar um „Homosexualité", aber nur „au point de vue psychique", nicht um „faits matériels" gehandelt habe.

Panizza zitiert dann vier Strophen aus dem Gedicht „Laeti et Errabundi" aus „Parallélement", die aber auf mehr als eine bloss psychische Leidenschaft hindeuten.

„Der Mann und der Jüngling, sagt Panizza, mögen in ihrem herzlichen Verkehr den Beschauern wohl gelegentlich zu denken gegeben haben. Verlaine war hässlich, wie eine Tigerkatze, voller Kriminalität und Belastungszeichen in dem Gesicht eines Würgers. Rimbaud „mignon, si joli et si touchant — un visage parfaitement ovale d'ange en exil" und, fügt Verlaine hinzu, „des jambes sans rivales".

In Brüssel kam es zwischen den Freunden zum Bruch. Mutter, Gattin und Schwiegermutter Verlaine's eilten von Paris herbei, aber Verlaine wollte sich von Rimbaud nicht trennen, dieser dagegen war ernüchtert und verweigerte den weiteren Verkehr. In seiner leidenschaftlichen Erregung schoss Verlaine mit einem Revolver auf Rimbaud und verwundete ihn am Arm. Auf dem Rückweg vom Spital, wo Rimbaud sich hatte verbinden

lassen, feuerte Verlaine auf offener Strasse abermals einen Schuss auf ihn ab, da er sich neuerdings weigerte, das frühere Zusammenleben wieder aufzunehmen. Rimbaud wurde nur leicht verwundet, Verlaine dagegen konnte seiner Verhaftung nunmehr nicht entgehen und wurde wegen Körperverletzung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Im Anschluss an die Erzählung über das Attentat teilt Panizza Einiges aus dem Buch von Paterne Berrichon „Vie de Jean Arthur Rimbaud“ (Paris 1899) mit: Berrichon sucht Verlaine und Rimbaud von dem Verdacht sexueller Beziehungen zu reinigen und führt auch in wirklich allzu naiver Weise als Grund dafür an, „dass die Richter bei der Verurteilung Verlaine's ein derartiges unsittliches Motiv hervorgehoben hätten.“ (!) Kaum genesen kehrte Rimbaud nach Paris zurück. Alle Bekannten wandten sich von dem einst Gefeierten ab. Rimbaud begab sich nunmehr in seine Vaterstadt. Dort veröffentlichte er „Une saison en enfer“ (Brüssel 1873). Aus diesem Buch giebt Panizza einige Stellen wieder, wo die beiden verdammten Seelen der „thörichten Jungfrau“ (Verlaine) und des „höllischen Gatten“ (Rimbaud) mystische Zwiegespräche führen, welche in symbolistischer, aber deutlich durchsichtiger Weise das durch Verlaine's Einfluss entstandene eigentümliche Gefühlsleben Rimbaud's und die Beziehungen beider wiederspiegeln.

Kaum hatte Rimbaud das Buch fertig, als er die ganze Auflage bis auf wenige Geschenk-Exemplare, darunter das heimlich an Verlaine gesandte, ihm gewidmete, zerstörte. Von da ab schrieb Rimbaud keine Zeile mehr. Er starb 1891 im 37. Lebensjahre. Noch in seinen letzten Lebensjahren hat er, so berichtet Panizza, wenn man auf seine Jugendleistungen zu sprechen kam, die Erinnerungen daran mit Heftigkeit von sich gewiesen mit den Worten: „Absurde, ridicule, dégoûtant! . . .“

Rimbaud wurde später Kaufmann im Kolonialgebiet

und hat in Ostafrika neue Handelsgebiete seinem Vaterland erschlossen.

Ueber den gegenseitigen Einfluss von Verlaine und Rimbaud bemerkt Panizza: Ohne die Begegnung mit Rimbaud wäre Verlaine vielleicht ein braver, formvollendeter Dichter geworden, wie er es schon vorher gewesen. Durch die Begegnung und das Zusammenleben mit Rimbaud habe sich in ihm eine neue komplizierte hysterisch-religiöse Seite entzündet, aus einem männlichen, befruchtenden Prinzip sei ein weiblich-aufnehmendes Prinzip entstanden, aus der Glut der neuen Situation sei der katholisch-anbetende, sündenbegehende und sündenabbüssende Verlaine hervorgegangen. Rimbaud seinerseits wäre ohne das Zusammentreffen mit Verlaine sicher zu einem der hervorragendsten Dichter Frankreichs geworden, aber seine männliche Aktivität hätte sich weiter entwickeln müssen, sie hätte nicht in eine falsche Passivität hinuntergedrückt werden dürfen. Der impressionistisch haltlose Knabe sei in zwittrige, seiner Naturanlage entgegengesetzte Gefühle hineingetrieben worden, nach einem kurzen Eitelkeitsrausch ausgeglitten, und da die Poesie mit im Spiele gewesen, so sei die Ernüchterung auch auf diesem Gebiet gefolgt. Litteratur und Dichtung, fremde und eigene, sei ihm zum Ekel geworden, daher der Rest seines Lebens Trostlosigkeit und Dürre. Der Fall Verlaine-Rimbaud sei nicht nur nach der Seite der Litteratur äusserst interessant, sondern auch medizinisch gesprochen; er bilde einen Schulfall für die vielfach aufgestellte Lehre, dass im Menschen die Fähigkeit zu allen möglichen Entwicklungen schlummerte und dass im biegungsfähigen Alter gewisse Einflüsse für das Leben bestimmend zu wirken vermöchten. Verlaine sei von Haus aus nicht homosexuell gewesen; dafür sprächen seine Verheiratung, die Erzeugung eines Kindes und seine guten Schulgedichte im Stile der „Parnassiens“, aber

durch zufällige Berührung und auf Grund einer Anlage, wie sie vielleicht die meisten Menschen besässen, sei er homosexual geworden und dies sei für ihn und die Welt ein Glück gewesen. Denn diese neue Pfropfung habe den Stamm zu erhöhter Reife gebracht und Rosen von ungekannter Güte erzeugt. Rimbaud dagegen, der männliche, virulente Knabe sei zu einem seiner Natur nicht völlig entsprechenden Gegenstand der Liebe gedrängt worden, ein volles Ausleben, eine volle Entwicklung daher für ihn unmöglich gewesen.

Was Panizza hier über Rimbaud's Natur sagt, mag vielleicht richtig sein, obgleich einige Aussprüche in dessen Buch „Une saison en enfer“ auf ursprüngliche Homosexualität auch bei Rimbaud hinweisen; jedenfalls ist die geistige Existenz von Rimbaud durch das Verhältnis mit Verlaine nicht vernichtet worden, sondern es hat nur zur Folge gehabt, dass er die Dichtung verliess, um in anderer Richtung sich auszuleben. Thatsächlich hat er auch seine Persönlichkeit und seine Männlichkeit auf dem Gebiete des Kolonialwesens zur Geltung gebracht und dort Tüchtiges geleistet. Auch die Auffassung Panizza's von Verlaine's Homosexualität dürfte der Wahrheit nicht entsprechen. Sein ganzer Lebenslauf, insbesondere sein späterer, offenkundiger homosexueller Verkehr und die Art und Weise, wie er denselben, namentlich in seinen nicht veröffentlichten „Hommes“, besingt, kann keinen Zweifel übrig lassen, dass es sich nicht nur um gelegentliche, sondern tief eingewurzelte, eingeborene Homosexualität handelte; dass Heirat und Kinderzeugung nicht das Gegenteil beweisen und beides bei vielen Homosexuellen anzutreffen ist, dürfte wohl jeder Kenner der thatsächlichen Verhältnisse wissen. Bei Verlaine scheint allerdings auch Hang zum Weib, also psychische Hermaphrodisie, bestanden zu haben, worauf unter anderem auch wohl seine erotische, nur in wenigen Exemplaren publizierte Gedichtsammlung „Femmes“ Schlüsse zulässt.

13) **Renou**, Henri: „Die Blumenschiffe in China" im „Mercure de France", September-Nummer 1900.

Der Artikel enthält Angaben über die homosexuelle Prostitution in China. Verfasser lässt sich, wie folgt, darüber aus: „Die sog. unnennbaren Sitten (obgleich in London und Paris ebensogut als in Berlin und Rom in Uebung,) sind in China seit den fernsten Jahrhunderten eingebürgert. In dem Land, wo wir uns gegenwärtig befinden, sind die in den Volkstheatern in den Weiberrollen auftretenden Schauspieler die Epheben, welche von den vornehmen Mandarinen bevorzugt werden, namentlich während der heissen Jahreszeit. Diese Schauspieler, meistens Jüngelchen von 12—15 Jahren, sind verdorbener als die Dirnen unserer Seehäfen."

Folgt dann die Erzählung eines Abenteuers, das einem Seeoffizier während einer Reise nach China widerfahren sei.

Derselbe habe sich bei einer Theatervorstellung in die Heldin des Stückes verliebt und sie durch Vermittlung eines der offiziellen Kuppler, welche gleichsam zur Theatergesellschaft gehörten, auf den anderen Abend zu sich bestellen lassen. Die Schöne sei unter Begleitung von Laternenträgern und Musikanten erschienen. Im Schlafzimmer habe sie sich dann zum Entsetzen des Offiziers als eine Person männlichen Geschlechts entpuppt.

14) **Semydoff**, K.: „Kodifizierte Irrtümer" im Sprechsaal der Zeitschrift „Die Kritik" von Wrede. XV. Bd. Nr. 191. Heft 11, 1900.

Ausgehend von dem Scheitern der lex Heinze wird darauf hingewiesen, dass es schwerer sei, alte Irrtümer, wie den § 175, zu beseitigen, als neue zu verhüten. Kein Strafzweck rechtfertige diesen Paragraphen. Hössli und Ulrich werden erwähnt sowie die Petition. Die Aufgeklärtesten der Nation, sogar Regierung und Polizei, ständen der Bewegung zur Abschaffung der Strafandrohung

sympathisch gegenüber. Nur gewisse Finsterlinge hielten an der alten Auffassung der Homosexualität als eines Lasters fest; nachdem die Wissenschaft diese Anschauung als unhaltbar nachgewiesen, zögen sie sich auf das „Volksbewusstsein" zurück, jenen dehnbaren Begriff, auf den schon der „fromme" Minister von Mühler den § 143 des früheren Preussischen Strafgesetzes gestützt habe. Dieses letzte Bollwerk sei aber morsch und würde fallen, sobald das Volk über die Homosexualität aufgeklärt werde.

Zum Schluss wird über das Komitee und das Jahrbuch berichtet, dessen Aufsätze lobend angeführt werden.

Der kleine Artikel ist in warmem Tone und mit beredten Worten geschrieben.

15) **Tannenberg**, Heinrich: „Die psychopathia sexualis im Konitzer Mord" in der „Welt am Montag" vom 30. April 1900.

Verfasser weist darauf hin, dass man bei den Nachforschungen über den Mord des Gymnasiasten Winter zu Konitz die Frage des Lustmordes ins Auge fassen sollte. Manches spräche für einen solchen Mord und zwar für einen, der auf dem Boden der Homosexualität gewachsen sei. Winter sei wahrscheinlich das Opfer der konträren Sexualempfindung geworden. Man habe eine an ihn gerichtete Karte mit einem Gedicht voll schwärmerischen Sehnens gefunden, die von einem Manne herrühre. Dass sie mit einem Weibernamen unterzeichnet sei, dürfe nicht, wie man es gethan habe, so erklärt werden, als habe der Absender im Auftrage eines Mädchens geschrieben, sondern nur als Maske, um den wahren Charakter des Verhältnisses zu verbergen. Bei der anormalen Sexualität seien Exzesse, die schliesslich zum Lustmord führten, nicht selten. Die Homosexualität gehe, namentlich wenn sie eine erworbene Perversion darstelle, häufig mit gewissen psychischen Störungen einher, welche die Blutgier nährten

und das entgegenstehende moralische Bewusstsein beeinträchtigen könnten. Beispiel der Marquis de Sade. Im Konitzer Mord versagten alle gewöhnlichen Motive als Erklärung; die furchtbare Zerstückelung des Körpers deute auf einen Sexualmord. Derartige entsetzliche Folgen sexueller Entartung seien gerade im Hinblick auf die ganze geistige Struktur der Bevölkerung der Konitzer Gegend und der Provinz Westpreussen nicht befremdlich. In der dortigen Landschaft herrsche noch der finsterste Aberglaube, der schon oft zu nächtlichen Leichenausgrabungen und Leichenzerstückelungen zwecks Zubereitung von Heilmitteln, ja sogar zu Kannibalismus u. drgl. geführt habe. Ein aus einem derartigen Milieu hervorgegangenes, zugleich mit perverser Sexualität behaftetes Individuum sei für die Abschlachtung seines Opfers gleichsam vorbereitet gewesen. Die Vermutung sei gerechtfertigt, dass sexuelle Perversität und der anthropophagische Aberglaube das Konitzer Verbrechen hervorgebracht habe.

Bei diesen Ausführungen ist die Behauptung jedenfalls irrig, dass die Homosexualität einen besonders günstigen Boden zur Entwicklung der Blutgier und des Lustmordes darstelle und häufig mit derartigen sadistischen Neigungen vereint sei. Blutgier bei Homosexuellen kommt natürlich auch vor, aber nicht häufiger als bei Heterosexuellen und nur sehr selten. Regelmässig hat die konträre Sexualempfindung mit dem Sadismus und dem Lustmord nichts zu thun.

16) **Windelband,** Wilhelm: „Platon“ (Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag [E. Hauff] 1900).

An verschiedenen Stellen sind Ausführungen über den Platonischen Eros enthalten.

Seite 31 heisst es: „Nichts vielleicht in Platon's Darstellungen ist so echt und rein socratisch wie seine Schilderung der weihevollen Vereinigung, welche die getrennten Menschenseelen im Erkenntnistriebe finden. Im

„Phaidros“, im „Symposion“ hat er dies edelste Bekenntnis abgelegt. Die Verbindungen männlicher Persönlichkeiten, welche das Griechentum kannte, erscheinen hier in höchster, sublimster Vervollkommnung. Aus der Freundschaft gleichstrebender Genossen, aus der Lebensverbindung ebenbürtiger Charaktere fällt, wie es schon in dem früheren Dialoge „Lysis“ angebahnt war, alles Utilistische praktischer Interessen fort, die φιλία wird zu einer Wechselwirkung sittlicher und intellektueller Förderung: Und von jener eigenartigen Beziehung zwischen dem reifen Manne und dem aufblühenden Jüngling, die der griechischen Sitte geläufig war, wird bei Platon wie bei Socrates aller gemeine und sinnliche Nebengeschmack abgestreift und es bleibt auch hier nur ein geistiges Verhältnis des Gebens und Nehmens, des Anregens und Entfaltens übrig. Durch die Gemeinschaft des Denkens und Wollens in einander die Wahrheit zu erzeugen, das ist für Platon der Inbegriff aller Freundschaft und Liebe, die Menschen mit einander verbinden soll. Aus dieser Vereinigung des Sterblichen erwächst in immer neuem Leben das Unsterbliche. Das ist der Sinn der „platonischen Liebe“, der Lehre vom ἔρως, worin sich das tiefste Motiv des Philosophen ausgesprochen hat.“

Seite 102: Nach Plato sei die Liebe nur die Sehnsucht des Vergänglichen nach dem Unvergänglichen, des Sterblichen nach dem Unsterblichen.

Seite 111: Das Schöne sei das wertvollste und wirksamste Bindeglied zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, der Faden, der die irrende Seele aus der Verworrenheit der körperlichen Gestalten heraus- und emporleite in die reine Höhe der Wesenwelt. In diesem Sinne habe das „Symposion“ den Siegeszug der Liebe aus der Sinnenwelt in das übersinnliche Reich geschildert. An schönen Gestalten der Körperwelt entzünde sie sich,

aber sie suche dahinter, wenn sie die echte Liebe sei, die Schönheit der Seelen, die sich in Werken der Sittlichkeit, der Kunst und Wissenschaft, in Erziehung und politischer Thätigkeit entfalte; von da aber wende sie sich der ganzen Welt zu, um schliesslich zu jener reinen Schönheit aufzusteigen, die in der übersinnlichen Welt ihre Heimat habe.

Seite 139: Die Liebe Platons bedeute nichts Anderes als Heimweh der Seele nach ihrem überirdischen Ursprung, nach dem göttlichen Leben, das ihr dereinst zu Teil geworden; denn die Seele sei göttlicher Natur und habe die reinen Gestalten der unsichtbaren Welt dereinst mit ihrem geistigen Wesen geschaut; die Liebe sei der Schmerz, womit der gefallene Geist zurückstrebe in das verlorene Paradies seines reinen und wahren Wesens.

Windelband hat lediglich die rein geistigen, abstrakten, intellektuellen, philosophischen Seiten des Platonischen Eros betont und lediglich diesen Kern herausgeschält. Den sinnlichen Teil hat er einfach bei Seite gelassen. Die homosexuellen Verbindungen der Griechen hat er kaum gestreift, das Verhältnis der Homosexualität und des Platonischen Eros, die Verkörperung dieses Eros in der homosexuellen Liebe hat er gar nicht erörtert. Man sollte meinen, dass er die homosexuelle Frage gar nicht kennt oder, was wahrscheinlicher ist, nicht kennen will. Windelband hat in seiner Schrift eigentlich nur den abstrakten, philosophischen und metaphysischen Kern des Platonischen Eros entwickelt und das dargestellt, was Plato als letzte Wesenheit der Liebe und höchstes Ideal galt. Den sinnlichen Teil dieses Eros, welcher im Symposion und Phaidros eine so grosse Rolle spielt und mit einer Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit geschildert wird, die heutzutage bei einer ähnlichen Schrift das Einschreiten des Staatsanwaltes befürchten liesse (ich erinnere nur an den Verführungsversuch des Socrates durch den Alkibiades),

hat Windelband bei Seite gelassen, desgleichen hat er aber überhaupt das Verhältnis der Platonischen Liebe zur Homosexualität kaum gestreift, obgleich dieser Eros gerade in der Männerliebe seine Verkörperung finden soll. Die Ausführungen Platos über die Liebe haben so ausschliesslich die Männerliebe im Auge, dass Windelband zur richtigen Würdigung und zum vollen Verständniss Platos die Erörterung des homosexuellen Problems und die Beziehungen Platos zur Homosexualität nicht hätte übergehen dürfen.

Kapitel II: **Reine Belletristik.**

1) **Dauthendey Elisabeth***): „Vom neuen Weib und seiner Sittlichkeit". Ein Buch für reife Geister. (Schuster und Löffler, Berlin 1900).

Die Heldin des Buches sucht eine höhere, geschlechtslose Liebe zwischen Weib und Weib. Die Besten des Weibergeschlechtes sollten sich nicht mehr dem Manne hingeben, sondern dem Weib in ruhiger Beglückung. Das neue Weib der Verfasserin wehrt sich gegen das die feinern Nerven beleidigende brutal Physische. Ein Kapitel schildert ein Erlebnis der Heldin mit einer Tribade: „Sie war beglückt von diesem lebenssicheren, selbstbewussten, etwas mannhaften Wesen und glaubte in ihr das Weib der Zukunft gefunden zu haben, bis sie in einer wachen Nacht mit Deutlichkeit fühlte: Auch diese war eine Enttäuschung, auch sie weiss noch nicht das roh Sexuelle von wahrer Liebe zu scheiden."

2) **Dilsner,** Ludwig: „Jasminblüte". Drama in 5 Akten. Mit einem Vorwort. (Berlin, Verlag von Berndt und Klette). Wahrscheinlich 1899 erschienen.

*) Mitgeteilt von Herrn Peter Hamecher.

1. Das Vorwort.*) Nach kurzem Hinweis auf das Vielen unaufgeklärt gebliebene Verhältnis Ludwigs II. zu seiner einstigen Verlobten, der Herzogin von Alençon, das im Drama in verschleierter Gestalt und verschiedenem Milieu sich wiederspiegle, erörtert das Vorwort die Natur der Homosexualität und das Recht der Urninge auf Straffreiheit.

Die Homosexualität sei angeboren; sie bedeute einen die Wahl ausschliessenden, zwingenden Trieb, nicht zu verwechseln mit dem Laster; nur verkommene Normale liebten unreife Knaben. Der Trieb sei nicht sündhaft. Völlige Abstinenz sei überhaupt nicht zu verlangen und nur wenigen kalten Naturen möglich. Der Normale fände im Institut der Ehe die erlaubte Gelegenheit zur Befriedigung des Geschlechtstriebes. Der Urning sei in der Zwangslage, falls man ihn nicht wie jener Geistliche auf den Selbstmord verweisen wolle, entweder der Onanie sich hinzugeben oder unter seine Gesundheit zerrüttenden Seelenqualen und dem Damoklesschwert drohender Verhaftung Befriedigung zu suchen. Daher nur ein Ausweg gerechtfertigt: Die Aufhebung der Strafbestimmung. Die öffentliche Meinung und das Gesetz irrig und ungerecht. Der Einwand der Unmöglichkeit der Fortpflanzung nicht stichhaltig. Denn gerade die grössten Religionsstifter seien der Ansicht, dass die Menschheit sich nicht fortzupflanzen brauche.

Die von den Urningen vorgenommenen Geschlechtsakte, mutuelle Onanie oder coitus inter femora, eher ästhetischer als der coitus mit dem Weib. Eine um sich greifende Zügellosigkeit in Folge der Freigabe nicht zu befürchten. Beweis dafür Italien und Frankreich. Im Gegenteil, der § 175 verursache schwere soziale Schäden: Die Erpressung, den Zwang der Urninge, zu heiraten und

*) Das Vorwort gehört eigentlich unter Kapitel 1 § 2, ich musste es aber seines Zusammenhanges mit dem Drama wegen hier anführen.

somit die Erzeugung von Urningen durch Vererbung; deshalb seien auch die Urninge so zahlreich; nach Manchen sei die Hälfte der Männer homosexuell. Durch das Gesetz würden nur die Kleinen getroffen; die Grossen schone man. Nur die anständigen Urninge litten unter dem Paragraphen; die Zügellosen lebten jetzt schon unbekümmert um das Gesetz. An der ganzen Frage sei Jeder interessiert wegen der Möglichkeit, in seiner Familie Urninge zu entdecken.

Das Vorwort bringt nichts Neues. Dem mit der Homosexualität nicht Vertrauten bietet es aber genügende Aufklärung. Manches ist allerdings allzu kategorisch behauptet, Manches direkt unrichtig, so z. B. die Angaben über die Zahl der Urninge. (Nach meinen Erfahrungen kommt schlimmsten Falles einer auf 200—300 Männer); ferner ist der namentlich in einer Anmerkung im 3. Akt des Dramas gemachte scharfe Unterschied zwischen den verschiedenen Modalitäten gleichgeschlechtlicher Befriedigung zu tadeln; wenn Dilsner in der erwähnten Anmerkung die immissio in anum und in os sogar als Schweinerei bezeichnet, so ist nicht zu verwundern, dass die mit der Homosexualität Unbekannten die ganze Frage mit diesem Worte abthun. Ich kann nur das im vorjährigen Jahrbuch über diesen Punkt Gesagte wiederholen (Jahrbuch II, S. 367, bei Besprechung der Schrift „Eros und das Reichsgericht“): Viele Urninge, ja die meisten lieben die getadelten Arten nicht, bei vielen bilden sie aber die ihnen adäquate Befriedigungsart. Ein ästhetischer Unterschied mag vorhanden sein; in moralischer Beziehung besteht aber keiner.

II. Das Drama.

1. Akt: Gespräch zwischen Oberlehrer Welcker und seinem Freund und Kollegen Dr. Lerche über die Homosexualität. Für Lerche, der, mit der Frage bekannt, sie mit Verständnis und Milde beurteilt, ist die Homo-

sexualität lediglich ein Spiel der Natur, eine Zwischenstufe, vergleichbar der Jasminblüte mit dem verkrüppelten, halb zum Blumenblatt gewordenen Staubgefäss. Welcker dagegen, welcher zum ersten Male ein Buch über Homosexualität gelesen hat, erblickt in ihr nur eine sittliche Verirrung oder mindestens eine sehr krankhafte Neigung, für welche nur das Gefängnis oder das Irrenhaus am Platze sei.

Vergeblich sucht ihn Lerche eines Besseren zu bebelehren und warnt ihn vor übereilter Verdammung, da niemand davor sicher sei, in der eigenen Familie einen Urning zu entdecken.

Aber vor dieser Gefahr wähnt sich Welcker geschützt. Seine beiden Söhne sind blühende, kerngesunde Gymnasiasten.

In den folgenden Szenen lernen wir beide kennen, die Gegensätze in ihren Naturen treten deutlich hervor: Hans, lebenslustig und ausgelassen, ein echter Junge, schwärmt schon für Mädchen; Rudolf, schüchtern vor den Mädchen und zurückgezogen, ist ein stiller, träumerischer Primaner. Lerche hat seit einiger Zeit eine gewisse Aenderung in dem Benehmen Rudolfs bemerkt; er ahnt in ihm den Urning. Das Verhalten Rudolfs am Schluss des 1. Aktes, der angeblich Pferde eines vorbeifahrenden Wagens bewundert, natürlich aber seine Augen von dem schönen Kutscher nicht trennen kann, scheint die Vermutung Lerche's zu bestätigen, dem es nicht entgeht, wen Rudolf schön findet.

2. Akt: Rudolf ist thatsächlich homosexuell. Er sucht bei Pfarrer Bethmann Trost und offenbart ihm sein Geheimnis. Aber der Pfarrer versteht ihn nicht; er hat nur Worte der Verdammung gegen die Sodomiterbrut; als einziges Mittel kennt er lediglich das Gebet. Aber auch dieses Mittel hat bei Rudolf nichts genützt. Als Bethmann, ratlos, die erhofften Worte des Verständnisses und

der Verzeihung nicht spenden kann, scheidet Rudolf, entschlossen, auch ohne den Segen des Pfarrers seiner Natur gemäss zu leben.

3. Akt: Rudolf hat sich in einen kräftigen Arbeiter, Schröder, verliebt und ein schwärmerisches Freundschaftsverhältnis mit ihm angeknüpft. Schröder, ein gemeiner Schurke, der Rudolfs Natur erraten, beutet sein Geheimnis aus. Er geht zu Welcker, verlangt in frecher Weise Geld und spielt den durch Rudolf zur Unzucht Verführten. Rudolf, Schröder gegenübergestellt, muss seine Bekanntschaft mit ihm zugeben. Welcker jagt Schröder fort, der sich unter Drohungen mit Skandal entfernt; von Rudolf verlangt der Vater sofortige Abreise nach Amerika. Glücklicherweise kommt Lerche dazwischen. Von dem schon zum Selbstmord bereiten Rudolf erfährt er, dass dieser nichts Strafwürdiges gethan, sondern in seinem überströmenden Gefühl sich lediglich zu einer inbrünstigen Umarmung hinreissen liess.

Lerche bestimmt Welcker, seinen Sohn nicht zu verstossen. Auf Ansuchen des herbeigerufenen Arztes, der die Homosexualität als eine durch Ablenkung der Gedanken und frühzeitige Heirat leicht zu heilende Krankheit betrachtet, soll Rudolf nunmehr einen körperliche Anstrengung erheischenden praktischen Beruf erlernen. Welcker versöhnt sich mit ihm, in der Hoffnung, die Heirat werde später jede Spur der „vorübergehenden Jugendverirrung“ beseitigen.

4. Akt: Einige Jahre sind vergangen. Rudolf, tüchtig in seinem Beruf, hat sich eine selbständige Stellung erworben. Familie und Freunde drängen auf Heirat mit seiner Jugendfreundin Marie. Frau Lerche's Ermahnungen scheitern an Rudolfs Gleichgültigkeit; den Bitten und dem inständigen Flehen seines Vaters vermag er aber nicht zu widerstehen, und er verlobt sich, halb gezwungen.

5. Akt: Rudolf hat nicht die Kraft, die Heirat zu vollziehen. Er gesteht seiner Braut seine Unfähigkeit, sie zu lieben, und bittet sie, ihn seines Wortes zu entbinden. Marie aber, in der festen Zuversicht, durch ihre Liebe den Geliebten zu gewinnen, giebt ihn nicht frei. Rudolf will nicht mit einer Lüge im Herzen in die Ehe eintreten und erschiesst sich.

Als die schmerzerfüllte, bisher ahnungslose Mutter durch Lerche und Welcker den wahren Grund des Selbstmordes erfährt, versteht sie sofort in ihrer Mutterliebe, was Pastor, Philologe und Arzt nicht begreifen konnten. Sie verkündet das Recht des Verstorbenen, nach seiner Natur zu leben; sie fühlt es, dass Rudolf in den Tod getrieben wurde; sie weiss, dass ihr Sohn gut und edel war, und hätte ihm den Geliebten mit eigener Hand zugeführt, um sein Leben zu retten.

Das Stück hat zum ersten Male die Homosexualität direkt und unverblümt dramatisch behandelt.

Das an sich tragische Los des Urnings und die zahlreichen durch die Homosexualität bedingten Konflikte mit der Religion, der allgemeinen Meinung, dem Staate, der Familie bilden schon an und für sich ein ergiebiges Feld für den Dramatiker. Daher wird auch jede Dramatisierung der Homosexualität ihrer Wirkung sicher séin und Dilsners „Jasminblüte“ verfehlt gleichfalls ihre Wirkung nicht. Dilsner hat unleugbar dramatisches Talent; die Hauptkonflikte sind geschickt verwendet und effektvoll dargestellt, so die Unterredung zwischen Rudolf und dem Pfarrer, die Entdeckungs-, die Verlobungsszene und namentlich der auch gedanklich schöne Schluss. Der in Vorurteilen befangene Standpunkt des Pfarrers, des Arztes und des gebildeten aber unaufgeklärten Bürgers ist der Wirklichkeit abgelauscht und die dramatische Behandlung

dieser Anschauungen lässt deutlich erkennen, mit welchem Heer von Irrtümern der Held zu kämpfen hat.

Trotzdem ist das Stück kein wahres Kunstwerk. Zunächst bildet es an vielen Stellen mehr eine dialogisierte Verteidigung der Homosexualität als ein Drama. Die Tendenz tritt zu sichtbar hervor. Die Personen sind etwas schemenhaft gehalten. Man merkt zu sehr die Absicht, das Ungerechte der Vorurteile in ihnen zu geiseln. Die Handlung ist zu äusserlich; das Ganze nicht genug verinnerlicht. Namentlich aber stellt sich die Hauptfigur, Rudolf, zu sehr als Sprachrohr des Dichters dar. Man bekommt keinen unmittelbaren, ergreifenden Einblick in das Seelenleben des Helden; jede Entwicklung der Psyche, jede Schilderung der Seelenqualen und -kämpfe, die er durchmachen musste, bis er seine Natur erkannte, fehlt. Obgleich Rudolf in den 3 ersten Akten noch ein Gymnasiast ist, hat er schon Klarheit über seine Geschlechtsnatur erlangt und spricht wie ein gereifter Mann. Wenn aber Rudolf eine derartige, frühreife, fertige Ausnahmenatur ist, dann erscheint auch seine Verlobung und sein Selbstmord unglaubwürdig.

Der Selbstmord entbehrt überhaupt genügender Motivation. Warum tritt Rudolf, der überdies auch pekuniär völlig selbständig und unabhängig von seiner Familie geworden ist, nicht einfach von der Verlobung zurück? Wenn er es wirklich deshalb nicht wagt, um das der ziemlich einfältigen Braut gegebene — übrigens halb erzwungene — Heiratsversprechen nicht zu brechen, so kann man auch den Selbstmord des Helden kaum bedauern.

Trotz der gerügten Mängel muss die Bedeutung des Stückes als erste dramatische Behandlung der Homosexualität ausdrücklich anerkannt werden. Dilsner verdient deshalb besonderes Lob. Da das Ganze massvoll und ernst

gehalten ist, so wäre eine Aufführung nicht nur erwünscht, sondern auch durchaus möglich.*)

3) **Evers**, Franz: „Einladung“ und „An einen Jüngling“ in der Gedichtsammlung: „Der Halbgott“ (mit einem Bilde von Max Klinger.) [Verlag Kreisende Ringe: Max Spohr, Leipzig 1900].

In „Einladung“ (S. 256) preist der Dichter den gleichgesinnten Freund, den er erkannt. Er fordert ihn in lyrischem Erguss zu Seelenharmonie und beglückender Liebe auf. Homosexuelle Empfindungen bringt sodann das Gedicht: „An einen Jüngling“ (S. 257). Es lautet:

„Holder Knabe, der mein Herz bezwungen,
Der die Stärke meiner Seele ahnte,
Als ich noch aus halben Dämmerungen
Mir den Weg nach weissen Höhen bahnte,
Lagst beglückt mit mir beim Griechenmahle
Unter Rosen, die von Düften thauten,
Fühltest tief beim purpurnen Pokale,
Was wir unter Rosen uns vertrauten.

Keine Schatten trübten solche Schöne,
Lauter wurde unser Thun und Trachten,
Von den Saiten klangen goldne Töne . . .
Und wir sanken selig hin und lachten.
O, wie schimmerten die Tage lichter!
Weisst Du noch? wir wurden Du und Du . . .
Und in Freundschaft, Bildner wir und Dichter,
Tranken wir den schönen Göttern zu.“

---

*) Heyse's: „Hadrian“ und Wilbrandt's: „Reise nach Riva“ schildern gleichfalls homosexuelle Gefühle, aber in mehr verschleierter Form, nicht als bewusst geschlechtliche Liebesgefühle. In Marlows: „Eduard II.“ (ins Französische übersetzt von Georges Eekhoud) tritt zwar die Liebesleidenschaft Eduards zu Gaveston deutlich hervor; aber in allen diesen Stücken kommt der Konflikt dieser Gefühle mit der Aussenwelt wegen ihrer **homosexuellen** Natur nicht zur Darstellung.

4) **Gramont,** Louis de: Astarté; Libretto zur Oper in 4 Akten und 5 Bildern von Xavier Leroux (zum ersten Male in der Pariser Grossen Oper Mitte Februar 1901 aufgeführt).*)

Die zwei Episoden aus der Herkulessage: Herkules, Liebesabenteuer mit Omphale und sein Tod in dem brennenden Gewande, werden zu einem Ganzen verschmolzen.

I. Akt: Herkules, Sieger über Tyrannen und Ungeheuer, will noch grössere Gegner bestehen und selbst Götter bekämpfen. Er will den schändlichen und blutigen Kultus der Astarte, der unzüchtigen Göttin von Lesbos, der Göttin der monströsen Liebe, vernichten; er will Omphale, Königin von Lydien, die Priesterin und lebendige Verkörperung der Astarte, töten. Trotz der Bitten seiner Gattin Déjanira schifft er sich mit seinen Getreuen nach Lydien ein. Die bekümmerte Gattin sendet ihm die Prinzessin Jole nach, um dem Helden das wunderbare, vom sterbenden Centauren vermachte Gewand zu überbringen, dessen Berührung genügen soll, die Seele Herkules' vor dem Zauber der Lyderin und ihrer unkeuschen Liebe zu bewahren.

II. Akt: Vor den Mauern von Sardes: Die Bevölkerung fürchtet die Ankunft Herkules', aber der Hohepriester der Astarte Phur, der das Orakel in Lesbos befragt, beruhigt sie. Auch Herkules und seine Krieger werden der Wollust verfallen. Als sie erscheinen, werden sie von den Töchtern Lydiens und Lesbos' empfangen, und ihren Verführungskünsten widerstehen die Mannen nicht.

III. Akt.: Nur Herkules ist standhaft geblieben. Phur führt ihn in den Palast zu Omphale. Von ihrer Schönheit wird auch er bezwungen und fällt zu ihren

*) Bei der nachfolgenden Besprechung habe ich hauptsächlich den Artikel des Musikkritikers des „Temps", Pierre Lalo, in der Nummer vom 20. Februar 1901 benutzt.

Füssen. Omphale versammelt das ganze Volk zum Zeugen ihres Triumphes über den Helden, der ihr den Tod geschworen. Vor Herkules und der Königin feiert Phur den Kult der unkeuschen Göttin: Zuerst langsame Zeremonien, dann Tänze und Umarmungen, dann frenetische Freude, die bis zum Delirium steigt. Endlich sinken die Priesterinnen nach einander, von Trunkenheit und Wollust müde, hin und schlafen ein. Nacht und Schweigen. Omphale ruft Herkules zu sich. Er wirft sich in ihre Arme.

IV. Akt. 1. Bild: Omphale, die zum ersten Male liebt, will nicht, dass Herkules, wie ihre früheren Liebhaber, auf dem Altar der Astarte geopfert werde. Aber Phur will das Blut des Helden. Er überredet ihn, in dem Heiligtum der Göttin sich mit Omphale trauen zu lassen. Herkules ist dazu bereit, aber Omphale weigert sich, da sie weiss, dass der Augenblick der Trauung denjenigen seines Todes bedeuten würde. Inzwischen kommt Jole mit dem Gewand. Die Königin, von der jungfräulichen Grazie und Schönheit des Mädchens bezaubert, wird von glühender Liebe zu Jole ergriffen; Herkules kann wieder nach Argos zurück, Omphale lässt ihn gehen, wenn nur Jole bei ihr bleibt. Herkules zieht das Gewand an, worauf er sofort in Flammen gerät. Er verbrennt, und der Palast mit ihm. Omphale flieht mit Jole.

2. Bild: Die Insel Lesbos. Auf einem blumenbekränzten Schiff berühren Omphale, Jole und der Hohepriester die Küste. Unter den Tänzen und Gesängen der Lesbierinnen schreiten sie dem Altar der Göttin Astarte zu.

„Astarte“ ist wohl die erste aufgeführte Oper und überhaupt das erste Theaterstück, worin die lesbische Liebe zur Darstellung gelangt. Man kann jedoch an und für sich dem Librettisten ebenso wenig einen Vorwurf aus der Benützung dieses Themas machen, als heute Jemand daran

denkt, die musikalisch-dramatische Behandlung des Incestes in Wagner's „Walküre", wo der liebetrunkene Bruder die bräutliche Schwester freit, zu beanstanden. Auch in „Astarte" bewirkt die Wahl eines in grauer, sagenhafter Zeit sich abspielenden Vorgangs und die notwendige Idealisierung durch Gesang und Orchester, überhaupt durch die Musik, dass das Ganze in weite Fernen gerückt wird und unmittelbare Beziehungen zur Wirklichkeit nur schwer aufkommen. — Allerdings wird von dem Musikkritiker des „Temps", Pierre Lalo, das Bedenken erhoben, dass der Verfasser der „Astarte" allzu ausschliesslich die Wollust, die normale und anormale, besungen habe, namentlich sollen die Tänze im 2. und 3 Akt sowie das letzte Bild etwas allzu deutlich die lesbische Liebe versinnbildlichen. Diesen Charakter der Sinnlichkeit soll auch die mehr an der Oberfläche haftende als tiefe, mehr glanz- und prunkvolle als innerliche Musik tragen und in packender, überwältigender Weise die Wollust der Dichtung wiederspiegeln. „Aber mag man auch finden dass der Ausdruck dieser Wollust oft etwas übertrieben," sagt Lalo, „so muss man doch anerkennen, dass man kaum eine plastischere Wiedergabe, die vollständiger und vorzüglicher wäre, wünschen kann. Insbesondere ist der dritte Akt in dieser Beziehung charakteristisch. Wenn nach Schluss der Orgie die müden Priesterinnen der Astarte einschlummern, empfängt man von der ungeheuren Szene, wo die Körper lagern und über ihnen ein dunkler Dunst schwebt, einen Eindruck von Sinnlichkeit, welcher der Grösse nicht entbehrt."

5) **Hagenauer**, Arnold*): „Muspilli" (Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt). Roman. 1900. Psychologische Autobiographie eines Lustmörders und Pyromanen.

Der Roman schildert das Entstehen und Zerfallen einer innigen, jedoch nicht direkt homosexuellen Freund-

*) Mitgeteilt von Herrn Peter Hamecher.

schaft. Zwischen den Zeilen lässt Verfasser indess genug Momente gleichgeschlechtlicher Liebe durchblicken. S. 36 findet sich eine Bemerkung über die sexuelle Neigung Fontana's, einer Nebenperson. Es heisst dort: „Franz war während seiner Gymnasialzeit einer gewissen gymnasialen Jugendkrankheit bis zu einem gewissen Grade ergeben gewesen, die nur mehr pathologisch bestimmt werden kann. Als er in vernünftige Bahnen einlenken wollte, war er zu depraviert, um an dem gewöhnlichen Geschlechtsgenuss die Befriedigung zu finden, welche eine leidenschaftliche Jugend verlangt. Seine Nerven kannten das Weib nicht mehr."

6) **Herdy**, D' Luis: „La Destinée". Roman. (Paris, Vanier 1900).

Der Roman hat nicht wie die beiden früheren, im vorjährigen Jahrbuch besprochenen desselben Verfassers ein homosexuelles Problem zum Gegenstand. Er behandelt vielmehr die Schicksale und Nöten eines heterosexuellen Schriftstellers, des jungen Maurice Fauvel. Dieser hat zum Helden seines Erstlingswerkes Elagabal gewählt, und dies giebt D'Herdy Gelegenheit, in Kapitel VIII die Geschichte dieses römischen Kaisers, seinen Charakter, seine Ausschweifungen und Excentricitäten zu schildern. Dabei werden Elagabals gleichgeschlechtlicher Verkehr und seine homosexuellen Leidenschaften berührt. So wird erzählt, wie der Kaiser als Venus verkleidet öffentlich auftritt und über die Natur seiner Leidenschaft keinen Zweifel übrig lässt, wie er in Weiberkleidern die Passanten anlockt und sich ihnen prostituiert. Sein Verhältnis zu seinem Hauptgeliebten Hierocles und seine Neigung zu Zoticus werden erwähnt. — In einem andern Kapitel (XI S. 245) kommt dann eine homosexuelle Episode aus der Jetztzeit vor. Eines Abends begegnet Fauvel auf der Strasse einer Person in Frauenkleidern, die er auch für eine Frau hält. Sie bietet sich ihm an;

Fauvel will sie mitnehmen, worauf sie gesteht, dass er in ihr einen Mann zu erwarten habe. Voll Entrüstung und Ekel entfernt sich der Schriftsteller.

Das Kapitel über Elagabal bietet, weder was psychologische Tiefe noch künstlerische Darstellung anbelangt, ein besonderes Interesse; es scheint mehr auf den Effekt, als Würze des Romans, berechnet zu sein, obgleich die eingehende Schilderung Elagabals eine gewisse Berechtigung insofern hat, als die Bewunderung des Helden für den römischen Cäsar zur Charakteristik Fauvels dient und das Verbrechen, das er am Schluss des Romans begeht, mit erklärt. — Wie ich aus einer Besprechung des Romans im „Mercure de France" vom Monat Dezember 1900 ersehe, soll das Kapitel über Elagabal fast wörtlich aus Aelius Lampridius entnommen sein.

7) **Ives**, George: „Eros' Throne." London 1900.

In sehr zarten Farben, deutlich nur für den Eingeweihten, bringt dieser Gedichtband das Entzücken an jugendlich männlicher Anmut und das homosexuelle Empfinden zum Ausdruck. Den Titel führt das Buch nach einem Cyclus philosophischer Poesien, die in einer mystischen Schönheitsfeier gipfeln. Erkennbar zwischen den Zeilen ist des Verfassers Zorn über die Fesseln unter denen die gleichgeschlechtliche Liebe schmachtet.

8) **Kupffer**, Elisar von: „Irrlichter." Drama in 3 Teilen. (Berlin, Verlag von E. Ebering 1900.)

Homosexuelle Beziehungen sind nur im 3. Teile geschildert, der aber gedanklich ein Bruchstück des Ganzen bildet. — 1. Teil: Andrei. Der kranke, lebensmüde Andrei wird durch seine Liebe zu Tamara, dem Mädchen aus dem Volke, von neuem Lebensmut und frischer Freudigkeit beseelt. Doch ihm fehlt die Kraft zu wahrer Lebens- und Liebesfreude. Zuerst die Furcht, seine Freiheit zu verlieren, dann unbegründete Eifersucht und Mangel an Vertrauen zur Geliebten zerstören sein Liebesglück.

In thörichtem Wahn weist er die Geliebte zurück, die sich aus Verzweiflung vergiftet. Zu spät erkennt er seine Verblendung. — 2. Teil: Erich. Der brustleidende totkranke Erich wird, als ihm sein Freund Otto seine Verlobung ankündigt, von einer grenzenlosen Begierde nach Lebens- und Liebesglück ergriffen. Er will sich ausleben, die Lebenslust geniessen, und in krankhafter Erregung glaubt er, sein Wille zum Leben müsse Krankheit und Tod überwinden. In fieberhaftem Sinnestaumel stürzt er Becher auf Becher hinunter und achtet nicht auf die verhängnisvolle Abendkühle. Vergeblich wollen ihn die Verlobten und der Arzt beruhigen und zurückhalten. Mit dem Ausruf: „Keine Welt hemmt meine Kräfte — keine Welt! O ich bin der König des Lebens!“ bricht er tot zusammen, ein erlöschendes Irrlicht. — 3. Teil: Narkissos. Kleomenes, der Künstler, hat lange in den Banden der koketten und schönen Normia gelegen. Er will ihr aber nicht weiter Freiheit und Manneswürde opfern Der junge Narkissos fesselt den Künstler durch seine Schönheit und Anmut, durch seine Frische des Körpers und der Seele. Narkissos, von unnennbarem Sehnen, von unbestimmtem Trieb zum Ausleben, zu Liebe und Ergänzung erfüllt, nimmt freudig Kleomenes' Liebe und Freundschaft an. Normia sieht in Narkissos einen neuen Anbeter, und bei dem Gastmahl hofft sie auch ihn sich zu unterwerfen und gleichzeitig Kleomenes wieder unter ihr Joch zurückzubringen. Die Gäste, der Schlemmer Boetikos, der Philosoph des Genusses, Lucian, und der biedere Ethikos werden von den Reizen des jungen Narkissos bestrickt, aber mit jugendlicher Schalkheit weiss Narkissos den Liebkosungen des lüsternen Boetikos und des sinnlichen Lucian zu entgehen. Normia erscheint im Prachtgewand, strahlend von Schönheit. Auch Narkissos wird geblendet; alle huldigen ihr, nur Kleomenes nicht, der zum Zeichen, dass er nie mehr ihrer

Macht sich fügen werde, den Becher in die Flut schleudert. Normia fordert Narkissos zur Rache auf, aber er zögert. Zornerfüllt zieht sich Normia zurück. Doch bald kehrt sie wieder, um abermals ihre Macht an dem schönen Narkissos zu erproben. Liebeglühend fällt er ihr diesmal zu Füssen, als er aber Erfüllung seiner Wünsche verlangt, stösst sie ihn lachend von sich. Sie hat gesiegt, aber nur scheinbar; denn als sie nun selbst von Liebe zu Narkissos ergriffen, herablassend ihm ihre volle Gunst gewähren will, weist er sie zurück. Er hat das gleissnerische, verlogene, eigensüchtige Weib erkannt, jede Liebe zu ihr ist in ihm erstorben. Vergeblich fleht nun Normia um Liebe. Narkissos entfernt sich mit Kleomenes, beide befreit von dem herrschsüchtigen Weib. „Herrscht nach Gewohnheit über Sklavenseelen,“ ruft Kleomenes der in Wut ausbrechenden Normia nach.

Ueber die tiefere Bedeutung des Dramas sagt Kupffer selbst in seinem Vorwort: „Die drei Stücke sind innerlich ein Ganzes und schildert das letzte Stück „Narkissos“ das Durchbrechen der jugendlichen Kraft, nachdem sie sich aus den Banden der irrlichterirenden Dekadenz und des verflachenden, lähmenden Herkommens befreit hat.“ Damit ist der Ideengehalt nicht erschöpft. Im ersten Teile tritt uns die Unfähigkeit, zu lieben, die das eigene Lebensglück zerstörende krankhafte Schwäche und Grübelsucht entgegen. — Im „Erich“ ist die Lebenslust und der Liebesdrang vorhanden, aber sie vermögen sich nicht durchzusetzen; der Held, siech an Körper und Geist, ist dem Untergang geweiht, sein Liebesziel und seine unbegrenzte Sehnsucht bilden nur das letzte, krankhafte Aufflackern seiner gebrochenen Kräfte. Erst das letzte Stück zeigt den Sieg dieser Lebenslust und Lebensfreude, aber auch hier haben sie noch Kämpfe zu bestehen. Aus den Fesseln erniedrigender Liebe haben sich Kleomenes und Narkissos zu der schönen Freiheit harmonischer Seelen

durchgerungen. Zugleich verkörpert der Jüngling Narkissos die Lebensfreude und Liebeslust in ihrer Naivetät und Naturfrische. Das dritte, von griechischem Geiste durchwehte Stück bildet ein abgerundetes Ganze für sich und scheint mir das beste. — Der Konflikt zwischen Weibertücke und Frauenherrschsucht einerseits und zwischen Männerstolz und Männerwürde andererseits sowie das Aufkeimen der ersten Liebesgefühle und die naive, nach gefährlichem Schwanken in den Hafen edler Neigung mündende Empfindung sind zu dramatischer Gestaltung verwoben. — Das Homosexuelle in „Narkissos“ ist hauptsächlich mehr symbolistisch aufzufassen. Die Liebe Kleomenes' zu einem Jüngling soll den Gegensatz zu der entwürdigenden Leidenschaft zum sinnlichen, verdorbenen Weib darstellen; in dem unverdorbenen, naiven, im Frühling des Lebens stehenden Narkissos wollte Kupffer das Ideal unschuldvoller Jugendlichkeit und Anmut, das Ideal der zu Leben und Liebe erwachenden Menschenseele versinnbildlichen. Homosexuelles in psychiatrischer Beziehung ist wenig in „Narkissos“ zu finden. Die grobe Deutung, dass Kleomenes, nachdem er Weiberliebe zum Ueberdruss gekostet, zum Jüngling sich wendet und somit eigentlich nicht aus Homosexualität, sondern aus anderen Motiven handelt, wird wohl der geistige Gehalt und die ästhetische Ueberlegenheit der 3 Stücke verhindern, die in erster Linie trotz ihrer sicherlich auch bühnenwirksamen dramatischen Lebendigkeit als Ideologien zu bezeichnen sind. Allerdings vor böotischen Lesern und Kritikern sind auch die „Irrlichter“ nicht sicher, obgleich sie abseits vom Alltagsmarkt liegen.

9) **Louys**, Pierre: „Les aventures du roi Pausol“ (in das Deutsche übersetzt, Budapest 1900).

Die Prinzessin Alice, als sie zum ersten Male einer Balletvorstellung beiwohnt, fasst eine lebhafte Zuneigung zu der als Prinz verkleideten Ballettänzerin Mirabelle.

Sie bestellt sie Nachts in den Park Dort geloben sich beide unter Küssen Freundschaft und lustwandeln in zärtlichem Gespräch. Mirabelle empfindet Liebesleidenschaft nur für Frauen, während sie des Geldes wegen den Männern sich hingiebt. Sie ist entzückt von der Prinzessin; sie beschliesst, ihre Truppe zu verlassen und bestimmt Alice, mit ihr zu entfliehen. Beide machen sich noch in derselben Nacht auf den Weg.

In der Bannmeile des Palastes kehren sie in einer Herberge ein. Folgt nun die Schilderung einer Scene, wo beide sich entkleiden: Mirabelle's männliche Gestalt, die Zwiefältigkeit ihrer Haltung, die flache Brust ohne Brüste, ihre an den Mann erinnernden Formen, welche die naive, von den eigentlichen Gefühlen ihrer Freundin nichts ahnende Alice zu dem Ruf verleiten: „Ist es auch wahr, du bist kein Mann?!“ werden beschrieben.

Unterdessen hat sich König Pausol mit seinem Grosseunuchen Nixis, seinem Pagen Giglio und einer Leibwache zur Verfolgung seiner entschwundenen Tochter aufgemacht. Giglio ermittelt den Aufenthalt der beiden Frauen, verschweigt ihn aber dem König und weiss sich selbst, dank einer Verkleidung, Zutritt in das Zimmer der Flüchtigen zu verschaffen. Er warnt sie und bringt sie dazu, in die Hauptstadt zurückzukehren, wo sie in einem Asyl für die verwahrloste Jugend Unterkunft suchen sollen. Die beiden Frauen steigen aber zunächst in einem Gasthofe ab. Erneute Schilderung einer intimen Scene zwischen beiden, diesmal mit direkten Andeutungen, dass Mirabelle das Ziel ihrer Wünsche erreicht.

Die Polizei hat bald die Flüchtigen entdeckt; sie benachrichtigt den König, dass sie die Prinzessin und die andere Person belauscht und gar seltsame Dinge hinter den Thüren vernommen habe. Giglio eilt wieder zu den beiden; er findet Alice allein. Er macht ihr eine Liebeserklärung und es gelingt ihm auch, sofort sich Ge-

hör zu verschaffen, in einer Weise, dass Alice, nunmehr Mirabelle vergessend, nur zu Giglio Liebesgefühle empfindet.

Sie fürchtet, am andern Tag in den Palast zurückkehren zu müssen und dann, streng überwacht, den neu gewonnenen Liebhaber, der sie bisher unbekannte Freuden lehrte, zu verlieren. Giglio veranlasst sie, sich vorläufig in das Asyl für verwahrloste Jugend zu begeben, bis er alles zum Besten gewendet. Er bringt es fertig, dass am andern Tag der König das Asyl besucht. Dieser stimmt den Ausführungen des Vorstehers über die Erziehungsmethode des Hauses bei, wonach die Jugend frei ihren Instinkten leben soll und ungehemmt ihren sinnlichen Freuden. Plötzlich erscheint Alice und bittet den erstaunten Vater, auch ihr die eben gerühmten, von ihm gebilligten Freiheiten zu gewähren. Nach einigem Widerstreben willigt Pausol ein. Alice wird fortan mit Giglio vergnügte Stunden verleben, während Mirabelle mit einer neuen Eroberung, einem Mädchen, das durch das Fernrohr die intimen Szenen im Gasthof zwischen Alice und Mirabelle beobachtete und zu ungeahnten Liebesempfindungen aufgeweckt wurde, sich tröstet.

Das Abenteuer der Prinzessin Alice nimmt nur den kleinsten Teil des Buches ein; die Reise des Königs zur Entdeckung seiner Tochter, sein Verhältnis zu Frauen seines Harems, seine Gespräche mit Nixis und Giglio, des letzteren verschiedene Liebschaften ziehen die Hauptaufmerksamkeit auf sich. Die geschilderten homosexuellen Beziehungen erheben nicht den Anspruch auf poetische Gestaltung oder psychologische Tiefe oder charakteristische Realistik; sie sind ebensowenig ernst aufgefasst und aufzufassen wie das ganze Buch; das Ganze ist nur gleichsam das Szenarium, um dem Dichter Gelegenheit zu geben, seinen Witz, seinen Humor, seine satyrische Ader, seine Paradoxien, namentlich über geschlechtliche Ungebundenheit, glänzen zu lassen. Louys will griechische

Naivetät mit gallischem Geist vermengen. Der Esprit fehlt nicht; aber die absichtlich gesuchte Naivetät lässt von gesunder Natürlichkeit wenig übrig und grenzt oft fast an Schlüpfrigkeit. Die Erzählung erinnert an Voltaire's „Contes," aber mit mehr operettenhaften Zügen und Personen. Von dem griechischen Klassizismus der „Chansons de Bilitis" und der vollendeten, poesievollen Schönheit der „Aphrodite" ist in dem Roman wenig, sehr wenig, übrig geblieben.

10) **Meebold**, Alfred: „Dr. Erna Redens' Thorheit und Erkenntnis." Novelle aus dem Novellenband: „Allerhand Volk". (Verlag Vita, Berlin 1900.)

Die Aerztin Dr. Erna Redens hat sich in einen männlichen Kollegen verliebt. Der Malerin Lucie Brenner, welche sich mit besonderer Zuvorkommenheit und teilnahmsvoller Freundschaft ihr genähert, gesteht sie ihre unglückliche Leidenschaft. Beide Frauen reisen nach Italien, Dr. Redens in der Hoffnung, allmälig Linderung ihrer Seelenqualen zu finden. Lucie Brenner ist homosexuell und liebt ihrerseits leidenschaftlich Dr. Redens, verbirgt jedoch ihr Gefühl der anders gearteten Freundin. Aus Anlass eines Streites der Brenner mit einer Bekannten, einer excentrischen Malerin, errät Dr. Redens ihre wahre Empfindung. Bald darauf tötet sich Lucie, nachdem sie weiss, dass sie der Freundin nicht mehr unentbehrlich ist, deren Leidenschaft zu dem Arzt die frühere Heftigkeit verloren hat.

Von den 85 Seiten der in Tagebuch-Form geschriebenen Novelle sind ungefähr 70 mit der Beschreibung der unglücklichen Liebe der Redens' und ihrer bis zu Selbstmordgedanken gesteigerten seelischen Qualen und Leiden angefüllt, wobei zahlreiche psychologische, ästhetische und philosophierende Betrachtungen eingestreut sind. Die Novelle erweckt trotz ihrer geistreichen Einzelheiten den Eindruck des nicht völlig Ab-

gerundeten, Bruchstückartigen. Zwei Stellen, welche von einem feinen Verständnis und einer treffenden Beurteilung der Homosexualität zeugen, verdienen ganz wiedergegeben zu werden. — S. 42: „Ein seltsames Rätsel der Natur, eine der Fragen, über die ich nicht in's Klare kommen kann. Sie scheint das logische Gebäude der Entwickelungsgeschichte über den Haufen zu werfen. Jedenfalls bildet diese Erscheinung vorläufig eine krasse Inkonsequenz gegenüber der sonstigen Zweckmässigkeit der Schöpfung und kann, so lange nicht ihre mögliche lokale Ursache nachgewiesen ist, als Gegenbeweis der Darwin'schen Zuchtwahl ausgenützt werden, da gerade unter den geistig hochstehenden Menschen ein grosser Prozentsatz so veranlagt scheint oder wenigstens die Veranlagung streift. Man müsste höchstens die Zuchtwahl als bloss auf die körperliche Entwickelung gerichtet annehmen, was jedoch, beim Menschen wenigstens, offenbar nicht der Fall ist. Die Verschiedenheit in der Auslegung dieses Punktes mag wohl das Geschrei über Degeneration und Decadententum veranlasst haben. Mir scheint, dies sei bloss eine Begriffsfrage, d. h. wir werden eben mit der Zeit fortschreiten und unseren Begriff vom sogenannten normalen Menschen ändern müssen. Wie wenig das alles festliegt, weiss man erst, wenn man Pathologie studiert und gesehen hat, dass es oft eine quälende Gewissensfrage werden kann, ob man einen Menschen für pathologisch erklären soll oder nicht. Schliesslich entscheidet auch hier die Majorität — und die irrt häufig, auch wenn sie sich aus gebildeten Leuten zusammensetzt. Die bona fides kann darum doch bestehen; unser Wissen ist noch lückenhaft, wir urteilen meist nach der Theorie. Wie viele Theorien sind durch eine neue Entdeckung umgestossen, wie viele dadurch bestätigt worden? Das wird sich ziemlich die Wage halten." — S. 78—80: „Der Hungernde, der Frierende, der Kranke,

der unglücklich Liebende wird verstanden und darum sucht man seinem Elend abzuhelfen. Aber das! Es ist nicht anerkanntes Elend. Die grosse Mehrzahl kennt und versteht es nicht, und deshalb macht sie einen grossen Strich darunter und erklärt es für nicht bestehend. Diese Frage existiert nicht. Man rechnet nicht damit als mit einer Erscheinung der Natur, man betrachtet es, wo man auf seine Spuren stösst, als Ausfluss der Verderbtheit und überweist es dem Strafrichter, oder als noch Schlimmeres und schiebt es dann dem Irrenarzt zu. Ich sehe auch nicht, wie da abzuhelfen ist, solange sich unsere ganzen sozialen Verhältnisse auf dem sexuellen Unterschied von Mann und Frau aufbauen. Es scheint mir, dass nur auf eines hingearbeitet werden kann: die Verachtung aus der Welt zu schaffen, die solchen Naturen anhängt. Wir Normale können das nie verstehen, da wir uns nicht hineindenken können, aber das ist kein Grund, es zu verachten. Wenn wir Spargel nicht lieben, können wir auch nicht verstehen, warum ein anderer ihn gern isst — wir verachten ihn deshalb doch nicht. Ein Wagnerianer sieht geringschätzig auf einen Donizetti-Verehrer herab: er versteht das nicht, aber er verachtet darum nicht den ganzen Menschen. Dasselbe könnte nach und nach in dieser Frage erreicht werden, denn dass die vox populi keine vox Dei ist, sondern oft irrt und, wo sie irrt, geändert werden muss, darüber sind sich längst alle Verständigen einig. Die Erreichung dieses Zieles steht freilich noch in weiter Ferne, denn solange das Strafgesetzbuch nicht seinen Standpunkt ändert, ist überhaupt nichts zu machen. Und selbst dann mag es noch Jahrhunderte dauern, ehe die wissenschaftliche und die Herzensbildung soweit in die grosse Masse eingedrungen sind, um sie mit diesem Vorurteil brechen zu lassen. Hindernd steht dem auch entgegen, dass gewiss viele der so Veranlagten, da sie sich vereinsamt fühlen, zu Sonderlingen werden;

kleine Anomalien, wie sie fast jeder Mensch heute besitzt, können sich dann in recht störender Weise entwickeln. Hindernd wirkt ferner, dass viele im Groll gegen die Natur und die Ungerechtigkeit der Menschen das Mass verlieren und sich jeder moralischen Verpflichtung für enthoben erachten. Das alles erklärt sich sehr natürlich, denn jede Pflanze verkümmert und verwächst, wenn sie sich nicht nach ihrer Eigenart entwickeln kann, und das alles wäre zu bessern. Man darf nur nicht immer wieder den fatalen Trugschluss machen: diese Sache ruft solche schädlichen Konsequenzen hervor, folglich ist sie schlecht und muss ausgerottet werden. Der Antisemit urteilt nicht anders; die Inquisition, die Christenverfolgungen entsprangen demselben Grundsatz. Und überall stecken die Utilitätsgründe dahinter, deren falsche Moral in die Augen springt. . ."

11) **Mirbeau**: „Octave". Le Journal d' une femme de chambre. (Paris, Charpentier 1900.)

In diesem Tagebuch des Kammermädchens Celestine kommen verschiedene Stellen über gleichgeschlechtlichen Verkehr vor.

1) In einer Familie zeigt die englische Gouvernante, namentlich, wenn sie betrunken ist, homosexuelle Neigungen zu Frauen.

Eine Scene wird mit brutaler, fast widerlicher Realität geschildert, wo die trunkene Gouvernante, Liebesworte stammelnd, die spät nachts heimkehrende Herrin mit aufdringlicher Zärtlichkeit, unzüchtigen Betastungen und Umarmungen belästigt, um dann, von ihrer Herrin zurückgestossen, ähnliche Versuche gegenüber dem sie wegführenden Kammermädchen zu wagen (S. 150—152).

2) Unter den Gästen, welche der Romanschriftsteller Charrigaud zu seinem Festessen einlädt, befinden sich auch „Henry Kimberley, symbolistischer Musiker, glühender Päderast, und sein junger Freund Lucien Sartory, schön

wie eine Frau, geschmeidig wie ein Handschuh aus schwedischem Leder, schmal und blond wie eine Zigarre" (S. 256). Sartory lässt bei Tisch in cynischer Form eine Bemerkung fallen über sein widernatürliches Verhältnis zu Frauen; worauf ein anderer Gast, den beabsichtigten Sinn dieser Worte erratend, erwidert, es komme darauf an, wo man die natürlichen Gefühle suche, während die Gastgeberin dann taktlos in den Ruf ausbricht: „Sartory, es ist also wahr? Auch sie sind so!" (S. 266—267.)

3) Celestine, eine Zeit lang stellenlos, hält sich einige Wochen in einer von Schwestern geleiteten Anstalt auf, wo allabendlich unter stillschweigender Duldung der Schwestern die Mädchen im grossen Schlafsaal homosexuellen Vergnügungen sich hingeben. Celestine wird durch ihre Freundin Cliché zu gleichgeschlechtlichen Praktiken verleitet, welche sie schon längst aus Neugierde gern kennen lernen wollte. Während Cliché dauernd homosexuell ist (vor Jahren durch eine ihrer Herrinnen verführt), bildet der gleichgeschlechtliche Verkehr für die mannstolle Celestine nur eine vorübergehende, bedeutungslose, in Ermangelung des Mannes erwünschte angenehme Episode. (S. 344—346.)

4) Der achtzehnjährige bildhübsche Liebhaber der älteren Köchin Eugenie wird vom Kutscher als Buhlknabe bezeichnet, über den der in der Nachbarschaft wohnende Baron nähere Auskunft geben könne. (S. 453.)

Die Scenen sind in dem Geist des zwar amüsant, aber sehr frei, raffiniert-brutal, absichtlich in der Denkungsart einer verdorbenen Pariser Kammerzofe geschriebenen Romans gehalten, und die Homosexualität wird von dem Standpunkt einer solchen Zofe als Ausfluss eines wenn auch nicht schlimmen, so doch anderen geschlechtlichen Ausschweifungen gleichzustellenden Lasters ironisiert.

12) **Niemann**, August: „Zwei Frauen". Roman.*) E. Pierson's Verlag. Dresden und Leipzig 1901.

Die Frau eines Konservatorium-Direktors knüpft mit einer unverheirateten Klavierlehrerin, die der Mann zuerst gegen den Willen seiner Frau für seine Unterrichtsanstalt annimmt, später ein lesbisches Verhältnis an. Der Direktor wird argwöhnisch; es erfolgen einige Auftritte, die stark an Belot's: „Mademoiselle Giraud ma femme" erinnern. Die Direktorin geht mit ihrer Geliebten durch, wird von ihrem Gatten zurückgeholt, verlässt ihn aber nochmals. Es kommt zur Scheidungsklage. Ehe diese beendet wird, stirbt die Frau, nachdem sie sich mit ihrem Gatten versöhnt, an einer nicht näher bezeichneten Krankheit, und der Roman ist damit zu Ende.

Etwas Weiteres als hergebrachtes Lesefutter für Leihbibliotheken ist in dem Erzeugnis von Niemann nicht zu suchen. Gegen Belot's angeführtes Urbild, das jedoch selbst weit vom Kunstwerk entfernt ist, sticht das Machwerk in einer für das deutsche Schrifttum wenig schmeichelhaften Weise ab.

13) **Péladan** (Le Sar): „La vertu suprême". (Flammarion éd. Paris 1900.)

In Kapitel 25 „Amitié héroique" wird die innige Freundschaft dreier junger Leute geschildert, welche eine gemeinsame Liebe zur Kunst und gleichartiges geistiges Interesse zu festem Bund vereinigt. Hieran knüpft Verfasser einige allgemeine Bemerkungen: Die intellektuelle Freundschaft, die leidenschaftliche Gemeinschaft der Geister sei der Frau unbekannt, die nur Wollust oder Sentimentalität zu entwickeln vermöge.

Der hehren Freundschaft stellt Péladan die starken, aber in Laster ausartenden Verhältnisse der Sträflinge und Matrosen entgegen. Die edle, geistige Freundschaft

*) Mitgeteilt von Herrn Dr. Hb.

fände sich namentlich bei jugendlichen Geistern zur Pubertätszeit; das Streben nach einem gemeinsamen Ideal verleihe ihr oft einen Charakter seltener Grösse.

Es sei nicht zu leugnen, dass im Altertum, z. B. bei dem Verhältnis zwischen Sokrates und Alkibiades, sich ein sinnliches Element in die geistige Freundschaft gemischt: Die griechische Päderastie habe Geist und Wollust vereinigen wollen — eine zu missbilligende Verirrung, die bei Manchen wohl ernst gemeint gewesen sei.

Drei Kapitel (27, 29, 31), „Les Gynandres" überschrieben, beschäftigen sich mit der lesbischen Liebe. Die Marquise von Faventine hat die gleichgeschlechtliche Liebe gekostet und die lesbische Welt kennen gelernt. Eine Zeit lang von Paris entfernt und dem Treiben der Gynander entfremdet, kehrt sie zu ihren alten Bekannten zurück. Sie findet den lesbischen Kreis aufgelöst und in Verfall. Die einen haben sich verheiratet, die anderen zurückgezogen etc. Der Lesbismus ist ausser Mode geraten. Die Marquise giebt ein grosses Fest, zu welchem auch zahlreiche Lesbierinnen erscheinen; sie will ein junges, unverdorbenes Mädchen aus der Provinz, das sie sich ausgewählt, verführen und der Gesellschaft offen als ihre Geliebte vorstellen, aber einige Herren, Landsleute des Mädchens, durchschauen ihre Pläne und bringen das unerfahrene Kind fort. Faventine wird durch den Aesthetiker Baucens wieder zur normalen Liebe bekehrt.

Die trockene Inhaltsangabe kann keinen Begriff des Charakters dieser 3 Kapitel geben, die hauptsächlich in geistreichelnden Gesprächen zwischen der Marquise und ihren Freundinnen sowie eigenen philosophierenden Betrachtungen des Verfassers bestehen. Péladan beabsichtigt kaum eine realistische Darstellung der Gynander und nur zum kleinsten Teil eine Sittenschilderung, er will vielmehr den Lesbismus als Ausdruck gewisser Gedanken in symbolistischer, halb ernster, halb satyrischer Form dem Roman

einfügen; dabei bieten diese Kapitel die gleiche Unklarheit, Verschwommenheit und teilweise Lächerlichkeit, wie ein grosser Teil des Buches überhaupt. Der Roman an sich bildet das übliche Gemengsel der heterogensten Auslassungen, dem man auch in den früheren Werken von Péladan, dieses in litterarischen Kreisen nicht ernst genommenen Poseurs und teilweise possenhaften Komödianten begegnet. Einige feine und treffende Aperçus interessieren, verschwinden aber in dem ungeordneten Conglomerat seltsamer Philosophisterei. Auch in diesem Roman spielt eine Hauptrolle der Bund der Rosenkreuz-Ritter, ein mystisch-religiöser, philosophischer Verein mit Anklängen an die Parsivallegende und Erinnerungen an mönchisches Leben.

Der Hauptgedanke des Buches lässt sich vielleicht erblicken in der Verherrlichung der wahren, edlen Liebe, welche auch der Sinnlichkeit und der dauernden, Körper und Geist umfassenden Leidenschaft, die den Menschen emporhebt und adelt, volle Berechtigung gewährt. Im Gegensatz zu diesem echten Gefühl steht die Ausartung der Liebe und als schlimmste Form der Lesbismus einerseits und andrerseits die von dem Meister der Rosenkreuz-Ritter gepredigte völlige Ueberwindung des Fleisches und höchste Geistigkeit. Die Ritter dieses Ordens selber haben aber die Macht der wahren Liebe entweder empfunden oder sehnen sich nach einem solchen ihr ganzes Leben erfüllenden Gefühle, das sie als das Ideal der höchsten Tugend erkannt haben.

14) **Pernauhm,** Fritz, Geron: „Ercole Tomei". Roman. (Verlag von Max Spohr, Leipzig 1900.)

Ercole Tomei, der uneheliche Sohn einer italienischen Mutter, und Büchner, der Spross einer norddeutschen Bürgerfamilie, haben sich auf dem Gymnasium eng aneinander angeschlossen. Zwischen dem Primaner Büchner und dem einige Jahre jüngeren Obertertianer Tomei kommt es bald zu innigem Freundschafts- und Liebes-

bündnis. In Büchner's Zimmer, durch dessen Fenster Tomei nachts an einem herabgeworfenen Seile heraufkletternd einstieg, haben sie traute Stunden verbracht und sich in leidenschaftlicher Jugendliebe gefunden. Ihr Liebesbund dauert auf der Universität fort, kaum zeitweise durch kleine Liebeleien Tomei's mit Weibern unterbrochen, bis Tomei ein Mädchen aus anständiger Familie, in das er sich verliebt, heiratet. Das junge Ehepaar und auch der alleinstehende reiche Büchner siedeln nach Berlin über. Tomei hat sich inzwischen zum Künstler (Musiker) ausgebildet. Büchner bleibt Hausfreund, aber die bisherigen Beziehungen hören auf; er will nicht zu einer entwürdigenden Teilung sich bequemen oder den Freund zum Bruch der beschworenen ehelichen Treue verleiten. — Zwei Jahre lang verkehrt Büchner fast täglich bei den jungen Eheleuten, kühle Freundschaft erheuchelnd und seine immer noch glühende Leidenschaft hinter gleichgültiger Maske verbergend. — Eines Tages macht Tomei die Bekanntschaft des berühmten Sängers Bullmann. Dieser veranlasst Tomei, mit ihm nach Genf zu reisen, um dort in einem gemeinsamen Konzert aufzutreten. — Tomei hat an Blick und Benehmen des Sängers den Homosexuellen erkannt und seine Absichten erraten. Trotzdem begleitet er ihn nach der Schweiz, halb aus Neigung, halb aus Schwäche und Eitelkeit. — Büchner, der die Wahrheit vermutet, reist ihm nach. Er will wohl entsagen, aber nur, wenn kein Anderer die Gunst des Geliebten erwirbt. Tomei, der die Kälte Büchner's als das Erlöschen seiner Liebe gedeutet hatte, fällt ihm in die Arme. Bullmann reist ab. Die Liebe der alten Freunde lodert neu auf, völlig versöhnt kehren sie nach Berlin zurück und nehmen das frühere Liebesverhältnis wieder auf. Einige Wochen vergehen. Die Liebe Büchner's wird immer gebieterischer, eifersüchtiger, ausschliesslicher. — Er weiss Frau Tomei zu überreden,

einige Zeit zum Besuche ihrer Eltern Berlin zu verlassen, angeblich, damit die Liebe ihres Mannes, dessen manchmal eigentümliches Benehmen den Argwohn der jungen Frau erweckt hatte, aus der zeitweisen Trennung neu gekräftigt hervorgehe. Die Freunde verbringen einige ungetrübte Tage des Zusammenseins. — Eines Abends lässt sich jedoch Tomei zu einem vorübergehenden Abenteuer mit einem jungen Arbeiter hinreissen. Büchner ist ihm gefolgt und entdeckt seine Untreue. Es kommt zu lebhafter Auseinandersetzung; als Büchner sogar thätlich wird, zieht der heissblütige Tomei einen Revolver. Büchner entwindet ihm die Waffe und schiesst auf den Freund, der getroffen niedersinkt. Tomei weiss durch die erfundene Erzählung eines Raubanfalls jeglichen Verdacht von dem Freunde abzulenken und verzeiht ihm. — Unter der Pflege des Geliebten und der zurückgekehrten Frau heilt die Wunde schnell; die Kugel ist aber nicht zu entfernen. — Im Charakter Tomei's hat das Ereignis eine Wendung hervorgebracht; jetzt, wo er empfunden, bis zu welchem Grade Büchner ihn geliebt, gehört er ihm und nur ihm voll und ganz an. Seiner Frau entgeht die Umwandlung in seinem Wesen nicht, sie fühlt, dass sie ihm gleichgültig geworden, und entschliesst sich, ihren Mann zu verlassen. Vergeblich will sie zuvor von Büchner die wahre Ursache der Aenderung erfahren und nach der Frau, die ihr, wie sie glaubt, die Liebe ihres Mannes gestohlen, forschen. Büchner weiss jetzt, dass er den Freund für immer gewonnen. Die Abreise der Frau, der Revolverschuss, die innige Freundschaft beider Männer erregen in der Gesellschaft Verdacht, die wahre Natur des Verhältnisses beider Freunde „sickert durch". Beide verlassen Berlin und reisen nach Italien, aber in Rom befällt Tomei eine beängstigende Schwäche: die nicht entfernte Kugel ist dem Herzen gefährlich geworden. Tomei stirbt in den Armen des Geliebten.

Der Roman ist eine wohlgelungene homosexuelle Studie. — Styl und Sprache hätte ich abgerundeter gewünscht; die Katastrophe wäre wohl auch besser auf andere Weise herbeigeführt worden, als durch den etwas groben Effekt des Revolverschusses; der Entschluss der Frau Tomei, ihren Mann zu verlassen, und seine sofortige Ausführung scheint mir nicht genügend motiviert; aber andererseits dienen diese Mittel nur dazu, die Wandelung in der Seele Tomei's zu erklären, und diese Aenderung ist mit Verständnis und Geschick entwickelt. Die Mängel des Buches werden durch seine Vorzüge weit überwogen. Auf den ersten Blick wird man vielleicht geneigt sein gewisse Widersprüche und manches Unwahrscheinliche in den Gefühlen und Handlungen Tomei's zu finden, aber das Gemisch von Schwäche, Eitelkeit und Güte, aus dem sich sein Charakter zusammensetzt, sein heissblütiges italienisches Temperament und die psychische Hermaphrodisie, die den Urgrund seines Wesens bildet, machen ihn vollauf begreiflich. — Obgleich der Verfasser psychologische Einzelheiten vermeidet, lassen die Handlungen und das Benehmen Tomei's seine zwitterhafte Natur hervortreten. Tomei vermag zu gleicher Zeit zweierlei verschiedenartige Liebe in sich zu vereinbaren, die Liebe zu seiner Frau und die Liebe zu Büchner. Solche Fälle der Neigung zu beiden Geschlechtern sind nicht selten und bei Tomei um so erklärlicher, als er aus einem Lande stammt, wo man derartigen doppelseitigen Naturen häufiger begegnet. — Büchner ist der echte Homosexuelle, aber nicht der Durchschnittsurning, sondern der virile, ernster Liebe fähige Konträre, der nur einmal liebt und dann für's Leben. — Bullmann dagegen vertritt den Typus des mehr weibischen, gutmütigen, flatterhaften, in seinen Neigungen wechselnden, liebenswürdig oberflächlichen Homosexuellen. — In dem Roman sind die sinnlichen Elemente in den Hintergrund gerückt und direkt

geschlechtliche Situationen diskret übergangen; die soziale und strafrechtliche Seite wird gleichfalls nicht behandelt; das Interesse des Buches besteht vielmehr in der trefflichen Seelenmalerei beider Helden, in der Schilderung ihrer Charaktere und Gefühle und deren Reaktionen. Diese psychologische Analyse wird mit derselben Selbstverständlichkeit entwickelt, an die man bei der Darstellung ähnlicher Beziehungen zwischen Mann und Weib gewöhnt ist. Meist ist in den bisherigen belletristischen Erzeugnissen homosexuellen Inhalts die Homosexualität entweder verschleiert, oder in überschwängliche oder auffällige Freundschaftsgefühle gekleidet, oder aber sie wird in Auflehnung gegen die herrschenden Vorurteile als aussergewöhnliches Gefühl, als die Empfindung, die erst nach ihrer Berechtigung ringt, wiedergegeben. Ein Vergleich z. B. mit den Werken Eekhoud's zeigt deutlich den zuletzt angedeuteten Unterschied. Eekhoud, dessen Romane und Novellen in Gedanken, Sprache und Darstellung ein grösseres künstlerisches Gepräge tragen, mehr poesievollen Schwung und eine kraftvollere künstlerische Eigenart aufweisen, schildert die homosexuelle Liebe als Kampfgefühl gegen die Norm, als verfehmte Empfindung, und die Homosexuellen als Ausnahmsmenschen, als Parias der Liebe. Bei Pernauhm reihen sich seine Homosexuellen in die Gesellschaft ein, gleichsam als normale Glieder, die leben, fühlen und handeln wie die Heterosexuellen; aus ihrer Liebe entstehen zwar Konflikte, aber in ähnlicher Weise und mit ähnlichen Konsequenzen wie zwischen Mann und Frau. Die Ruhe und Selbstverständlichkeit, mit der die Beziehungen der beiden Männer vom Verfasser verfolgt und dargelegt werden, bringt den Eindruck der Natürlichkeit des homosexuellen Empfindens und der Gleichstellung mit der heterosexuellen Liebe gerade durch die schöne Objektivität des Erzählens hervor und vermag, ohne diese Absicht irgendwie zu verraten,

überzeugend und aufklärend zu wirken. — „Ercole Tomei“ kann nur wärmstens empfohlen werden.

15) **Schlaf,** Johannes: „Das dritte Reich.“

S. 73 gelegentlich einer Schilderung des nächtlichen Londons begegnet man folgender Stelle: — „Da waren alte Herren, welche mit jungen Soldaten, die für ein Pfund Sterling schon ein übriges zu thun bereit waren, schönen, strammen, rotblütigen Jungens Verhältnisse anknüpften, und weiss der Teufel, was noch alles für Raritäten.“

16) **Schlaf,** Johannes: „Der Tod des Antichrist“ in der „Gesellschaft“ von Conrad und Jacobowski. Nummern vom 15. November und 1. Dezember 1900.

In einem farbensatten Gemälde schildert Schlaf die letzten Zeiten der Neronischen Herrschaft. Eine Seite, welche die Beschreibung des Geliebten des Kaisers, des Knaben Sporus, enthält, gebe ich wieder. Mit rythmischer Vollendung der Sprache führt uns Schlaf ein künstlerisch schönes Bild fortgeschrittener Effemination greifbar vor die Augen: — „Rosenbekränzt, in weichen, amethystfarbenen Gewändern, im Duft von Blumen, kostbaren Salben und Räucherwerken lag der Caesar in seinem goldenen Hause, von der Schaar seiner Günstlinge umgeben, beim Mahle. — Immer würdeloser ist diese Umgebung und Mahlgenossenschaft geworden. Dem Caesar zur Seite liegt der schöne, verschnittene Knabe Sporus. Nero hat ihn sich nach dem Tode der Poppäa Sabina, die infolge eines Fusstrittes verschieden, den er ihr, der Schwangeren, vor den Leib versetzt, mit allem Pomp und mit allen üblichen Zeremonien als seine rechtmässige Gemahlin antrauen und ihn mit allen den Kaiserinnen eigenen Ehrenzeichen versehen lassen. Gelegentlich seiner Reisen in Achaja ist ihm Sporus unter dem Namen Sabina überall in einer Sänfte vorangetragen worden. Den schlanken Leib in ein lichtblaues, koisches Gewand gehüllt, liegt Sporus dem Caesar

jetzt zur Seite. Duftendes Haupthaar fällt ihm, von einem Kranz gelber Rosen umschlungen, mit dem lieblichen Hyacinthenschwung kastanienbraunen Gelockes auf die weiche Haut des Halses, eine linde, weisse Haut, von zartbläulichem Geäder durchhaucht. Dies Gelock umrahmt ein Antlitz von zart mädchenhafter Anmut. Zwei tief braune, grosse Augen leuchten darin, zwei übergrosse, verbuhlte Augen. Ihre Glut ist noch gehoben durch die Schminke, die seine runden Wangen bedeckt und nach orientalischer Sitte Brauen und Wimpern schwärzt. Aber der Ausdruck einer frühreifen, gereiztnervösen Intelligenz, einer Verfeinerung der Depravation ist in ihnen, zuckt um die Winkel des schönen Mundes und spielt um die Flügel der Nase, spricht launisch und böse, mit kurzen, klugen Gesten aus den weiss-zarten Händen, lebt in den Biegungen und Bewegungen des weichen, schlanken Körpers, und sie bestimmt den Ausdruck der hellen Knabenstimme, die sich in frechen, frühreifen Hetärenworten ergeht; eine so seltsame Stimme, wie die eines reifen, in allen Buhlkünsten erfahrenen, gründlich verdorbenen Weibes, wechselnd in den Uebergängen unstäter Launen und Stimmungen, denen keinerlei Befriedigung versagt wird, vor denen die angesehensten Männer des Imperiums zittern."

17) **Seydlitz,** R. von: „Pierre's Ehe". Psychologisches Problem. (München, August Schupp; wahrscheinlich 1900).

Pierre, der schönste, kräftigste Bauernbursche des Vivarais in der Provence, hat sich in die wilde Jeanne, das seltsamste Mädchen des Dorfes verliebt, in „diesen Bub von einem Mädel, dieses tolle, muskelprotzige Frauenzimmer, mit den harten, braunen, gewaltigen Gliedern, mit den trotzigen, festen Zügen im herben, magern Gesicht, dies kaum je Weib gewesene, unnahbare, stolze Ding mit den höhnenden Lippen, dem hochgetragenen, männ-

lichen Kopf und den stahlhart blickenden grauen Augen“. Sie hatte alle Liebhaber ausgeschlagen; trotz ihres instinktiven Hasses gegen jede Beeinträchtigung ihrer Freiheit hat sie den herrlichen Pierre angenommen. In ihm, der alle die Aufgaben, die sie ihm gestellt, durch beispiellosen Mut und unerschrockene Kühnheit gelöst, hat sie ihren Meister und Geliebten gefunden. Am Hochzeitsabend aber, als auf dem Heimweg Pierre sie zärtlich umschlingen will, empört sich ihr männliches Wesen gegen den Gedanken, einem Manne fürs Leben anzugehören. Sie entreisst sich ihrem Gatten und springt davon, die gähnende Schlucht hinunter. Sie stürzt ab. Ohnmächtig, aber im übrigen unversehrt, wird sie nach Hause getragen. Bei der Untersuchung, die der herbeigerufene Arzt vornimmt, entdeckt er mit Erstaunen, dass sie kein Weib, sondern ein Mann ist. — Im zweiten Teil der Novelle sind Pierre und die nunmehr zum Jean gewordene Jeanne in eine andere Gegend gezogen, wo sie als Zimmerleute arbeiten. Sie haben ihre Heimat verlassen, um dem Arzte zu entgehen, der Jean den Gelehrten in Paris als seltenen Fall vorstellen wollte. Niemand kennt ihre Vergangenheit. Seit zwei Jahren leben sie als gute Kameraden zusammen, aber das eigentümliche Verhältnis wird ihnen unerträglich. Pierre hat die Liebe zu Jeanne nicht vergessen und seine einstigen Gefühle für das Mädchen übertragen sich unwillkürlich auf seinen nunmehrigen Freund. Jean seinerseits — jetzt anstatt des mannhaften Weibes eher ein zarter Mann — liebt Pierre leidenschaftlich. Eine Nacht sind sie im Begriffe, sich liebend in die Arme zu fallen, aber das Entsetzen vor einer ihn unbegreiflich dünkenden Leidenschaft treibt Jean aus dem Zimmer fort. — Eine wohlbestallte sinnliche Nachbarin, die Wäscherin Louma, hat es auf die beiden ruhigen, verständigen Burschen abgesehen, einen von beiden will sie zum Manne haben. — An einem Festtag, wo

Pierre und Jean etwas angetrunken sind, lässt sich Pierre durch die Reize der Wittwe verlocken und verspricht ihr in der Liebesumarmung die Heirat. Kurze Zeit darauf überrascht er unbemerkt seinen Freund, den Jean, in vertrauter Stellung mit einem Dienstmädchen. Aber Jean's Leidenschaft für Pierre ist trotzdem noch unvermindert. Bei der Nachricht von Pierre's Verlobung ergreift ihn tiefer Schmerz und Eifersucht. Als er den Namen der Braut erfährt, gesteht er dem Freund, dass auch er die Gunst von Frau Louma genossen und dass sie ihn in den weiblichen Verkehr eingeweiht. Von Wut über die Verspottung seiner Braut ergriffen, stürzt sich Pierre auf den Freund, sie ringen mit einander. Pierre stösst mit einem steinernen Krug zu. Als er Jean blutüberströmt niedersinken sieht, entflieht er, nimmt Dienst in der Kriegsmarine und stirbt nach Jahr und Tag in Saigon. Jean ist von der Wunde genesen und lebt unverheiratet als Zimmermann im Dorfe weiter.

Die frisch und lebhaft geschriebene Novelle ist namentlich psychologisch recht interessant, obgleich der Verfasser die seelischen Vorgänge mehr andeutet als ausführt und ohne tieferes Eindringen nur an der Oberfläche haften bleibt. Die zum Teil recht hässlichen, dem Text beigegebenen Zeichnungen würde man gern entbehren. In einem Nachwort giebt Verfasser selber eine Erläuterung seiner Novelle. Danach hat sich der Fall wirklich in den Vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zugetragen. Seydlitz bemerkt, er habe die wissenschaftlichen, trockenen Notizen als erstes Gerippe der Darstellung stehen lassen und der physiologischen Seite der Frage ihre Schärfe dadurch benommen, dass er die psychologische heller als jene beleuchtet habe. — Jean sei Pseudohermaphroditus completus. Unmengen ähnlicher Fälle mögen der Wissenschaft entgangen sein, wie Kunstwerke des Altertums, Gesetze und Sagen vermuten liessen. Zugleich verweist

Verfasser des Näheren noch auf die medizinische Litteratur (namentlich Virchow's Archiv.)

18) **Tolstoi**, Leo, Graf: „Auferstehung".

Im II. Teil, Kapitel XXI sprechen die Richter des Kassationshofes über den Fall des auf der Begehung homosexueller Handlungen ertappten Departementsdirektors. Während der eine Richter seinen Abscheu kund giebt, weist ein anderer (Skoworodnikow) auf das Projekt eines deutschen Schriftstellers hin, der geradezu vorschlage, so etwas nicht mehr für ein Verbrechen zu halten, so dass die Ehe zwischen Männern möglich wäre, und auf die Bemerkung eines dritten Richters, dass der Direktor zum Gouverneur irgend einer sibirischen Stadt ernannt werden soll, fügt Skoworodnikow ironisch hinzu: „Und es ist ausgezeichnet. Ein Bischof mit dem Kruzifix wird ihn empfangen. Man müsste nur auch einen eben solchen Bischof haben. Ich würde ihnen einen solchen empfehlen." — Im Kapitel XXIV machen sich die kokette Mariette und die Gräfin Iwanowna lustig über den Fall des Direktors und im III. Teile von Kapitel XXIV trifft Nechljudow in Sibirien am Tische eines Generals und Gouverneurs mit jenem Direktor zusammen, der inzwischen thatsächlich zum Gouverneur einer entfernten sibirischen Stadt ernannt worden ist. Er schildert ihn „als einen rundlichen Menschen mit gelichtetem, frisierten Haar, mit zarten, blauen Augen, sehr breit nach unten, mit gepflegten, weissen, von Ringen bedeckten Händen und mit angenehmem Lächeln", dadurch ausgezeichnet, „dass er inmitten käuflicher Beamter allein sich nicht bestechen liess".

Anmerkung 1 von Numa Prätorius.

Im Monat Mai 1901 erscheint im Verlag von Brückner und Niemann in Leipzig ein homosexueller Roman des bekannten Schriftstellers Wilhelm **Walloth** unter dem

Titel „Ein Sonderling“. Der Roman spielt zur Renaissancezeit und schildert einen fürstlichen Homosexuellen und eine, abgesehen von der geschlechtlichen Seite, charakteristische urnische Eigenart. Soweit ich dies nach den mir zu Gesicht gekommenen Korrekturbogen beurteilen kann, wird sich der Roman namentlich auch durch die spannende Gestaltung der Erzählung und durch dramatische Lebendigkeit auszeichnen. Ich möchte daher nicht versäumen, schon jetzt auf dieses belletristische Erzeugnis besonders aufmerksam zu machen.

Anmerkung 2 von Numa Prätorius.

Ich habe absichtlich, um den Vorwurf der Voreingenommenheit und des tendenziösen Bestrebens möglichster Heranziehung homosexueller Gefühle zu vermeiden, verschiedene belletristische Schriften, bei welchen gewisse Stellen zwar den Gedanken an eine homosexuelle Deutung nahe legen, aber keinen sichern Schluss auf eine solche zulassen, nicht in die Bibliographie aufgenommen.

So hat man mir die Vermutung ausgesprochen, dass **Otto Ernst's** „Jugend von Heute“, das in den letzten Jahren mit grossem Erfolg in vielen Städten Deutschlands aufgeführte Schauspiel,*) einen Homosexuellen schildere. Der Held weist zwar einige verdächtige Züge auf, aber ich glaube nicht, dass Verfasser in ihm einen Homosexuellen darstellen wollte. Das Verhältnis zwischen den zwei Männern ist nur als ein freundschaftliches, nicht als ein homosexuelles aufzufassen.

Zweifelhafter erscheint die Natur des Kammersängers in dem gleichlautenden geistreichen, reizenden Einakter von **Wedekind** (München, Albert Langen, Ver-

*) Der litterarische Wert des Stückes steht nicht im Verhältnis zu dem Erfolg; Verfasser rechnet auf die gröberen Instinkte der Masse und operiert teilweise mit der verbrauchtesten Theatermache.

lag für Litteratur und Kunst, 1900). Der Sänger wird kurz vor seiner Abreise von verschiedenen Personen belästigt, darunter von einem jungen, verliebten Mädchen, sodann von einer verheirateten Frau, die sich ihm in die Arme geworfen hatte und entführt sein will. Beide weist er ab. Die Szene mit der Frau enthält einige Stellen, die bedenklich an homosexuelles Empfinden erinnern. Aber die Handlungsweise des Sängers wird auch ohne Zuhilfenahme der Homosexualität begreiflich: Das kontraktmässige Verbot, mit einer Frau zu reisen, die Eitelkeit des verwöhnten, an ähnliche Gefühlsausbrüche gewohnten Sängers, sein Mangel an Sentimentalität und Leidenschaft, die Furcht vor unliebsamen Störungen in seiner Künstlerlaufbahn etc. erklären vollauf sein Verhalten. Ein Satz allerdings giebt besonders zu denken, nämlich der Ausspruch Gérard's: „Keiner von uns liebt diesen oder jenen, ausser dem, der nur einen kennt. Jeder liebt seine Art, die er überall wieder findet, wenn er einmal Bescheid weiss." — Es scheint fast, als habe der Verfasser absichtlich die Vermutung auf homosexuelle Natur seines „Helden" erwecken und, in seiner geistreichen Weise über die von ihm dargestellte Person und über den Leser sich gleichsam lustig machend, zu erkennen geben wollen, wofür er den Sänger hält, dabei aber den ganzen Dialog so zweideutig eingerichtet, dass ebensogut eine heterosexuelle Deutung möglich ist.

Auch in **Max Kaufmann's** „Leiden des modernen Werter", Roman*) (Zürich, Caesar Schmidt, 1901), sollen sich Anklänge an Homosexualität finden, obgleich an keiner Stelle das Problem offen und unzweideutig behandelt wird. „Der Held, ein willensschwacher, nervöser Mensch, schwankt zwischen zwei Frauen. Aber nebenbei zeigt sein Charakter reichlich homosexuelle Züge und in

*) Mitgeteilt von Peter Hamecher.

dem Verkehr mit seinem Schüler, dem kranken, blassen und zärtlichen Kommerzienratssöhnchen, scheint es oft, als ob das unter der Oberfläche Glühende plötzlich hervorbrechen wolle.“

Kapitel III: Besprechungen des Jahrbuchs.

1) **Anonym**: Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (vom 27. Dezember 1900).

Rezensent referiere mit einigem Widerstreben über das Jahrbuch, weil der Hinweis auf dasselbe einer Verbreitung in Kreisen, wohin das Buch nicht gehöre, förderlich sein könne. Nachdem jedoch heute Lexica und sonstige Schriften jegliche Orientierung leicht erlaubten, brauche das Werk wegen seines Inhalts nicht übergangen zu werden. Als Zweck des Jahrbuchs wird dann die Abschaffung des § 175 betont und das Streben des Komitees hervorgehoben. Man wisse, dass viele bedeutende Namen im Verdacht der Homosexualität gestanden. Fraglos neige die heutige Wissenschaft dahin, den Trieb als krankhaften zu bezeichnen, denn das Begehren und Fühlen stehe in einem direkten Gegensatz zur körperlichen Beschaffenheit. Das dürfte ein Prüfstein sein, ob etwas normal oder abnorm zu nennen sei. Ob der Trieb angeboren oder erworben, stehe noch zur Diskussion, man neige vom wissenschaftlichen Standpunkt mehr zur ersteren Auffassung. Sobald man diese Ansicht gewonnen, leuchte die Forderung nach Individualisierung und Toleranz in der Rechtspflege ein. Unter den Aufsätzen wertet Rezensent den von Richter Z. am höchsten. Er bemerkt sodann noch ausdrücklich, dass das Komitee von der lautersten Gesinnung geleitet sei. Wie weit seinen Wünschen im modernen Staatsleben willfahrt werden könne, liesse sich noch nicht absehen.

Wie in anderen Rezensionen wird auch hier Form, Ausstattung und Druck lobend hervorgehoben.

2) **Anonym**: „Deutsche Medizinische Presse" (Redaktion Dr. Birnbaum), Nr. 14 vom 24. Juli 1900.

Das Jahrbuch bringe reichhaltiges Material für die Entscheidung der Frage, ob die Ausübung des homosexuellen Triebes als Verbrechen anzusehen sei oder nicht. Wie es Jahrhunderte lang gedauert habe, ehe man davon abgelassen, Geisteskranke als Verbrecher zu behandeln, so werde bis zur Streichung des § 175 noch längere Zeit verfliessen. Heute werde kein Unterschied gemacht bei Verletzung dieses Paragraphen, ob es sich um einen Wüstling handle oder um einen von Natur mit perversem Gefühl ausgestatteten Mann. In jedem gerichtlichen Falle sollten Sachverständige darüber vernommen werden, ob Homosexualität vorliege oder nicht. Der Inhalt des Aufsatzes von Moll wird dann kurz angegeben und werden die übrigen Arbeiten näher erwähnt. Hierbei wird das Kapitel von Jäger für wenig wertvoll gehalten. Es fände sich hier, wie in einzelnen der anderen Aufsätze die Neigung, recht viele grosse Männer zu den Homosexuellen zu rechnen, z. B. auch Goethe und Humboldt. Jeder grosse Mann, der Junggeselle geblieben, werde zum mindesten als homosexuell verdächtigt. Das ginge entschieden zu weit. Goethe sei so normal-sexuell als möglich. Ganz verkehrt sei es, das Gedicht „An den Mond" zur Beglaubigung heranzuziehen wegen seiner beiden letzten Verse. Rezensent erörtert dann die Veranlassung dieses an die innig geliebte Frau von Stein gerichteten Gedichtes, die Stimmung des von der Geliebten entfernten, melancholisch gestimmten Goethe und betont, dass Frau von Stein selber später das Gedicht zu einer Nachdichtung benutzt habe, was sie nicht gethan hätte, wenn es an einen Mann gerichtet gewesen wäre. Bei den Antworten der Priester wird der freimütige Ton einzelner

Geistlichen über den Glauben an die Bibel als bemerkenswert bezeichnet, die sich nicht verpflichtet fühlten, die naturwissenschaftlichen, teilweise sogar die sittlichen Anschauungen der Bibel unbedingt anzuerkennen.

Mit dem Wunsche, auch die Aerzte möchten sich in den Inhalt des Jahrbuchs vertiefen, schliesst die Kritik.

Dass das Gedicht „An den Mond" an eine Frau, eine Geliebte gerichtet war und dass Goethe's Heterosexualität über alle Zweifel erhaben ist, nehme auch ich an, jedoch möchte ich darauf hinweisen, dass bei Goethe in seiner früheren Jugend, im Zeitalter der Pubertät, gewisse Züge homosexuellen Empfindens gefunden werden dürften. Auch später stand er derartigen Gefühlen nicht feindselig gegenüber und hat an manchen Stellen seiner Werke ein gewisses Verständnis für die Homosexualität gezeigt. — Vor der Tendenz, grosse Männer allzu leicht für homosexuell zu erklären, möchte auch ich warnen; mit Recht legt man die bisherige Prüderie bei Seite und erforscht die Homosexualität in Geschichte und Litteratur, aber voreilige Schlüsse sind zu vermeiden, nur ein genau aus dem Leben und den Werken der Geisteshelden geschöpftes, auf triftige Gründe gestütztes Studium ist fruchtbar und der Erforschung der Homosexualität in Kultur- und Litteraturgeschichte nutzbringend.

3) **Anonym**: In der „Zeit", herausgegeben von Singer, Burkhard und Kanner (Wien), vom 30. Juni 1900.

Unter den Bücherbesprechungen wird auf das Jahrbuch II aufmerksam gemacht. Eine eigentliche Besprechung des Inhalts fehlt. Es wird ausgeführt, es gäbe eine geheime Welt, eine den meisten Menschen unbekannte Art von Freimaurerei unter den Homosexuellen. Der Arzt, Pädagoge, Soziologe, Strafrichter habe die Pflicht, diese Welt zu erforschen; dagegen sei es zweifelhaft, ob der Schleier des Geheimnisses auch für das grosse Publikum zu lüften sei, deshalb könne auf

eine Besprechung des Inhalts des Jahrbuchs nicht näher eingegangen werden, auch nicht auf die Frage, ob die Aufhebung des § 175 sittlich zulässig und sozial zweckmässig wäre. Zur Zeit hätten die Bestrebungen zur Beseitigung der Strafe wenig Aussicht auf Erfolg. Abgesehen von der bei der lex Heinze zu Tage getretenen scharfen Richtung gegen Sexualdelikte, fürchte die Regierung grössere Verbreitung dieser Art „Unzucht" und Beeinträchtigung der Volksvermehrung als Folge der Aufhebung der Strafdrohung. Obgleich von tausend Fällen nur einer höchstens zur Beurteilung gelange, wirke der Paragraph als Abschreckungsmittel und verhindere offene Propaganda. Die Fachmänner seien jedoch verpflichtet, sich über den heiklen Gegenstand zu unterrichten und dafür biete das Jahrbuch wirkliches, gutes und zuverlässiges Material dar.

4) **Anonym**: In der „Strassburger Post" vom 9. Juli 1900 unter der Rubrik: Wissenschaft, Kunst und Litteratur.

Das Jahrbuch wird als bedeutsames Werk bezeichnet, die einzelnen Aufsätze unter knapper Charakteristik ihres Inhalts werden angeführt, die umfassende Bibliographie des Jahrbuches wird als Zeichen angesehen, welch ausserordentliches Interesse dieser nicht nur forensisch, sondern allgemein-menschlich wichtigen Frage entgegengebracht werde.

5) **Anonym**: „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung" (Vossische Zeitung) vom 27. September 1900.

Unter der Zeitschriften- und Bücherschau wird das Jahrbuch und sein Ziel, Aufhebung des § 175, erwähnt und beigefügt: „Derjenige, der sich wissenschaftlich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, der Jurist, Arzt, Psychologe wird in dem etwas bunt ausgefallenen Inhalt des Buches Mancherlei finden, was für seine Studien von Interesse ist."

6) **Benzmann,** Hans: „Allgemeine Deutsche Universitätszeitung". (Berlin, Nr. 23 vom 1. Dezember 1900).

Die Hauptsätze des trefflichen Vorworts von Dr. Hirschfeld zum I. Jahrbuch werden wörtlich angeführt und die meisten Aufsätze genannt.

7) **Conrad,** M. G.: In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Gesellschaft", 1. Januarheft 1901.

Die Autoren und einige der Aufsätze des II. Jahrbuchs werden hervorgehoben. Conrad bemerkt dann wörtlich: „Sämtliche Beiträge sind wertvoll und gereichen dem wissenschaftlich-humanitären Komitee zur Ehre. Das Jahrbuch kann jedem wärmstens empfohlen werden, der sich für die fortschreitende Menschenkenntnis und den menschenwürdigen Ausbau des Strafrechts interessiert.

8) **Fuld,** Rechtsanwalt (Mainz): In der Zeitschrift „Das Recht", Rundschau für den deutschen Juristenstand, herausgegeben von Dr. Soergel, Freilassing, Nr. 15. 10. August 1900.

Durch die in Folge der Petition — unterzeichnet von Männern, über deren sittliches Streben ein Zweifel nicht obwalten könne — hervorgerufene lebhafte Erörterung der Homosexualität sei das Problem wesentlich vertieft und gefördert worden.

Das Jahrbuch sei keine angenehme Lektüre, die Wissenschaft müsse sich aber auch mit dem Hässlichen und Unschönen befassen. Gegenüber andern laut gewordenen Stimmen sieht Verfasser die Herausgabe des Jahrbuchs als nützlich an für die Aufklärung der öffentlichen Meinung; die gerichtsärztlichen, juristischen und naturwissenschaftlichen Aufsätze seien im Geiste strengster Objektivität abgefasst und gestatteten keine Bemängelung unter dem sittlichen Gesichtspunkt. Dagegen solle man nicht in den Werken der Elite der Menschheit nach homosexuellen Gefühlen suchen. Die Homosexualität

vieler Dichter und Künstler sei ja nicht zu bestreiten, aber deshalb dürfe man nicht jede nicht leicht verständliche Stelle durch homosexuelles Empfinden erklären. Die Homosexualität grosser Männer sei für die Gesetzgebung gleichgültig. Die Abänderung des Strafgesetzes, durch welche eine Quelle schamloser Erpressung verstopft würde, sei lediglich auf juristische und medizinische, nicht auf litterarische Gründe zu stützen. Zum Schluss meint Fuld, dass die einzelnen Verfasser der Beiträge mit ihrem vollen Namen auftreten sollten.

In der im allgemeinen anerkennenden Besprechung Fuld's muss ich den gegen das Studium der Homosexualität der Geistesheroen und ihrer litterarischen Werke gerichteten Angriff zurückweisen.

Ebenso wie es unrichtig ist, die wissenschaftliche Erforschung der Homosexualität zu verwerfen, ebenso ist es verfehlt, die Bedeutung der in der Litteratur und Geschichte hervortretenden Homosexualität zu verkennen. Derartige, bisher in den Geschichts- und Litteraturwerken absichtlich oder aus Unkunde missverstandene und verdunkelte Erscheinungen sind nicht nur für die Kulturgeschichte und die Erkenntnis der Homosexualität von der grössten Wichtigkeit, sondern dürften gerade auch geeignet sein, die Auffassung der öffentlichen Meinung und des Gesetzgebers von der Strafwürdigkeit der Homosexualität zu ändern. Denn die Feststellung, dass zahlreiche der berühmtesten Geisteshelden homosexuell waren und sind, gestattet es nicht mehr, den Homosexuellen zum Verbrecher und Wüstling zu stempeln.

Was endlich die Aufforderung Fuld's an die Mitarbeiter des Jahrbuchs anbelangt, mit ihren Namen hervorzutreten, so würde die offene Nennung des Namens in vielen Fällen, namentlich für Leute in öffentlicher Stellung, mehr eine, nicht jedermann zuzumutende Verwegenheit als einen besonderen Mut bedeuten. Denn

wer nicht als Arzt sich gleichsam die Entschuldigung geholt hat, das verpönte Gebiet der Homosexualität zu behandeln, wird dank den noch immer auch in gebildeten Kreisen herrschenden Vorurteilen und dem den Fragen der Homosexualität oft entgegengebrachten Hohn und Spott befürchten müssen, den Argwohn eigenen Interesses, eigener Homosexualität auf sich zu laden und in seiner Existenz unter Umständen schwer geschädigt zu werden.

9) **Gaulke**, Johannes: „Das homosexuelle Problem“ im Magazin für Litteratur von Gaulke und Philipps, Nummer vom 2. März 1901.

Gaulke hebt zunächst lobend hervor, dass das Jahrbuch II, wie das frühere, äusserst reichhaltiges und mannigfaltiges Material enthalte und entschieden dazu beitragen dürfte, Licht über das schwere Problem der Homosexualität zu verbreiten. Im Gegensatz zu Gross (siehe unten) erkennt er die Objektivität der Aufsätze an. Es berühre äusserst sympathisch, dass in allen Artikeln ein — von einigen Exaltationen homosexuell Beanlagter abgesehen — rein sachlicher Standpunkt beobachtet worden sei. Sodann folgt zunächst eine eingehende Inhaltsangabe des Aufsatzes von Moll. Das „hochinteressante“ Kapitel von Karsch wird dann rühmend erwähnt, wobei Gaulke die Behauptung gewisser Homosexueller zurückweist, wonach die Natur mit der Homosexualität bestimmte nützliche Zwecke verfolge: Vorbeugung einer Uebervölkerung oder Schaffung einer von allen familiären Verpflichtungen entbundenen, lediglich allgemeinen Interessen lebenden, zu Führern der Menschheit geborenen Klasse von Männern. Dabei wendet sich Gaulke namentlich gegen die ähnliche, in der Zeitschrift „Der Eigene“ von A. Brand verfochtene Auffassung. Er bemerkt, die Natur arbeite durchaus nicht immer planvoll, man könne ebensogut die Homosexualität als ein verfehltes Experiment der Natur betrachten, sicherlich aber könne sie nur

als eine pathologische Erscheinung in Betracht gezogen werden. Des Weitern tadelt Gaulke die Neigung mancher Schriftsteller des Homosexualismus, möglichst vielen hervorragenden Männern homosexuelle Neigungen „anzudichten“, z. B. sogar Göthe. — In diesem Zusammenhang geht Gaulke auf den Aufsatz von Professor Jäger über und dessen „Supervirilen“. Dass bei einer Anzahl grosser Männer Homosexualität bestand, giebt Gaulke zu. So nimmt er dies auch bei Michel Angelo an und teilt den Hauptinhalt meines Aufsatzes über den grossen Künstler mit. Gaulke hebt dabei hervor, dass Numa Prätorius die für die Beurteilung des Liebesempfindens Michel Angelo's wichtige Thatsache unberücksichtigt gelassen habe, dass der Künstler fast nur männliche Körper dargestellt und selbst den weiblichen einen männlichen Charakter verliehen habe; in seinen kraftvollen Jünglingsgestalten erkenne man den begeisterten Sänger der männlichen Schönheit. — Nachdem Gaulke dann noch die Selbstbiographie von Dr. M. Katte: „Aus dem Leben eines Homosexuellen“ gebührend gewürdigt und in den Hauptzügen wiedergegeben, endigt er mit dem Verlangen nach Aufhebung des § 175. Die Erfahrung lehre, dass durch rigorose Strafbestimmungen an einer Sache nichts zu ändern sei; sie trügen nur dazu bei, die unglücklichen Homosexuellen zu verbittern und zu Feinden der Gesellschaft zu machen. Ausserdem werde durch derartige, auf vorgefassten Meinungen beruhende Gesetzesparagraphen die wissenschaftliche Forschung auf dem noch sehr ungeklärten Gebiet des Sexuallebens auf's Höchste gefährdet.

Die eingehende Besprechung von Gaulke verdient wegen ihres sachgemässen, verständnisvollen Charakters besonders gelobt zu werden. Demjenigen, was Gaulke an den teilweise gewagten Auffassungen gewisser Schriftsteller über die Homosexualität auszusetzen hat, stimme ich insofern bei, als ich derartige teleologische Erklärungen

mindestens für verfrühte, noch unbewiesene Hypothesen halte; doch möchte ich anderseits in der Homosexualität nicht ohne Weiteres eine pathologische Erscheinung erblicken; Anomalie ist nicht notwendigerweise Krankheit. Was Gaulke über die für das homosexuelle Empfinden Michel Angelo's bedeutsamen Darstellungen des männlichen Körpers sagt, erachte ich ebenfalls für durchaus gerechtfertigt. Ich habe diesen Punkt in meinem Aufsatz bei Seite gelassen, weil ich der Meinung bin, dass seine erschöpfende Behandlung ein besonderes Kapitel erfordert und ein in den bildenden Künsten völlig sachverständiges Urteil voraussetzt. Dabei wäre namentlich eine genaue Untersuchung der Gemälde der Sixtinischen Kapelle vorzunehmen, unter welchen hauptsächlich gewisse Deckengemälde recht deutliche und drastische Hinweise auf homosexuelles Fühlen enthalten sollen. — Schliesslich billige ich durchaus die Warnung Gaulke's, nicht leichtfertig bedeutende Männer der Homosexualität zu verdächtigen, doch glaube ich, dass weitere Forschungen in dieser Richtung noch manche Ueberraschungen in Beziehung auf die geschlechtliche Natur einer ganzen Reihe von Geistesheroen bringen werden.

10) **Gross**, Hans: „Archiv für Criminalanthropologie und Criminalstatistik", 4. Bd., 3. und 4. Heft vom 21. August 1900.

Die einzelnen Aufsätze werden angeführt und mit Ausnahme desjenigen von Moll, der als beachtenswert bezeichnet wird, mit wenig günstigen Bemerkungen versehen. Sie brächten wenig Neues. Aus dem Aufsatz des Richters Z. wird ein Satz herausgegriffen unter Beifügung von Ausrufungszeichen. Die Geruchserklärung von Dr. Jäger wird bespöttelt. Ueber die Mitteilungen der Priester drückt Gross seine Verwunderung aus, weil Geheimnisse des Beichtstuhles zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt würden.

An die abfällige Besprechung schliessen sich lange Ausführungen über die Tendenz des Jahrbuches überhaupt an. Die Frage der strafrechtlichen Seite der Homosexualität sei allerdings eine hochwichtige, aber der von den Herausgebern des Jahrbuches eingeschlagene Weg unrichtig. Wissenschaftliche Forschung erfordere völlige Objektivität; wenn man aber, wie das Jahrbuch es thue, mit der Tendenz arbeite, ein im Voraus bestimmtes Ziel zu erreichen, so könne man höchstens von einer guten Verteidigung, nicht aber von unbefangener Forschung sprechen. Das Jahrbuch habe nicht einmal neues Material vorgebracht, insbesondere nicht mit den Aufsätzen: „Aus dem Leben eines Homosexuellen“ und „Ein Fall von Effemination mit Fetischismus“. Durch derartige eingehende Schilderungen würde nur Widerwille erweckt und die Frage nahe gelegt, ob nicht bei Aufhebung der Strafe das Hervorzerren derartiger Dinge an das Tageslicht noch schlimmer werden würde. Dass es Homosexuelle gäbe, wisse man, ebenso dürfte allgemein zugegeben werden, dass es sich stets um eine angeborene Naturanlage handle, nicht um eine böswillige, erworbene Angewöhnung in Folge von Lasterhaftigkeit, Uebersättigung und Lüderlichkeit. Aber die Beweisthemata seien andere und diese müssten von ganz unbefangenen, nicht pro domo sprechenden, Berufenen erörtert werden. Festzustellen sei, ob durch die homosexuellen Handlungen überhaupt ein Angriff auf rechtlich geschützte Interessen geschehe, ob namentlich die öffentliche Sittlichkeit gefährdet werde, ob also durch Beseitigung der fraglichen ausdrücklichen Verbote eine Verschlimmerung der Sitten eintreten würde, endlich ob es möglich sei, durch gewisse gesetzliche Schranken wirkliche grosse Gefahren hintanzuhalten. Wenn diese Fragen gelöst seien und, wie es scheine, würden sie zu Gunsten der Homosexuellen gelöst werden, dann ergebe sich die Schlussfolgerung von

selbst. Das einzig Richtige wäre, dass die Homosexuellen heterosexuelle Forscher veranlassten, die Frage wissenschaftlich zu behandeln, dann würde die Wahrheit zu Tage treten. Petitionen würden da am allerwenigsten helfen.

Die Ausführungen von Gross atmen eine geradezu feindselige Stimmung gegenüber den Bestrebungen des wissenschaftlich-humanitären Komitees und berühren peinlich. Es ist ja menschlich erklärlich, wenn auf dem sexuellen Gebiete, wo, wie auf keinem zweiten, instinktive Anziehung und Antipathie eine Rolle spielen, Heterosexuelle durch unwillkürlichen Abscheu ihr Urteil über die Frage der Homosexualität trüben lassen; für einen Gelehrten wie Gross ist aber eine derartige Beeinflussung durch seine instinktive Antipathie keine Entschuldigung und muss ihm den den Mitarbeitern des Jahrbuchs gemachten Vorwurf der Parteilichkeit zuziehen. Nur Voreingenommenheit erklärt die ironisierende, einfach absprechende und ungerechte Beurteilung der einzelnen Aufsätze. Die Thatsache, dass sämtliche Mitarbeiter des Jahrbuchs die Aufhebung der Strafbestimmung für erforderlich erachten, rechtfertigt keineswegs den von Gross gezogenen Schluss mangelnder wissenschaftlicher Objektivität. Sämtliche deutschen Spezialforscher auf dem Gebiete der Homosexualität halten auf Grund ihrer wissenschaftlichen Forschungen die Beseitigung des § 175 für dringend geboten oder wenigstens für sehr wünchenswert (Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld, Eulenburg, Näcke, Schrenk-Notzing, Fuchs etc.).

Wenn die Mitarbeiter des Jahrbuchs die gleiche Ansicht vertreten und jene wissenschaftliche Erkenntnis durch ihre Aufsätze zu unterstützen, weiter zu befestigen und durch Herbeischaffung von neuem Material zu beleuchten suchen, so ist ihr Streben nicht zu beanstanden, so lange sie — wie dies durchgehends geschieht — in ruhiger und wissenschaftlicher Weise die Gegengründe

nicht einfach parteiisch übergehen, sondern ihrer Beurteilung unterziehen.

Uebrigens sind gegnerische Aufsätze nicht vom Jahrbuch ausgeschlossen und auch solchen, die in objektiver Weise zu andern Resultaten, als den bisherigen, gelangen, wird die Aufnahme nicht versagt werden.

Trotz der abfälligen Kritik von Gross ist es immerhin erfreulich, dass er in der Form wenigstens etwas höflicher geworden als in der vorjährigen. Während es dort noch hiess: „Das Gequick dieser Leute wird uns nicht hindern . . .," spricht er jetzt von den „Herren" des Komitees. Sodann aber sind seine jetzigen Zugeständnisse wertvoll. Noch in der vorjährigen Besprechung von Moll's „Konträrer Sexualempfindung" neigte Gross zu der Auffassung, dass die konträre Sexualempfindung meist erst im Laufe des Pubertätsalters erworben sei. Jetzt giebt er zu, dass es sich stets um angeborene Naturanlage handelt und nicht um böswillige, erworbene Angewöhnung. Hiermit nähert sich Gross selbst der im Jahrbuch vertretenen Richtung. Gerade auf die Feststellung der Erkenntnis von der wahren Natur der Homosexualität ist aber Gewicht zu legen, auf dies Beweisthema kommt es in erster Linie an; die Gesichtspunkte, die Gross nunmehr in den Vordergrund gerückt haben will, sind schon im 18. Jahrhundert von einer Anzahl Schriftsteller erörtert und als zur Rechtfertigung der Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich ungeeignet erkannt worden. Die Strafbestimmung des deutschen Strafgesetzbuchs ruhte dann lediglich auf der Auffassung der Homosexualität als eines durch Uebersättigung angewöhnten, von unsittlicher Gesinnung zeugenden Lasters.

Ist nun dieser Strafgrund als unrichtig dargethan, so fehlt es an jeder sonstigen Rechtfertigung der Strafe.

So halten denn auch gerade Schriftsteller, welche nicht den Sühn-, sondern den Zweckgedanken betonen,

— und namentlich der Führer der neueren Kriminalistenschule, **von Liszt** — die Beseitigung des § 175 für geboten, woraus folgt, dass gerade diese Schriftsteller, für welche die von Gross angeführten Gesichtspunkte in erster Linie massgebend wären, keinen Strafgrund mehr erblicken.

Uebrigens sind die betreffenden Beweisthemata auch schon oft in neuerer Zeit gewürdigt worden, nicht nur von Krafft-Ebing und Moll, sondern auch im Jahrbuch selbst, im I. Jahrbuch im Aufsatze von Numa Prätorius, im II. in demjenigen des Richters Z.

11) **Guttzeit,** Johannes, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Der neue Mensch“, November-Dezemberheft 1900 (ausgegeben im Februar 1901).

Guttzeit führt den 2. Jahrgang des Jahrbuchs an und hebt die hauptsächlichsten Aufsätze hervor. An der gleichen Stelle wird eine auf die in der Zeitschrift gestellte offene Anfrage über das homosexuelle Problem eingegangene Antwort eines gewissen Doll aus Amerika veröffentlicht. Der Betreffende stellt den Homosexuellen mit einem körperlich Gebrechlichen auf gleiche Stufe, er warnt aber vor ungeregeltem Mitleid gegenüber den Homosexuellen, da hierin die Gefahr liege, die Zahl der Gebrechlichen zu vermehren. Ein Kultus dürfe mit der Homosexualität nicht getrieben werden. Ferner glaubt er, dass die öffentliche Besprechung der homosexuellen Frage für das allgemeine Wohl gefährlich wirken könne. — Mit Recht bemerkt Guttzeit bezüglich der letzten Befürchtung, dass das Unterdrücken der öffentlichen Besprechung gefährlicher wirke als die Besprechung selber.

Die Auffassung von der Ansteckung der Homosexualität habe ich schon oben widerlegt, ebenso schon früher betont, dass die Bestrebungen zu Gunsten der Homosexuellen nicht eine Verherrlichung der Homosexuellen, sondern Duldung und Aufhebung des Strafgesetzes bezwecken.

12) **Herzberg,** Wilhelm: „Besprechung des I. Jahrbuchs" in der: „Neuen Zeit". Nr. 31 vom 28. April 1900.

Wohlwollendes Referat. Im Anschlusse an die Inhaltsangabe bemerkt Herzberg, dass der dem Aufsatze von Hirschfeld beigegebene Fragebogen zu eingehend sei und nicht leicht oder unmöglich zu beantwortende Fragen stelle, die sich auf psychische Merkmale bezögen. Die Untersuchung solle sich auf somatische Merkmale beschränken, jedenfalls nicht auf solche psychischen, deren Beantwortung durch verletzte oder geschmeichelte Eitelkeit beeinflusst werde.

Die von Herzberg betonte Schwierigkeit besteht allerdings, aber lieber zu viel, als zu wenig Fragen.

13) **Mehler**: „Umschau".

Die beiden Bildnisse von Rosa Bonheur und dem Kleiderfetischisten Lehrer F. sind abgedruckt und werden erläutert. Das Vorkommen der Homosexualität auch bei Tieren wird betont, aus der einen Autobiographie die frühzeitige ausschliessliche Richtung des Triebes auf das gleiche Geschlecht hervorgehoben und dann der Schluss auf die Unhaltbarkeit des die Homosexualität als Folge ausschweifenden Lebens erklärenden Vorurteils gezogen. Rezensent weist sodann noch auf die Ausführungen über Erpressertum in der erwähnten Biographie hin, sowie auf die durch § 175 begünstigte Stellung und Existenz der Homosexuellen bedrohende Chantage hin, die wohl manchen rätselhaften Selbstmord erkläre.

14) **Näcke**: „Besprechung des II. Jahrbuchs" in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie."

Zunächst wird bemerkt, dass der zweite Jahrgang des Jahrbuchs sich dem ersten würdig anschliesse, vielleicht sogar noch wissenschaftlicher gehalten sei und fast durchwegs von grösstem Interesse.

Mit den Ausführungen von Moll ist Rezensent fast insgesamt einverstanden, nur vertritt er die Ansicht, dass Homosexualität nicht immer pathologisch bedingt sei. Die scharfe juristische Kritik von Richter Z. wird hervorgehoben, die Untersuchung von Jäger als interessant und merkwürdig bezeichnet, obgleich seine Theorien wohl nur von ihm in dem entwickelten Umfang als richtig anerkannt würden. Karsch's Aufsatz nennt Näcke einen wertvollen Beitrag zur Zoologie.

Der Forderung, die von den meisten Priestern erhoben wird, nach Aufhebung des § 175 stimmt er ausdrücklich bei. Sodann führt Näcke auch die übrigen Arbeiten des Jahrbuchs in anerkennender Weise an.

15) **Placzek** in dem soeben erschienenen „Jahrbuch für gerichtliche Medizin," Nr. 1 (1901).

Er bespricht die beiden ersten Jahrbücher in sehr anerkennender Weise, teilt ausführlich den Inhalt der Aufsätze von Frey, Hirschfeld, Moll, Richter Z., sowie der Arbeit von Numa Prätorius über die geschichtliche Entwicklung des § 175 mit. Im Anschluss an die Besprechung bemerkt Placzek, dass die erworbene Homosexualität im Gegensatz zur angeborenen nicht genügend im Jahrbuch berücksichtigt sei. Diese erworbene Homosexualität existiere, rein oder gemischt, vorübergehend oder bleibend, und müsse, gerade weil sie meist ein gemeines Laster darstelle, gekannt und streng von der angeborenen getrennt werden. — Dieser letzteren Auffassung ist Folgendes entgegenzustellen. Sobald Homosexualität vorliegt, darf man nicht von Laster sprechen, mag sie nun angeboren oder erworben sein. Nicht zwischen angeborener und erworbener Homosexualität ist der von Placzek gewollte Unterschied zu machen, sondern zwischen Homosexuellen überhaupt und Heterosexuellen, die trotz reiner Heterosexualität aus irgend welchen Motiven gleichgeschlechtliche Handlungen vornehmen. Eine scharfe Trenn-

ung zwischen angeborener und erworbener Homosexualität ist überdies in vielen Fällen gar nicht möglich. Meist wird die Homosexualität nur erworben, weil eben die homosexuelle Anlage vorhanden ist. Ich verweise in dieser Beziehung insbesondere auf die zutreffenden Ausführungen von Moll.

16) **Vleuten,** L. F. v.: In „Litterarisches Echo", 2. November, Heft 1900 S. 287.

Die Arbeit von Moll sei vortrefflich, ebenso der Artikel von Karsch, und derjenige von Neugebauer lesenswert. Im übrigen sei die Haltung des Jahrbuchs wenig erfreulich, die Perspektiven seien seltsam verschoben und verzerrt. Ein immerfort fast zwangsmässiger Gegensatz: Die Roheit der heterosexuellen Liebe und die Idealität der Urninge, durchziehe das Buch. Der Schlusssatz des Aufsatzes von Moll enthalte eine herbe, aber durchaus zutreffende Beurteilung derartiger Bestrebungen.

Auf diese Kritik hin hat Dr. Hirschfeld im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees folgende im 2. Dezember-Heft des litterarischen Echos 1900 aufgenommene Erwiderung veröffentlicht, welche das wiedergiebt, was auch ich über die Ausführungen von Vleuten zu sagen hätte. Sie lautet:

„In dem 2. Novemberheft des litterarischen Echos befindet sich eine kurze Besprechung des Jahrbuchs, in der es heisst, dass abgesehen von den Aufsätzen von Moll, Karsch und Neugebauer, in dem übrigen Inhalt die Perspektiven seltsam verschoben seien. „Ein immerfort fast zwangmässiger Gegensatz: Die Roheit der sexuellen Liebe und die Idealität der Urninge durchziehe das Buch." Ich möchte Verwahrung einlegen gegen diese Sätze, die nur durch eine missverständliche Lektüre entstanden sein können. Derartige Urteile erschweren nur das wissenschaftliche Aufklärungswerk des Jahrbuches, indem sie geeignet sind, auf die ganze Bewegung ein falsches Licht

zu werfen. Mag es auch sein, dass in der einen oder andern Arbeit, namentlich in den Bekenntnissen der Autobiographen — für deren Meinungen die Redaktion nicht verantwortlich zu machen ist — ein oder der andere Satz in dem von dem Herrn Rezensenten behaupteten Sinn gedeutet werden kann, so darf man doch einen derartigen Gegensatz der heterosexuellen Liebe einer- und der homosexuellen andererseits dem Jahrbuch als Grundzug nicht unterschieben. In den Aufsätzen von Numa Prätorius wird insbesondere stets lediglich betont, dass die homosexuelle Liebe ebenso wie die normale einer idealen Ausgestaltung fähig sei, dass sie eine poetische, edle Seite habe, gleichwie die heterosexuellen und dass auch sie bei den grössten Geistern z. B. Michel Angelo anzutreffen sei. Keineswegs wird sie aber als die hehrere, bessere, edlere Liebe hingestellt.

Die Redaktion des Jahrbuchs, ebenso wie Numa Prätorius, stimmt völlig mit dem in der Kritik zitierten Schlusssatz von Moll's Abhandlung überein. Das Jahrbuch will Duldung der homosexuellen Liebe, Beseitigung der Strafe, richtigere Beurteilung und Aufklärung, nicht aber Verherrlichung des Urningtums.

II. Abschnitt.

Vor dem Jahre 1900 erschienene, in der vorjährigen Bibliographie nicht erwähnte Schriften.*)

Kapitel I: **Wissenschaftliches.**

§ 1: Schriften der Mediziner.

Bang, J. S.: „Sygelige Afrigelser fra den Normale Sexualfolelse“ et indlaeg i sedelig hedssagen (Alb. Lammermeyers Forlag).

Norwegisches medizinisches Werk über die krankhaften Abweichungen von dem normalen Sexualgefühl. — Die Homosexualität wird ziemlich eingehend besprochen. Neues findet sich wenig vor, dagegen sind viele Auszüge aus der deutschen und französischen speziellen Litteratur wiedergegeben. — Bang nimmt bei vielen Homosexuellen hereditäre Anlage oder Erwerb des anormalen Triebes durch Krankheit an.

Lombroso**): Besprechung des Buches von Charles Donos: Verlaine intime in seinem Archivio di psichiatria, Vol. XIX. 1898. S. 483.

Lombroso will die erwiesene Homosexualität Verlaine's ebenso wie seine Exzesse sexueller und sonstiger Art auf den Alkoholismus des Dichters zurückführen; er berührt das bekannte Verhältnis Verlaine's zu Rimbaud.

*) Ein grosser Teil der Bibliographie des Abschnittes 2 rührt von Dr. B. her, einen weiteren Teil hat ein österreichischer Priester geliefert (namentlich die theologischen Schriften). Einiges haben die Herren X. und Peter Hamecher mitgeteilt. Der Rest ist von mir. Die mit **b. K.** bezeichneten Werke sind in der Sammlung von Kupffer zu finden oder mit Bruchstücken dort vertreten.

**) Mitgeteilt von Herrn X.

Penta: „Ueber einen Fall sexueller Perversion“ (italienisch) in ‚Rivista mensile di psichiatria forense, anthropologia criminale e scienze affini‘, 1898.

§ 2: **Schriften der Nicht-Mediziner.**

Anonym: § 175 R.-St.-G.-B. in der Zeitschrift „Der Korrespondent für das Rettungswerk an den Gefallenen und für die Arbeit zur Hebung der Sittlichkeit“. Herausgegeben vom Vorstande des westdeutschen Sittlichkeitsvereines. Nr. 4., April 1898.

Mit scharfen Worten wird in gehässiger Weise gegen die Petition und die Bestrebungen zur Aufhebung des § 175 polemisiert. Ohne Verständnis und Kenntnis der Homosexualität werden die alten Gründe für die Beibehaltung der Strafe angeführt: Staatsgefährlichkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs, Gefahr der Ausbreitung eines scheusslichen Lasters u. dgl.

Brückmann, Arthur: „Homosexualität“ im Sprechsaal der Zeitschrift: „Die Kritik“ von Wrede, XIII. Bd. Nr. 161, 19. Februar 1898.

Bemerkungen über die Homosexualität im Anschluss an einen in dem Januarheft der Zeitschrift enthaltenen, im vorjährigen Jahrbuch angeführten Artikel von Ad. Ulrich. Verfasser verwirft die scharfe Unterscheidung zwischen angeborener und erworbener Homosexualität und nimmt stets angeborene Anlage an. Heilbarkeit sei ausgeschlossen. Er geisselt die Grausamkeit des § 175 und verlangt seine Aufhebung. Sodann Erörterung über die Entstehungsursache der Homosexualität, die unbekannt sei. Zum Schluss einige anerkennende Worte über Ulrichs, den Vorkämpfer der Homosexuellen. Die Charakteristik desselben ist treffend, weshalb ich wörtlich einige Sätze wiedergebe: „Wenn man mich fragt, was dieser Mann wissenschaftlich geleistet hat, so

antworte ich: Nichts und Grosses! — Nichts, insofern er haltlose Theorien*), in überschwängliche Worte gehüllt, aufstellte, und Grosses, weil er den Forschern und der ganzen Welt durch sie einen Einblick in seine Welt verstattet hat. Aber nicht das ist es allein, was ihn wert macht, gekannt zu sein, es ist vor allen Dingen die ungeheuere Summe moralischen Muts, die dieser Mann an den Tag gelegt. Er hat mit Leib und Seele für eine von der Gesellschaft verfehmte Sache gefochten und ist deshalb von ihr verfehmt und mit Kot beworfen worden."

Ewald, Paul: Besprechung von Dr. v. Erkelenz' Schrift: „Strafgesetz und widernatürliche Unzucht" in der Zeitschrift für Gesundheitspflege von Ewald Paul, 6. Jahrgang, März 1897.

Der Inhalt der Schrift wird in knappen Zügen angegeben. Ewald billigt die Forderungen von Erkelenz auf Duldung der Homosexualität und Beseitigung der Strafe.

Joannes: Lesbianus sive modus et via vera lesbiandi sexus masculini, maxime compendialis carmine elegiaco simplo et perbrevi comprehensa a luce donata etc.

Erschienen im Jahre 1609.

Niceforo, Alfredo**): I codici ed i reati sessuali in Lombroso's: Archivio di psichiatria. Vol. XIX 1898. S. 35.

Verfasser wirft dem italienischen Strafgesetzbuche Mangel an Logik vor, weil es die Päderastie straflos lasse und sie nur ahnde bei Verführung Minderjähriger unter 12, beziehungsweise 16 Jahren. In grösserem Masse

---

*) Alle seine Theorien trifft dieser Vorwurf nicht; namentlich hat er zuerst die Homosexualität auf die bisexuelle Uranlage zurückgeführt, eine Theorie, die heute von wissenschaftlichen Autoritäten auf dem Gebiete der Homosexualität (Ellis, Hirschfeld, Krafft-Ebing) verfochten wird.

**) Mitgeteilt von Herrn X.

als bei diesen Minderjährigen treffe das Moment der Willensunfreiheit bei denjenigen Individuen zu, welche zum Teil in Folge unglücklicher sozialer Verhältnisse durch Verführung zur passiven Päderastie — Fälle erworbener Päderastie — allmälich in neurasthenische, die Freiheit ihres Willens aufhebende Geisteszustände gelangt seien. Verfasser schlägt daher Verfolgung der Päderastie auf Antrag vor. Im Einzelfall müssten dann Arzt und Richter sehen, in wieweit beim passiven Teile Willensunfreiheit vorliege.

Weitere Bemerkungen über die seltsamen Anschauungen des italienischen Gelehrten sind wohl überflüssig. Sein Vorschlag, aus der Päderastie ein Antragsdelikt zu machen, dürfte kaum auf Zustimmung von irgend einer Seite zählen können. Bemerkenswert ist die besondere Hervorhebung der passiven Päderastie. Die Ausführungen von Niceforo in dieser Richtung beweisen die Richtigkeit der von mir oben angedeuteten, in Italien herrschenden verschiedenen Wertung der aktiven und der passiven Päderastie.

Panormitae, Antonii: Hermaphroditus (Primus in Germania edidit et Apophoreta adjecit Frid. Carol. Forbergius. Coburgi, Sumptibus Meuseliorum 1824).

Sinistrari, R. C. de Ameno (ordinis minorum observantiae reformatorum): De sodomia tractatus, in quo exponitur doctrina nova de sodomia foeminarum a tribadismo distincta. [In dem grossen Werke von Sinistrari: „De delictis et poenis (ed. II. Romae 1754) enthalten und selbständig erschienen Paris, Liseux 1879.]

Kapitel II: **Belletristik.**

Balzac, de, Honoré: Le Pére Goriot in ‚Scènes de la vie parisienne‘.

Die homosexuelle Neigung von Vautrin zu dem schönen Rubempré wird ganz vorübergehend und flüchtig angedeutet, während Balzac in der im vorjährigen Jahrbuch angeführten „Dernière incarnation de Vautrin“ die homosexuelle Natur von Vautrin ausdrücklicher hervorhebt.

Claudel: Tête d'or. (Librairie de l'art indépendant. Paris 1890.).

Die Szenen zwischen Simon und Cébès und zwischen Tête d'or und Cébès sind direkt homosexuell und von grosser Schönheit.

Conrad, Michael Georg: Majestät. Improvisation in der Zeitschrift „Gesellschaft,“ Heft 17, 1898, S. 290–296.

Einige phantastisch-poetische Stellen über Ludwig II. von Bayern (unter der Maske eines orientalischen Königs) und seine letzten Tage. Seine Neigung zu schönen Soldaten wird berührt. Eine teilweise etwas burleske Szene, wo des Königs Versuch, einen prosaischen Marssohn in seine idealen Höhen emporzuheben, kläglich scheitert.

Wassermann, Jacob: „Geschichte des jungen Renatus Fuchs“ (Zuerst im Jahrgang der ‚Neuen Deutschen Rundschau‘; jetzt bei S. Fischer. Berlin 1901

S. 403 wird eine homosexuelle Züricher Studentin erwähnt: Gertraud Werkmeister. Sie studiert Nationalökonomie und hat ein Verhältnis mit einer gewissen Viktoria Schönau. „Ihre Mutter war eine der bekanntesten Dirnen Europas.“

Nachtrag zur Bibliographie.

I. Mediziner.

Anthony, F. W.: The Question of Responsability in bases of Sexual-Perversion. Boston. P. 139, 288 – 291.

Bacaloglu et Fossard: Deux cas de pseudo-hermaphroditisme (gynandroides). Presse médicale 1897.

Bock: Der gesunde und kranke Mensch, neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer**. In dem Abschnitt über den „Geschlechtstrieb und seine Befriedigung (Onanie, Prostitution, Ehe)“ wird die konträre Sexualempfindung kurz erwähnt. Es sei nur allzu viel darüber geschrieben worden. Für den Strafrichter und Irrenarzt biete sie ein gewisses Interesse. Wer sich nicht von Berufswegen damit abzugeben habe, thue besser, sich mit diesen rein pathologischen Verhältnissen nicht zu beschäftigen, da sie dem geistig normalen Menschen nur Ekel erregen könnten.

Derartige oberflächliche Abfertigungen durch wissenschaftlich gebildete Männer sollten gerade in einem viel verbreiteten Familienbuch, wie dem obigen Werk, nicht vorkommen, da sie eine völlig schiefe Auffassung von der ganzen Sache und ihrer Bedeutung bei dem Laien hervorrufen.

Bonfigli, C.: I pervertimenti sessuali. Rom. Capanni 1897, 23 S.

Buchanan, Captain Surgeon: Criminology. (Calcutta Review, 1895. März.) Spricht von Paul Verlaine als dem Typus des geborenen Verbrechers und erwähnt seine sexuelle, Abnormität.

Buchner, E.: Lehrbuch der gerichtl. Medizin. 2. Aufl. herausg. von C. Herzer. München 1872, pg. 197.

Carson, J. C. and **Hrdlicha**: An interesting case of pseudo-hermaphroditismus masculinus completus. Contrib. of the Pathol. Instit. of New-York 1896/97. I u. II.

Cullerre, A.: Les frontaires de la folie. Paris 1888. Die Grenzen des Irreseins. Deutsche Uebersetzung von O. Dornblüth. Hamburg 1890. Besonders Seite 190 ff.: Geschlechtlich Abnorme. Seite 197 ff.: Verkehrungen der Geschlechtsempfindung.

Dantec: La Sexualité. (Evreux. Impr. Hérinez.) 1897.

Dantec: L'equivalence des deux sexes dans la fécondation, Revue générale des sciences pures et appliqueés. B. 22, S. 854. (1897 ?).

Desmaze: Histoire de la médicine légale en France. 1880. pg. 122.

Duchesne: De la prostitution dans la ville d'Alger. Paris 1853. Enthält interessante Thatsachen über die Dienstwilligkeit der Aufwärter in orientalischen Bädern.

Fahner: System der gerichtlichen Arzneikunde. Bd. III, pg. 186.

Filippi, A.: Manuale di aphrodisiologia civile criminale e Venere forense. Pisa 1878.

Frentzel: De sodomia. Erfurt 1723.

Friedreich: Handbuch der gerichtsärztlichen Praxis. 1843, I, pg. 271.

Giraldés et P. **Horteloup**: Sur un cas de meurtre avec viol sodomique. (Ann. d'hygiène publ., 1874, vol. 41, pg. 419).

Guéricolas: De l'hermaphrodisme vrai chez l'homme et les animaux supérieurs (Lyon, Storck. 1898).

Hirschfeld, Magnus: Das Rätsel im Leben der Herzogin Sophie von Alençon. Eine psychologische Studie. In Beilage zum „Hausdoctor", Nr. 392 vom 18. Juli 1897.

Anknüpfend an den Flammentod der Herzogin von Alençon in dem Pariser Bazardbrand erinnert Hirschfeld an die einstmalige Verlobung der Herzogin mit Ludwig II. von Bayern. Die Ursache der plötzlichen Entlobung sei in der homosexuellen Natur des Königs zu suchen, auf welche Hirschfeld näher eingeht, insbesondere unter Hinweis auf das Verhältnis Ludwigs zu Richard Wagner. Hieran schliessen sich allgemeine Bemerkungen über Homosexualität; den Schlüssel zu ihrer Erklärung sieht Hirschfeld in der bisexuellen Uranlage des Menschen.

Ein feinsinniges und doch gemeinverständliches kurzes Feuilleton.

Krafft-Ebing: Gerichtliche Psychopathologie. pg. 160.

Krafft-Ebing: Lehrbuch der Psychiatrie. Stuttgart 1879. I, pg. 67 ff.

Lacassagne: Ricerche on 1333 tatuaggi di delinquenti. (Archiv. di psychiatria ed anthropologia criminale. 1880, I, pg. 438).

Löffler, Friedrich Berth: Das Preussische Physikatsexamen. 4. Aufl., Berlin 1878. pg. 219—222: Widernatürliche Unzucht. (Heftige Polemik gegen Ulrichs).

Lombroso, Cesare: Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien. Deutsch von Hans Merian. Leipzig 1894.

Kapitel VI, 3: „Weibischer Typus". (Nach Brouardel, Actes du II. Congrès, 1889).

Mantegazza, Paul: Die Hygieine der Liebe. Deutsche Ausgabe. 3. Aufl. Jena. I., Kap. 7.

Pelopi: De la précocité et des perversions de l'instinct sexuel chez les enfants. Bord. (1897?).

Prince, M.: Sexual Perversion or Vice. A pathological and therapeutic inquiry. Jour. of Nerv. and Mental. 25 S. 237—255.

Verfasser bespricht die verschiedenen Theorien über konträre Sexualempfindung. Er glaubt, es handle sich um eine auf belasteter Grundlage erwachsende Psychose der Pubertät (!), analog der starken Wirkung einzelner Vorstellungen bei Neurasthenischen und Hysterischen.

Pujia and Bieuchi: Degenerazione psico-sessuale. Roma, Capauini (1897 od. 1898).

Raynauld: Perversion du sens génital. Revue de Psychiatrie N. S. S. 139—141. (1897 od. 1898).

Schüle: Handbuch der Geisteskrankheiten. 1878. pg. 116.

Schurig: Gynäkologia. Sect. II, Kap. VII: De coitu nefando seu sodomitico.

Tardieu: Annales d'hygiène publ., 1857, 2. pg. 133; 397; und 1858, 1, pg. 137 und 152. Titel?

Tarussi, C.: Intorno l'ordinamento della teratologia 3 L'ermaphroditismo.

Tatzel: Die suggestive Behandlung einzelner Formen der Parästhesie der Geschlechtsempfindung. Zeitschrift für Hypnotismus. B. VII. S. 249—256.

Taylor, A. S.: Medical Jurisprudence. 1873, II, pg. 473. (Männliche Prostitution in London.)

Thoinot: Attentats aux moeurs et perversions du gens génital. (Paris Doin 1898.) 517 S.

Toulmouche: Des attentats à la pudeur et du viol. (Ann. d'hygiène publ., 1868, 2, VI, pg. 100).

II. Nicht-Mediziner.

Aelianus, Claudius (um 200 n. Ch.) **b. K.**

Varia historia I, 30 (Die Geschichte vom edlen Liebling).

II, 21: Ueber den Dichter Agathon, den Geliebten des Pausanias und des Euripides.

III, 9, 10, 12: (Die Bedeutung der Lieblingsminne in Krieg und Frieden).

IV, 21: „Alcibiades ist des Sokrates Geliebter gewesen, Dion der des Platon."

VII, 8: Die Trauer Alexanders über den Tod seines Geliebten Hephaistion.

XIII, 603,a, b, c: Verschiedenes über die Männerliebe Alexanders.

Aeschines: In Timarch., 137. (Tadelt die Päderastie nur dann, wenn der eine Teil sich um Geld hingiebt).

Aeschines: I, c, 159, 119. (Es wird aus einem päderastischen Mietskontrakt förmlich geklagt).

Aeschines: I, c. R. (Gewerbesteuer der Knabenbordelle.)

Allgemeine Realencyclopädie von Manz. (Regensburg 1865—1873.)

Enthält daher gehörige Angaben an mehreren Stellen, so in dem Artikel „Päderastie", unter „Athen" und „Rom."

Ammann, F. S.: Oeffnet die Augen, ihr Klösterverteidiger u. s. w. 7. Aufl. Bern 1841. (Homosexuelle Klostersitten.)

Anonym: Die Geheimnisse der Berliner Passage. Berlin (1877). Seite 12—14: „Die Männerfreunde oder Päderasten" (sic!).

Anonym: Our Public Schools: Their Methods and Morals. The New Review, July 1893.

(Ein anonymer Verfasser vergleicht die Schulmoral in den grossen englischen Alumnaten mit den Zuständen in Sodom und Gomorrha. In der Septembernummer derselben Zeitschrift versucht J. E. C. Welldon diese Vorwürfe abzuschwächen).

Aurelius, Viktor: Caesares, 28.

(Unter den späteren römischen Kaisern bis auf

Philippus war die päderastische Prostitution gegen eine Abgabe gestattet.

Bayle, Pierre: Dict. Historique et Critique. Bd. I. Die Artikel Anacreon und Bathyllus. Bd. II. Artikel Chrysippe, B.: Knabenliebe in der griechischen Mythologie.

Becker: Charikles. I, pg. 347 ff.

Berner, Albert Friedrich: Lehrbuch des deutschen Strafrechtes. 8. Aufl., Leipzig, 1876. Seite 423 ff.

Blümner, Dr. H.: Leben und Sitten der Griechen. Leipzig 1887.

I. Abteilung S. 195: Hinweis auf die allgemeine Verbreitung der androphilen, beziehungsweise gleichgeschlechtlichen Liebe im alten Griechenland sowie im gesamten — auch heutigen — Orient.

Bölsche, Wilhelm: Heinrich Heine. Leipzig, 1888.

(IV, VII. Ueber Platen, dessen „päderastisches Motiv" hier als ganz impotente Spielerei eines ehrbaren Philisters von vollkommen spiessbürgerlicher Unbescholtenheit angesehen wird).

Bossard, E. (abbé) **et Maulle** R. de: Gilles de Rays maréchal de France, dit Barbe-Bleue (Paris 1886), das Scheusal, welches hunderte von Menschen, namentlich, Knaben seiner sexuellen Gier und Mordlust opferte.

Brosch, M.: Königin Maria Karolina von Neapel in: Historische Zeitschrift, Bd. 53 (München und Leipzig 1885). S. 72—94.

Ueber die lesbischen Neigungen der Königin; Widerlegung von Hilfert's Schrift: „Maria Karoline von Oesterreich, Königin von Neapel" (Wien 1884), welcher sie bestritten hatte.

Bücher der Könige. (Bibel). III, 14, 24: „Sed et effeminati fuerunt in terra" -- „Und auch Buhljungen waren im Lande."

III. 15, 12: „Et abstulit (Asa) effeminatos de terra"

— „Und Asa schaffte die Buhljungen aus dem Lande."

Es ist hier, wie es scheint, von der Verbindung männlicher Prostitution mit einem heidnischen Kultus die Rede.

Bücher der Machabäer. (Bibel). II, 4, 12: „Ausus est (Jason) sub ipsa arce gymnasium constituere et optimos quosque epheborum in lupanaribus ponere."

Bucke, Richard Maurice. Walt Whitman. Philadelphia 1883.

Citiert pg. 166 eine abfällige Kritik der Tendenz von „Calamus" von Standish O'Grady in „The Gentleman's Magazine)."

Burchard, Bischof von Worms. Beichtfragen.

Burckhardt, Ceremonienmeister Papst Alexander VI. Diarium.

Burette, Hist. de l'Académie des Inscriptions, tome I.

Drei Denkschriften über die Abschaffung des Lendentuches (ζῶμα).

Campe, J. H. Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens. Wolfenbüttel 1787.

Bd. VI. J. F. Oest: Wie man Kinder und junge Leute — — vor der Unzucht — — und Selbstschwächung verwahren könne?

(Beispiele homosexuellen Verkehrs in Schulen).

M. A. von Winterfeld: Ueber die heimlichen Sünden der Jugend.

(Knabenliebe in Erziehungsanstalten, „wo Onanisten, Päderasten und Sodomiten gebildet werden").

Bd. VII. Villaume: Ueber die Unzuchtsünden der Jugend. (Geständnisse unbewusst Homosexueller).

Carpenter, Edward: An Unknown People. (Reprinted from „The Reformer"). London 1897.

In dieser populären kleinen Schrift stellt der Verfasser zunächst fest, dass die beiden Geschlechter keine absoluten Gegensätze bilden, sondern durch Uebergangstypen verschiedenster Grade zu einer zusammen-

hängenden Gruppe verbunden sind. Diese Zwischenstufen, bei denen ein Gleichgewicht des Männlichen und Weiblichen besteht, hält er für heilsam und notwendig, da sie gewissermassen als Dolmetscher der Geschlechter unter einander dienen. Es scheint ihm deswegen möglich, dass die Konträrsexuellen eine wichtige Rolle in der Entwickelung der Rasse zu spielen haben. Doch sei ihr Los tragisch; und da ihre Zahl sehr beträchtlich, liege der Gesellschaft die Pflicht ob, sie zu begreifen und ihnen zum Verständnis ihrer selbst zu verhelfen. Nachdrücklich betont er, dass sie nicht notwendig krankhaft veranlagt und in der Mehrzahl nicht effeminiert seien; auch beherrsche ihre Leidenschaft oftmals nur das Gemütsleben, ohne sich in geschlechtlichen Akten zu äussern. An den letzteren geht die Schrift vorüber, um sich auf die psychologische Seite der Homosexualität zu beschränken, deren extreme Typen in beiden Geschlechtern, ebenso wie die viel häufigeren anscheinend gesunden, sie ganz vortrefflich charakterisiert.

Ciocci, Raffaele: Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der römischen Kirche im 19. Jahrhundert. Altenburg.

(Homosexuelles aus italienischen Klöstern).

Clemens, Alexandrinus: Admonitio ad Gentes.

(Ueber die Knabenliebe der griechischen Götter).

Corvin: Historische Denkmäler des Christlichen Fanatismus. Leipzig 1844.

(Bd. I behandelt die homosexuellen Praktiken der Mönche und in den Klosterschulen als „Folgen des Cölibats". Bd. II berührt die homosexuelle Seite der Geisselungen in Schulen etc).

Debreyne: Moechialogie. (Beichtfragen.)

Dio Cassius: Geschichte Roms. LXII, 28. LXIII, 13.

Dio Chrysostomos (um 50 n. Ch.)

Orationes 32 p. 274: Epaminondas soll die Schlacht-

ordnung erfunden haben, wo Liebhaber und Liebling zusammen kämpften (die sog. heilige Schar).

Orationes 33: Häufigkeit des fellare und irrumare in Tarsos.

Diogenes Laertius (3. Jahrh. n. Ch.)

De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus clarorum virorum.

Bd. VII, 13 und 19 über Zenon, der auch die Jünglinge liebte und mit ihnen — wenn auch nicht oft — Umgang hatte.

Dühring, Eugen: Der Wert des Lebens. I. Aufl.

Konstatiert die Häufigkeit des sinnlichen Charakters der Jugendfreundschaften.

Faber, Mathias: Concionum opus tripartitum. (Neapel 1860.)

In der 2. Predigt auf das Fest der Epiphanie (vol. III. pag. 191) ist die Rede von der weiten Verbreitung homosexualer Geschlechtlichkeiten und der männlichen Prostitution im Altertum.

Grote, George: Plato and the other friends of Sokrates.

Uebersicht über das „Symposion".

Hettinger, Franz: Apologie des Christentums. (Freiburg im Breisgau 1885.)

II. B., I. Abteilung, S. 238 berichtet der Verfasser, dass unter den Indianern Amerikas schon vor der Ankunft der Europäer homosexualer Verkehr vielfach heimisch war. Er verweist auf Waitz, Anthropologie der Naturvölker, I, S. 159. — II. B., III. Abteilung, S. 278 erwähnt Verfasser der starken Verbreitung gleichgeschlechtlicher Liebe in der antiken Welt. Welche Ausdehnung sie gewonnen, gehe aus den häufigen Mahnungen und Verboten der ersten Kirche hervor. Er zitiert: Barnabas, Epist., cap. 19. — Athenagoras, Bittschrift für die Christen, cap. 34. — Constitutiones Apostolorum, VI, 28. — Arnobius, Contra Gentes, I, 64.

— Chrysostomus, In I. Cor. Hom. XIII, 5. — Concilium Elvirense (305), Canon 71. Ausserdem führt er an: Lysias c. Sim. Orat. Attic. I, 191. — Xenoph. Conviv. C. 8. — Seneca, Epist. XLVII, XCIV, „Scorta virilia". — Aurelius Victor, De Caesaribus, C. 28. — Eusebius, Vit. Constant. III, 55. — Plutarch, Amator. C. 4. — Xenoph. Memorab. IV, 2.

Herodianus: Vitae imperatorum, I, 16.

(Philocommodus, ein Lustknabe des Kaisers Commodus.)

Herodot: Neun Bücher griechischer Geschichte.

(I, 105, Verpflanzung der Päderastie aus Syrien zu den Skythen.)

Hesychios aus Milet (6. Jahrh. nach Chr.) **b. K.** Weltgeschichte.

B. XL: Ueber das treue Liebesverhältnis von Polemon und Krates.

Jais, Aegydius: Handbuch des Seelsorgers für Amt und Leben. Bearbeitet von Fr. J. Köhler. Paderborn 1870.

S. 273 und anderwärts.

Janssen, Johannes: An meine Kritiker. Freiburg im Breisgau 1883.

S. 144 wird unter Hinweis auf ‚Lenz, Briefwechsel Philipp's von Hessen mit Butzer (302)' erwähnt, dass Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, in dem Luther eine der stärksten Stützen seines neuen Kirchentums erblickte, der „Sodomiterei" ergeben war.

Joel: Weissagung. (Bibel.)

Cap. 3, V. 3 (8) sagt der Prophet von den ausserjüdischen Völkerschaften: „Posuerunt puerum in prostibulo" — „Sie machten die Knaben zu Buhljungen".

Justinus: Erste Apologie für die Christen. Cap. 27 und 29.

Koch, Max: Shakespeare. (Stuttgart, Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.)

Seite 132—145: Die Sonette. Seite 315—316: Litteraturangaben zur Erklärung der Sonette.

Lactantius: Institutiones divinae, II, 17.

Das Missgeschick Cannäs wird der Eifersucht der Juno auf einen in den Jupitertempel eingeführten schönen Jüngling beigemessen.

Lampridius: Commodus, 5, 10. fg.

Lampridius: Heliogabalus.

Lecky, W. E. H.: History of European Morals. (Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Deutsch von Jolowicz. 2. Aufl.).

Bd. II, Seite 244—247: Ueber die Knabenliebe der Griechen.

Lichtenberg, Georg Christoph: Vermischte Schriften. Göttingen 1867.

Bd. I, Seite 8: „In meinem zehnten Jahre verliebte ich mich in einen Knaben, namens S . . . ., eines Schneiders Sohn, der in der Stadtschule Primus war, etc.“

Liguori, Der heilige Alphons M. von: Der Beichtvater. Aus dem Italienischen. Regensburg 1841.

Luzzato: Israelitische Moraltheologie. Aus dem Italienischen. Czernowitz 1870.

Der Autor betont, dass die Sünde Sodomas nicht, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, hauptsächlich „Sodomiterei“ gewesen sei, sondern Mangel an Barmherzigkeit und rohe Beschimpfung der Fremden. Dasselbe wird, nebenher bemerkt, neuestens auch von katholischen Theologen hervorgehoben. Es ist nicht uninteressant, zu vernehmen, dass auch der Name, mit dem die Bethätigung der homosexuellen Natur vielfach bisher bezeichnet worden ist, auf einem Irrtum beruht.

Lysias: Orationes. Adversus Simonem.

Erzählt vor Gericht unbedenklich von einem päderastischen Mietskontrakt.

Malthus, Thomas Robert: Essay on the Principle of Population.

pg. 103: „Unnatürliches Laster“ in der Türkei als Hemmungsmittel gegen Uebervölkerung.

Maury: Histoire des Religions de la Grèce antique, tome III, pg. 35—39.

Mehler, Ludwig: Der Katholik in seinem Glauben. Regensburg 1848.

3. Band, S. 634. Der Verfasser führt die Stelle Röm. 1, 26—27 an, erwähnt einer Predigt des Kirchenlehrers Johannes Chrysostomus, aus welcher hervorgeht, dass gleichgeschlechtliche Liebe in der Stadt des Heiligen ausserordentlich verbreitet war, und erzählt von dem schönen Knaben Pelagius, der lieber in den Tod ging, als dass er sich dem Könige, seinem Herrn, zur Verfügung gestellt hätte.

Mehler, Ludwig: Beispiele zur gesamten christkatholischen Lehre. Regensburg 1861.

III. Bd., S. 386: Eine Geschichte daher gehörigen Inhalts.

Mehring, Franz: Die deutsche Sozialdemokratie. 1878. Mitteil. über den Agitator u. Lustspieldichter Schweizer.

Meiners, Christoph: Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom. Lemgo 1782.

Bd. II, Seite 52—57: Jugendschutz in der Solonischen Gesetzgebung. Seite 531 ff.: Verteidigung des Sokrates.

Moses: Deuteronomium. (Bibel.)

Cap. 23, 17: „Non erit meretrix de filiabus Israel nec scortator de filiis Israel.“

Cap. 23, 18: „Non offeres mercedem prostibuli nec pretium canis in domo Domini Dei tui . . . . quia abominatio est utrumque apud Dominum Deum tuum.“ Unter dem „Pretium canis“ ist von Knaben und Jünglingen verdienter Prostituiertenlohn zu verstehen.

Die beiden Stellen weisen darauf hin, dass auch bei den Juden männliche Prostitution mehr oder minder heimisch war.

Müller, Josef: Der Reformkatholicismus. II. Teil. Zürich 1899.

Verfasser kann (S. 123) nicht begreifen, dass Hafis, der Sänger des Morgenlandes, den Jüngling geliebt haben soll. Im Orient dürfe die Geliebte nicht besungen werden, statt von ihr spreche der Dichter in Liebesliedern durchgehends von einem „Freund"! Es ist doppelt bedauerlich, wenn Männer von der universellen Bildung und dem wissenschaftlichen Tiefblick eines Dr. Müller sich der Aufklärung über diese Seite des Geschlechtslebens immer noch verschlossen halten.

Nordau, Max: Entartung. Berlin, Duncker, 1892. 3 Bde.

Spricht von der Entartung im Allgemeinen; konträre Sexualempfindung wird nur erwähnt im I. Bd. und dann einfach auf Krafft-Ebing verwiesen. S. 347, Bd. I wird das in den Romanen des Sar Peladan vorkommende ungeschlechtliche Zwitterwesen als ein unbewusstes mystisches Ideal konträrer Sexualempfindung bezeichnet. S. 525, Bd. III wird in dem satirisch entworfenen Zukunftsbild fortschreitender Degeneration die Ehe zwischen Männern erwähnt.

Pausanias (2. Jahrh. n. Ch.) **b. K.**: Periegesis (Rundreise).

Bd. V, K. 11 und Bd. IX, K. 34 wird von den Geliebten des Phidias erzählt.

Plinius: Historia naturalis.

XXXIV, 9: Ueber Harmodios und Aristogeiton.

Plutarch: Leben des Agesilaus.

Ein Mann wird wegen der Unterdrückung seiner Leidenschaft für den Knaben Megabetes als Heros über Leonidas gestellt.

Plutarch: Leben des Marcellus, 2.
Marcellus verklagt den Aedil Scatinius wegen päderastischer Anträge an seinen Sohn.

Plutarch: Leben des Pelopidas.
Die Thebaner erlaubten ihren Jünglingen unter einander die Päderastie, um ihre Sitten zu veredeln.

Plutarch: Bd. V, Solonis 1: Aus einem Gesetz, worin Solon die Lieblingsminne der Sklaven verboten habe, gehe hervor, dass er sie für eine edle Neigung gehalten.

Bd. V: Aristides 2 und Themistocles 3: Die Feindschaft beider habe ihren Grund in ihrer Leidenschaft zu Stesilaos und ihrer daraus entspringenden Eifersucht gehabt.

Post, Albert Hermann: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg und Leipzig 1894.
Bd. II, Seite 390—392: Die strafrechtliche Ahndung der „Unnatürlichen Wollust" bei den verschiedenen Völkern.

Reuss, Rudolphe: L'Alsace au 17. siécle Bd. II.
P. 60 Anm. 2 und P. 96 Anm. 1 wird berichtet von der Zunahme der „widernatürlichen Verbrechen" seit dem 30jährigen Kriege, während sie bis dahin im Elsass ziemlich unbekannt gewesen seien. Den Grund dafür sieht Reuss in dem Durchzug der zahlreichen Soldateska der verschiedensten Länder, insbesondere der Italiener und Spanier. Von 1647 bis 1671 seien in der Chronik von Walter nicht weniger als etwa 12 Individuen erwähnt, die wegen derartiger „Verbrechen" zu Strassburg lebendig verbrannt oder geköpft worden seien.

P. 486 ist die Rede von der Absetzung des Pfarrers Martin Gross, weil er nach verschiedenen ungehörigen Handlungen schliesslich sogar den Stadtmeister Zorn des Incestes und der Sodomie beschuldigt habe.

Rolfus und **Brändle**: Die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche. Einsiedeln 1875.

S. 660 Exposition über die „sodomitische Sünde". Geschichte von König Demetrius und dem Knaben Damokles, welch letzterer, um sich der leidenschaftlichen Liebe seines Herrn zu entziehen, in einem mit siedendem Wasser gefüllten Kessel den Tod suchte. Hinweis auf eine Predigt des heiligen Chrysostomus und Aussprüche von heiligen Vätern.

Roscher, Wilhelm: Die Grundlagen der Nationalökonomie. 11. Aufl. Stuttgart 1874.

Buch V, Kap. 2 Geschichte der Bevölkerung. § 245, Anm. 16 Verschneidung im Orient. § 249 C. Die „unnatürlichen Laster". Anm. 16—22 Zahlreiche Litteraturangaben.

Rousseau, Jean Jacques: Les Confessions. I, 2 und 4.

Erzählt von zwei homosexuellen Verführungsversuchen, die ihm in seiner Jugend begegnet sind.

Sack, Eduard: Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit. — Gegen die Prügelpädagogen. — Beiträge zu der Schule im Dienste gegen die Freiheit.

In einer dieser Broschüren werden päderastische Thatsachen erwähnt.

Sailer, Johann Michael: Handbuch der christlichen Moral. München 1817.

III. Bd., S. 216: Die Pflichten des aufblühenden Alters sind: . . . . . . Beherrschung der erwachenden Neigungen zu Freundschaft und Liebe. Liebe und Freundschaft haben vielleicht unter allen Neigungen am meisten blendenden und verführerischen Schein und üben diese Uebermacht des Scheines vorzüglich an dem blühenden Alter aus. . . . . Das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, das mit der erwachenden Geschlechtsneigung erwacht, zieht mit ungekanntem, schwer widerstehlichen Zuge an. Da nun gerade in

diesem Alter die sinnlichen Triebe gewaltig hervorbrechen; da unter den sinnlichen Trieben vorzüglich die Triebe zu Freundschaft und Liebe sich mit Uebergewalt ankünden; da beiden Trieben am meisten Leichtsinn und Unverstand eingeboren ist; da beide mit dem Zauber der Einbildungskraft kunstreich zu spielen und mit diesen Kunstspielen zu bethören wissen: so ist die Beherrschung der beiden Neigungen zu Freundschaft und Liebe eine besondere und wohl die schwerste Aufgabe des zarten Alters. . . . . Bei frommen, keuschen Jünglingen verkleidet sich die Geschlechtsneigung, als wenn sie das Geschlecht verfehlt hätte, manchmal in Liebe zu Ihresgleichen. Der unbekannte Trieb erscheint anfangs als Freundschaft und offenbart erst später seine Tücke. Deshalb haben weise Vorsteher in Erziehungshäusern, überzeugt, dass der unbewusste Zug, der Knaben mit Knaben verbindet, die schlafende Geschlechtslust aufregen und grosse Verwüstungen anrichten kann, diese sogenannten amicitias particulares nie aus ihrem wachenden Auge gelassen.“

Salzmann, Christian Gotthilf: Ueber heimliche Sünden der Jugend. 4. Aufl. Leipzig, 1819.

Mehrfache Selbstbekenntnisse mutueller Onanie in Fällen, deren homosexueller Charakter heutzutage nicht mehr bezweifelt werden kann.

Schuen, Josef: Der Katechismus auf der Kanzel. (Paderborn 1879.) 2. Abteilung, S. 260. Es ist, wie in den meisten Werken dieser Art, der Standpunkt des naturwissenschaftlichen Irrtums vertreten: Die „sodomitische Sünde“ gehe wieder die Natur. Sie werde auch als „stumme Sünde“ bezeichnet, da sie im Beichtstuhl den Meisten den Mund verschliesse, so dass aus geheimer Scham kein Sterbenswörtlein darüber verlaute und das heilige Sakrament oft Jahre lang, sogar das ganze Leben lang, entehrt werde. Es geschehe

„gar nicht selten“, dass in Häusern, die nach aussen sehr anständig und ehrbar erscheinen, solche Dinge vorkämen, und werden deshalb die Eltern und Vorgesetzten ermahnt, wo nur immer möglich, jedem Hausgenossen ein eigenes Bett zur Nachtruhe anzuweisen.

Stead, W. T. Review of Reviews, June 15, 1895. Seite 491—492. Artikel über die Verurteilung Oscar Wilde's. Betont das Missverhältnis zwischen der Bestrafung homosexuellen und heterosexuellen Verkehrs. Die allgemeine schweigende Duldung der Päderastie in den grossen englischen Alumnatsschulen. „Wenn man jedermann ins Gefängnis steckte, der sich der Vergehungen Oscar Wilde's schuldig gemacht hat, so würde eine sehr überraschende Auswanderung von den Schulen zu Eton und Harrow, Rugby und Winchester nach den Gefängnissen in Pentonville und Holloway stattfinden. . . . Bis dahin lässt man Knaben in öffentlichen Schulen ungestraft Gewohnheiten nachhängen, die sie, wenn sie die Schule verlassen, der Zwangsarbeit überliefern würden.“

Strabon (z. Z. Ch.) **b. K.** B. X. 483c. Ueber den Jünglingsraub in Kreta und das Verhältnis von Liebhabern und Geliebten (den „Rühmlichen“) nach der Schilderung des Historikers Ephoros.

Stolz, Alban: Erziehungskunst. Freiburg im Breisgau 1875. S. 225 erwähnt der Verfasser des Homosexualismus von Kindern: „Manchmal kehrt sich die Verliebtheit einem Kinde des eigenen Geschlechtes zu, ohne deshalb anderer Art zu sein als die vorher bezeichnete (heterosexuelle). Es ist der blindgeborene Geschlechtstrieb. . . . .“

Symonds, John Addington. Walt Whitman, a Study. London, 1893. Kap. V, Seite 67—85 handelt von Whitman's Ideal der männlichen Liebe.

Tanner, Adam, S. J.: Theologia scholastica. (Erschienen um das Jahr 1600.) Aufforderung an die Obrigkeiten, gewisse Zusammenkünfte zu verbieten, bei welchen Sodomie getrieben werde, da diese Zusammenkünfte die rechten Brutstätten und Nester der Hexerei seien.

Tacitus, Annales, VI, 1 und XV, 37.

Tissot. L' Onanisme. 3me édition. Paris 1765. Beispiele von Jugendverführung und unbewusster Homosexualität.

Maximus Tyrius: (2. Jahr. n. Ch.) **b. K.** Dissertationes. XXIV: Ueber die Liebe zwischen Achilles und Patroclos, XXIV, 2: Ueber diejenige zwischen Harmodius und Aristogeiton und über die Einrichtung der heiligen Schar der Liebenden seitens Epaminondas'. XXIV 4: Ueber Sokrates' Liebe zu zahlreichen Jünglingen. XXIV 9: Ueber die Jünglingsliebe des Dichters Anacreon.

Voltaire. Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, écrits par lui-même. (Ueber den homosexuellen Verkehr Friedrich des Grossen.)

Weber, Carl Julius. Demokritos, Bd. V, Kap. 14.

Weninger, Franz Xaver: Standespredigten. (Mainz 1881.) In der 5. Konferenz werden die Männer aufgefordert, sich darüber zu erforschen, ob und in welcher Weise sie vor ihrer Heirat wider die Keuschheit gesündigt hätten, ob es Knaben oder Mädchen gewesen wären, mit denen sie zu thun gehabt. (S. 30.)

Xenophon. Memorabilien von Sokrates.

Xenophon. Symposion.

Zeller, Eduard. Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Bd. III: Die Ansichten der Stoiker über Knabenliebe.

Quellen: Sext. Pyrrh. III, 200, 245. — Math. XI, 190. Clement. Homil. V, 18.

Zenos Ansichten: Sextus Math. XI, 190. — Pyrrh. III, 245. — Plut. qu. conv. III. 6, 1, 6.

Bekämpfung durch die späteren Stoiker: Musonius bei Stob. Serm. 6, 61. — Cic. de Fin. III, 20, 68. — Cic. Tusc. IV, 34, 72. — Diog. VII, 129 f. — Stob. II, 238. — Alex. Aphr. Top. 75 o.

III. **Belletristisches.**

Alan-a-Dale (Pseud.) A Marriage below Zero. New-York, Dillingham & Co., 188—.

Die Erzählung einer jungen Gattin, deren Ehemann die geheimnisvolle Urnings-Beziehung zu einem Kapitän im englischen Heere nicht abschütteln kann. Der Schauplatz ist London. Das Buch ist mit dem gut durchgeführten Bestreben geschrieben, durch die ganze Erzählung die Art einer einfachen, ahnungslosen Natur der jungen Gattin zu bewahren. Es enthält kein anstössiges Wort, und nur die, welche zwischen den Zeilen lesen, werden die wahre Veranlassung zu dem Ruin des Gatten verstehen. Er wird in Paris nach dem berühmten „Cleveland-Street"-Skandal als Selbstmörder von seiner gekränkten und verletzten Gattin gefunden.

Amphis, griechischer Dichter v. Chr. **b. K.** Ein Gedicht bei Athenäos XIII, 563 e.

Anacreon (5. Jahrh. v. Chr.) **b. K.** Liebesgedichte.

Andersen, Hans Christian. „Der Freundschaftsbund." (Sämtliche Märchen). Priesterliche Einsegnung eines Bundes zwischen zwei neugriechischen Jünglingen, ohne ausdrücklich sinnliche Elemente.

Anonym: „La chronique scandaleuse". Paris 1791.

Bd. II. S. 167: Mutuelle Onanie zwischen Frauen.

Anonym: Hassan the Fellah. By .... New-York 1899.

Eine orientalische Romanze aus dem modernen Jerusalem und Egypten, von einem Amerikaner, der lange im diplomatischen Dienst im Orient gestanden hat. Das uranidische Gefühl für männliche Schönheit und

eine intime geschlechtliche Sympathie zwischen Mann und Mann werden hie und da stark hervorgehoben, mit Einschluss einer Episode der „Blut-Brüderschaft“ durch wechselseitiges Trinken.

Anonym: „Telény.“ Cosmopolis, 189—.

Ungeachtet der Thatsache, dass dieser Roman durch Abschnitte entstellt ist, in denen der Autor den litterarischen Wert durch Stil und Sprache verringert, ist das Buch dennoch von ausnehmender Wichtigkeit, indem es eine Leidenschaft zwischen zwei Urningen darstellt. Der Schauplatz ist Paris, und die beiden Helden der Erzählung sind Musiker — einer von ihnen, Teleny, ein berufsmässiger Klaviervirtuose. Die Erzählung entwickelt sich zu einer Tragödie. Stark betont ist die Beziehung auf die nationale Tendenz des Magyaren zum Uranismus als eine psychologische Richtung.

Anonym: „Les délices du cloître ou la nonne éclairée“ 1760. Erotisches Buch: Lesbische Liebe.

Anonym: Aus den Memoiren einer Sängerin. Boston, Reginald Chesterfield. Altona 1862. 2. Bd.

Berüchtigter obscöner Roman in der Art der „Justine“ des Marquis de Sade, mit Szenen aller möglichen geschlechtlichen Combinationen; Amor lesbicus spielt eine Hauptrolle.

Argens d'Marquis: Les Nonnes galantes. Erotisches Buch: Lesbische Liebe in Nonnenklöstern.

Archilochos (um 700 v. Chr.) **b. K.** Fragment eines Liedes über die Lieblingsminne.

Aristophanes. Equites, 1280 ff. — Vespae, 1274 ff. 1347. — Pax, 885. — Ranae, 1349.

Bacchylides (5. Jahr. v. Chr.) **b. K.** Gedicht: „Der Friede,“ der es ermöglicht, dass „gastliche Mähler der Liebe feiern die Städte, lodernd erstehen Sänger der Lieblingsminne.“

Biccadelli, Antonio degli (Panormita gen.). Hermaphroditus. Herausg. von Forberg. Koburg 1824. Eine Sammlung lateinischer Epigramme.

Brand, Adolph: **b. K.** Eine Anzahl Gedichte, die Männerliebe besingend (nicht im Band erschienen, sondern meist in der eingegangenen von Brand herausgegebenen Zeitschrift „Der Eigene" 1898 und 1899). Teilweise von urwüchsiger, schöner Begabung zeugend und frischem Empfinden.

Byron, George Noel Gordon, Lord. Manfred.

Durch Byron's Briefwechsel und durch andere persönliche Zeugnisse ist die Thatsache nun vollkommen bekannt, dass das Gedicht „Manfred" vom Anfang bis zu Ende nicht nur ein Ausdruck des urnischen Gefühls für Natur und Einsamkeit ist, sondern auch ein verstecktes persönliches Bekenntnis Byron's von seiner heimlichen Leidenschaft für einen Freund seines eigenen Geschlechts, Lord Clare, oder seinen späteren, gleichfalls wohlbekannten Urning-Freund. Unter dem lediglich allegorischen Bild der „Astarte" ist nicht ein weiblicher, sondern ein männlicher Geliebter verborgen, und eine Leidenschaft für einen Mann, die die Grenzen des Normal-Menschen so sehr überschritten hat, dass sie ein Gegenstand lastenden Kummers und doch der endlosen Sehnsucht ist. (Briefl. Mitteilung von Herrn Irenaeus Prime-Stevenson.)

Casanova: Memoiren (ed. Alvensleben-Schmidt) Bd. VIII. S. 74—76: Bericht über eine lesbische Szene zwischen zwei Frauen, während sie einer Hinrichtung beiwohnten.

An anderer Stelle wird von dem Ueberfall eines Italieners auf Casanova zu geschlechtlichen Zwecken erzählt.

Catullus, Cajus Valerius, (geb. 87 v. Chr) **b. K.** Gedichte über die Männerliebe.

Chaldun, Ibn, (14. Jahrh., arabischer Historiker u. Dichter) **b. K.** Gedicht: Er möchte ebenso wie die Fische entwischen aus dem Netz, in dem der Knabe sein Herz gefangen.

Friedrich der Grosse b. K. Gedichte: „Den Manen Cesarions" (zum ersten Mal bei Kupffer in Uebersetzung abgedruckt). Klagelied über den Tod seines Geliebten Cesarion.

„Widmung" und „An Cesarion": Beide bringen die unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit Friedrich des Grossen für Cesarion zum Ausdruck.

Goethe, Joh. Wolfgang: **b. K.** Winckelmann und sein Jahrhundert: „Heidnisches", „Freundschaft", „Schönheit". (Alle drei Abschnitte handeln von dem Wesen der Männerliebe Winckelmanns).

Goethe, West-östlicher Divan: Saki Nameh (Das Schenkenbuch), insbesondere die Wechselgespräche zwischen dem Dichter und dem Schenken, in welchen das sinnliche Wohlgefallen an dem Schenken in der Manier der orientalischen Dichtung wiedergegeben wird.

Goethe, Faust, II. Th., 5. Akt: Mephistopheles betrachtet die Engel mit päderastischen Gelüsten, seine Wachsamkeit wird dadurch eingeschläfert, und sie entführen ihm Faust.

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, II. Buch, Kap. 12. Die glühende Freundschaft des Knaben Goethe zu dem Fischerknaben, das gemeinsame Bad, die gegenseitige Zuneigung, („unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft") und Goethe's fast unnatürlicher Schmerz beim Tode des Freundes. (Er will dem Toten seinen Atem durch die kalten Lippen einblasen.)

Goethe, Venetianische Epigramme. Epigramm 39: „Kehre nicht, liebliches Kind," u. s. w. Epigramm 88: „Eine einzige Nacht an deinem Herzen!" u. s. w.

Notizbuch von der schlesischen Reise. „Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen, hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch."

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, Drittes Buch, Kap. 18. In dem Schlusskapitel kommt wenigstens Goethe's Entzücken an der nackten männlichen Gestalt zum Ausdruck, wo der aus dem Wasser gerettete Felix entkleidet auf dem Mantel des Vaters liegt, „der holdeste Jüngling", und Wilhelm ausruft: „Wirst du doch immer aufs Neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes!" Auch hier geht die Umarmung des nackten Jünglings voraus. „So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder, die sich auf dem Wechselwege vom Orkus zum Licht begegnen."

Gutzkow, Karl. Der Zauberer von Rom. Roman. Spricht gelegentlich von homosexuellem Verkehr der römischen Geistlichkeit und weist auf Horaz, Shakespeare und Platen als Dichter der Männerliebe hin.

Heine, Heinrich. Die Bäder von Lucca. Reisebilder II, II. Verhöhnung Platens.

Herder, Johann Gottfried v.: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. **b. K.** Einen sehr schönen Abschnitt über die Männerliebe, ihre Entwickelung und Bedeutung in Griechenland enthaltend.

Herondas, griechischer Dichter (3. Jahrh. v. Ch.), Mimianben: Szenen aus dem griechischen Volksleben in Form von Dialogen. In dem Mimianbus: „Die beiden Freundinnen" oder „Das vertrauliche Gespräch" ist von einem unter den Frauen von Kios bei Ausübung

lesbischer Akte damals gebräuchlichen, allgemein verbreiteten Lederphallus die Rede.

Horatius. b. K. Carmina I, 4. Odew II, 9. III, 20. IV, 1. IV, 10. Epod. XI. „Mollibus in pueris aut in puellis urere".

Ibykos: (um 530 v. Ch.) **b. K.** Gedichte, die Männerliebe besingend. (Fragmente bei Athenaios. XIII 564, XIII 601, XV.)

Kallimachos: (um 300 v. Ch.) Gedichte. N XLI **b. K.** Die Hälfte der Seele des Dichters ist entschwunden zu einem Knaben, von Eros geraubt.

Kitir, Joseph: **b. K.** „Strassenbild", „Zaudernde Liebe", „Sturmliebe". (Alle drei beziehen sich auf die homosexuelle Liebe).

Konstantinos: (9. oder 10. Jahrh. n. Ch.) **b. K.** Gedicht. den Knaben Eros verherrlichend.

Kupffer, Elisar von: **b. K.** Gedichte. Antinous: Die Klage Hadrians um seinen toten Liebling. — Der Genesende spricht — und ein unbetiteltes Gedicht.

Lermontow, Michael von: **b. K.** Gedichte, in denen zwar nur von Freundschaft die Rede ist.

Levetzow, Karl, Freiherr von: **b. K.** Gedicht: Begegnung.

Ludwig II. von Bayern: **b. K.** Briefe an Richard Wagner, welche die glühendste Leidenschaft atmen.

Mairobert: L'Espion Anglais. London 1784.
Bd. X Lettre IX „Confession d'une jeune fille" S. 179 bis 208. Lettre XI „Suite de la confession d'une jeune fille" S. 248—275. Lettre XIV „Suite et fin de la confession d'une jeune fille" S. 179—208. Eingehende Schilderung der tribadischen Vereinigung, der „secte Anandryne", welche im „Tempel der Vesta" ihre Mysterien feierte. Darstellung der Einführung eines neugewonnenen Mitglieds in den Klub.

Sénac de Meilhan. La Foutromanie. Poème lubrique à Sardanopolis, aux dépens des amateurs. 1775.

Sehr bekanntes Gedicht (6 Gesänge zu je 300 Versen). Im zweiten Gesang dringt ein von Satyriasis Ergriffener in ein Nonnenkloster: Bei diesem Anlass Ausfall des Dichters gegen Tribadie und Päderastie.

Mayer, Eduard von: **b. K.** Zwei Gedichte, welche der Wonne Ausdruck verleihen, den idealen Freund für's Leben gefunden zu haben.

Meleagros, aus Gadara (um 80 v. Ch.) **b. K.** Gedichte, eine grosse Anzahl an verschiedene geliebte Jünglinge gerichtet.

Mirabeau: Ma Conversion (London 1783). S. 165 bis 168. Beschreibung einer grossen von 30 Hofdamen ausgeführten Tribadenscene.

Mohammed Abu Elkasim Ben Aliel Hariri. **b. K.** Makamen (übersetzt von Friedrich Rückert), insbesondere die achte: Das Eidesformular. Erzählung von dem Wali (Richter), dessen Neigung durch einen schönen Jüngling und seinen Vater ausgenützt wird. Ferner die zehnte: „Lass Labe dir schenken — Vom lieblichen Schenken — Denn Liebe zu schenken — Das Herz ist gemacht."

Al Motamid, (König von Sevilla, 11. Jahrh.) **b. K.**
Gedichte, übersetzt von Graf von Schack. Glühende Verherrlichung jugendlicher Schenken und Krieger.

Ovid (Publius Ovidius Naso.) **b. K.** Metamorphosen.
N. X. Hyacinthus: Phöbus tötet im Wettkampf mit seinem Speer aus Unvorsichtigkeit seinen Geliebten Hyacinth. Aus der mit dem Blut des Getöteten besprengten Erde spriesst auf die Klagen des Gottes hin seinem Wunsche entsprechend eine Blume empor mit dem Zeichen seines Wehrufs (*αι, αι*) auf den Blättern.

N. III. Narcissus: Der in sein eigenes Bildnis verliebte Jüngling; seine Schönheit wird von Ovid mit verführerischen Farben gezeichnet.

Palgrave, F. G. Hermann — Agha. London and New-York. (New-York, Henry Holt, 1874.)

In dieser glänzenden und umständlich „einstudierten" orientalischen Liebesgeschichte, deren Schauplatz Klein-Asien ist, erzählt der Verfasser nicht nur eine dionidische Liebes-Episode, sondern giebt uns als ein wesentliches Element die Urnings-Liebe zwischen zwei Soldaten, dem Helden und seinem Waffenbruder Wodanih. Die Zeremonie des wechselseitigen Bluttrinkens ist mit Einfalt und Macht dargestellt, und der Tod des einen Teils des Paares ist auffallend leidenschaftlich geschrieben. Der Verfasser, ein ausgezeichneter orientalischer Reisender, starb vor einigen Jahren im Orient.

Parthenios, um 70 v. Ch. **b. K.** Leiden der Liebe. Darin die zwei Erzählungen: 1. Antileon und Hipparinos. Antileon holt die Glocke von der Burg, um dadurch den geliebten Hipparinos, der die kühne That verlangt, zu gewinnen, später tötet er den ihm nachstellenden Tyrannen, bei der Flucht stürzt er über zusammengekoppelte Schafe und wird dadurch von den Verfolgern erreicht. Den beiden Geliebten wird später ein Standbild errichtet und das Verbot erlassen, dass Niemand mehr die Schafe gekoppelt treiben dürfe. — 2. Hipparinos und Achaios. Hipparinos tötet aus Versehen seinen siegreich aus der Schlacht zurückkehrenden Geliebten Achaios.

Pindar: (500 v. Ch.) **b. K.** Gedichte.

Prime-Stevenson, E. Irenaeus. Left to Themselves or the Fortunes of Philip and Gerald. (Londoner Ausgabe: „Philip and Gerald"). New-York, Philips & Hund; London, Hodder & Stonghton.

Diese angeblich für jüngere Leser geschriebene Erzählung ist dieser Leserklasse in Wirklichkeit weit voraus, und gegen den Schluss ist sie ersichtlich für ein erwachsenes Publikum. Sie beschreibt, etwa wie im

Falle der englischen Schul-Erzählung „Tim", eine tiefe, hochgespannte und selbstaufopfernde Liebe zwischen zwei Jünglingen, besonders von Seiten des älteren, Philipp, zu seinem Schützling Gerald. Die Erzählung ist gelegentlich dramatisch. Die Beschaffenheit des Verständnisses für die erste Entwicklung der Urnings-Liebe, die geheimnisvolle Urnings-Hingebung, ist sorgfältig und fein gezeichnet.

Prime-Stevenson, E. Irenaeus. A Great Patience. (Scribner's Magazine, Jahrg. 1899. New-York-London.)

Eine hochdramatische Skizze eines Urnings und eines Dionid-Urnings, deren lange und von Aussenstehenden kaum geahnte Beziehung plötzlich im frühen Knabenalter begann, entwickelt sich zu einem tragischen Schluss. Der Schauplatz ist London.

Prime-Stevenson, E. Irenaeus. Many Waters. (New-York, The Chrt. Union, 1885).

Eine tief uranidische Erzählung von der leidenschaftlichen Neigung zweier Musiker, die beide Urninge sind, in deren Bann der jüngere bereit ist, seinen eigenen Ruf für den anderen zu opfern sowie einen groben Ehebruch zu verzeihen.

Prime-Stevenson, E. Irenaeus. Weed and Flour. („Musik". Chicago 189—).

Rückert, Friedrich. Oestliche Rosen: Der Schenke. (Poetische Werke, Bd. 5).

Rückert, Friedrich. Saul und David, Drama. (Szene zwischen David und Jonathan. Poetische Werke, Bd. 9).

Sacher-Masoch, Leop. v. Die Einsamen. Mannheim, 1891.

Die einfache, ruhige Zeichnung eines Urnings, welcher der Einsamkeit und Verzweiflung durch die dionische Liebe zu einem geringen Landmädchen entrissen wird, das ihn bemitleidet und seine Gefährtin wird, ohne seine Seele zu verstehen.

Sade, Marquis de: La nouvelle Justine ou les malheurs

de la vertu, suivi de l'histoire de Juliette, sa soeur ou les prospérités du vice. Aufl. von 1797 10 Bände, 4 der „Justine", 6 der „Juliette" angehörend.

Die bekannten obscönen Romane des berüchtigten Marquis (vergl. oben die Besprechung des Buches von Dühren: Der Marquis de Sade u. seine Zeit.)

Sade, Marquis de: La Philosophie dans le boudoir ou les instituteurs immoraux. 1. Aufl. 1795, 2. Aufl. 1805.

Das Hauptthema: Die Erziehung eines jungen Mädchens zum Laster, wird in Form von Dialogen und langen, lebhaften Vorträgen eröffnet, die nur ab und zu von praktischen Ausführungen der gepredigten Ausschweifungen unterbrochen werden. Die Handlung tritt zurück hinter den theoretischen Erörterungen. (Dühren S. 370).

Schaufert, Hippolyt August: Schach dem König. Preisgekröntes Lustspiel. Wien 1869. König Jakob I. lässt sich bestechen durch die Schönheit eines Mädchens, das sich, als Jüngling verkleidet, ihm nähert und von ihm für einen Jüngling gehalten wird.

Schiller, Friedrich, **b. K.** Freundschaft, ein noch ungedruckter Roman: Die Briefe von Julius an Raphael mit einer Stelle leidenschaftlichen Liebesergusses.

Swinburne, Algernon Charles. Anactoria (Poems and Ballads). Dies Gedicht ist als leidenschaftlicher Ausdruck für die Liebe der Sappho aus dem schon im Jahrgang II aufgeführten Buche besonders hervorzuheben.

Tatios, Achilleus: (5. Jahrh. n. Ch.) **b. K.** Kleitophon und Leukippe. Buch II, K. 35: Gespräch zwischen Kleitophon und Menelaos; sie vergleichen die Männer- und Weiberliebe mit einander; der eine schätzt die Umarmung und Küsse des Weibes, der andere die des Jünglings höher.

Tausend und eine Nacht (arabische Erzählungen aus

dem 15. und 16. Jahrh.). Die Geschichte des dritten Kalenders. Adjib tötet, wie prophezeit war, den von ihm geliebten Jüngling aus Zufall. Die Geschichte des Prinzen Kamr. Die Schönheit des Geliebten und der Liebesgenuss, den er gewährt, wird gepriesen.

Theognis (um 540 v. Ch.) **b. K.** Gedichte: Verherrlichung der Lieblingsminne an vielen Stellen.

Tibullus, Albius (geb. um 52 v. Ch.) **b. K.** Elegien: IV und IX an seinen Geliebten Marathus. N. IV: Allgemeine Ratschläge über die Kunst, einen Geliebten zu fesseln, Warnung vor käuflicher Hingabe. N. IX: Klagen über die Untreue seines Geliebten, der sich des Geldes wegen einem alten Mann hingegeben hatte.

Tieck, Ludwig. Der Dichter und sein Freund. Novelle über Shakespeare's Sonette.

Verlaine, Paul, **b. K.** Les hommes, ungedruckte Sammlung erotischer Gedichte über die Männerliebe. Von einem Gedicht: Mille e Tre **b. K.** 3 Strophen abgedruckt. Wohl das Talentvollste, aber auch Kühnste, was über die sinnliche Seite der Männerliebe gedichtet worden ist.

Virgil (Publius Vergilius Maro, 1. Jahrh. v. Ch.) **b. K.** Die Ekloge an Alexis. Die Klagen und die Sehnsucht des Hirten Korydon (Vergil) nach dem ihn verschmähenden Alexis (Alexander, in den Virgil verliebt). Aeneis. Buch V. Der Wettkampf, in welchem Euryalus durch die Aufopferung seines Geliebten Nisus siegt.

Xenophon (um 300 v. Ch.) **b. K.** Habrokomes und Antheia, daraus: Die Erzählung des Habrokomes von seinem Geliebten Hyperanthes, der durch den Aristomachos entführt, von Habrokomes unter Ermordung des Entführers wieder zurückgewonnen, auf der Flucht nach Asien umkommt.

Zola, Emile, Paris (Ed. Charpentier, Paris 1898). Roman. Hyacinthe, der Sohn des vielfachen Millionärs Duvillard, wird als der Vertreter der entarteten Nachkommenschaft des verfaulten reichen Bürgertums geschildert, als ein effeminierter, weichlicher, etwas dummer Konträr-Sexualer, der seine Sucht nach dem Anormalen und Seltsamen überhaupt und seinen Abscheu vor dem Weib (er schwärmt im Namen der Schönheit für die unisexuelle Heirat, die keine Kinder erzeugt, S. 520) in abgeschmackter Selbstgefälligkeit und dünkelhafter Eitelkeit hervorkehrt. Eine Nebenfigur, Bargez, der Hochstapler, ist gleichfalls als Homosexueller gezeichnet, z. vergl. namentlich S. 277, wo er mit seinen beiden „Liebschaften“ (S. 397), einem früheren „italienischen Modell, der zur leichten Existenz der zweifelhaften Berufe hinabgesunken“, und einem unbärtigen, wie ein Mädchen gekämmten Pariser Jüngling den modischen Tingeltangel besucht.

P. S. Ich konnte nur einen Teil der Korrekturen durchsehen und diesen nur in der allergrössten Eile. Ich muss deshalb die Verantwortung für Unrichtigkeiten, Fehler und Unebenheiten ablehnen.

Numa Prätorius.

Der Prozess von Georges Eekhoud wegen seines Romanes „Escal-Vigor".

Georges Eekhoud, der bekannte Schriftsteller, der dem vorjährigen Jahrbuch die interessante Studie über den homosexuellen Bildhauer Duquesnoy gewidmet hatte, ist wegen Angriffs auf die öffentliche Schamhaftigkeit, begangen durch seinen Roman „Escal-Vigor", von der Staatsanwaltschaft in Brügge gerichtlich verfolgt worden. Selbst in Deutschland — trotz der in den letzten Jahren so häufig hervorgetretenen rückschrittlichen Tendenzen und Knebelungsversuche freier künstlerischer Produkte — hätte sich doch kaum ein Staatsanwalt gefunden, der gegen die Veröffentlichung eines solchen Romans eingeschritten wäre. Um so mehr setzt es in Erstaunen, dass dies in dem sonst in jeder Beziehung so freien Belgien möglich war. Noch unbegreiflicher erscheint es, dass gerade das künstlerisch vollendetste Werk des Dichters beanstandet wurde. Nirgends begegnet man bei Eekhoud der Schilderung brutaler Sinnlichkeit, geschweige denn lasciven Darstellungen, überall ist das geschlechtliche Moment idealisiert und künstlerisch verschleiert, aber in gewissen seiner Novellen sind derbere Szenen, gewagtere Situationen homosexuellen Inhalts als in dem poetischen, teilweise von Platonischem Geist durchwehten, wenn auch aus dem feurigen Temperament eines modernen Künstlers herausgewachsenen und von ihm durchglühten „Escal-Vigor" anzutreffen. — In meiner Besprechung von Eek-

hounds Werken im vorjährigen Jahrbuch habe ich „Escal-Vigor“, wie folgt, charakterisiert: — „‚Escal-Vigor‘, vielleicht der schönste, echt künstlerische Urningsroman, der auch, was Aufbau, Geschick der Darstellung, psychologisches Verständnis und lyrischen Schwung anbelangt, als vortrefflich bezeichnet werden muss, behandelt die Liebe eines jungen, mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestatteten Grafen zu Gidon, dem einfachen Bauernburschen, dessen Erziehung der Graf unternimmt, den er zu sich emporhebt und in dem er das Ideal von Jugendschönheit und Charaktergüte findet. — Der Roman gewährt zugleich einen Einblick in die Seelenkämpfe und -Qualen, die ein Homosexueller durchzumachen hat, bis er sich zur Erkenntnis seiner Natur und der Berechtigung seiner Liebe durchgerungen. Er schildert sodann nicht nur die Entwicklung der Leidenschaft des Grafen zu Gidon, sondern auch den Eindruck dieser Leidenschaft auf die Umgebung und den Ansturm der Vorurteile gegen sie. Ueberall begegnet der Graf dem Misstrauen, der Verleumdung, der Bosheit und dem Hass; nur eine Frau, die ihn hoffnungslos liebt, vermag ihm Mitleid und Verständnis entgegenzubringen. In einer grandiosen Schlussszene prachtvollen Kolorits wird der tragische Untergang des Geliebten dargestellt, der an einem Tage allgemeiner Volksbelustigung, wo die entfesselte Sinnlichkeit des Volkes wahre Orgien feiert, durch wütende Frauen — echte Mänaden — getötet wird.“ — Ich will dieser damaligen Charakteristik noch Folgendes hinzufügen:

In dem Roman wird nirgends ein geschlechtlicher Akt zwischen dem Grafen und Gidon angedeutet, geschweige denn ausgemalt, das einzige sinnliche Vorkommnis ist eine Umarmung Beider, als der Graf dem Jungen seine Liebe gestanden. Das ganze Verhältnis wird von Eekhoud nicht als grobsinnliches, sondern im

Sinne des Platonischen Eros als eine edle Leidenschaft, als eine das Wohl und Beste des Geliebten, seine Bildung und Vervollkommnung bezweckende Zuneigung aufgefasst. Gerade um jede Missdeutung auszuschliessen, hat der Dichter den Diener des Grafen, den Schurken Laudrillon, dessen gemeine Seele, unfähig, die wahre Natur des Bundes zwischen seinem Herrn und Gidon zu verstehen, ihn nur durch Motive der Lüsternheit und niedrigster Geschlechtlichkeit zu erklären vermag, mit besonderer Verachtung gezeichnet. — Eekhoud hat in seinem Roman nicht nur das homosexuelle Problem behandelt, sondern auch den religiösen Fanatismus, die engherzige, an dem Buchstaben klebende Orthodoxie und die heuchlerische Scheinheiligkeit in oft sehr herben Worten gegeisselt. — Man wird sich nicht irren, wenn man den Grund der Verfolgung und jedenfalls der Anzeige nicht so sehr in einer Aergernisnahme an dem homosexuellen Inhalt des Romans erblickt, als in dem Streben, den in dem Werke unverhüllt sich entfaltenden freiheitlichen Geist zu knebeln. — Die Anzeige an die Staatsanwaltschaft erfolgte im Sommer 1899 seitens eines Sittlichkeitsvereins in Brügge. — Die Untersuchung dauerte monatelang und erst am 24. Oktober 1900 kam die Sache vor dem Schwurgericht zu Brügge zur Verhandlung. Eine grosse Anzahl französischer Schriftsteller — über Hundert — und verschiedene ausländische, darunter die glänzendsten Namen der Kunst und Litteratur, Männer aller Konfessionen und aller Richtungen, veröffentlichten folgende Protesterklärung:

„Georges Eekhoud, dessen gesamte Werke ernst und gewissenhaft sind, hat eine Studie herausgegeben, die wie seine übrigen Schriftwerke nur von dem philosophischen und künstlerischen Streben erfüllt ist: ‚Escal-Vigor'. Trotzdem wird dieses Buch als gegen die guten Sitten verstossend verfolgt. Bei dieser Gelegenheit fühlen sich

die unterzeichneten französischen Schriftsteller verpflichtet, ihrem Kollegen Eekhoud ihre Hochachtung zum Ausdruck zu bringen und sie bedauern den Angriff, der an seiner Person gegen die Freiheit der Kunst und des Gedankens unternommen worden ist."

Um die Aufrechterhaltung der Anklage zu ermöglichen, hat die Behörde nicht nur das, was in dem Roman geschieht und geschildert wird, beanstandet — denn dies hätte keinesfalls genügt — sondern vermutete Absichten und etwaige geschlechtliche Handlungen den Personen des Romans untergeschoben.

Ueber den Verlauf der Verhandlung berichtet Eekhoud selber in der Dezembernummer des ‚Mercure de France'. Er sagt unter Anderm: „Im Gefühl meiner reinen Absichten und meines guten Gewissens hatte ich während der Voruntersuchung der Behörde auf ihr Verlangen hin gewisse Spezialwerke geliehen, aus welchen ich einige ergreifende Offenbarungen über den Zustand beständiger moralischer Tortur der Invertierten entnommen hatte. Was that die Staatsanwaltschaft? Sie liess die psychologischen und seelischen Ergebnisse, die einzigen, die mich in diesen Büchern für die Ausarbeitung meines Romans interessiert hatten, bei Seite, suchte und hob in den gesamten Schriften alle widrigen Einzelheiten, alle Beschreibungen der rein geschlechtlichen Praktiken hervor und schrieb dann den beiden Helden aus ‚Escal-Vigor' die Gesamtheit aller physiologischen Exzesse zu, welche die Aerzte aufzählen. Sie wollte mich verurteilen lassen nicht wegen dessen, was ich geschrieben, sondern was ich hätte schreiben können."

Zwei Irrenärzte waren von der Anklage als Sachverständige geladen, welche „Escal-Vigor" wegen des darin behandelten Problems für sozial schädlich erklärten.

Gegenüber diesen Sachverständigen bekundeten etwa 20 Zeugen der Verteidigung: Schriftsteller, Universitäts-

professoren, Kritiker u. s. w. — die bekanntesten Namen der Kunst und Litteratur Belgiens — den Kunstwert und den sittlichen Ernst des Romans. „Unter den Zeugen, berichtet Eekhoud, waren strenggläubige Katholiken und Künstler, mit denen ich mich schon in Konflikt oder wenigstens in Meinungsverschiedenheit befunden hatte. Alle aber brachten mir den Ausdruck ihrer Achtung und litterarischen Solidarität, einmütig die beleidigende und phantasievolle Deutung zurückweisend, welche die Anklage und ihre Helfershelfer „Escal-Vigor“ gegeben hatten. Die Staatsanwaltschaft hatte kein Glück. Sie hatte sich geschmeichelt, wenigstens einen Künstler den von der Verteidigung geladenen gegenüberstellen zu können, sie brachte mir aber nur ein Zeugnis der Achtung mehr. Georges Virrès, der bekannte katholische Schriftsteller, obgleich er von seinem Standpunkt als Katholik gewisse Vorbehalte über die philosophische Tragweite meines Buches machte, weigerte sich dennoch wie die übrigen, in diesem etwas Anderes als ein Kunstwerk zu sehen und wies ebenso energisch wie die Zeugen der Verteidigung die von den sogenannten Wächtern der öffentlichen Sittlichkeit erdachten Scheusslichkeiten zurück.“

Nach einer glänzenden Verteidigungsrede des in Belgien rühmlichst bekannten Schriftstellers und Advokaten Edmond Picard wurde Eekhoud, wie es ja geschehen musste, freigesprochen.

Auch das wissenschaftlich-humanitäre Komité hatte ein Gutachten über den Roman vom medizinischen Standpunkt aus eingesandt. Dasselbe wurde jedoch zu spät von Eekhoud einverlangt, um noch übersetzt und in der Verhandlung benützt werden zu können. Eekhoud will dasselbe in der nächsten Auflage des Romans als Einleitung veröffentlichen. In dem Gutachten wurde hervorgehoben, dass Eekhoud nicht etwa ein Laster verherrlicht, sondern nur eine angeborene, höchstens als krankhaft,

aber nicht als verbrecherisch zu bezeichnende Neigung behandelt habe, dass dieser Trieb ebenso wie die normale Liebe eine edlere, idealere Seite aufweise, dass Eekhoud gerade einen geistig und sittlich höher stehenden Homosexuellen zum Helden gewählt habe, dass von einer unsittlichen oder gar unzüchtigen Tendenz nicht im Entferntesten die Rede sein könne, dass, wenn man von Tendenz bei einem Kunstwerk wie Escal-Vigor überhaupt sprechen wolle, diese nur dahin gehe, den sinnlichen und geschlechtlichen Charakter der Homosexualität des Helden in einer Weise in den Hintergrund zu stellen, wie es in der Wirklichkeit beim Homosexuellen nicht oft der Fall wäre.

Der Prozess hat ganz andere Folgen gehabt, als die Feinde Eekhouds erwartet hatten. Der Dichter ist nicht nur freigesprochen, sondern sein Name weit über Belgiens Grenzen hinaus bekannt geworden. Sein Buch hat in den letzten Monaten rasch die 5. Auflage erlebt.

Dr. jur. Numa Prätorius.

Zeitungsausschnitte.

Vorbemerkung.

Wir bringen auch dieses Mal der Tagespresse der letzten und früheren Jahre entnommene Mitteilungen, in bunter Reihenfolge, wie wir sie erhielten. Den Damen und Herren, welche sie übersandten, verbindlichsten Dank! Auch diejenigen, deren Zusendungen hier nicht abgedruckt sind, zum Teil aus dem Grunde, weil sie zu wenig Charakteristisches enthielten, bitten wir um weitere Ueberweisungen.

Ein Mädchen in Männerkleidern. Vor dem Gebäude der Polizeidirektion in Wien promenierte ein junger, bartloser Mann, der sich durch sein scheues Benehmen auffällig machte. Er schien unschlüssig zu sein, ob er das Gebäude betreten solle oder nicht. Ein Polizeiagent, der den Betreffenden eine Weile beobachtet hatte, trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er vielleicht etwas suche, worauf der junge Mann erwiderte, er wünsche ein Arbeitsbuch von der Polizei zu erhalten, man habe ihn vom Magistrat hierher gewiesen. Man führte den jungen Mann zum Stadtkommissariat, dort konnte aber seinem Wunsche nicht entsprochen werden, da er keinerlei Dokumente vorzulegen im Stande war. Bei dem Protokoll, das mit ihm nun aufgenommen wurde, war sein ganzes Gehaben so eigentümlich, dass der Polizeibeamte auf die Idee kam, der junge Mann sei eigentlich ein — Frauenzimmer. Als der Beamte diesem Verdachte Ausdruck gab, gestand alsbald der „junge Mann" unter Thränen, ein Mädchen zu sein. Aus den weiteren Geständnissen ging hervor, dass dieses Mädchen seit dritthalb Jahren nur

Männerkleider getragen habe. Als Grund der Verkleidung gab das Mädchen an, dass es als Magd bei den Bauern, bei denen es diente, sehr viel Nachstellungen ausgesetzt sei. Die letzte Zeit habe es als „Feldarbeiter“ das Leben gefristet, und auf dem Lande habe Niemand sein wahres Geschlecht geahnt. Da die Angaben des Mädchens, das weder schreiben noch lesen konnte, doch Argwohn erweckten, leitete die Polizei Erhebungen ein. Dieselben ergaben, dass das Mädchen, dessen geistige Entwickelung sehr zurückgeblieben ist, sich in allen Angaben an die Wahrheit gehalten und nichts Böses angestellt oder im Sinne hatte. Als arbeits- und subsistenzlos wird nun das Mädchen in die Heimatsgemeinde gebracht und ihm auch bedeutet werden, dass es nicht mehr in Männerkleidern einhergehen dürfe. (20. 8. 99.)

Mainz, 12. Mai 1900. Einer geradezu unglaublich gemeinen Erpressung ist ein hiesiger Handlungsgehülfe zum Opfer gefallen. Derselbe gewährte dem 25jährigen Hammerschmied Karl Bernhard Braun aus Pöllnitz Nachtquartier in seinem Zimmer und soll sich dabei gegen den § 175 Str.-G.-B. vergangen haben. Braun schwindelte dem Handlungsgehülfen nun vor, er sei ein Detektiv aus Wiesbaden und mit seiner Ueberwachung betraut. Da er ihn jetzt auf frischer That abgefasst habe, so werde er Anzeige erstatten. Durch diese Drohungen gelang es dem Gauner, von dem Handlungsgehülfen in kurzer Zeit dessen ganze Ersparnisse im Betrage von Mk. 1000 zu erpressen. Da er aber immer noch mehr verlangte, zeigte der Düpierte endlich die Sache dem Gericht an, das in seiner gestrigen Verhandlung vor der Strafkammer den Braun in Anbetracht der Gemeingefährlichkeit seines Treibens zu drei Jahren Gefängnis verurteilte und ihm die Ehrenrechte auf die gleiche Dauer aberkannte.

Der Anführer einer frechen Erpresserbande, welche namentlich den Tiergarten unsicher zu machen pflegte, ist soeben in der Person des Kellners Rudolph Priebe gefänglich eingezogen worden. In polizeilichen Kreisen wird P. als der „Schrecken des Tiergartens“ bezeichnet. Er hat erst vor kurzer Zeit ein Jahr und neun Monate Gefängnis wegen Erpressung abgebüsst, nach seiner Haftentlassung aber sofort sein schändliches Gewerbe wieder aufgenommen. Seine Thätigkeit bestand besonders darin, dass er sich mit seinen Komplizen in der Nähe entlegener Partieen des Tiergartens in den Hinterhalt legte und einsam promenierenden Herren auflauerte, die alsdann belästigt und mit frechen Erpressungsversuchen wegen angeblicher lasterhafter Ausschweifungen verfolgt

wurden. Das Manöver blieb selten ohne Erfolg, weil die Opfer den öffentlichen Skandal fürchteten. Der letzte Fall, welcher zur Verhaftung führte, betraf einen Kaufmann aus einer der fashionablesten Strassen in der Nähe des Königsplatzes. Der Kaufmann hatte auch zunächst ein Lösegeld gezahlt, als aber die Forderungen immer frecher wurden, griff er zu dem allein richtigen Mittel, der Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.

Eine Verlobung, die in ihrer Art vereinzelt dastehen dürfte, hat eine Beamtenfamilie in grosse Bestürzung versetzt. Vor kurzem machte die 17jährige Tochter auf einem Balle die Bekanntschaft eines jungen Seemannes, der durch seine schmucke Uniform und seine angenehmen Manieren sofort ihr Herz gewann. Der hübsche Matrose war, wie er erzählte, auf längere Zeit beurlaubt. Nach einigen Wochen schon willigten die Eltern in eine Verlobung, die auch regelrecht bei Musik und Tanz gefeiert wurde. Eines Tages war der Seemann verschwunden. Als sich die verlassene Braut an Verwandte wendete, von denen der Bräutigam früher gelegentlich gesprochen hatte, erfuhr sie zu ihrer grenzenlosen Ueberraschung, dass der Auserwählte ihres Herzens gar kein Mann, sondern weiblichen Geschlechts sei. Da das junge Mädchen hieran nicht glauben wollte, wurde ein Zusammentreffen mit dem Bräutigam, der Berlin noch gar nicht verlassen hatte, ermöglicht. Hier erschien der Bräutigam, der keine Ahnung hatte, wer ihn erwartete, in weiblicher Kleidung. Wie sich jetzt herausgestellt hat, ist der Verlobte im Unterrock derselbe weibliche Matrose, der, wie jüngst berichtet wurde, einen Schneidermeister im Norden mit zwei Matrosen-Anzügen prellte. Der Person sieht man allerdings kaum an, dass sie zu Evas Geschlecht gehört. Männliche Gesichtszüge, kurzgeschnittenes Haar erleichtern die Maskerade ganz bedeutend. Die Eltern sind dem Treiben ihrer Tochter gegenüber völlig machtlos. (21. 9. 1898.)

In Damenkleidern. Welche Sumpfpflanzen in der Grossstadtluft gedeihen, zeigte eine Diebstahlsanklage, die gestern vor dem Schöffengericht gegen einen Schneidergesellen Namens Julius Schulz verhandelt wurde. Der Angeklagte, ein Mensch mit ganz weibischen Gesichtszügen und Körperbewegungen, ist, wie aus seinem Strafregister hervorgeht, schon ein halbes Dutzend Mal mit Haft bestraft worden, weil er in Damenkleidern Strassen durchstreift und groben Unfug verübt. Jetzt stand er unter der Anklage, einen Radmantel, einen Damenhut und eine Perrücke gestohlen zu haben,

welche Eigentum eines Tafeldeckers waren. Dieser, sowie die übrigen drei vernommenen Zeugen gehörten nun aber, wie die Verhandlung ergab, sämtlich zu derselben Spezies von jungen Männern, welche sich in Damenkleidern des Abends in den Strassen Berlins umhertreiben. Der Angeklagte wie die Zeugen machten kein Hehl aus ihrer Vorliebe für die weibliche Tracht, und der Erstere verkündete mit einem gewissen Stolz, dass er in seinen Kreisen als „Julchen" weit bekannt sei, während die Belastungszeugen die Ehrennamen „Schlamassel-Jette", „Tiger-Dame" und „Plansch-Guste" führen. Bei dieser Maskerade ist es natürlich auf unsauberen Erwerb abgesehen. Interessant ist es jedenfalls, dass der Angeklagte behauptete, die von ihm angeblich gestohlenen Damensachen seien ihm zur Benutzung bei dem grossen Ball geliehen worden, welchen die Herren und „Damen" dieser Art alljährlich abzuhalten pflegen. Behufs weiterer Aufklärung musste die Verhandlung vertagt werden.

Eine neue Sekte der „Mannweiber" hat sich, wie wir den „St. Louis News" entnehmen, in diesem Monat in St. Louis gebildet. Diese sonderbare Vereinigung wurde von einigen älteren unverheirateten Damen des high life gegründet und zwar zum Beweise dessen, dass die Frauenwelt keineswegs zum Leiden, zum Dulden dem Manne gegenüber als das schwächere Geschlecht geboren sei. Die hagestolzen Damen, welche schon mehr als hundert Anhängerinnen ihrer Tendenzen gefunden haben sollen, leben nach folgendem Programm: Jedes Weib, welches der Vereinigung beitritt, muss sich verpflichten, Männerkleidung zu tragen, zu rauchen, zu trinken, wie die Männer, und wöchentlich zweimal des Abends im Klubhause zu erscheinen. Der Strickstrumpf und die Nadel sind verbannt aus dem Kreise der emanzipationslustigen Frauen, während Reiten, Fechten und Turnen die erste Stelle in dem Vereinsprogramm einnehmen. Jedes Mitglied, welches in die Ehe tritt, wird ausgestossen Mit einem religiösen Nimbus sucht sich diese Sekte dadurch zu umgeben, dass sie sich eine Patriarchin als Oberhaupt gewählt hat, welche jeden Monat einmal sechs Stunden ohne Unterbrechung nach einem Religionskodex, der sich aus christlichen und muhamedanischen Glaubenssätzen aufbaut, predigen muss. (19. 12. 90.)

Chemnitz, 22. Dezember. Ein eigentümlicher Erpressungsprozess, der durch die begleitenden Umstände die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, gelangte in den letzten Tagen

hier zur Aburteilung. Seitens eines übel beleumundeten jungen Menschen, des berufslosen Paul Heinrich Prengel, wurden an die Witwe eines im April verstorbenen, zu Lebzeiten hochgeachteten hiesigen Kaufmanns Geldforderungen gestellt, die diese Dame schliesslich bewogen, die Hilfe der Staatsanwaltschaft anzurufen. Es ergab sich jetzt, dass der genannte Bursche, der übrigens aus ehrenwerter Familie stammt, dem verstorbenen Kaufmann in der Zeit vom Februar 1889 bis März 1891 nicht weniger als 40000 Mk. abgepresst hat. Der Verstorbene scheint völlig im Banne des Prengel gestanden zu haben, denn sobald er diesen Taugenichts erblickte, liess er ihm unter den Zeichen äusserster Furcht grössere Geldbeträge einhändigen. Aber Prengel hatte nur das Erbe eines „Freundes“ angetreten, eines jetzt verstorbenen Lehrlings im Geschäft jenes Kaufmanns, der seinem Lehrherrn gleichfalls 20000 Mk. abpresste. Dieser junge Verbrecher hat auf dem Sterbebette den Prengel gebeten, nun dem Kaufmann weitere Gelder nicht mehr abzupressen. Prengel hat sich daran jedoch nicht gekehrt, sondern sein verbrecherisches Treiben fortgesetzt und selbst, wie bemerkt, nach dem Tode des Kaufmanns die trauernde Witwe nicht verschont. Welche Gründe der Kaufmann hatte, zu den Erpressungen still zu schweigen, ist durch die Gerichtsverhandlung nicht genügend aufgeklärt. Prengel hat die erhaltenen Summen in der unsinnigsten Weise vergeudet, unter Anderem seinen Hund mit Champagner getränkt. Der Verbrecher wurde zu 4 Jahren 3 Monaten Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurteilt.

Eine dunkle Geschichte. Am letzten Sonntag wurde in Perleberg ein Mann zu Grabe getragen, der aus einem recht eigentümlichen Grunde seinem Leben ein Ende gesetzt. Während der Feiertage erschoss sich in Birnbaum (Posen) der 32jährige Amtsrichter und Leutnant der Reserve Carl Thiele, ohne dass man zunächst für die unselige That des hoffnungsvollen jungen Mannes irgendwelchen Anhalt hatte. Wie nun verlautet, soll folgender Vorgang den Amtsrichter veranlasst haben, in den Tod zu gehen. Während seiner Studienzeit verkehrte Th. sehr intim mit einem Kommilitonen, und beide hatten sich auf Ehrenwort verpflichtet, niemals zu heiraten. Trotzdem verlobte sich Th. vor Kurzem und machte auch seinem Freunde hiervon Mitteilung. Dieser machte ihm nun die schwersten Vorwürfe, auch der Braut liess er Mitteilung zukommen. Th. wusste sich wohl keinen anderen Rat als den Revolver. — Zum Begräbnis war auch der erwähnte

„Freund" erschienen. Tags darauf kaufte derselbe drei Grabstellen in unmittelbarer Nähe der Gruft des freiwillig aus dem Leben Geschiedenen. — Wer soll wohl hier seine ewige Ruhe finden?

Ein Mann — ein Weib. In der Zirkusgasse in der Leopoldstadt wurde Sonntag auf offener Strasse ein dürftig gekleideter Mann in tiefstem Schlafe gemächlich hingestreckt aufgefunden, und es bedurfte nicht erst langer Beobachtung, um zu erkennen, dass der Schläfer einen Kapitalsrausch hatte. Der Wachmann, der den Mann wecken wollte, hatte nicht geringe Mühe, denselben auf die Beine zu stellen und auf das Kommissariat zu eskortieren; dort musste der Betrunkene vorerst in eine Zelle gebracht werden, damit er sich ernüchtere. Ueber Nacht war von dem Häftling der Rausch einigermassen gewichen, und nun begann die polizeiübliche Prozedur: ärztliche Visitation, Abnahme der Generalien etc. Der Arzt machte gleich an dem Manne eine Entdeckung, die ihn nicht wenig verdutzt machte; er konstatierte nämlich, dass der Arrestant keineswegs ein Mann, sondern ein Weib war. Im Verlaufe des unmittelbar nach dieser überraschenden Feststellung aufgenommenen Verhörs gab diese merkwürdige Frau offen zu, dass sie schon seit dreissig Jahren in Männerkleidern herumgehe . . . Die Frau nannte sich P. E., ist gegenwärtig 53 Jahre alt, wohnt in der Haidgasse Nr. 10 bei einem Schuhmacher und brachte sich kümmerlich als Harfenist fort. Sie ist angeblich die Tochter eines höheren Offiziers, nach dessen Tode sie in's Waisenhaus gebracht wurde, welches sie noch im jugendlichen Alter verliess. Nun war sie, da ihr die Mutter fehlte und sie weder Mittel noch an Verwandten eine Stütze besass, darauf angewiesen, sich einen Erwerb zu suchen. Da kam ihr, der von aller Welt Verlassenen und über ihre Hässlichkeit Verbitterten, der sonderbare Einfall, die Frauenkleider abzulegen. So wurde aus dem Fräulein Paula ein Paul E. Da sie das Violinspielen gelernt hatte, blieb sie bei der Musik und zog nun von Lokal zu Lokal, bald allein, bald in Gesellschaft, von dem Erträgnisse ihrer „Kunst" stets kümmerlich genug lebend . . . Die Polizeibehörde wird nach dieser Sachlage gegen P. E. die Anzeige wegen Falschmeldung an das Bezirksgericht leiten.

Aus dem Dunkel des Tiergartens. (23. 9. 1900.) Das Treiben des lichtscheuen Gesindels, welches den Tiergarten so oft unsicher macht, erhielt eine grelle Beleuchtung durch eine gestern vor dem Schwurgericht des Landgerichts I verhandelte Anklage wegen Raubes. Auf der Anklagebank sassen der noch jugend-

liche Hausdiener Emil Gräber, der Schlächter Paul Schleicher und der Klempner Otto Sadrinna, von denen die beiden Letztgenannten der Kriminalpolizei schon längere Zeit als Verbrecher bekannt sind, die in sittlicher Beziehung auf der niedrigsten Stufe stehen. Nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme, die unter Ausschluss der Oeffentlichkeit stattfand, hat Gräber im Tiergarten Gelegenheit gesucht und gefunden, mit einem Techniker ein Gespräch anzuknüpfen und diesen so für sich zu interessieren, dass der Fremde sich herbeiliess, ihn mit in den Pariser Keller zu nehmen und, da er über Hunger klagte, dort auf seine Kosten speisen zu lassen. Beide gingen darauf wieder in den Tiergarten und setzten sich auf eine Bank in der Nähe des Brandenburger Thores. Neben ihnen nahmen bald noch zwei Personen Platz, die plötzlich dem Techniker die Arme festhielten und ihn so in die Notlage brachten, ruhig zu dulden, dass man ihm das Portemonnaie wegnahm. Es gelang der Kriminalpolizei nach ganz kurzer Zeit, noch im Tiergarten, den ersten Angeklagten festzunehmen. Aus den Beschreibungen, die der Beraubte von den beiden anderen Männern gab, ersah Kriminalkommissar v. Tresckow, dass es sich nur um die beiden letzten Angeklagten handeln könnte; er liess diese festnehmen und sie wurden dann auch von dem Belastungszeugen wiedererkannt. Das Trifolium hatte ein ganzes Lügengebäude errichtet und glaubte, durch die Irrgänge desselben dem Staatsanwalt entschlüpfen zu können. Sie hatten sich getäuscht, denn auf Grund des Wahrspruches der Geschworenen verurteilte der Gerichtshof den Angeklagten Gräber zu 2 Jahren Gefängnis, die beiden anderen Angeklagten zu je 5 Jahren Zuchthaus.

Von einem geheimnisvollen Doppelselbstmord meldet unser es-Korrespondent aus Werdau in Sachsen. Zwei dortige junge Handwerksgehilfen, der Barbiergehilfe Alfred Wolf und der Müllergeselle Gebert, haben sich durch Erschiessen entleibt. Die Beweggründe zu der That stehen noch nicht fest. Durch Inserate in den Werdauer Lokalblättern nahmen die Selbstmörder herzlichen Abschied von allen Freunden und Bekannten. Nachmittags in der zweiten Stunde begaben sie sich in die Dachkammer Wolfs, zogen die besten Anzüge und frische Wäsche an, legten sich zusammen auf das Bett, und bald darauf krachten zwei Schüsse. Die Hinzueilenden, der Hauswirt und der Prinzipal des Barbiergehilfen, fanden die Selbstmörder bereits entseelt vor. Gebert hatte sich mit einem Teschin, Wolf mit einem Revolver in die linke Schläfe geschossen.

(3. 2. 1900.)

Aus dem Gerichtssaal. Die Verhandlung gegen eine aus 8 Köpfen bestehende Diebesbande, welche gestern die 4. Strafkammer des Landgerichts I beschäftigte, gestattete Einblicke in das entsetzliche Treiben eines lichtscheuen Gesindels. Angeklagt waren 1. der Schlächtergeselle Wilhelm Hosemann (mit Spitznamen „Die Hosemannsche"), 2. der Stepper Karl Aug. Hildebrandt (Spitzname „Die Olle"), 3. der Schlächtergeselle Gust. Schonert („Die Schöne"), 4. der Hausdiener Gustav Grimm („Die Schminkjuste"), 5. der Hausdiener Wilhelm Lübke („Lockenrieke"), 6. der Hausdiener Gustav Hermann Holweg („Seiden-Guste"), 7. der Büffetier Heinrich Suhr und 8. der Hausdiener Ernst Julius Koschinski („Der Leutnant"). Schon die Spitznamen der Angeklagten, die sich wegen bandenmässigen Diebstahls zu verantworten hatten, zeigen deutlich, wess Geistes Kinder sie sind; zum Ueberfluss brachte der Vorsitzende noch zur Sprache, dass sie sämtlich noch in verschiedenen Lokalen, namentlich auch im Luisenstädtischen Konzerthause, in Frauenkleidern Bälle zu besuchen pflegten. Sämtliche Angeklagte gruppierten sich um Hildebrandt, bei dem verschiedene von ihnen wohnten. Bei Hildebrandt wurden dann auch die Raubzüge geplant und besprochen, die sie in verschiedenen Gruppen durch die Strassen Berlins unternahmen. Sie pflegten die grossen Warenhäuser zu besuchen; einer von ihnen unterhandelte zum Schein wegen Ankaufes irgend eines Gegenstandes, und diese Zeit benutzten die Helfershelfer, um unbemerkt Waren der verschiedensten Art verschwinden zu lassen. Als die Polizei bei Hildebrandt Hausdurchsuchung abhielt, fand sie ein ganzes Warenlager gestohlener Gegenstände, welche gestern, in drei grosse Reisekörbe verpackt, dem Gerichtshof vorgeführt wurden: hohe Ständerlampen mit Phantasieschirmen, Statuetten aus Bronze und Kupfer, Majolikateller, Damenumhänge, 45 Paar Lackstiefel usw. In der Weihnachtszeit stahlen sie besonders Gänse, Hasen, Pfefferkuchen usw. Das Urteil lautete gegen Hildebrandt auf 4 Jahre Zuchthaus, gegen Grimm und Lübke auf je $2^1/_2$ Jahre Gefängnis, gegen Schonert auf 6 Monate, gegen Holweg auf 4 Monate (unter Anrechnung von 2 Monaten), gegen Suhr auf 1 Monat, gegen Koschinski auf 6 Wochen Gefängnis. Bei den beiden zuletzt Genannten wurde die Strafe als verbüsst erachtet. Hosemann wurde freigesprochen. (Tägl. Rundsch. 20. 3. 1898.)

---

42 Jahre in Männerkleidern. Aus London schreibt man: Catharina Coombes hat keine Armee befehligt, hat das Vaterland nicht gerettet, läuft keine Gefahr, verbrannt, und hat wenig Aussicht, heilig gesprochen zu werden. Aber sie hat 42 Jahre als

Maler in Männerkleidern gelebt und gearbeitet, obendrein, ohne dass die Welt ihre Weiblichkeit ahnte. Erst jetzt, als im Alter von 63 Jahren Arbeitsunfähigkeit sie ins Armenhaus von West Ham trieb, ist ihr Geheimnis an den Tag gekommen. Man hielt sie nicht für recht gescheidt, als sie ihr Gesuch um Aufnahme in die Anstalt mit den Worten begann: „Ich bin eine Frau." Sie fuhr jedoch unbeirrt fort: „Ich bin geboren in Axbridge in der Grafschaft Somerset im Jahre 1834 und habe in der Töchterschule von Cheltenham eine vortreffliche Erziehung genossen. Unglücklicherweise heiratete ich, kaum 16 Jahre alt, meinen Vetter, und seiner schlechten Behandlung wegen trage ich seit über vierzig Jahren Männerkleidung. Er war ein Taugenichts, der, nachdem er mein kleines Vermögen durchgebracht hatte, seinen Aerger täglich in der rohesten Weise an mir auszulassen suchte. Ich lief ihm weg, aber er folgte mir überall hin. Schliesslich wusste ich nun, um mich vor ihm zu verbergen, keinen anderen Rat, als die Kleidung anzunehmen, die ich seitdem getragen habe. Unter dem Namen Charles Wilson wurde ich Stubenmaler und habe als solcher über ein Menschenalter wöchentlich über 2 Pfund Sterling (40 Mark) verdient. Ich hatte den ganzen Tag über auswärts zu thun. Ein und dasselbe Mädchen hatte 13 Jahre lang meine kleine Wirtschaft geführt. Sie so wenig wie irgend jemand Anderer hatte je daran gezweifelt, dass ich dem Geschlecht angehörte, dessen Kleider ich trug. Jetzt bin ich alt und müde."

(12. 9. 1899.)

Braunschweig, 11. Dezember. Grosses Aufsehen erregt hier das Verschwinden eines höheren Beamten des herzoglichen Finanzkollegiums, des Regierungsrats W. Derselbe wird der Uebertretung des § 175 des Reichsstrafgesetzbuches beschuldigt und hatte ein gerichtliches Einschreiten zu gewärtigen. Man bringt hier die Sache in Zusammenhang mit der Verhaftung des Kaufmanns P. R., der gleicher Vergehen beschuldigt wird.

Wegen mehrfacher Verbrechen im Sinne des § 175 des Strafgesetzbuchs wurde am Sonnabend der Kaufmann E. W. aus Braunschweig bei seiner Ankunft in Berlin verhaftet. Zu denjenigen Männern, welche mit dem Verhafteten Beziehungen unterhalten haben, gehört ein Hofschauspieler in Braunschweig. Die Verhaftung erfolgte auf Requisition der dortigen Polizeibehörde, welcher der Verhaftete auch zugeführt werden wird. Im Besitze des sonst als mittellos geltenden Mannes wurden bei der Verhaftung 10 000 Mk. gefunden, die er auf der Eisenbahnfahrt von Braunschweig nach

Berlin von einem ihm unbekannten mitreisenden Herrn geschenkt erhalten haben will, eine Angabe, die auf erhebliche Zweifel stösst.

Der wegen Sittlichkeitsverbrechen hier verhaftete Kaufmann E. W. (vergl. unsere gestrige Morgenausgabe) ist, wie das Braunschweiger Tgbl. meldet, aus Wolfenbüttel gebürtig und mehrerer der ihm zur Last gelegten Strafthaten geständig. Der in unserem Bericht erwähnte Mitschuldige des W. soll dem zitierten Blatte zufolge nicht Mitglied des herzoglichen Hoftheaters zu Braunschweig sein.

Frankfurt a. M., 30 April. Eine Familientragödie. Von unserem ***-Korrespondenten wird uns aus Paris, 29. April, geschrieben: C'est beau, un beau crime! Das Wort ist historisch. Der Name seines Autors ist mir entfallen, aber ich weiss, dass es einem berühmten Franzosen, einem Juristen, Philosophen oder Volksvertreter zugeschrieben wird. Wenn dieser Mann zufällig noch lebt, so wird er von dem Verbrechen, welches das Tagesgespräch in Paris bildet, ästhetisch befriedigt sein. Es ist wirklich einmal wieder ein „schönes“ Verbrechen, die Ermordung des siebzehnjährigen Kellnerburschen Eugène Vasseur. Am letzten Samstag wurde die Leiche im Gehölz von Vincennes, nahe der dort über das Plateau von Gravelle führenden Landstrasse gefunden. Kein Wertgegenstand und kein Papier, das sich am Thatorte gefunden hätte, gestattete im ersten Augenblick die Identität des Toten festzustellen. Derselbe war, wie der seinen Hals umschnürende Strick bewies, an Erstickung gestorben. Vielleicht hatte er durch Selbstmord geendet, vielleicht hatte er sich an dem Baum, unter welchem er lag erhängt. Doch nein! Dann wäre der Strick langfaserig zerrissen, und das obere Ende wäre noch an einem Baumast befestigt gewesen. Dieses abgerissene Ende jedoch existierte nicht, und das Stück, welches die Kehle des Toten zusammenpresste, war glatt abgeschnitten. Mithin lag ein Mord vor. Der junge Mensch war im einsamen Gehölz überfallen, wahrscheinlich angegriffen und erdrosselt worden. Die Persönlichkeit des Ermordeten wurde ziemlich rasch ermittelt. Ein schmutziges Stück Briefpapier, das sich in seiner Hosentasche fand, enthielt zwei halbverwischte Bleistiftnotizen: die Adressen eines Logiswirtes und eines Weinschänken in einer südlichen Vorstadt. Zur Morgue geführt und der Leiche gegenüber gestellt, wusste der Herbergswirt sich nicht zu erinnern, dass er den Toten jemals gesehen habe, der Weinschänke dagegen glaubte, einen seit längerer Zeit stellenlosen Kellner zu erkennen, der in Gesellschaft

gewisser übel beleumundeter junger Leute mehrmals in seinem Lokale gewesen war. Die Kriminalbehörde nahm die betreffenden jungen Taugenichtse ins Verhör, und einer derselben erklärte sofort, der Tote sei sein Freund Eugène Vasseur, der seit Jahren von seinen Eltern verstossene Sohn eines Weinwirts im Faubourg Saint-Denis, nahe dem Boulevard de Lachavelle. Man berief den Vater zur Morgue, und ohne mit den Wimpern zu zucken, sagte derselbe beim Anblick der Leiche: „In der That, das ist mein Sohn. Dass er so endete, wundert mich nicht. Er war ein unverbesserlicher Thunichtgut, die Schande und der Kummer seiner Familie. Nun er tot ist, brauchen wir nicht mehr zu fürchten, ihn als Verbrecher vor Gericht zu sehen.“ Sprach's, wandte der Leiche achselzuckend den Rücken und ging sichtbar erleichtert davon. Ueber den Mörder hatte der alte Biedermann nur die Vermutung, dass es einer der Kumpane seines Sohnes gewesen sein dürfte, einer der Strolche, welche denselben Lastern fröhnten wie der Tote, ein junger Strolch, der den Mitwisser eines Verbrechens beseitigen oder sich aus sinnlicher Leidenschaft „wegen Untreue“ rächen wollte. Die Polizei griff auf die betreffenden jungen Leute zurück. Einer derselben begann damit, dass er sein Alibi in unanfechtbarer Weise nachwies und sich somit vor dem Verdacht der Thäterschaft sicher stellte. Sodann erzählte er, dass er zuletzt am Donnerstag Nachmittags mit Eugène Vasseur zusammen getroffen und dass dieser ihm gesagt habe, ihm sei eine Stellung als Aufwärter bei einem Gastwirt in der Nähe von Vincennes angeboten worden. Sein Vetter, ein Eisenbahn-Beamter Namens B o u c h e r, habe das Engagement vermittelt und wolle ihn am nächsten Tage jenem Gastwirt vorstellen. Eigentlich habe das Rendezvous schon für jenen Donnerstag gegolten, aber Boucher sei an diesem Tage nicht abkömmlich gewesen. Diese Verspätung, so setzte Eugène Vasseur hinzu, sei ihm sehr lieb, denn er wisse, dass Boucher am nächsten Tage zuerst zu seinem Vater, zu dem Weinwirt Léon Vasseur, gehen wolle, um ein ihm verheissenes Darlehen von 3000 Frcs. zu erheben. Voraussichtlich werde er diese Summe noch bei sich haben, wenn er zum Dampfboot komme, um ihn, den Eugène Vasseur, nach Charenton und von dort über Joinville nach Vincennes hin zu begleiten. Boucher sei ein schwächlicher Mensch, und er, Vasseur, beabsichtige die Gelegenheit wahrzunehmen, um ihm auf dem Fussmarsch durch die einsame Landschaft das von seinem Vater entliehene Geld „abzuknöpfen“. Der Strolch, dem die Polizei diese interessanten Angaben verdankte, deutete ausserdem noch an, dass zwischen dem Eugène Vasseur und dessen Vetter seit Jahren gewisse vertrauliche

Beziehungen bestanden, dass Boucher, obwohl verheiratet, einen Hang zu Ausschweifungen hege, und dass er den jungen Eugène, der ihn hätte verraten können, beständig mit kleinen Geldsummen unterstützte. Auf Grund dieser Ermittelungen wurde Boucher in aller Heimlichkeit unter polizeiliche Beobachtung gestellt. Da entdeckte man nun, dass er in der Nacht vom Freitag zum Samstag ausserhalb seiner in der Rue Sainte-Anne gelegenen Wohnung verweilte, dass er erst am Samstag Morgen über und über mit Strassenkot bedeckt, nach Hause gekommen sei, den grösseren Teil des Tages schlafend verbracht, während der folgenden Nacht bei seiner in der Nähe der Central-Markthallen wohnenden Mutter Obdach gesucht, am Sonntag mit auffälligem Eifer sämtliche Pariser Blätter zu lesen verlangt, dann seinen Schnurrbart wegrasiert und die beiden folgenden Tage in unstäten Wanderungen und Besuchen verlebt habe. Man nahm Boucher darauf hin ins Verhör und konstatierte mit Erstaunen, dass er alle Beziehungen zu seinem „verstorbenen“ Vetter leugnete, dass er den jungen Menschen seit Monaten nicht gesehen haben wollte, obwohl es doch feststand, dass er denselben beinahe täglich auf gewissen versteckten Plätzen in der Nähe seines Arbeitsbureaus getroffen und mit kleinen Geldgeschenken unterstützt hatte. Sein Leugnen, die Abnahme des Schnurrbartes, sein ganzes Benehmen machten Boucher verdächtig. Man zitierte ihn zur Kriminalpolizei und behielt ihn zu eingehenderem Verhör zurück. Unmittelbar hernach liess man Boucher's Gattin, die in der Rue Sainte-Anne eine kleine Speisewirtschaft betrieb, zur Präfektur führen. Vor dem forschenden Blick des Kriminalkommissars verfiel die Frau sofort in Ohnmacht, dann hatte sie einen Weinkrampf, und plötzlich schrie sie, sich auf die Knie werfend, sie habe ein furchtbares Geheimnis auf dem Gewissen, ein Geheimnis, an dem sie ersticken müsste, wenn sie sich nicht durch ein offenes Bekenntnis entlaste. Und nun folgte mit der Heftigkeit eines Wassersturzes die ganze Flut von Enthüllungen. Vasseur's eigener Vater hatte den Jungen erwürgt, und ihr Mann, Boucher, hatte den Vetter verräterischer Weise an den Ort gelockt, wo der Alte im Gebüsch lauerte. Boucher und Vasseur Senior hatten einen Tag lang mit der Ringbahn alle einsamen Plätze in der Bannmeile abgesucht, um eine geeignete Stelle für die Vollbringung der Mordthat zu finden. Für den Dienst, den Boucher als Helfershelfer leistete, wollte ihm Vasseur 3000 Francs schenken, deren Jener zum 30. April behufs Befriedigung verschiedener Gläubiger benötigte. Es war das die Summe, welche der junge Vasseur, der aus seines Vetters eigenem Munde von dem

Darlehnsgeschäft gehört hatte, dem intimen Freund und Verwandten „abzuknöpfen“ gedachte. Boucher hat die Angaben seiner Frau sofort bestätigt, um „endlich wieder schlafen zu können“, wie er sagte. Der unmittelbar hernach verhaftete Weinwirt Vasseur leugnete ebenfalls nicht länger, als man ihm die Aussagen seines Komplizen vorlas. Er habe seinen ungeratenen Sohn schon seit Jahren aus der Welt zu schaffen beabsichtigt, so sagte er, „um durch denselben nicht noch grössere Schande über die Familie bringen zu lassen.“ In der letzten Nacht — das Geständnis erfolgte gestern Abend — hat sich dieser „Verbrecher aus verlorener Ehre“ selber entleibt. Unter den Augen der beiden Polizeibeamten, die ihn bewachen sollten, die vermutlich jedoch eingeschlafen waren, hat er sein Lager verlassen, das ungefähr acht Meter über der Strasse gelegene Fenster geöffnet und sich kopfüber auf die Fliesen vor dem Justizpalast gestürzt, wo er dann mit zerschmettertem Schädel aufgehoben wurde. Heute Nachmittag um 2 Uhr ist er, ohne inzwischen seine Besinnung wieder erlangt zu haben, gestorben. Frau Boucher, die man gestern Abend frei liess, ist nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt. Man vermutet, dass sie auf dem Heimwege von der Präfektur nicht weiter kam als bis an und — in die Seine. In der That, ein „schönes“ Verbrechen und eine grausige Familien-Tragödie! Germain.

Man wird sich vielleicht jener Affäre noch erinnern, die seinerzeit so grosses Aufsehen erregte, und in deren Mittelpunkt die junge ungarische Komtesse Sarolta Vay stand. Diese hatte Männerkleider angelegt, dann flott, ungebunden darauf losgelebt und war auf ihren heiter verbrachten Kreuz- und Querfahrten schliesslich in eine österreichische Provinzialhauptstadt gelangt, wo sie sich mit der Tochter einer angesehenen Familie verlobte und auch verheiratete. Ueber einen ähnlichen Fall haben wir nun auch heute zu berichten; die Affäre, die in Wien spielt, ist folgende: Montag Vormittag bemerkte ein Wachmann in der Stiftgasse in Hernals einen Passanten von schwächlichem Aussehen, der mühsam ein Fass mit sich schleppte. Dem Wachmann kam die Sache verdächtig vor, er schritt auf den Mann zu und forderte ihn zur Ausweisleistung auf. Der Angehaltene wurde verlegen, gab aber keine genügende Aufklärung, weshalb er vom Wachmanne arretiert wurde. Bei der üblichen Visitation entdeckte der Polizeiarzt, dass der Häftling, der sich Josef G. nannte, ein — Weib sei, M. Josefa G. mit Namen und 34 Jahre alt. In der Wohnung der Verhafteten, Gschwandnergasse Nr. 26, einem kleinen Kabinet, traf man ein

Mädchen, die 27 Jahre alte Metallschleiferin Marie D., die sich als die Geliebte der G. bezeichnete. Wie die Metallschleiferin erzählt, hat sie die G. vor 5 Jahren in einer Fabrik, wo sie Beide arbeiteten, kennen gelernt. Die G. trug auch damals Männerkleider. „Er“ bewarb sich geradezu stürmisch und durch längere Zeit um die Neigung der Metallschleiferin, die endlich nachgab und mit „ihm“ gemeinschaftlich eine Wohnung bezog. Marie D. blieb es nicht lange verborgen, mit wem sie lebte. G. hatte ihr alsbald ihr Geheimnis anvertraut und dabei unter Thränen beteuert, dass sie alle Männer verabscheue und ohne die Geliebte das Dasein nicht ertragen könne. Aus Mitleid brach die Metallschleiferin das „Verhältnis“ nicht ab. G. hat die ganze Zeit über mit einem auf den Namen Josef G. ausgestellten Arbeitsbuch Bestellung gesucht und auch erhalten. J. G. trägt schon seit mehr als 14 Jahren Männerkleider. Ihr Anzug war, ihrem Stande entsprechend, der eines Arbeiters: Rock, Hose, Weste, Alles von der einfachsten Art. Ihre Oberröcke hatten immer einen ungewöhnlich breiten Kragen, den sie, wie um sich zu verbergen, aufzuschlagen pflegte. Viele Jahre hindurch arbeitete sie in einer Steindruckerei in Lichtenthal. Schon dort gab sie, so sehr sie sich auch bemühte, als Mann stramm auszusehen, Anlass zu spöttelndem Gerede. Etwas Scheues, Weibliches offenbarte sich bei ihr, wenn auch durch Energie stark niedergehalten, in Allem und Jedem. Man war in dieser Sache indess niemals im Klaren und wurde dadurch sehr schwankend gemacht, dass die G. beständig lebhaft mit den Kolleginnen charmierte. Wie sehr sich der gegen ihr Geschlecht gehegte Argwohn allmälig verflüchtigt hatte, beweist, dass, als bei einer Gelegenheit das männliche Arbeitspersonal der Fabrik, in welcher die G. beschäftigt war, sich in corpore photographieren liess, sie zu dieser Gruppe ebenfalls mit herangezogen wurde. Sie sieht da sogar recht schmuck aus. Das „Mannweib“, das alle Männer aus tiefster Seele verabscheut, war eine geradezu leidenschaftliche Raucherin. (14. 1. 93.)

Der Geiger Brindis, dessen Verhaftung wir meldeten, ist als unschuldig wieder entlassen worden. Der „Saale-Ztg.“ wird von seinem Impresario aus Braunschweig Folgendes geschrieben: „Brindis wurde heute früh durch den Oberamtsrichter Ludwig in Wolfenbüttel in meiner Gegenwart aus der Haft entlassen und von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung völlig frei erklärt. Ich gebe Ihnen den Sachverhalt, soweit ich davon Kenntnis erhalten. Brindis wurde von dem kaum 15jährigen Schneiderlehrling Schulze in Wolfenbüttel der Verübung ganz unglaublicher, ans Romanhafte grenzender

Handlungen beschuldigt, auf Grund der Angaben dieses Burschen verhaftet und nach Wolfenbüttel gebracht. Der Bursche wurde vorgestern von Herrn Oberamtsrichter Ludwig vernommen und verwickelte sich derartig in Widersprüche, dass seine Verhaftung sofort beschlossen wurde. Noch gestern legte er folgendes Geständnis ab: Die ganze Geschichte, die er über Brindis der Polizei in Wolfenbüttel erzählt hätte, wäre vollkommen von ihm erfunden. Er hätte einmal einen Roman gelesen, in welchem derartige Greuelthaten, die ein Neger an einem Knaben verübt haben sollte, erzählt wurden. Er hätte dies einem ihm bekannten älteren Manne erzählt und dieser habe ihm aufgetragen, vielleicht in dem Glauben, dass die Geschichte den Mohren Brindis beträfe, denselben bei der Polizei anzuzeigen, was der Bursche gethan, nachdem der betreffende Mann schon vorher von der Erzählung des Knaben Polizeibeamten gegenüber Andeutungen hatte fallen lassen. Sein Gewissen hätte ihn, den Schneiderburschen, wegen der falschen Anschuldigung indess die ganze Nacht nicht ruhen lassen. Die Angaben des Burschen waren derartig, dass schon der Untersuchungsrichter in Halle darüber den Kopf schüttelte, jedoch nicht umhin konnte, den Befehl des Staatsanwalts, Brindis zu verhaften, auszuführen.“ Zur Rehabilitierung des Rufes des unschuldig verdächtigten und 6 Tage in Haft gewesenen Künstlers bitte ich Sie, diese auf Wahrheit beruhenden Mitteilungen zu veröffentlichen, zumal derselbe das dort bereits angesetzt gewesene Konzert dennoch in nächster Woche, vielleicht schon nächsten Sonntag, geben wird.“

Ein Mann in Frauenkleidern trieb sich am Dienstag Abend nach Art der bekannten galanten Dämchen in der Nähe des Bahnhofs Zoologischer Garten umher. Er wurde verhaftet und nach dem nächsten Polizei-Revier gebracht. (4. 5. 1900.)

Münster. Im hiesigen Polizeigefängnis war ein etwa 17jähriger Knabe inhaftiert. Durch Zufall stellte sich jedoch heraus, dass der Knabe eigentlich — ein Mädchen sei, trotz des angenommenen männlichen Namens und der männlichen Tracht. Insofern ist der Vorfall höchst merkwürdig, als das 17jährige Mädchen, wie wir hören, behauptet, von Jugend auf in männlicher Kleidung gegangen zu sein und noch niemals weibliche Kleidung getragen zu haben. Das Mädchen will seinem Vater, einem umherziehenden Künstler

oder Seiltänzer, wegen der ausgestandenen Misshandlung entlaufen sein. Vielleicht wird die hoffentlich einzuleitende Untersuchung manches Interessante zu Tage fördern.

Frankenthal, 8. Aug. 1900. Das Strafverfahren gegen den gestern wegen Verübung von Sittlichkeitsvergehen an jungen Gesellen verhafteten bisherigen stellvertretenden Präses des hiesigen katholischen Gesellenvereins K. W. ist eingestellt und der Beschuldigte heute aus der Haft entlassen worden. Die Bestimmung in § 175 des Reichsstrafgesetzbuches ist auf den Fall nicht anwendbar.

Ein böses Abenteuer, welches einem Ausländer in Berlin begegnete, kam gestern in einer Verhandlung zur Sprache, die vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I stattfand. Aus der Untersuchungshaft wurden drei junge Leute, der Kellner Johann Nowack, der Elektrotechniker Fritz Boll und der Kellner Franz Hank vorgeführt, welche der gemeinsamen Erpressung beschuldigt waren. Die Verhandlung ergab folgenden Sachverhalt: Am Abend des 13. März d. J. traf hier der junge Kaufmann N. aus Warschau ein. Er stieg im Savoy-Hotel ab und besuchte zunächst das Apollo-Theater. Auf dem Heimwege schloss sich ihm der Angeklagte Boll an. Dem Vorschlage des Letzteren, noch ein Glas Bier zu trinken, stimmte der Fremde zu, und sie kehrten im „Franziskaner“ ein. Sodann schlug Boll noch einen kleinen Spaziergang nach dem Tiergarten vor, womit der Russe ebenfalls einverstanden war. Auf dem Rückwege vom Tiergarten fiel es dem Fremden auf, dass zwei Personen ihnen in auffallender Weise folgten, Boll wusste ihn aber zu beruhigen. Sie hatten fast das Brandenburger Thor erreicht, als plötzlich die beiden ihnen folgenden Männer, die Angeklagten Nowack und Hank, ihnen den Weg vertraten und je einen mit festem Griff packten. „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet, Sie haben unsittliche Handlungen vorgenommen!“ rief Nowack, der den Russen gepackt hielt, diesem zu. „Verhalten Sie sich ganz ruhig, ein Pfiff, und die ganze Berliner Schutzmannschaft ist auf den Beinen!“ — „Um des Himmels Willen, geben Sie dem Manne etwas, dann lässt er Sie laufen,“ raunte der angeblich mit verhaftete Boll seinem Leidensgefährten zu. Dieser befolgte den Rat, er bot dem Pseudo-Beamten zwei Hundert-Rubelscheine und fand sofort freundliches Entgegenkommen. Der Fremde musste noch seine Wohnung im Hotel angeben und dann schlugen die beiden angeblichen Beamten sich seitwärts in die Büsche. Die beiden Spazier-

gänger konnten nun unbehelligt nach Hause gehen. Nowack hatte die Dreistigkeit, den Russen am folgenden Morgen in seinem Hôtelzimmer aufzusuchen. Er verlangte von ihm mehr Geld. Der Russe entnahm seiner Brieftasche noch einen Hundert-Rubel-Schein; es war der letzte. Grossmütig gab Nowack ihm einen Hundertmarkschein heraus, damit er seine Rechnung bezahlen und nach Hause reisen könne. Als Nowack dann aber an dem Finger des Russen einen Brillantring bemerkte, liess er sich auch diesen geben und erklärte sich dann für befriedigt. Der Russe beeilte sich, die Heimreise anzutreten mit dem Gedanken, dass die Bestechlichkeit der Beamten in Deutschland nicht minder gross sei als anderswo. Die drei Angeklagten erweckten durch ihre Ausgaben Verdacht, sie verrieten sich dann selbst. Der Staatsanwalt betonte, dass das fein abgekarte Spiel, welches die Angeklagten betrieben, auf eine hochgradige Verderbtheit schliessen lasse; er beantragte gegen Nowack anderthalb, gegen Boll und Hank je ein Jahr Gefängnis. Die Verteidiger, Rechtsanwälte Dr. Schwindt und Löwenstein, mussten sich darauf beschränken ein niedrigeres Strafmass zu erzielen. Nowack wurde zu einem Jahre, Boll und Hank je zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Aus Paris schreibt man uns: Ein Skandalgeschichte, die in den sogenannten „besten Kreisen“ spielt, beschäftigt gegenwärtig die Pariser Gerichte und wird in der französischen Presse lebhaft besprochen. Die Heldinnen dieser Tragikomödie sind zwei ungarische Damen, die seit längerer Zeit in Paris leben. Vor fünf Jahren machte die Baronin F . . ., die damals 20 Jahre alt war, in Pest die Bekanntschaft einer jungen, hübschen Landsmännin gleichen Alters, welche auf den Namen St. hörte. Die Baronin machte Fräulein St. zur Vertrauten und Freundin ihres Herzens und unternahm mit ihr grosse Reisen nach Südfrankreich und Norditalien. Die beiden Frauen trennten sich nicht mehr von einander, und die mit Diamanten und Juwelen geschmückte, verhätschelte, von zahlreichen Kavalieren angeschmachtete Baronin lehnte aus Liebe zu ihrer Freundin jeden Verkehr mit dritten Personen ab. So pilgerte man glückselig wie ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise von Monte Carlo nach Nizza, von Nizza nach Genua, von Genua nach Venedig und Mailand, bis die sehr reiche Baronin in Paris auf dem Boulevard Haussmann ein prächtiges Hôtel mietete. In den ersten Tagen dieses Maienmonats reiste die Baronin nach ihrer ungarischen Heimat, wo sie 14 Tage verweilte. Vor ihrer Abreise gab sie der vielgeliebten St. 2000 Francs, damit sie eine neue Wohnung miete. Auch ihre

Juwelen vertraute sie der Freundin an und gestattete ihr ausserdem, im Hause nach Belieben zu schalten und zu walten. Als die Baronin dieser Tage wiederkam, fand sie zu ihrer Ueberraschung in der Wohnung die traute Herzensfreundin nicht vor. In ihrer Erregung klingelte sie sofort das ganze Dienstpersonal zusammen und nun erfuhr sie, was vorgefallen war. Fräulein St. hatte bei ihren täglichen Spazierfahrten im Bois die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht und diesen zu ihrem Geliebten erwählt. Um diese Liebe würdig feiern zu können, verkaufte sie bald nach der Abreise der Baronin zwei Ringe im Werte von 10,000 Fr. und mietete eine prächtige Wohnung in der Avenue Kléber. Dann wanderten auch die Juwelen, das ganze Silber und die wertvollsten Kleidungsstücke der Baronin zum Trödler. Als die Baronin solches vernahm, fuhr sie direkt vom Boulevard Haussmann in die Avenue Kléber, aber Fräulein St. war „nicht zu sprechen.“ Nun nahm die in ihren heiligsten Gefühlen und auch sonst noch betrogene Baronin die Hilfe der Polizei in Anspruch, — schweren Herzens aber gefasst. Einem Polizeiinspektor gelang es durch List und Ueberredung, Fräulein St. aus ihrem Bau zu locken und zur Wache zu bringen, wo sie als verhaftet erklärt wurde. Die Verhaftete erhob gegen die Baronin die schwersten Anschuldigungen, die sich auch nicht einmal andeutungsweise wiedergeben lassen. Fräulein St. ist übrigens, wie sich jetzt herausstellt, eine sehr gesuchte Persönlichkeit; sie hat in Oesterreich, besonders in Wien, zahlreiche Betrügereien verübt und wird von den österreichischen Polizeibehörden dringend verlangt.

Ein junger Mann in Frauenkleidern wurde am Sonnabend in das Moabiter Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Der 19jährige Kellner Franz Witzel aus Berlin liebte es des Abends stets in Frauenkleidern auszugehen. In dieser Verkleidung lockte er Männer an und benutzte derartige Gelegenheiten, um Diebstähle, Erpressungen und dgl. auszufüren. Am Freitag fiel er der Kriminalpolizei in die Hände. Im Polizeipalast am Alexanderplatz wurde er zwar als männliches Individuum erkannt, da es dort aber keine besondere Garderobe für Untersuchungsgefangene giebt, wurde er in seinen Frauenkleidern nach Moabit überführt, woselbst er sein Kostüm natürlich sofort mit einem Gefangenen-Anzuge vertauschen musste.

Intimes aus der Londoner Gesellschaft. Man schreibt uns aus der englischen Hauptstadt: Die soeben von der schönen jungen Marquise von Anglesey angestrengte Ehescheidungsklage

erregt nichts weniger als Verwunderung. Man hat es ja schon seit Langem erwartet, dass die Lady, die sich bereits während der Flitterwochen von ihrem Gatten trennte, sich bemühen würde, ihre volle Freiheit zurückzugewinnen. Die geborene Miss Chetwynd, Tochter von Sir George Chetwynd und der Marquise von Hastings, zählte erst achtzehn Lenze, als sie vor zwei Jahren dem damaligen Earl of Urbridge die Hand zum Lebensbunde reichte. Das fein geschnittene, von goldroten Haarmassen umrahmte Gesicht der jungen Aristokratin gilt mit seinen grossen veilchenblauen Augen für eines der schönsten in ganz England. Auf die von zahlreichen Bewerbern umschwärmte Miss Chetwynd machte das fast sanft zu nennende Wesen des Earl einen so günstigen Eindruck, dass sie ihm vor allen andern Freiern den Vorzug gab. Sie ahnte aber nicht, in welchem Masse ihr Erwählter einem verzärtelten, excentrischen Weibe glich und dass er alle Launen und Schwächen eines solchen besass. In der That hat der jetzt 25jährige Nobleman, der bald nach seiner Eheschliessung durch den Tod der Vaters fünfter Marquis of Anglesey wurde, das Aussehen einer schönen Frau in Männerkleidung. Seidenweiche dunkle Locken umgeben ein rosiges Gesicht mit weichen, sympathischen Zügen. Um blasser und interessanter zu erscheinen, verschmäht er weder die Puderschachtel noch bleichmachende Toiletten-Wasser. Er ist immer stark parfumiert, und seine zarten, schlanken Finger sind mit Ringen überladen. Man sieht ihn bei seinen Promenaden durch Piccadilly oder auf den Pariser Boulevards meist mit einem schneeweissen, schleifengeschmückten Pudel unter dem Arm, der ebenso wie sein Herr nach Patchouli und L'eau d'Espagne duftet. Wie unglücklich seine Mutter mit ihrem Gatten lebte, beweist der Umstand, dass sie nach dreijähriger Ehe Selbstmord beging. Sein Vater heiratete dann eine Amerikanerin. Kurz vorher hatte er einer anderen Tochter des Dollarlandes Hoffnungen gemacht und diese vergiftete sich an seinem Hochzeitstage. Ueber die Abneigung, die seine schöne Gemahlin gegen ihn hegt, ist der junge Marquis gerade nicht untröstlich. Er hat ihr ein Jahreseinkommen von einer viertel Million Mark ausgesetzt; ihm selber stehen vier Millionen Mark im Jahr zur Verfügung. Seiner Verlobten schenkte er Schmucksachen im Werte von anderthalb Millionen Mark. An dem adligen Krösus ist eigentlich eine Serpentintänzerin verdorben. Die Lieblingszerstreuung des Herrn Marquis besteht nämlich darin, sich auf wirklichen — Spezialitätenbühnen als Imitator der graziösen Loïe Fuller zu produzieren . . . .

Nach der Verurteilung erschossen. Aus Giessen, 31. Oktober, wird uns geschrieben: Heute fand vor unserer Strafkammer ein sensationeller Prozess, an dem vier volle Tage verhandelt wurde, seinen tragischen Abschluss. Seit dem Sommer 1893 schwebt das Strafverfahren gegen den Milchkutscher W. und den Studiosus Th. von hier wegen Vergehens aus § 175 d. R.-St.-G. Bei dem Dienstherrn des W., dem Oekonomen Peters, fand um die angegebene Zeit ein Diebstahl statt, und der Verdacht, diesen begangen zu haben, fiel auf W. Eine bei demselben vorgenommene Nachsuchung hatte das Resultat, dass die Kriminalpolizei grössere Geldmittel und Wertgegenstände bei dem Verdächtigen vorfand, die derselbe von einem Herrn, wie er später zugestand, vom Studiosus Th., erhalten haben wollte. Der letztere bestritt dies, doch stellte es sich heraus, dass W. an dem Diebstahl unschuldig war. Nun wurde auf Grund der Selbstbezichtigung des Inhaftierten W. das Verfahren wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit eingeleitet und auch Th. in Haft genommen, letzterer aber gegen Kaution später auf freien Fuss gesetzt. Der Staatsanwalt Schilling-Trygophorus, welcher diese Sache zuerst bearbeitete, ist in der schmählichsten Weise verdächtigt worden, einen Unschuldigen, nämlich Th., zu verfolgen, während von anderer Seite die Meinung laut wurde, man wolle das Recht beugen, denn man konnte nicht begreifen, warum beinahe 1½ Jahre nötig seien, um die Strafsache zu erledigen. Man wusste im Publikum nicht, dass der Angeklagte W. zweimal auf Antrag des Th. zur Untersuchung seines Geisteszustandes im Irrenhause zubringen musste. Die merkwürdigsten Legenden über diesen Fall machten die Runde in der Bevölkerung. Mit einer Spannung ohnegleichen erwartete man daher den Urteilsspruch in diesem Prozess, dessen Verhandlung hinter verschlossenen Thüren stattfand; erst heute, am vierten Tage, bei den Plaidoyers wurde die Oeffentlichkeit wieder hergestellt. Beinahe dreissig Zeugen, darunter ein während der Verhandlung telegraphisch von Berlin geladener Zeuge, wurden vernommen. Vier Experten gaben über den Geisteszustand des geständigen W. ein Gutachten ab. Mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit wurde die Beweisaufnahme vom Landgerichtsrat Schäfer als Vorsitzenden durchgeführt. Die meisterhafte Rede des Verteidigers Rechtsanwalts Dr. Gutfleisch konnte den Angeklagten Th. vor dem Schuldigspruch des Gerichtes nicht retten. Der Verteidiger des W., Rechtsanwalt Grünewald, sah seine Aufgabe hauptsächlich darin, über den angezweifelten Geisteszustand seines Klienten keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Th. behauptete bis zum Schluss der Verhandlung seine Unschuld.

Nach 2 Uhr mittags verkündete der Vorsitzende, dass das Urteil um 7 Uhr abends publiciert würde. Dicht gedrängt stand der grosse Zuhörerraum unseres Strafkammersaales, wusste man doch, dass es sich um das Wohl oder Wehe eines 24jährigen talentvollen jungen Mannes handelte. Landgerichtsrat Schäfer verkündete das Votum des Gerichtshofes dahin, dass beide Angeklagte der ihnen zur Last gelegten Strafthat schuldig, dass W. mit 6 Monaten Gefängnis, wovon 3 für erlittene Untersuchungshaft anzurechnen, der Student Th. aber mit 7 Monaten Gefängnis zu bestrafen, der letztere auch wegen Fluchtverdachts in Haft zu nehmen sei. Th. wusste sich seiner Inhaftnahme dadurch zu entziehen, dass er nach verkündetem Urteil schleunigst das Gerichtsgebäude verliess. Gerichtsboten machten sich an seine Verfolgung; dies merkend, jagte sich der Verurteilte einige hundert Schritte vom Gerichtsgebäude entfernt mit einem bereit gehaltenen Revolver eine tötliche Kugel durch den Kopf. Der Tod trat nach 30 Minuten ein, ohne dass der Selbstmörder vorher die Besinnung wieder erhielt.

Ein dunkles Kapitel aus „Berlin bei Nacht“ beschäftigte die neunte Ferien-Strafkammer des Landgerichts I. Der Hauseigentümer S. wurde in einer Nacht von einem ihm unbekannten Manne, wie sich später herausstellte, dem Hausdiener Friedrich Wegner, auf der Strasse angesprochen. S. liess sich mit ihm in ein kurzes Gespräch ein, ging dann aber weiter, als er bemerkte, dass Wegner stark angetrunken war. Dieser musste aber doch beobachtet haben, dass S. sein in der Nähe gelegenes Haus betrat, er vermochte deshalb zu erfahren, mit wem er gesprochen. Noch in derselben Nacht begab sich Wegner nach dem Polizeibureau und gab zu Protokoll, dass S. ihm unsittliche Anträge gestellt, habe. W. war jetzt so betrunken, dass er kaum vernehmungsfähig war. Er musste von dem angeblich Erlebten wohl auch dem beschäftigungslosen Bäckergesellen Ludwig Pinnick Mitteilung gemacht haben, denn am folgenden Tage erschien dieser beim Hauseigentümer S. und machte ihm die Hölle heiss. Er habe gesehen, was S. mit dem Wegner vorgehabt und werde im Termine als Belastungszeuge auftreten, wenn er nicht 20 Mark erhalte. S. liess den Besucher verhaften. Wegner sollte sich nun der wissentlich falschen Anschuldigung und der Anstiftung zur versuchten Erpressung, Pinnick des letzteren Verbrechens schuldig gemacht haben. Es wurde angenommen, dass sie gemeinschaftlich die Ausbeutung des S. geplant hätten. Der Angeklagte Wegner erklärte im Termine, von nichts zu wissen, er sei sinnlos betrunken gewesen. Der Gerichts-

hof schenkte ihm Glauben und sprach ihn frei. Dagegen wurde angenommen, dass der Angeklagte Pinnick, ein vielfach, darunter wegen Raubes mit 3 Jahren Gefängnis vorbestrafter Mensch, den Erpressungsversuch auf eigne Hand ausgeführt habe. Er wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

Die Frau mit dem Bart. Die Polizei von St. Louis hat jüngst eine junge Dame wegen Selbstmordversuchs festgenommen. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht, wo sie bis zu ihrer vollständigen Wiederherstellung scharf bewacht werden soll. Ihr „Fall" hat jetzt zu einer heftigen Polemik zwischen den Aerzten des Hospitals und der Justiz von St. Louis Veranlassung gegeben. Die Dame, die sich Anna Smith nennt, will von jetzt an Männerkleider tragen, und wenn man ihr die Erlaubnis dazu verweigert, ist sie entschlossen, wieder einen neuen Selbstmordversuch zu machen. Fräulein Smith hat nämlich einen dichten, pechschwarzen Backenbart. Sie ist aus ihrer Vaterstadt St. Paul entflohen, weil man sie dort wegen ihres Bartes und ihrer Männermanieren verspottete. Sie hat sämtliche Enthaarungsmittel probiert, aber der Bart wurde immer länger. Deshalb will die Smith wie ein Mann gekleidet sein oder — sterben; Frauenkleider legt sie nie und nimmermehr an. Den Behörden wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als sich zu fügen. (S. I, 99).

Wien. Es erregte viel Aufmerksamkeit, als Mitte Januar vorigen Jahres der durch seine zahlreichen gesellschaftlichen Beziehungen bekannte 26jährige Freiherr von Levetzow, welcher sich schriftstellerisch versuchte und zur modernsten Schule zählen wollte, verhaftet und dem Landgericht eingeliefert wurde. v. L., der durch seine elegante, hochgewachsene Gestalt eine auffällige Erscheinung darstellt, ist der Sohn eines Realitätenbesitzers und Rittmeisters im Ruhestand; seine Verhaftung erfolgte, weil er gewisser strafbarer Beziehungen beschuldigt war, welche das Verbrechen des § 129b des St.-G.-B. bilden und seit einiger Zeit in erschreckend vermehrter Zahl das Strafgericht beschäftigen. Diese gerichtliche Verfügung war durch eine Zuschrift der Militärbehörde herbeigeführt worden. Bei dem Husaren Moriz Schill, welcher sich wegen Desertion in militärgerichtlicher Untersuchung befand, hatte man kompromittierende Briefe L.'s vorgefunden. Es ergab sich, dass dieser bedenkliche Freundesbeziehungen zu Schill unterhalten, ein elegantes Logis für ihn gemietet und ihn mit Geschenken überhäuft hatte. Wie der Husar angab, war er auf Anstiften L.'s desertiert, um sich

ihm ganz widmen zu können. Noch andre Personen wurden, was bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, als Mitschuldige des L. in Haft gezogen. Es sind dies der Kammerdiener Joseph Stockhammer, der Wäschergehilfe Karl Buchta und der Neger William Johns, der als Ausrufer in Praterbuden beschäftigt war. Ein Vierter, der Forsteleve Joseph Mohr, brauchte nicht verhaftet zu werden, weil er sich schon wegen ähnlicher Delikte in Gewahrsam befand. Er hatte wegen derselben bereits vor Gericht gestanden, doch hatte der Gerichtshof die Verhandlung abgebrochen, um ihn durch Psychiater untersuchen zu lassen. Diese Prüfung seiner psychischen Beschaffenheit währte noch fort, als zu Tage trat, dass er auch an der Angelegenheit L.'s beteiligt war. Ursprünglich glaubte man noch an eine Reihe andrer, vornehmen Klassen angehörender Mitschuldiger des L. Es ergaben sich jedoch keine Anhaltspunkte, gegen diese einzuschreiten. L. hat seinen Leidenschaften den grössten Teil seines beträchtlichen Vermögens geopfert. Nach der Verhaftung des jungen Barons stellte dessen Verteidiger, Dr. Steger, unter Beibringung umfassenden Materials das Ersuchen, den Geisteszustand dieses Beschuldigten einer gerichtsärztlichen Beobachtung unterziehen zu lassen. Diesem Antrag wurde stattgegeben, wobei zugleich die psychiatrische Untersuchung auf die Mitbeschuldigten ausgedehnt wurde. Nach zweimonatlicher Untersuchung gaben die Sachverständigen, Regierungsrat Dr. Hinterstoisser und Dr. Sickinger, ihr Gutachten ab. Dasselbe lautete — im Einklang mit einer neueren starken wissenschaftlichen Strömung — dahin, dass Baron L., soweit es sich um das Verbrechen nach § 129 handle, und Stockhammer sich unter einem die Straflosigkeit herbeiführenden unwiderstehlichen Zwange befunden hatten. Die übrigen Beschuldigten, welche zum Teil ein lasterhaftes Gewerbe betrieben, wurden als normal befunden. In Betreff der Verleitung zur Desertion durch L. wurde von den Sachverständigen gleichfalls keine Entlastung durch Aufhebung der Willensfreiheit vorgefunden. Die heute getroffene Entscheidung ging jedoch dahin, dass das Strafverfahren gegen den Freiherrn v. L. gänzlich eingestellt werde. Abgesehen davon, dass eine Trennung der beiden Delikte bei der Beurteilung schwer vorzunehmen sei, weil das erstere ein Motiv für das letztere bilde, sei für die Verleitung zur Desertion kein hinreichender Beweis vorhanden, nachdem die Aussage Schills einen solchen aus verschiedenen Gründen nicht gebe. Natürlich wurde die Untersuchung gegen den Kammerdiener Stockhammer (als dessen Rechtsfreund Dr. Pressburger fungierte) eingestellt. Gegen Schill wird die Verhandlung bei dem Militärgericht, gegen die übrigen drei Beschuldigten beim Landgericht statt-

finden. Baron L. will Oesterreich verlassen und sich nach Spanien oder Italien begeben.

Zu dem geheimnisvollen Gymnasiastenmord, der, wie wir kürzlich berichtet, in Russland grosses Aufsehen macht und den man auf einen Anschlag der Nihilisten zurückführte, wird den „Berl. Neuest. Nachr.“ aus Petersburg geschrieben: In Wirklichkeit ist dieses Verbrechen durchaus keine politische That gewesen, sondern einer jener Leidenschaftsmorde, die in Russland in der letzten Zeit sich erschrecklich vermehrt haben. Ich muss gestehen, dass ich lange gezögert habe, bevor ich mich entschliessen konnte, über diese Sensationssache zu schreiben, denn es handelt sich dabei um recht unsaubere Dinge, die ich unseren Lesern lieber vorenthalten hätte. Nur die seit einiger Zeit immer mehr einreissende Gewohnheit der ausländischen Korrespondenten, gleich alles Mögliche und Unmögliche, was in Russland passirt, zu politischen Ereignissen zu stempeln, zwingt mich, die Wahrheit über den Gymnasiastenmord — anzudeuten. Wohl handelt es sich dabei wirklich um eine weitverzweigte Konspiration, doch nicht etwa gegen das Zarenhaus der Romanow, sondern gegen die Königin Moral und die elementarsten Sittlichkeitsprinzipien. Der unglückliche, sechzehnjährige Junge fiel nicht als Opfer der grausamen Nihilisten, sondern einer Bande schamloser Lüstlinge, die ihn erst verdorben und später — aus Furcht vor einer Denunziation — gemordet haben. Recht traurig ist bei dieser Sache der Umstand, dass unter den Mitgliedern dieser — seien wir höflich und sagen wir — Lebemänner-Bande sich manche Persönlichkeit befinden soll, die allgemein geachtet wurde und einflussreiche Stellungen bekleidete; ja, selbst höhere Offiziere und . . . Familienväter! — Unglaublich, nicht wahr? — sollen sich, wenn auch nicht an dem Morde direkt, so doch an Handlungen beteiligt haben, die nicht näher zu bezeichnen sind. Selbstredend ist der Skandal in Petersburg unglaublich gross und anhaltend Die ganze Stadt spricht von nichts Anderem, so weit man über solche Dinge überhaupt sprechen kann. Die russische medizinische Gesellschaft hat in ihrer letzten Sitzung mehrere darauf bezügliche Referate angehört, die alle in der Behauptung gipfelten, dass derlei Verbrecher eigentlich viel eher in die Kliniken für Geisteskranke gehören sollten, als in das Zuchthaus. Mag sein, dass die Herren Aerzte recht haben, aber die unglücklichen Eltern des ermordeten Jungen — der, nebenbei gesagt, das einzige Kind war — werden solch' gelehrte Aussprüche nicht trösten können.

Ein weiblicher Knecht. Ein seltsames Ergebnis hatte die dieser Tage in Glaubitz bei Riesa erfolgte Festnahme eines Dienstknechtes durch den dortigen Gendarmen. Der Verhaftete war verdächtig, einen falschen Namen zu führen, und wurde zur weiteren Feststellung nach dem Amtsgericht in Riesa gebracht. Bei dem Verhör stellten sich schliesslich Zweifel an der Person des Knechtes heraus, und nach der Konsultation eines hinzugezogenen Arztes wurde erwiesen, dass der Knecht ein — Mädchen war. Merkwürdigerweise ist die so Verkannte, die 22 Jahre alt ist, schon über ein Jahr auf dem betreffenden Gute in Diensten und teilte mit anderen Knechten denselben Wohn- und Schlafraum, ohne nur das geringste Misstrauen zu erregen. Wegen Führung eines falschen Namens erhielt sie eine mehrtägige Haftstrafe. 13./2. 1900.

Ueber den Dichter Oskar Wilde, der bekanntlich zu 2 Jahren Zuchthaus mit harter Arbeit verurteilt ist, wurde aus London die Meldung verbreitet, er sei im Gefängnisse zu Pentonville wahnsinnig geworden. Die Westminster Gazette setzte hinzu, man müsse sich im Interesse des hochbegabten Verbrechers darüber freuen, denn geistige Umnachtung sei offenbar das Beste, was ihm habe zustossen können usw. Der radikale Abgeordnete Labouchére stellte jetzt in seinem Blatte Truth fest, dass jene Nachricht vollständig erfunden sei. Wilde sei geistig und körperlich völlig gesund, sagt Labouchére, der seine Nachricht wahrscheinlich vom Gouverneur Mannig selbst erhalten hat. Unterdessen sind auch, wie man aus London weiter meldet, die letzten Zweifel an Wilde's Schuld geschwunden, und zwar durch einen Brief, den sein Freund Lord Alfred Douglas an Labouchére gerichtet hat und den dieser veröffentlichte. Lord Alfred Douglas, der sich in Frankreich befindet, gesteht in diesem Briefe seine Mitschuld so deutlich ein, wie man es thun kann. Labouchére begleitet den Brief denn auch mit der Bemerkung: „Lord Alfred Douglas hat den Mut seiner Ueberzeugung, aber es ist zu bedauern, dass er nicht auch im Zuchthause von Pentonville darüber nachdenken kann.“

Salzburg. Grosse Sensation erregte dahier der Prozess, welcher durch eine Beschuldigung des Schönerianers Pacher gegen den bekannten Parlamentarier St., den Führer der Deutschen Volkspartei, veranlasst worden ist. St. soll hiernach mit einem jungen Wiener Kellner, der auch von andern hochgestellten Herren umschwärmt und mit kostbaren Geschenken überhäuft worden, in straf-

baren Beziehungen gestanden haben. Die Mutter des Kellners war erschienen, um gegen St. auszusagen, wurde jedoch vom Gericht nicht angehört. Der Prozess endete mit der Freisprechung des Beschuldigers. (Dezember 1900).

H. T. B. Petersburg, 16. Januar. Das Bezirksgericht in Twer verurteilte bei geschlossenen Thüren mehrere Mönche aus einem naheliegenden Kloster zu Zwangsarbeit wegen unnatürlicher Verbrechen. Zwölf Mönche sind geflohen. Haarsträubende Sachen sind enthüllt.

Eine gar merkwürdige „Räubergeschichte“ hat ein junger Friseurgehilfe, welcher bei einem im Südwesten der Stadt etablierten Friseur seit Mitte des vorigen Sommers in Kondition stand, der Kriminalpolizei mitgeteilt. Der bei seinen Eltern am Kottbuser Ufer wohnhafte Gehilfe Karl P. berichtete nämlich, dass in dem Geschäft seines Prinzipals öfter ein sehr reicher Amerikaner Namens W. erschienen war, den er zumeist bedient und der ihn dann jedes Mal durch hohe Trinkgelder ausgezeichnet habe. Eines Tages habe ihn der reiche Amerikaner zu einem Besuche nach seiner in der Französischen Strasse gelegenen Wohnung eingeladen und hocherfreut habe er dieser Einladung noch am selben Abend gegen 9 Uhr Folge geleistet. Im betreffenden Hause der französischen Strasse sei er mittels eines Fahrstuhles in die zweite Etage befördert worden, in welcher die fürstlich ausgestattete Wohnung seines Gönners liegt. Er fand dort eine reich besetzte Tafel, der er auf unablässiges Zureden des Herrn W. eifrig zusprach, wobei er noch viel Bier trank und eifrig Zigaretten rauchte. P. behauptet nun, dass in dem Biere und in den Zigaretten ein Schlafmittelzusatz sich befunden haben müsse, denn es habe sich alsbald eine Erschlaffung seiner Glieder bemächtigt, gegen welche er vergeblich ankämpfte. Er habe die Absicht gehabt, nach Hause zu gehen, sei aber in einen tiefen Schlaf verfallen. Als er gegen Mitternacht erwachte, habe er den Gastgeber bei einem Verbrechen betroffen. Gelegentlich seines Besuches will P. von dem Amerikaner dunkle Andeutungen über gewisses Treiben in dem Geschäfte seines Prinzipals erhalten haben. — Die ganze Geschichte klingt so eigentümlich, dass sich wohl erst durch eine eingehende Untersuchung feststellen lassen wird, was hier Wahrheit oder Erfindung ist.

Eine Aufsehen erregende Verhaftung wird aus Schneidemühl gemeldet. Dort wurde der auf dem benachbarten Rittergute Rzadkowo auf Besuch weilende Graf von Skorzewski durch den Distriktskommissar Mühring und einen berittenen Gendarmen verhaftet und als Untersuchungsgefangener dem Justizgefängnisse in Schneidemühl zugeführt. Graf v. S. ist 43 Jahre alt und Bruder des derzeitigen Besitzers der Herrschaft Rzadkowo. Wie verlautet, ist gegen den Grafen eine Untersuchung aus § 175 des R.-St.-G.-B. eingeleitet worden.

Ein gewerbsmässiger Zechpreller ist dieser Tage auf frischer That abgefasst und der Polizei überliefert worden. Es ist dies der 19jährige Arbeiter Gustav Sorge, in Verbrecherkreisen bekannt unter dem Namen „Schwenken-Guste". Der Vater des Verhafteten war seiner Zeit Inhaber des Schanklokals Fischerbrücke 9, einer der berüchtigtsten Verbrecherkneipen Berlins, genannt die „Schwule Neune", die vor etwa zwei Jahren polizeilich aufgehoben wurde. Die Gesellschaft, welche dort verkehrte, scheint auf den jungen Sorge nicht ohne Einfluss geblieben zu sein, denn derselbe ist nicht allein Stammgast der wenigen noch in Berlin vorhandenen Bierlokale, welche den Markt bilden für die Opfer reicher Wüstlinge, er ist auch sonst schon wegen Diebstahl und Hehlerei bestraft worden. In letzter Zeit ging Sorge in das erste beste Lokal, machte eine ansehnliche Zeche und verschwand dann spurlos, ohne zu bezahlen. Solcher Fälle waren der Polizei schon zu Dutzenden angezeigt worden, bis es endlich gelang, den Schwindler bei einem erneuten Versuche dieser Art anzuhalten und festzunehmen.

---

4. März 1893. Ueber die Schiessaffaire in Moabit, über welche wir bereits in der gestrigen Abend-Ausgabe berichtet haben, ist uns inzwischen des weiteren mitgeteilt worden, dass der von dem Militärposten verfolgte Herr auf der Polizeiwache als der in der Spenerstrasse 6 wohnhafte Schauspieler Schaffer rekognosziert worden ist. Derselbe soll an den vor dem Packhofgebäude stehenden Posten — Pionier Heimwarth — herangetreten sein und ihm eine merkwürdige Zumutung gemacht haben, welche der Soldat kurz zurückwies. Der etwas angeheiterte Herr stiess infolge der Abweisung den H., worauf dieser ihn fasste, als Arrestanten in das Schilderhaus stellte und sodann der Vorschrift gemäss sein Gewehr mit scharfen Patronen lud. Nach kurzer Zeit stiess der Arrestant jedoch den Soldaten beiseite und ergriff die Flucht nach der Moltkebrücke. Da er auf das dreimalige „Halt", welches der Soldat ihm

nachrief, nicht stehen blieb, gab dieser zweimal Feuer auf den Flüchtling, ohne ihn zu treffen. Nach dem zweiten Schusse warf der Verfolgte sich zu Boden und wurde darauf festgenommen.

Eine Skandalaffaire schlimmster Art erregt in Kreisen des Wassersports berechtigtes Aufsehen. Es handelt sich, wie ein Berichterstatter zu melden weiss, um Orgien der schmutzigsten Sorte, die auf dem Segelboot eines Berliner Kaufmanns auf dem Müggelsee abgehalten worden sind. Das Treiben auf dem Fahrzeuge soll den Anwohnern des Müggelsees schon seit längerer Zeit aufgefallen sein, und auf eine bezügliche Andeutung hin soll ein Köpenicker Gendarm dem Segelboote, als es gegen 11 Uhr nachts in den See hinausgefahren, in einem kleinen Nachen heimlich gefolgt sein und die Ueberraschung der Gesellschaft während ihres Treibens bewirkt haben. Vier männliche Personen sind verhaftet worden und werden sich wegen Vergehens wider die Sittlichkeit zu verantworten haben.

Eine gefährliche Kategorie von Verbrechern treibt seit einiger Zeit im Tiergarten, nahe dem Brandenburger Thore, in den Abendstunden ihr Unwesen. Das raffiniert angelegte Manöver besteht in Folgendem. Feingekleidete, allein in den einsamen Anlagen promenierende Herren werden von einem jungen Burschen angesprochen, und während sie auf die beliebig gewählten Fragen desselben Auskunft erteilen, taucht dann plötzlich eine zweite Bassermannsche Gestalt hinter dem Gebüsch hervor und tritt an die im Gespräch Befindlichen mit der kategorischen Forderung heran, sie möchten ihm sofort nach der Polizeiwache folgen, denn sie hätten beide soeben unzüchtige Handlungen begangen. Da der erste der Burschen, der „Anreisser“, diese freche Bezichtigung absichtlich nicht bestreitet, so sieht der in dieser Weise Ueberfallene in der Regel zu spät ein, dass die beiden unter einer Decke stecken, und kauft sich, um mit den Strolchen nicht den Weg zur Polizeiwache machen und sich noch sonstigen Unannehmlichkeiten aussetzen zu müssen, durch irgend einen Geldbetrag los, in der Hoffnung, dass er damit die Verbrecher los ist. Diese Hoffnung hat sich indess in vielen Fällen als trügerische erwiesen, denn die Burschen folgten zumeist ihren Opfern, oft bis in die Wohnung, und bedrohten dieselben dann immer wieder mit Anzeigen, um aufs Neue Schweigegelder zu erpressen. Die Opfer der Erpresser haben in der Regel später umsomehr von einer Anzeige Abstand nehmen zu müssen geglaubt, als sie befürchteten, dass die mehrfach von ihnen geleisteten Zahlungen als Schuldbeweis ausgelegt werden könnten. Die

systematischen Erpressungen sind in mehreren Fällen so weit getrieben worden, dass die Unglücklichen, welche jenen Blutsaugern nach und nach alles geopfert hatten, schliesslich aus Verzweiflung selbst Hand an sich gelegt haben. Gegen diese Buschklepper, die sich zumeist aus stellenlosem Gesindel, darunter auch Hausdienern, Kellnern etc. rekrutieren, ist nur in sehr seltenen Fällen Anzeige erstattet worden. Gestern ist es indess gelungen, einem solchen Patron das Handwerk zu legen. Dieser Kerl hatte von einem Kavalier in der geschilderten Weise Geld erpresst, als er seinem Opfer aber sogar nach dessen ausserhalb Berlins gelegenen Gute zu folgen die Frechheit besass, erstattete der Kavalier Anzeige; der Bursche wurde verhaftet und sieht nunmehr einer exemplarischen Strafe entgegen.

Ein Deserteur in Frauenkleidern ist kürzlich, wie die „Nat.-Zeitung meldet, in Troppau (Oesterr. Schles.) gefasst worden. Der Infanterist Jaskulsky vom 1. österreichischen Infanterie-Regiment war wegen Desertion steckbrieflich verfolgt. Seine Auffindung war deshalb erschwert, weil der Infanterist als — Dienstmädchen in Beschäftigung stand. Sein mädchenhaftes Aussehen und der Umstand, dass er in früheren Jahren als Damen-Imitator sich produziert und daher seine Stimm-Mittel entsprechend modulationsfähig gemacht hatte, begünstigten die Täuschung. Auf einer Tanzunterhaltung, die er als Dienstmädchen besuchte, wurde er trotz seiner Frauenkleider von einem Soldaten erkannt, der ihn auf dem Heimweg arretieren liess. Der Deserteur wurde dem Garnisonsgericht eingeliefert, nachdem er seiner Frauenkleider entledigt und in eine männliche Zivilkleidung gesteckt worden war. (19. 9. 1900).

Eine in ihren Einzelheiten noch dunkle Mordaffaire beschäftigt die Potsdamer Kriminalpolizei. In der Kietzstrasse Nr. 27 dortselbst bewohnt seit einiger Zeit der 50 Jahre alte Rentier Albert Schmidt eine aus drei Zimmern bestehende Hoch-Parterrewohnung. Schmidt ist Junggeselle und hielt starken Verkehr mit einer gewissen nicht näher zu bezeichnenden Klasse von Männern. Er war früher in Neu-Fahrland Besitzer eines umfangreichen Bauerngutes, das er vorteilhaft verkaufte; er war dort sehr geizig. Im vorigen Jahre wurde Schmidt wegen Sittlichkeitsverbrechens zu einem Jahre Gefängnis verurteilt, welche Strafe er erst kürzlich, bevor er die Wohnung in der Kietzstrasse bezog, verbüsst hat. Er ist durch diese Strafe aber nicht von seinen fast krankhaften Neigungen kuriert worden, denn fast allabendlich konnte man ihn in den Strassen

Potsdams umherlungern und sich namentlich an junge Soldaten herandrängen sehen. Schon vor etwa vier Wochen wurde ihm dies zum Verhängnis, indem Schmidt im Lustgarten, wie auch seinerzeit von uns mitgeteilt, eines Abends von drei Soldaten, von denen einer zum Schein auf seine Wünsche eingegangen, aber zwei handfeste Kameraden in der Nähe versteckt hatte, gehörig durchgeprügelt wurde. Schon mehrere Tage war es den Bewohnern des Hauses Kietzstr. 27 aufgefallen, dass Schmidt sich nicht blicken liess. Der in dem Hause wohnende Schutzmann Mühlenschulte liess nun am Dienstag die Thür zur Schmidt'schen Wohnung durch einen Schlosser öffnen. Im Wohnzimmer lag Schmidt als Leiche entkleidet auf den Dielen in einer grossen Blutlache. Der Tod musste nach verschiedenen Anzeichen schon vor drei bis vier Tagen eingetreten sein. Der Beamte benachrichtigte sofort seine vorgesetzte Behörde. Am selben Nachmittag erschienen in der Schmidt'schen Wohnung der Staatsanwalt Dr. Mendelsohn, Polizeidirektor von Balan, Polizeirat Janke, Kriminalkommissar Guban und der Kreisphysikus Sanitätsrat Dr. Passauer zur Feststellung des Thatbestandes. Derselbe ergab, dass Schmidt eines gewaltsamen Todes gestorben, denn am Hinterkopf fand man eine tiefe, klaffende Wunde, die ihm anscheinend mit einem dicken Stück Holz, das blutbesudelt in der Wohnung gefunden wurde, beigebracht war. Schmidt scheint durch die Verletzung, die er anscheinend im Kampfe mit einem Mann erhalten, nicht sofort tot gewesen zu sein, sondern erst später, nachdem sein Angreifer entflohen und die Thür hinter ihm wieder verschlossen, gestorben zu sein. Da bei ihm noch 80 Mark bares Geld, sowie Uhr und Kette vorgefunden wurden, so scheint es auf eine Beraubung nicht abgesehen gewesen zu sein, vielmehr nimmt man an, dass er mit einem seiner „Freunde“ in Konflikt geraten und von diesem im Streit erschlagen worden ist. Man hat einen blonden, jungen Menschen, anscheinend einen Schreiber, im Verdacht, der öfter in Gesellschaft Schmidt's gesehen wurde und der erst vor wenigen Tagen von einem Dienstmädchen aus der Nachbarschaft in Schmidt's Wohnung bemerkt wurde. Schon vor einigen Jahren, als der Ermordete noch in Neu-Fahrland wohnte, machte er durch ein Abenteuer von sich reden. Er behauptete nämlich, dass er von zwei vermummten Kerlen, die er für ehemalige Kirschenpflücker gehalten haben wollte, in seiner Wohnung überfallen, geknebelt und beraubt worden sei. Die eingeleitete Untersuchung hat damals aber nichts ans Licht gebracht, so dass man annahm, die Sachlage habe einen anderen, auf dem Gebiete der Unsittlichkeit liegenden Hintergrund. Ueber den Obduktionsbefund ist noch nichts bekannt

geworden, dass jedoch Schmidt eines gewaltsamen Todes gestorben, steht fest. Die Kriminalpolizei stellt namentlich bei Personen, welche wegen ihrer Ausschweitungen bekannt sind, Ermittelungen nach dem Thäter an.

Zum Morde des Rentiers Schmidt in Potsdam wird zu unseren bisherigen Mitteilungen weiter gemeldet, dass die Untersuchung auf eine Spur geführt hat, wonach anscheinend ein Soldat die Blutthat vollführt haben könnte. Wie berichtet, hat die Obduktion ergeben, dass Schmidt die tödtliche Kopfwunde nicht mit dem in der Wohnung vorgefundenen Stück Holz, sondern mit einem scharfen Gegenstand erhalten hat. Der Hieb rührt von einem Seitengewehr her. Da nun Schmidt vielfach mit Soldaten verkehrt hat, so hat sich, wie ein Potsdamer Korrespondent schreibt, der Verdacht auf einen bestimmten Soldaten, dessen Name sogar bekannt ist, gerichtet. Die Ermittelungen werden nun sehr durch den Umstand erschwert, dass die Truppen zum Manöver ausgerückt sind. Eine von dem Staatsanwalt Dr. Mendelssohn dieserhalb abgesandte Depesche musste dem betreffenden Truppenteil von Ort zu Ort nachgeschickt werden. Bis die militärischen Ermittelungen abgeschlossen sind, ruhen deshalb die Recherchen der Kriminalpolizei nach dieser Richtung hin.

Geschieden wird die Ehe des Prinzen A. von A. mit Prinzessin L. von Schl.-H. Der Prinz soll, wie „plötzlich bekannt“ wird, urnische Neigungen haben. In eingeweihten Kreisen war es seit Jahren bekannt, dass der unglückliche Prinz sich vom Weibe abgestossen fühle und seine jedenfalls angeborenen homosexuellen Empfindungen verheimlichen musste. Prinz A. ist eine körperlich vollendete Erscheinung, ein geist- und gemütvoller Mann, der nicht zu verurteilen, sondern nur zu beklagen ist. 24. IX. 1900.

Innsbruck, 7. Juli. Vorletzte Nacht um 11 Uhr ist der auf der Durchreise befindliche katholische Priester Georg Chabot aus Nordamerika wegen eines mit einem Hausknecht im Innpark verübten Sittlichkeitsvergehens verhaftet worden.

Innsbruck, 20. Juli. Heute wurde dahier der katholische Priester Georg Chabot aus Canada, dessen Verhaftung kürzlich bedeutendes Aufsehen erregt hat, wegen eines in den städtischen Parkanlagen an einem Hausdiener verübten Sittlichkeitsverbrechens zu zwei Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Freiwillig gestellt! Der Kleriker Stefan Jirgl aus Pest, welcher von der hiesigen Kriminalpolizei gesucht wurde, weil er, wie in Nummer 651 gemeldet, gegen einen hochgestellten Beamten einen Erpressungsversuch unternommen hat, soll sich, wie eine aus Anwaltskreisen informierte Korrespondenz mitteilt, der Behörde freiwillig gestellt haben. Ueber das Auftreten des Jirgl in Berlin bringt dieselbe Korrespondenz folgende Einzelheiten:

Vor etwa zehn Tagen erschien in dem Bureau eines hiesigen vielbeschäftigten Anwalts ein junger, leidend aussehender Mensch, welcher sich als Kandidat der Theologie Stefan Jirgl aus Budapest vorstellte und anfragte, ob der Anwalt geneigt sei, die Information für eine Zivilklage gegen einen Freiherrn entgegenzunehmen, der seit Jahren bei einer hervorragenden Persönlichkeit eine Vertrauensstellung bekleide. Auf Ersuchen des Anwalts stellte J. nun den Sachverhalt folgendermassen dar: Vor vier Jahren habe er den Freiherrn in der Gemäldegallerie zu München kennen gelernt, woselbst er damals von seinen auf der Reise befindlichen Eltern zurückgelassen worden war. Der Freiherr habe ihn alsbald zu einem splendiden Frühstück mit Champagner eingeladen und ihn nicht mehr aus den Augen gelassen. Jirgl begleitete seinen neuen Freund sodann durch die Schweiz und logierte mit ihm in Hotels, woselbst wüste Orgien gefeiert wurden, wobei er von dem Freiherrn oft betrunken gemacht worden sei. Sein Vater habe damals Telegramme an alle möglichen Hotels mit dem Ersuchen gerichtet, die beiden Reisenden anzuhalten. Der junge Mann will nun infolge jener Reiseabenteuer körperlich heruntergekommen sein; der Arzt habe ihm dringend angeraten, seine Studien zu unterbrechen und längere Zeit sich ausschliesslich der Erholung zu widmen. Nun sei er nach Berlin gekommen, um von dem Freiherrn eine Entschädigung zu erlangen.

Der Rechtsanwalt, welcher nicht geneigt war, in dieser peinlichen Sache das Mandat einer Zivilklage zu übernehmen, erklärte sich bereit, eine Verständigung der beiden Parteien herbeizuführen; er gestattete demzufolge, dass Jirgl in seinem Bureau ein Schreiben an den Freiherrn aufsetzte, welches der Anwalt alsdann durchlas und für völlig unbedenklich erklärte. Es hiess darin nur nach rein thatsächlichen Mitteilungen, dass Jirgl auf Grund seiner Erfahrungen, die er beweisen könne, gewillt sei, eine Entschädigungsklage anzustrengen, es aber vorziehen würde, einen gütlichen Vergleich mit dem Freiherrn zu schliessen. Die Summe, die er verlangte, belief sich auf 15000 Mark. Gleichzeitig stellte Jirgl einen Schein aus, worin er dem Anwalt ein entsprechendes Honorar versprach. Der

Anwalt erklärte jedoch, dass ein derartiges Verfahren hier zu Lande nicht üblich wäre und zerriss den Revers. Hieraus muss nun wohl Jirgl gefolgert haben, dass der Anwalt seine Sache nicht führen wolle, denn er hat sich seitdem nicht wieder blicken lassen und nur telephonisch angefragt, ob eine Antwort eingegangen sei. Der Freiherr hatte das Schreiben sofort der Kriminalpolizei übergeben. Infolgedessen liess die Behörde bei dem Anwalt recherchieren und auf Jirgl, der, wie gemeldet, aus dem Hotel, in welchem er logiert hatte, unter Zurücklassung eines alten Plaids verschwunden war, in Gasthöfen, Anwaltsbureaus etc. fahnden. Inzwischen nahm Jirgl bei einer hiesigen Familie Wohnung, welche er auf der Reise kennen gelernt hatte. Er that nunmehr weitere Schritte, um sein Recht weiter zu verfolgen. Aber die Anwälte, an die er sich wandte, lehnten eine Vertretung ab. Endlich zog er den Rechtsanwalt G. zu Rate. Als er hier den Sachverhalt erzählte, fiel ihm der Anwalt ins Wort und sagte: „Ich kenne Ihre Sache bereits; denn erstens bin ich von der Kriminalpolizei ersucht, Sie anzuhalten, und zweitens — lesen Sie hier selbst diesen eben erschienenen Zeitungsartikel.“ Jirgl las die Geschichte seines Erpressungsversuches und zeigte eine tiefe Entrüstung über die angebliche Entstellung seiner Sache; zugleich teilte er dem Anwalt die oben wiedergegebenen Einzelheiten mit. Rechtsanwalt G. erklärte nun: „Gut, ich bin bereit, Ihre Sache zu führen, wenn Sie sich sofort der Kriminalpolizei stellen.“ Jirgl bemerkte: „Das war auch ohnedies mein fester Entschluss.“ Zunächst schrieb er seinem Rechtsanwalt noch ausführliche Informationen auf und lieferte sich sodann in der That der Behörde aus, die ihn sofort in Haft nahm.

Durch die von den hiesigen Behörden mit aller Energie geführte Untersuchung dürfte wohl bald festgestellt werden, ob die Angaben des Jirgl nach irgend welcher Richtung hin als zutreffend zu erachten seien.

Der stud. theol. Stefan Jirgl, dessen Verhaftung wegen versuchter Erpressung seinerzeit grösseres Aufsehen erregte, wurde gestern der ersten Strafkammer hiesigen Landgerichts I aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Der Angeklagte, welcher sich auf Anraten eines hiesigen Rechtsanwalts dem Gerichte selbst gestellt hat, wird beschuldigt, den Versuch gemacht zu haben, von dem Kammerherrn Freiherrn E. v. W. mehrere Tausend Mark zu erpressen, indem er denselben beschuldigte, sich sittlich an ihm vergangen und dadurch seine Gesundheit untergraben zu haben. — Als Verteidiger stand dem Angeklagten der Rechtsanwalt Munckel

zur Seite. Für die Verhandlung schloss der Gerichtshof die Oeffentlichkeit aus. Die Begründung des Erkenntnisses dagegen erfolgte öffentlich. Aus derselben ist zu ersehen, dass der aus Ungarn stammende Angeklagte durch Androhung eines Zivilprozesses und Hinweis auf eventuelle Veröffentlichungen kompromittierender Art versucht hat, von dem Baron v. W. 15000 Mark zu erhalten. Der Gerichtshof hat geglaubt, dass dem bisher unbestraften Angeklagten ein gleichfalls unbestrafter Zeuge gegenüberstehe, welchem noch der Eid zur Seite stehe, und er hat deshalb genau geprüft, auf welche Seite sich bei der Beurteilung der Glaubwürdigkeit die Wagschale neige. Nach dieser sorgfältigen Prüfung habe der Gerichtshof den Aussagen des Barons v. W. den Vorzug geben müssen, denn dieser habe sich nicht in einem einzigen Punkte widersprochen, während der Angeklagte auf zahlreichen Lügen ertappt sei. Der Gerichtshof habe erwogen, dass der Angeklagte schon einmal dem Baron v. W. 259 Mark abgelockt und dabei erzählt habe, dass seine Eltern aus Gram über Verluste seines Vaters an der Börse plötzlich gestorben seien. Thatsächlich leben aber die Eltern des Angeklagten noch, und die ganze Geschichte sei nur erfunden, um den Baron v. W. weich zu stimmen. Einem Menschen, der so lügt, könne der Gerichtshof nicht glauben. Der Gerichtshof halte für erwiesen, dass die den Baron v. W. kompromittierenden Behauptungen des Angeklagten nicht wahr sind und der Letztere sich einer versuchten Erpressung schuldig gemacht habe. Bei der Strafabmessung habe der Gerichtshof die Unbescholtenheit und Jugend des 20jährigen Angeklagten berücksichtigt, anderseits aber die unglaubliche Frechheit und Halsstarrigkeit des Angeklagten, womit derselbe sogar zwei Rechtsanwälte dupiert habe. Der Gerichtshof hat deshalb nach dem Antrage des Staatsanwalts auf $1\frac{1}{2}$ Jahre Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust erkannt. — Der Angeklagte erklärte, sich bei diesem Erkenntnisse nicht zu beruhigen.

Durch die Polizei geschlossen wurde gestern um die Mittagszeit das Schanklokal von W., Schützenstrasse 55, „Der kleine Salvator“ genannt. Es verkehrten dort zumeist der Prostitution ergebene Männer, von denen viele Frauenkleidung zu tragen pflegten. Das Treiben in diesem Lokale soll ein überaus skandalöses gewesen sein.

Ein Mädchen in Männerkleidung. Letzthin verurteilte das Landgericht zu Dresden den angeblichen Dienstknecht Ernst Schulze, der angeblich am 12. Mai 1881 zu Burg bei Hoyerswerda

geboren ist, wegen Unterschlagung, Urkundenfälschung und Betruges zu sechs Monaten Gefängnis. Als der Verurteilte zur Verbüssung der Strafe eingeliefert wurde, stellte der Gerichtsarzt Medizinalrat Dr. Donau fest, dass Schulze ein Mädchen sei. Die weitere Untersuchung ergab, dass es sich um die am 6. April 1875 zu Neudorf bei Hoyerswerda geborene Dienstmagd Johanna Casper handelte. Sie hat, ohne dass jemand hinter das Geheimnis gekommen wäre, eine ganze Reihe von Jahren Männerkleidung getragen, als Dienstknecht gearbeitet und ist auch, wie bemerkt, als solcher verurteilt worden. Weil sie sich eines ihr nicht zukommenden Namens einem zuständigen Beamten gegenüber bedient hatte, wurde sie des weiteren zu einem Monat Haft verurteilt.

Köln, 8. Januar 1901. In jeder Grossstadt giebt es eine Menge lichtscheuer Existenzen, die durch ihr niederträchtiges Treiben andern Leuten mit Erpressungsversuchen schmutzigster Art zu Leibe rücken und sie, falls die Erpressung abgewiesen wird, ruinieren und Streit und Unfrieden in bis dahin glücklichen Familien stiften. Leider kommt dieses Treiben nur selten ans Tageslicht. Ein solch äusserst gemeingefährlicher Mensch ist der Tagelöhner Hermann Rogmann von hier, der sich heute vor der Strafkammer des kgl. Landgerichts wegen der Anklage der versuchten Erpressung und der wissentlich falschen Beschuldigung zu verantworten hatte. Der Angeklagte richtete im Oktober v. J. an einen hiesigen Kaufmann einen Brief, worin er von dem Adressaten die Zahlung von 40 Mk. verlangte, widrigenfalls er ihn wegen widernatürlicher Unzucht anzeigen werde. Als der Kaufmann auf den plumpen Erpressungsversuch nicht einging, führte Rogmann seine Drohung aus und denunzierte jenen bei der Staatsanwaltschaft. Aus dieser Beschuldigung erwuchsen dem Kaufmann die grössten Unannehmlichkeiten und Nachteile, denn er wurde auf der Reise plötzlich verhaftet, dann 14 Tage in Untersuchungshaft gehalten und verlor schliesslich dadurch auch noch seine Stellung. Die Untersuchung und die Gerichtsverhandlung, die bei verschlossenen Thüren geführt werden musste, ergab, dass die Beschuldigung des Rogmann gegen den Kaufmann vollständig haltlos war. Das Gericht erkannte gegen Rogmann auf 3 Jahre Gefängnis und 5 Jahre Ehrverlust.

Ulm, 30. August. Wegen einer Reihe von Sittlichkeitsverbrechen (§ 175 des R.-Str.-G.-B.) wurden der frühere Hauptmann M. C. aus Kannstatt, die Friseure E. O. Sch. aus Ulm und G. aus Dudweiler und der Hutmacher K. aus Giengen von der Strafkammer

des hiesigen Landgerichts zu Gefängnisstrafen von 5, 2, 7 und 2 Monaten verurteilt. Die Verbrechen sind anlässlich der Nachforschungen über die Ermordung des Friseurlehrlings Paul Müller hier zu Tage gekommen.

Neues Wiener Tageblatt vom 10. Juli 1900. (Selbstmord eines Majors.) In Herkulesbad hat sich dieser Tage der Major des in Stuhlweissenburg garnisonierenden 69. Infanterie-Regiments, Michael Cimpoca, durch einen Revolverschuss entleibt. Major Cimpoca, ein verhältnismässig junger, eleganter Stabsoffizier, war Ende Juni nach Herkulesbad gekommen. Er zeigte sich sehr selten in Gesellschaft und führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Die Ursache des Selbstmordes ist völlig unbekannt. Die That ist um so unerklärlicher, als der Offizier in geordneten Verhältnissen lebte. Wie verlautet, war Major Cimpoca seit einigen Monaten mit einem jungen Mädchen aus guter Familie verlobt und hätte seine Braut schon demnächst zum Traualtar führen sollen.

Ein dreister Erpressungsversuch ist dieser Tage gegen einen hiesigen hochgestellten Beamten ausgeführt worden. Derselbe lernte vor einigen Jahren in einer Gemälde-Sammlung zu München einen jungen Kleriker, Namens Stefan Jiergel, kennen, mit welchem er sich in ein Gespräch über Kunst und Litteratur einliess. Da der junge Mann auf diesen und anderen Gebieten wohlbewandert war, auch sonst einen hohen Grad von Bildung verriet, so verkehrte der Beamte damals noch öfters mit ihm, machte auch später, als er seinen jungen Freund in Pest wiedertraf, von dort einen gemeinschaftlichen Ausflug mit demselben. In voriger Woche meldete sich der aus Pest gebürtige Jiergel bei dem hier wohnhaften Beamten und suchte gleich bei Gelegenheit dieses ersten Besuches ein Darlehn nach, was der Beamte indess abschlug. Wenige Tage darauf empfing der Beamte einen Brief des J., in welchem dieser ihm mit einer Klage drohte, wenn der Beamte für ihn nicht umgehend 15,000 Mark Schweigegeld bei seinem Rechtsanwalte deponiere. Da der Bedrohte sich eines unerlaubten Umganges, dessen er sich mit dem Briefschreiber schuldig gemacht haben sollte, nicht bewusst war, so übergab er das Schreiben einfach der Kriminalpolizei, welche die Verhaftung Jiergels beschloss. Dieser war indess nirgends zu ermitteln; das Hotel, in welchem er logierte, hatte er bereits wieder verlassen, und auch bei seinem Rechtsanwalt erschien er nicht mehr persönlich, sondern fragte nur ab und zu telephonisch nach, ob

die 15,000 Mark eingegangen seien. Die Polizei vermutet gleichwohl, dass Jiergel, der wahrscheinlich Wind von der Anzeige bekommen hat, sich hier — vielleicht bei Freunden, welche von seinem gefährlichen Treiben keine Kenntnis haben — noch aufhält. Der Gesuchte ist zirka 20 Jahre alt, schlank, hat schmales, blasses Gesicht und Anflug von kleinem, dunklem Schnurrbart; er spricht das Deutsche mit fremdem Accent und trägt dunklen Ueberzieher mit Pelzkragen und spitze, mit Knöpfen besetzte Stiefel.

Angeborene, unverschuldete, geschlechtliche Abneigung ist gerade beim Manne verbreiteter als viele ahnen. Nicht alle Junggesellen sind selbstsüchtige Ichmenschen. Auch Mädchen zeigen mitunter unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe. Es giebt zahlreiche sogenannte Altjungfern, deren Loos selbstgewollt ist. Sollen diese auch besteuert werden? Junggesellensteuer kann u. E. nur begründet werden mit dem Hinweise, dass der Junggeselle steuerkräftiger ist als der Familienvater, welcher ausserdem um den Beistand des Staates mehr bemüht ist, als jener. Aber als Strafe für Selbstsucht?! Nein. Gegenüber der Thatsache, dass verkehrte Geschlechtsempfindung durchaus angeboren sein und einen unüberwindlichen Abscheu vor den ehelichen Freuden begründen kann, muss man mit solchen Vorwürfen vorsichtig sein. Die ärztlichen Forschungen — man vergleiche insbesonders unter anderen Werken „Psychopathia sexualis“ von dem Wiener Psychiater Geh. Hofrat Professor Dr. von Krafft-Ebing — haben Licht in diese Verhältnisse gebracht und ausserdem dargethan, dass die strafgesetzlichen Bestimmungen gegenüber der homogenen Liebe ein Unrecht sind. Von ihrem Wesen bestehen in der Oeffentlichkeit ganz falsche Vorstellungen. Nicht immer ist jeder Junggeselle ein Ichmensch und somit verdammenswert. (Schriftleitung des „Deutschen Burschenschafter“ in einer Anmerkung zu einem Aufsatz über Junggesellensteuer, No. 3. 1898.)

New-York, 12. Februar. Ein furchtbarer Skandal dürfte in einigen Tagen platzen, und es stehen Verhaftungen von mehreren des Giftmordes an Barnet und Frau Adams verdächtigen Persönlichkeiten bevor. Der Distriktsanwalt Gardiner, der den Fall führt, gab heute den Vertretern der Presse eine Erklärung ab, indem er ihnen mitteilte, er sei überzeugt, dass mindestens drei Personen den Tod Barnet's und der Frau Adams herbeigeführt hätten. Er kenne ihren Namen und das Motiv, das sie zur That trieb. „Es muss ein förmlicher Verbrecherstall ausgekehrt werden,“ sagte Gar-

diner. „Die Enthüllungen werden Personen blossstellen, die im sozialen Leben sehr hoch stehen, aber ich werde mich durch keinerlei Rücksichten beeinflussen lassen und schonungslos vorgehen.“ Diese energische Sprache der leitenden Magistratsperson lässt keinen Zweifel daran, dass es nunmehr ernst werden soll und dass weder Stellung noch Reichtum die Schuldigen retten wird, wenn es ihnen auch gelungen ist, die Enthüllung des Mordgeheimnisses durch fünf Wochen zu vereiteln, indem sie das Geld mit vollen Händen ausstreuten. Die Sensation wird aber dabei nicht stille halten und es stehen noch viele skandalöse Enthüllungen bevor, es werden perverse Zustände und Neigungen aufgedeckt werden, welche selbst die Skandalaffären der Clevelandstreet und des „Aesthetikers“ Wilde bei weitem übertreffen sollen. Die Untersuchung hat scheussliche Thatsachen an das Tageslicht gebracht, und die Namen zahlreicher hervorragender Bürger und Millionäre werden in unheilbarer Weise kompromittiert werden. Viele Mitglieder des „Knickerbocker Atleticklub“ haben aus dem angedeuteten Laster einen förmlichen Kultus gemacht. Wie es nunmehr feststeht, hatten dieselben luxuriöse Räumlichkeiten gemietet, woselbst sie bis vor kurzem wohnten. Die Zimmer waren mit orientalischem Luxus eingerichtet; nur ein Japanese, ein schweigsamer Bursche, hatte die Bedienung zu besorgen. Im Atleticklub, der zahlreiche ehrenwerte Mitglieder enthält, war der Charakter jener Wohnung bekannt geworden und verschiedene Mitglieder, darunter namentlich Barnet und Cernish, hatten sich offen in unzweideutigster Weise hierüber ausgesprochen. Dies scheint den feigen Mördern den Plan eingegeben zu haben, diese Männer aus dem Wege zu räumen, um nicht in der steten Furcht zu schweben, eines Tages verraten zu werden. Sie wären aus der öffentlichen Gesellschaft ausgestossen worden und für ewige Zeiten gebrandmarkt gewesen. Dies sind die verbürgten Meldungen. Es sind hier noch viele Versionen weit sensationellerer Natur im Umlaufe, die vielfach geglaubt werden, aber noch nicht erwiesen sind. Es unterliegt keinem Zweifel, dass New-York vor einem Skandale steht, wie er sensationeller selbst in der an derlei Vorfällen so reichen Chronik unserer Stadt seinesgleichen sucht.

Friedrich Wilhelm I. schenkte 1731 der Stadt Potsdam 313 Thaler zu Feuerlösch-Gerätschaften und 205 Thaler 21 Gr. Kosten, welche durch die Hinrichtung der Kindesmörderin Petsch und des Sodomiten Lepsch der Stadt erwachsen waren. (27 Thaler erhielt der Scharfrichter für die Tortur und die Execution der Petsch,

16 Thaler kostete das Gerüst zum Sacken. — 27 Thaler bekam der Scharfrichter an Executions-Gebühren für Lepsch und 16 Thaler 5 Gr. wurden für 3 Haufen Holz, Stroh und Theer zur Verbrennung gezahlt, 15 Thaler erhielt das Schmiedegewerk für Halseisen, Galgen und Rad.)

Wagner (Wie Potsdam eine Kämmerei erhält.) Mitteilungen des Vereins für die Gesch. Potsdams. Nr. 253. Neue Folge, II. Teil (Bd. VII), P. G. 130.

In der „Voss. Zeitg." vom Freitag, 28. Mai 1886, war berichtet, dass der Handlungsreisende einer Leipziger Firma wegen eines Verbrechens gegen § 175, welches er in Suhl begangen, von dort aus steckbrieflich verfolgt und in Leipzig verhaftet worden war. Dort liess er sich von dem Polizisten noch einmal nach dem Hause seines Prinzipals führen, und während der Polizist mit diesem sprach, trat jener an einen Kasten, angeblich um einige Kleidungsstücke herauszunehmen, ergriff aus demselben einen Revolver und erschoss sich.

Die III. Strafkammer hiesigen Landgerichts I. beschäftigte sich gestern mit einer Gesellschaft von Männern, die das Seeger'sche Restaurant, Jägerstrasse 10, zum Schauplatze ihrer unnennbaren Lüste gemacht hatten. An ihrer Spitze befand sich der längere Zeit unsichtbar gewordene Restaurateur Seeger, welcher sich schliesslich selbst gestellt hatte, dann dessen Kellner, drei Kaufleute, ein Rentier, ein Schullehrer, ein Schneider, ein Diener und noch ein Kellner. Der Staatsanwalt beantragte gegen die beiden Erstgenannten je ein Jahr Gefängnis, gegen die übrigen Angeklagten je 3 Monate Gefängnis. Der Gerichtshof verurteilte den Restaurateur Seeger zu 8 Monaten Gefängnis, einen schon bejahrten Kaufmann zu 4 Monaten, die übrigen zu 3 Monaten Gefängnis und sprach den Schullehrer frei. Letzterer ist schon einige Zeit vom Amte suspendiert und seinetwegen wohnte ein Magistratsbeamter der Verhandlung bei. 1. 12. 85.

Breslauer Zeitung, 17. Juli 1886. Heute der Jubeltag der sogenannten „Armensünderglocke" auf dem Magdalenenturm, welche heute ein halbes Jahrtausend alt geworden ist. — — Die von Wilhelm Müller in seinem bekannten Gedicht „War einst ein Glockengiesser" behandelte Erzählung lässt sich als historisch wahr nicht nachweisen. — — Fest steht, dass vom Jahre 1526 ab auf den Antrag des Breslauer Reformators Johann Heiss der Rat der Stadt

den zur Richtstatt geführten Delinquenten nur die Glocke von Maria Magdalena und nicht mehr, wie bisher, auch noch die von St. Elisabeth läuten liess. Diese Verordnung trat zum ersten Male bei einem Schreiber, Namens Johann Beer, einem Glogauer, in Kraft; denn „dieser hatte mit einem Knaben Böses verübt.“ — „Er wurde gerichtet und verbrannt.“

G. Anzgr. v. 20. Dezbr. 1900. In Haft genommen wurde eine Mannsperson, die in Frauenkleidern auf den Strassen Unfug verübte. Der Betreffende scheint aber auch schwere Strafthaten auf dem Kerbholz zu haben, denn man hat es für nötig befunden, ihn für das Verbrecheralbum zu photographieren.

London, 5. Juli 1886. Ein 17jähriger Bursche, Namens John Osborne, der von einem jungen Mann, Namens Marling, unter der Drohung, ihn eines unnatürlichen Verbrechens zu bezichtigen, Geld und eine Uhr im Werte von 40 Lstr. erpresst hatte, wurde im Zentral-Kriminalgerichtshof in London zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. (D. H.)

Strafkammerverhandlung, 5. Juli. Vorsitzender: Herr Landgerichtsrat Dr. Gillischewsky. Staatsanwaltschaft: Herr Assessor Hoffstedt. Wegen versuchter Erpressung stand der Hausdiener E. vor Gericht. Der noch jugendliche Mensch ist baar jeglichen Gefühls der Dankbarkeit. Auf der Strasse lernte er einmal den Zeugen, früheren Eisenbahnassistenten, jetzigen Kaufmann W. kennen, der ihn beim Betteln antraf und ermahnte, er solle dies lieber unterlassen. Als der fremde Bettler nun ein recht klägliches Gesicht machte, nahm W. ihn mit nach Hause, gab ihm zu essen und zu trinken und liess ihn dann gehen. Am nächsten Tage kam E. wieder und war nun fast täglicher Gast des Herrn W., den er nach allen Regeln der Bettelkunst „neppte“, ihm Geld abborgte und sich Sachen schenken liess. Als endlich nun die Sache zu bunt wurde und er dem Undankbaren die Thür wies, schrieb dieser ihm einen Brief, in dem er sofort 20 Mk. verlangte, da er andernfalls den W. wegen an ihm begangener unsittlicher Handlungen denunzieren würde. Durch die Verhandlung wurde nichts Diesbezügliches erwiesen und der Erpresser auf 4 Monate ins Gefängnis geschickt. (Potsd. Int. Bl. 5. 7. 99.)

Ein Sprung aus dem Fenster. Eine eigentümliche Affäre, die trotz ihrer Abscheulichkeit und Infamie einer gewissen Tragikomik nicht entbehrt, hat sich in der Lunkwitzstrasse abgespielt.

Am frühen Morgen des gestrigen Tages wurden die Bewohner des Hauses Nr. 5 durch gellende Hilferufe aus dem Schlafe geweckt. Die Hinzueilenden konnten noch wahrnehmen, dass aus einem Fenster des ersten Stockwerkes ein junger Bursche, in dem man den Diener eines im selben Hause wohnenden Studenten erkannte, in den Hofraum hinabsprang, wo er, scheinbar verletzt, liegen blieb. Man glaubte, dass der jugendliche Diener, dessen Name Richard Hine ist, einen Selbstmordversuch unternommen habe. Er jammerte unausgesetzt und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er dazu gebracht werden konnte, die nachstehende, sehr merkwürdige Darstellung von einem Vorfall zu geben, der sich unmittelbar vorher in dem Schlafzimmer seines Herrn abgespielt hatte. Der Dienstgeber ist der Student Theodor von Gr., der Sohn eines Gutsbesitzers. Mit wissenschaftlichen Studien scheint v. Gr. sich nicht sonderlich zu beschäftigen. Er liebt es, in seiner aus mehreren hochelegant eingerichteten Zimmern bestehenden Wohnung Zechgelage, bei denen es hoch hergeht und die bis zum frühen Morgen währen, zu veranstalten. Auch gestern hatten die Gäste des adeligen Studenten erst um die zweite Morgenstunde Abschied genommen. Von Gr. war dann noch eine Weile sitzen geblieben; seinen jugendlichen Diener forderte er auf, dass er doch auch etwas trinken möge, dann möge er sich in sein, v. Gr.'s, Bett schlafen legen. Der Bursche fand das letztere Ansinnen seines Herrn etwas sonderbar, doch nachdem ihm der Baron erklärt hatte, er müsse thun, was er ihm befehle, begab sich Hine in dem Schlafzimmer seines Herrn zur Ruhe. Bald darauf spielte sich eine nicht zu schildernde Szene ab, in deren Verlauf der adelige Student einen abscheulichen Angriff gegen den jungen Mann verübte. Hine, der sich der Angriffe seines Herrn nicht zu erwehren vermochte, schrie so laut um Hilfe, dass Personen in den Nachbarwohnungen aufmerksam wurden. Es gelang schliesslich dem Diener, sich den Händen v. Gr. zu entwinden und in seine Kammer zu eilen. Aber auch dahin verfolgte ihn sein Herr, und Hine, ausser sich vor Angst und Entsetzen, vermochte sich nur dadurch zu helfen, dass er aus dem Fenster in den Hofraum hinabsprang. Gleichzeitig schrie er laut um Hilfe. Bei dem Sprunge aus dem ersten Stocke hatte er, wie später festgestellt wurde, auch innere Verletzungen erlitten. Mittelst Krankenwagens wurde er zunächst auf die Unfall-Station in der Belle-Alliancestrasse und von dort nach dem Krankenhause am Urban gebracht. Der adelige Student, der, wenn die Darstellung seines Dieners auf Richtigkeit beruht, sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat, hält sich

in seiner Wohnung, in der er sich ganz allein befindet, eingeschlossen. Es wird Niemandem geöffnet. An die in Magdeburg wohnhaften Eltern des von seinem Herrn so schmählich missbrauchten jungen Dieners ist von Hausleuten auf telegraphischem Wege von dem Vorfalle Mitteilung gemacht worden. Der Polizei dürfte wohl schon von ärztlicher Seite Anzeige erstattet worden sein.

V. 1900.

Ueber einen Skandal unangenehmster Art in Theaterkreisen berichtet das „Berl. Tagebl." aus Weimar, den 30. Aug.: Der bevorstehenden Eröffnung der neuen Spielzeit im grossherzoglichen Hoftheater geht ein Ereignis voraus, das einen traurigen Einblick in die Verschiebung der Personalverhältnisse gewährt, die sich früher mit Recht eines musterhaften Rufes erfreuten. Heute ist in Weimar der Ausgang einer Gerichtsverhandlung bekannt geworden, die sich in voriger Woche hinter verschlossenen Thüren in Berlin abspielte, worüber bisher noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Der grossherzoglich sächsische Hofschauspieler Gregory, mit richtigem Namen Haupt, ist wegen versuchter Erpressung zu sechs Monaten Gefängnis und sein angeblicher Diener, ein gewisser Fritz Völker, wegen fortgesetzter Erpressung, wegen Diebstahls in wiederholtem Rückfall und wegen Freiheitsberaubung zu vier Jahren Zuchthaus, fünfjährigem Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht verurteilt worden. Gregory kam im Sommer vorigen Jahres vom Landestheater in Prag nach Weimar und ward hier Nachfolger von Paul Riecke im Fache der jugendlichen Helden und Liebhaber, nachdem Prange und Ludwig nach kurzer Zeit ausgeschieden waren. Die Lebensverhältnisse Gregorys wurden in Weimar bald zum Stadtgespräche, zumal das einsame Gartenhaus, in dem er wohnte, mehrfach von Polizeibeamten umstellt wurde, die auf den Diener Fritz Völker fahndeten, der durch die Gärten rechtzeitig die Flucht zu ergreifen wusste; doch konnte er seiner Gefangennahme schliesslich nicht entgehen. In künstlerischer Hinsicht fand Gregory hier scharfe Verurteilung, doch erfreute er sich der Gunst des Generalintendanten v. Vignau, in dessen Hause und an dessen Tafel er zu einem gewissen Neide der Kollegen sehr freundlich aufgenommen wurde. Gegen Ende der vorigen Spielzeit verschwand Gregory plötzlich, und bald verbreitete sich das Gerücht, dass er in Charlottenburg verhaftet sei. Die Einzelheiten der Vergehen entziehen sich aus Sittlichkeitsgründen der Auseinandersetzung. Es kann nur angedeutet werden, dass Völker eigenartige Beziehungen zu einem angesehenen höheren Beamten

in Berlin hatte, auf Grund deren es ihm möglich wurde, kolossale Erpressungen zu begehen, die sein Opfer fast bis zum Selbstmorde getrieben haben. Endlich fasste der Beamte den Entschluss, den Schutz des Gerichtes anzurufen, um sich seinem Peiniger zu entziehen. Nach dem Gerichtsurteil muss sich Gregory an den Erpressungsversuchen beteiligt haben. Gegen eine Kaution befindet er sich jetzt auf freiem Fuss und verweilt in seinem idyllischen Weimarer Gartenhaus. Seine Einrichtung war geschmackvoller als diejenige der Weimarer Hofbühne, die zuweilen Gegenstände entlieh, zum Beispiel war Bracco's „Untreue“ gänzlich mit dem Mobiliar und den Teppichen Gregory's ausgestattet. Nun fordern aber die Gläubiger ihre Möbel zurück, und die Schutzgemeinschaft für Handel und Gewerbe ersucht in einem Inserat, die Forderungen an Gregory bei ihr anzugeben. Es ist bekannt, dass das grossherzogliche Ministerium auf Wunsch des Generalintendanten Strafantrag gegen die Hildburghauser „Dorfzeitung“ gestellt hat, weil unter Anderem das Weimarer Hoftheater eine „Dunkelkammer“ genannt war. Der Korrespondent des verklagten Blattes war aber von den jetzt enthüllten Dingen offenbar schon unterrichtet, und sein Verteidigungsmaterial soll noch Dinge enthalten, die am besten tiefes Schweigen bedeckt hätte. Die Meininger Staatsanwaltschaft ist mit den Voruntersuchungen betraut. Man ist gespannt, ob wirklich auch jetzt noch die Klage erhoben werden wird.

Wien, den 29. Dezember 1900.*) — (In geheimer Verhandlung). Franz Knauer, ein sechzehnjähriger Bursche, stand heute unter Ausschluss der Oeffentlichkeit vor Gericht, angeklagt des Verbrechens nach § 129, b. St. G. In zwei Fällen waren die Teilnehmer an diesem Verbrechen gegen die Sittlichkeit nicht ausfindig zu machen. Als Knauer in Haft war, gelangte an seine Wohnungsadresse ein Brief, welcher mit „Kaltenegger“ unterzeichnet war und unter diesem Namen eine Poste-restante-Antwort erbat. Aus

*) Anmerkung des Herausgebers: Wir möchten, an diesen und ähnliche Fälle anschliessend, den Homosexuellen den Rat erteilen, sich vorkommenden Fall nicht auf Leugnen zu verlegen, sondern sich als homosexuell empfindend zu bekennen und ein sachverständiges Gutachten zu fordern. Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, dass unter diesen Umständen am ehesten auf Freisprechung zu hoffen ist; wiederholt ist nach Feststellung der Homosexualität von psychiatrischer Seite überhaupt von der Eröffnung des Hauptverfahrens abgesehen worden.

dem Ton des Briefes, war zu ersehen, dass der Brief von einem Herrn herrührte, der mit Knauer ebenfalls intime Beziehungen unterhalten gehabt hatte. Es wurde polizeilich ermittelt, dass der angebliche Kaltenegger ein Geistlicher, namens M. P., war. Die Gerichtsärzte sahen sich veranlasst, zu konstatieren, dass der Geistliche unter unwiderstehlichem Zwang gehandelt habe, und so stand Knauer heute allein vor Gericht. Er wurde, verteidigt von Dr. Brauer, zu drei Monaten schweren Kerkers verurteilt.

„Graf Ahlefeld vom Hause Eschelmark, Königl. dänischer Kavallerie-Offizier und Mitglied der schleswig-Holsteinischen Ritterschaft.“ Eine Visitenkarte mit diesem hochtönenden Inhalt gab ein Herr an einem Maiabende d. J. beim Pförtner des Westminster-Hotels, Unter den Linden, ab, wobei er angab, dass er für längere Zeit im Hotel Unterkunft nehmen würde. Der vornehme Gast fand eine gebührende Aufnahme. In den ersten zwei Wochen berichtigte der Herr Graf seine Rechnung und befestigte dadurch das ihm geschenkte Vertrauen. Der Geschäftsführer nahm auch keinen Anstand, für den Gast eine Kleiderrechnung in Höhe von 230 Mark zu bezahlen. Als dem letzteren dann wieder die Wochenrechnung in Höhe von 140 Mark vorgelegt wurde, erklärte der Graf, dass er auf Mittel von ausserhalb warte. Am folgenden Tage war er verschwunden. Es meldeten sich nun verschiedene Geschäftsleute im Hotel, die an den angeblichen Grafen Ansprüche hatten. So hatte dieser sich u. a. bei der Firma Mohr & Speyer eine Phantasie-Uniform anfertigen lassen, wie sie seiner Angabe nach von den Mitgliedern der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft getragen würde. Der angebliche Graf entpuppte sich als Hochstapler, der bald zur Haft gebracht wurde. Er stand am Freitag vor der fünften Berufungsstrafkammer des Landgerichts I. Das Schöffengericht hatte ihn zu 2 Monaten Gefängnis und 3 Tagen Haft verurteilt, welches Strafmass dem Staatsanwalt zu niedrig erschien. Der Angeklagte ist erst 17 Jahre alt und macht den Eindruck eines völlig unreifen Menschen. Er war Buchhandlungslehrling gewesen, hatte aber diese Stellung aufgeben müssen, weil er gar zu arg — stotterte. Ein Kommando von ihm hätte sich drollig anhören müssen. Ueber die Herkunft des Angeklagten ist folgendes festgestellt worden: Er ist der Sohn des verstorbenen Apothekers Runge zu Eckernförde, der eine Gräfin Ahlefeld geheiratet hatte. Als sein Vater gestorben war, ohne Vermögen zu hinterlassen, zog dessen Witwe mit ihrem Knaben nach Potsdam. Sie heiratete bald einen Gutsbesitzer, die Ehe wurde aber im vorigen Jahre geschieden. Der Angeklagte

kam in der Schule bis zur Ober-Tertia, dann brachte man ihn in die Lehre. Als seine Eltern sich trennten, kümmerte sich niemand mehr um ihn; seine Mutter war auf eine Einnahme von 2000 Mark, die ihr aus einem Familienstift zufloss, angewiesen Jetzt verfiel der Angeklagte auf das Gebiet der Hochstapelei. Als er sich im Westminster-Hotel einquartierte, war er fast mittellos Es wurde ihm aber eine unerwartete, wenn auch höchst unlautere Einnahmsquelle. Wie er angab, hat er von einem älteren Herrn, den er im Tiergarten kennen lernte, 300 Mark erhalten. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, die ersten Hotelrechnungen zu begleichen. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, dass der Angeklagte mit der Gewandtheit eines geriebenen Hochstaplers aufgetreten war, wenn es andererseits auch auffallend erschien, dass Berliner Geschäftsleute sich lediglich durch den hochtönenden Namen hatten täuschen lassen. Der letztere Umstand hatte das Schöffengericht bewogen, auf ein so niedriges Strafmass zu erkennen. Das Berufsgericht war mit dem Staatsanwalte der Ansicht, dass eine empfindlichere Strafe verhängt werden müsse; es wurde auf sechs Monate Gefängnis und 14 Tage Haft erkannt.

Zu dem Selbstmord des englischen Botschafts-Sekretärs Hugh Grosvenor in Wien, über den wir in der heutigen Morgenausgabe berichteten, wird uns weiter telegraphisch gemeldet, dass er ganz unerklärlich erscheint. Der Verstorbene lebte sehr bescheiden und zurückgezogen, er spielte und wettete nicht und hatte keine Schulden. Der erst zwanzigjährige Mann neigte aber der Melancholie zu. Er war erst seit Beginn dieses Jahres der Wiener Botschaft zugeteilt. Er ist ein Vetter des jungen Herzogs von Westminster. 7. 8. 1900.

Wien, 7. August 1900. (Privat-Telegramm.) Ueber den Selbstmord des Botschaftssekretärs Grosvenor verlautet weiter, es sei ganz ausgeschlossen, dass derselbe (Spiel- oder andere Schulden) gehabt habe. Dagegen wäre vielleicht für die Vermutung Grund, dass er eine unglückliche Leidenschaft gehabt, die ihn in den Tod getrieben habe, namentlich da er in der letzten Zeit einsilbig war und gern die Einsamkeit aufsuchte.

Voss. Zeitg., 29. Mai 1886. Aus Brüssel wird der „Frankf Ztg.“ über das sittenlose Treiben in Genter aristokratischen Kreisen. geschrieben: „Seit zwei bis drei Jahren bereits murmelte man in Gent von einem oder selbst mehreren Klubs, unter denen einer den

Namen „Zwarte Kravatten“ (cravates noires) führte und die ostensibel blos dem Sport des Wettens bei Rennen oder dem Spiel gewidmet waren, deren Mitglieder aber, wie das immer lauter werdende Gerücht behauptete, Unsittlichkeiten der schlimmsten Art sich widmeten und ihre Opfer nicht blos in der weiblichen Jugend suchten. Dies Treiben ist jetzt ans Licht gezogen worden, und zwar, soweit man bis jetzt urteilen kann, in Folge der Enthüllungen einiger wegen Betrugs im Spiel verhafteten frühreifen und Ausschreitungen ergebenen Mitglieder jenes Klubs. Diese jungen Leute hätten die compromittierten Personen, von deren Lasten sie genaue Kenntnis hatten, verraten. Eines der Opfer, das nicht einmal den Namen des von ihm Beschuldigten kannte, wusste doch auf die Spur desselben zu führen: Durch die Angabe, dass dieser einen Stockdegen besitze. Herr E. — so lautet der Anfangsbuchstabe des Blossgestellten — wurde zum Untersuchungsrichter entboten und gefragt, ob er einen solchen Stock besitze. Er leugnete es. Hierauf wurde sofort eine Hausdurchsuchung in dessen Wohnung vorgenommen, wo man einen Stock von der angegebenen Art fand. Noch am selben Tage und ehe noch die Untersuchung geschlossen war, machte E. seinem Leben ein Ende. Ein Vizekonsul, der ebenfalls in diese Untersuchung verwickelt war, versuchte gleichfalls, sich durch einen Schuss in den Kopf zu töten, doch misslang dieser Versuch. Dagegen ist noch von mehreren weiteren Selbstmorden, von denen einer geraume Zeit zurück datiert, aber in engem Zusammenhang mit den beregten Vorgängen steht, die Rede. Thatsache ist, dass bereits 57 Personen aus allen Schichten der Gesellschaft in Untersuchung wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit gezogen sind. Compromittiert sind gleichmässig Personen, die zur liberalen, und solche, die zur klerikalen Partei zählen. Erwiesen ist ferner, dass die Hilfsquellen, über welche der Klub der „cravates noires“ verfügte, aus einer Industrie der infamsten Art stammten.“

Voss. Zeitg. 2. Juni 1886. Brüssel, 31. Mai. (Privat-Mitteilung). Die bereits erwähnten Entdeckungen in den aristokratischen Kreisen der Stadt Gent führen zu immer traurigeren Ereignissen; schon wieder eine ganze Reihe von Selbstmorden. Ein Staatsbeamter hat sich erschossen, ein am Boulevard des Zoologischen Gartens wohnhafter bemittelter Bürger hat durch Erhängen seinem Leben ein Ende gemacht, ein anderer hat Gift genommen und sich von der Brücke Marcellis ins Wasser gestürzt, — kurz, in wenigen Tagen sechs Selbstmorde. Man fordert schnelle Untersuchung, aber die Denunziationen gehen so massenhaft ein, dass Gericht und Polizei

alle Hände voll zu thun haben. Die Unruhe in der Bevölkerung ist eine ausserordentliche, zumal man die Behörden beschuldigt, das ganze Vorgehen nur deshalb mit dem grössten Geheimnis zu umgeben, weil man gewisse angesehene Familien schonen wolle. Die Klerikalen hatten gestern Plakate anschlagen lassen, in denen es hiess, nur Liberale seien „am Skandal" beteiligt. Die Führer der Partei, die aber wohl wissen, dass auch Klerikale teilgenommen, liessen diese Plakate entfernen!

Brüssel, 2. Juli. Gestern haben vor dem Genter Korrektions-Tribunal die Verhandlungen gegen die Bande der „schwarzen Kravatten", bei denen es sich um Verbrechen gegen die Sittlichkeit handelt, stattgefunden. Nachdem 4 Hauptangeklagte sich das Leben genommen, sitzen noch 15 Angeschuldigte auf der Anklagebank. Der Gerichtshof beschloss den Ausschluss der Oeffentlichkeit. Vier wurden freigesprochen, ein Rentier wurde zu vier Monaten Gefängnis, die übrigen wurden zu je einem Monat verurteilt.

In der „medizinischen Woche" vom 12. März 1900 erwähnt Dr. Johannes Müller-Erlangen in einer Arbeit über Pathologie und Therapie der Chlorose, dass die meisten Autoren das Vorkommen der Bleichsucht bei Männern rundweg ablehnen, nur einige, so Eichhorst in Eulenburgs Realencyclopädie, heben hervor, dass Chlorose bei Männern mit weiblichem Habitus beobachtet würde.

Selbstmord eines Advokaten. Aus Budapest wird uns unterm Gestrigen telegraphiert: Heute nachmittag hat sich der bekannte, 51 Jahre alte Advokat Dr. Johann Poldes in der Wohnung seines Schwagers erschossen. Er war ein sehr wohlhabender Mann. Auf dem Couvert eines Briefes, den man bei ihm fand, standen die Worte: „Gott sei mit Euch! Das Geheimnis meines Todes nehme ich mit mir."

Ein widernatürliches Verhältnis. Vor zwei Jahren erregte die That einer hübschen jungen Frau in Miskolcz, die ihre gewesene Herrin aus Eifersucht erschossen hatte, allenthalben grosses Aufsehen. Seinerzeit behandelten die Blätter sehr ausführlich diesen merkwürdigen Fall, der auch den justizärztlichen Senat beschäftigte. Juliane Kovács diente ein Jahr lang als Stubenmädchen bei der Beamtensfrau Johann Szesenssky. Sie führte sich da musterhaft auf und ihre Herrin verheiratete sie im Jänner 1898 an einen wohlhabenden Landmann in Belsö-Böcs, namens Josef Nánási. Einige Wochen lang lebte das junge Paar in glücklichster Harmonie mit-

einander, als eines Tages Frau Nánási ihren Gatten verliess und zu Frau Szesenssky zurückkehrte. Von da an betete sie ihre Herrin, in die sie sterblich verliebt war, an. Sie küsste und liebkoste Frau Szesenssky und hasste jeden Mann, der sich ihrer geliebten Herrin näherte. Mehr als einmal äusserte sie den Wunsch, dass sie vereint mit ihr sterben möchte. An einem Juniabend des Jahres 1898 machte die Juliane Nánási die Wahrnehmung, dass ihre Herrin einem Kellner ein Rendezvous für die Nacht gewährt habe. Rasch entschlossen, kaufte die Nánási einen Revolver und Patronen, und als dann in der Nacht jemand an das Fenster klopfte, da feuerte sie auf ihre Herrin vier Schüsse ab, welche den Tod der Szesenssky herbeiführten. Die Nánási stellte sich dann selbst der Polizei mit den Worten: „Ich liebte sie zu sehr und konnte ihre Untreue nicht ertragen.“ Der justizärztliche Senat erklärte in seinem Gutachten, dass die Juliane Kovács zur Zeit der Verübung der That wohl in zurechnungsfähigem Zustande gewesen sei, jedoch an Neurasthenie und sexueller Perversität leide. Der Gerichtshof verurteilte mit Rücksicht hierauf Juliane Kovács zu einem Jahre Kerker, welche Strafe von der kgl. Tafel auf acht Monate Kerker herabgesetzt wurde. Die kgl. Kurie bestätigte heute das Urteil der 2. Instanz.

Der Fall O. vor Gericht. Greifswald, 1. Juni. Vor der ersten Strafkammer des kgl. Landgerichts fand heute der Prozess gegen den Chefredakteur des Greifswalder Tageblattes, Erich Stechert, und den Rittergutsbesitzer Arthur Becker (Bartmannshagen bei Grimmen) wegen Beleidigung des Stralsunder Regierungspräsidenten Scheller statt. Wie bereits mitgeteilt, ist die Anklage erhoben worden, weil Becker in einem „Eingesandt“ des von Stechert verantwortlich gezeichneten „Greifswalder Tageblatts“ behauptet hatte: Es verlaute nichts von Massnahmen, die von Seiten der königl. Regierung in Stralsund bezüglich des in seinem Privatleben kompromittierten, nach einem missglückten Selbstmordversuch verschwundenen Landrats O. unternommen worden wären. Letzterer sei sogar noch immer offiziell als Grimmer Landrat zu betrachten. — Erster Staatsanwalt: Ich bin in der Lage, den Beweis zu erbringen, dass amtliche Uebergriffe des Landrats O. amtlich noch nicht festgestellt sind. Im übrigen stelle ich an den Herrn Angeklagten die Frage, ob er denn von einer strafbaren Handlung des Landrats O. überzeugt ist. Gegen den Landrat ist nun das Disziplinarverfahren eingeleitet und ein Haftbefehl erlassen worden. Der Landrat, der sich augenblicklich in einer Heilanstalt in der Schweiz befindet, kann vorläufig nicht vernommen

werden, deshalb ist O. noch bis heute Landrat des Grimmer Kreises und muss es auch noch bis auf weiteres bleiben. Niemand bedauert dies mehr als die kgl. Regierung. — Es wird Regierungspräsident Scheller-Stralsund als Zeuge aufgerufen. Dieser bekundet auf Befragen des Präsidenten: Anfangs Dezember 1899 wurde uns mitgeteilt, dass gegen den Landrat O. Gerüchte im Umlauf seien, dieser begehe Handlungen, die die Sittengesetze verletzen. Ich fragte sofort den Geheimen Oberregierungsrat Mejer, ob ihm ebenfalls davon etwas bekannt sei. Da Geh. Oberregierungsrat Mejer dies bestätigte, so telegraphierte ich sofort an den Landrat O. sich unverzüglich, und zwar am Sonntag, den 10. Dezember, bei mir einzufinden. Landrat O. erschien auch am 10. Dezember bei mir. Auf meine Vorhaltung stellte der Landrat alles in Abrede und bemerkte, es sei ihm nicht bekannt, dass irgend welche Gerüchte gegen ihn im Umlauf seien. Ich bemerkte dem Landrat, dass ich mich damit nicht beruhigen könnte. Er müsse die umlaufenden Gerüchte in entschiedener Weise widerlegen, andernfalls sei ich genötigt, dem Herrn Minister Anzeige zu machen. Ich bemerke, dass Landrat O. im Sommer 1899 mit dem Pferde gestürzt ist und sich dabei eine Gehirnerschütterung zugezogen hat. Ich reiste gleich darauf nach Berlin und hielt dem Herrn Minister über den Fall O. Vortrag. Der Herr Minister äusserte, es müsse sofort in der Angelegenheit eine genaue Untersuchung vorgenommen werden Nach meiner Rückkehr aus Berlin forderte ich sogleich den Landrat auf, entweder gegen die umlaufenden Gerüchte selbst vorzugehen oder seine Entlassung zu beantragen. Der Landrat antwortete mir: Er habe sich keiner strafbaren Handlung schuldig gemacht, er müsse aber bekennen, dass er in sittlicher Beziehung nicht ganz rein dastehe, er ersuche daher, ihn von seinem Amte zu suspendieren. Ich verfügte sofort die Suspendierung des Landrats von den Amtsgeschäften und beauftragte den von dem Herrn Minister zum Kommissar ernannten Herrn Geh. Oberregierungsrat Mejer, diese Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Gleich darauf wurde mir von dem Geh. Oberregierungsrat Mejer berichtet, dass der Landrat einen Selbstmordversuch begangen habe. Der Landrat sei wohl nicht lebensgefährlich, aber immerhin schwer verwundet. Einige Zeit darauf wurde von dem Bürgermeister zu Grimmen mitgeteilt, dass er der Staatsanwaltschaft zu Greifswald wegen einer unsittlichen Handlung des Landrats Anzeige erstattet und dass die Staatsanwaltschaft deshalb den Haftbefehl gegen den Landrat erlassen habe. Diese Mitteilung veranlasste mich, sofort das Disziplinarverfahren gegen den Landrat O. einzuleiten.

Der Haftbefehl konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da O. angeblich auf Anraten seiner Verwandten in ärztliche Behandlung nach Berlin sich begeben hatte und von dort sofort nach der Schweiz abgereist war. Nun macht man mir den Vorwurf, dass ich nicht schneller eingeschritten bin, um dem öffentlichen Skandal vorzubeugen. Ich weiss in der That nicht, was ich noch hätte machen sollen. Sollte ich schleunigst die Pensionierung oder die Versetzung des Landrats bewirken? Abgesehen davon, dass dies nicht so ohne weiteres gegangen wäre, so würde man mir, wenn ich derartiges ausgeführt hätte, mit Recht den Vorwurf gemacht haben, ich wollte etwas vertuschen. Man macht mir ausserdem den Vorwurf, dass ich über den Verlauf des Disziplinarverfahrens nicht der Öffentlichkeit Kenntnis gegeben habe. Ich bin ein alter Verwaltungsbeamter, ich habe aber noch niemals gehört, dass man über den Gang eines Disziplinarverfahrens der Öffentlichkeit Kenntnis giebt. Im übrigen bestreite ich, dass im Kreise eine Erregung vorhanden gewesen ist. Ich habe mit den Kreiseingesessenen bedeutend mehr Fühlung als Herr Becker, der einfach auf seinem Gute sitzt. Ich bin jedenfalls sofort eingeschritten, als ich von der Angelegenheit Kenntnis erhielt, und hatte keinerlei Veranlassung, den Landrat O. zu schonen. — Auf Befragen des Ersten Staatsanwalts bemerkt der Regierungspräsident noch: Von dem inkriminierten Artikel hat fast die gesammte liberale Presse Notiz genommen. Die „Vossische Zeitung“, „Nationalzeitung“, das „Berliner Tageblatt“, die „Frankfurter Zeitung“ und, wie mir mitgeteilt wurde, auch die „Hessische Landeszeitung“ in Marburg und noch mehrere andere Zeitungen haben den inkriminierten Artikel abgedruckt. Einige Zeitungen haben den Artikel gemildert. Gegen die „Vossische Zeitung“, „Nationalzeitung“ und das „Berliner Tageblatt“ habe ich Strafantrag gestellt. Gegen die „Frankf. Zeitung“ habe ich dies unterlassen, weil diese eine mir genehme Berichtigung aufgenommen hat. Ich vermute aber, dass der Angeklagte Becker den Abdruck des Artikels in den genannten Zeitungen veranlasst hat. — Becker bemerkt: Dem Abdruck des Artikels in der „Frankfurter Zeitung“ stehe ich fern, den Abdruck in den Berliner Blättern und der „Hessischen Landeszeitung“ habe ich allerdings veranlasst. — Erster Staatsanwalt: Herr Regierungspräsident, ist Ihnen vielleicht bekannt, welches Motiv den Angeklagten Becker bei dem Schreiben des Artikels geleitet haben mag? — Regierungspräsident: Der Angeklagte Becker lag in seiner Eigenschaft als Gutsvorsteher mit dem Landrat O. in unaufhörlicher Fehde,

der Landrat hat den Angeklagten Becker vielfach in Geldstrafe genommen. Aus diesen Anlässen ging eine Reihe von Beschwerden bei mir ein, die fast sämtlich als unbegründet zurückgewiesen werden mussten. Ich vermute daher, Becker wollte sich nicht nur an dem Landrat O., sondern auch an mir rächen. — Der Verteidiger protestiert gegen diese Fragestellung. Eventuell beantrage er zwecks Klarstellung dieser Angelegenheit die Vorlegung sämtlicher diesbezüglicher Akten. — Der Gerichtshof beschliesst, den Antrag des Verteidigers abzulehnen. — Hierauf wird Gutsbesitzer Dr. Wendorff als Zeuge vernommen. Dieser bekundet: Der Fall O. habe grosse Erregung im ganzen Kreise hervorgerufen und es sei allgemein aufgefallen, dass, obwohl das unsittliche Treiben des Landrats seit langer Zeit bekannt war, nicht früher eingeschritten wurde, und ganz besonders, dass O. noch immer Landrat gewesen sei. — Der erste Staatsanwalt bemerkt: Er habe sich nicht für berechtigt gehalten, den Haftbefehl zu veröffentlichen, zumal es ihm zweifelhaft gewesen sei, ob O. sich im Sinne des § 175 des Strafgesetzbuches strafbar gemacht habe. Aus diesem Grunde, und da ihm bekannt sei, dass des angedeuteten Vergehens wegen die Schweiz überhaupt nicht ausliefere, habe er auch keinen Steckbrief erlassen. Es sei ihm sogar zweifelhaft, ob, wenn O. hier wäre, er gegen denselben einen Haftbefehl erlassen würde. Das Reichsgericht habe bezüglich des angedeuteten Vergehens, das in vielen Kulturländern straflos sei, die Grenze so eng gezogen, dass es ihm (Erstem Staatsanwalt) sehr zweifelhaft sei, ob die Eröffnung des Hauptverfahrens gegen O. beschlossen und, wenn das der Fall, ob er verurteilt werden würde. — Auf die Vernehmung zweier weiteren Zeugen, die dasselbe wie Dr. Wendorff bekunden sollen, wird hierauf allseitig verzichtet und danach die Beweisaufnahme für geschlossen erklärt. — Nach etwa einhalbstündiger Beratung des Gerichtshofes verkündet der Präsident, Landgerichtsrat Professor Dr. Medem: Der Gerichtshof hat die Angeklagten der öffentlichen Beleidigung des Herrn Regierungspräsidenten Scheller für schuldig erachtet und deshalb gegen Becker auf vier Wochen Gefängnis, gegen Stechert auf 300 Mark Geldstrafe erkannt. Nachdem die Beschlusskammer die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt hatte, konnte dieser Paragraph bei der Urteilställung nicht mehr in Betracht kommen. Der inkriminierte Artikel enthält eine Beleidigung gegen den Regierungspräsidenten Scheller, die geeignet ist, den-

selben verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Es ist dem Regierungspräsidenten der Vorwurf gemacht worden, dass er unvermögend gewesen sei, zur rechten Zeit gegen den Landrat O. einzuschreiten. In subjektiver Hinsicht hat der Gerichtshof festgestellt, dass der Angeklagte Recker aus Hass gegen den Landrat O. und den Regierungspräsidenten Scheller gehandelt hat; dafür spricht auch der Umstand, dass er den Abdruck dieses Artikels in noch anderen Zeitungen veranlasst hat. Daher konnte auch dem Angeklagten der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches nicht zugebilligt werden, da aus der Form und den Umständen die Absicht der Beleidigung hervorgeht. Bei der Strafzumessung ist erwogen worden, dass die Beleidigung gegen den obersten Beamten des Regierungsbezirks gerichtet war. Bezüglich des Angeklagten Stechert liegt die Sache ja bedeutend milder, immerhin ist nach Lage der Dinge eine Geldstrafe von 300 Mark gegen diesen angemessen. Die Kosten des Verfahrens haben die Angeklagten gemeinschaftlich zu tragen.

(Ein Unzurechnungsfähiger als Abgeordneter.) Der schweizerische Wahlkreis La Chaux-de-Fonds hat dieser Tage in der Person des Arztes Dr. Favre einen Mann in den grossen Rat geschickt, dem durch ein Gerichtsurteil die Zurechnungsfähigkeit abgesprochen worden ist und dem nur wegen der ärztlichen Bescheinigung seiner Unzurechnungsfähigkeit Schlimmeres erspart blieb. Dr. Favre stand wegen einer Anklage vor den Geschworenen, die in der Zeitung aus guten Gründen gewöhnlich nur mit der Paragraphenziffer des Strafgesetzbuches angedeutet wird. „Hannov. Courier“ v. 24./10. 1900 Nr. 22826.

Kopenhagen, 22. Juni. Das höchste Gericht verurteilte heute Wilhelm Möller zum Tode. Möller hatte als „Vorsteherin“ eines Kopenhagener Knabenasyls Knaben, mit denen er Unzucht getrieben, ermordet. Erst im Laufe der Untersuchung hatte sich herausgestellt, dass Möller ein Mann ist. 1894.

(Selbstmord eines Geistlichen.) Pastor primarius Voigt aus Friedeberg a. Queis, gegen welchen eine Untersuchung wegen Sittlichkeitsvergehens schwebte, hat sich erschossen. „Hannov Courier“ v. 30./10. 1900.

Sonderbare Menschenkinder in Madagaskar. Bei dem Stamme der Sakalaven, der im nordwestlichen Teile der Insel Madagaskar wohnt, giebt es zwei ganz merkwürdige Bevölkerungs-

klassen, die mit dem Namen Fady und Sekatra bezeichnet werden und erst durch die neuen Forschungen von Lasnet bekannt geworden sind. „Fady“ sind zunächst alle missgestalteten Kinder, sie werden zum Tode verurteilt und in irgend einen Graben im Urwald geworfen. Man überlässt sie den wilden Tieren und den Insekten zur Beute, wenn sie nicht etwa schon durch den Sturz ums Leben kommen. Diese etwas mehr als spartanische Sitte würde immerhin noch erklärlich sein. „Fady“ sind aber auch alle Kinder, die am Dienstag geboren werden, sie werden allerdings nicht dem Verderben überliefert, aber doch von ihren Eltern an Fremde weitergegeben, denen es überlassen bleibt, sie zu adoptieren und aufzuziehen. „Fady“ sind endlich auch alle Kinder, die mit einer verschlungenen Nabelschnur zur Welt kommen, nur ein Zauberer vermag den Knoten zu lösen und das Unheil abzuwenden, das dieses Ereignis sonst unfehlbar über die Familie bringen würde. Ueberhaupt ist der Zauberer bei den Sakalaven der einzige Mann, der die Verurteilung der als „Fady“ betrachteten Kinder hintanhalten kann. Er wird daher auch in den meisten Fällen zu Rate gezogen, und die kleinen Würmer werden nur dann ausgesetzt, wenn er sich ausser Stande erklärt, ihren unheilvollen Einfluss abzuwenden. Vor etwa einem Jahre erwarb sich ein madagassischer Arzt das Verdienst, bei der Stadt Nossibe ein Dorf für Fadykinder zu gründen, die er in der ganzen Umgebung sammeln liess; diese Niederlassung soll heute in erfreulichem Aufschwung begriffen sein. Nicht weniger sonderbar ist die abergläubische Einrichtung der „Sekrata“, männlicher Kinder, die als weibliche aufgezogen werden. Sie finden sich übrigens auch bei den Hovas, dem Hauptstamme der Insel. Die Sekrata sind immer normal entwickelte männliche Personen, die man nur aus dem Grunde als weibliche behandelt, weil sie sehr zart und schwächlich sind. Schliesslich gelangen sie ganz dazu, sich selbst für Mädchen zu halten. Sie nehmen die Tracht, die Gewohnheiten, den Charakter des weiblichen Geschlechtes an, und die Autosuggestion geht so weit, dass sie ihr wahres Geschlecht in allen Fällen völlig vergessen. Sie verwenden die grösste Sorgfalt auf ihre Toilette, tragen lange Kleider und lange, in einen zierlichen Knoten verschlungene Haare. In den durchbohrten Ohren werden Silbermünzen als Schmuck befestigt, die Arme und die Fussknöchel werden mit Spangen geziert. Die Sekrata haben das Benehmen von Frauen und erhalten schliesslich infolge der Uebung und durch die Nachahmung auch eine weibliche Stimme. Sie brauchen keine schwere Arbeit zu thun und beschäftigen sich nur mit dem Hauswesen, der Küche und dem Flechten von Matten. Vom Kriegsdienst

sind sie befreit und dürfen auch nicht die Rinder hüten, da dieser Beruf den Männern vorbehalten ist. Niemand nimmt an dem Gebahren der Sekrata Anstoss, man findet es im Gegenteil ganz natürlich, und irgend eine Aeusserung darüber würde sich schwer rächen, da nach dem bestehenden Aberglauben alsdann der beleidigte Sekrata über den Beleidiger das Los werfen und Krankheit über ihn bringen würde.

Am 8. Februar 1899 wurde vor dem Landesgerichte in Olmütz (Mähren) folgender interessanter Fall verhandelt: Franz Osçádal, 31 Jahre alt, ledig, Bauer aus Dubnan ist angeklagt des vorsätzlichen Mordes begangen an dem Bauer Ignaz Veçera aus Dubnan am 22. November desselben Jahres. Der Angeklagte zeigte schon in frühester Kindheit einen eigentümlichen Charakter; er besuchte das technische Gymnasium in Olmütz, trat aber, da er zum Lernen keine Lust hatte, schon im dritten Jahre aus und wurde in seinem Heimatsorte Bauer. Aber auch zu diesem Berufe zeigte er wenig Neigung. Als er zu seinem Erbteile, Feldern im Werte von 14000 Gulden, gelangte, überliess er die Bewirtschaftung derselben seinem Bruder und lebte nur seinen Neigungen. Er las viel, radelte und bereitete sich selbst seine einzige Nahrung — Süssigkeiten. Wegen seines Eigensinnes und Eigenwillens war er überall unbeliebt. Zu dem Sohne eines reichen Bauern, dem 22jährigen Ignaz Veçera, einem sehr schönen Jünglinge, der auch durch Studien an der Ackerbauschule zu Pisek höher gebildet war, fasste er eine leidenschaftliche Liebe, die nicht unerwidert blieb, denn beide machten eine Reise nach Prag zum Besuche der ethnographischen Ausstellung des Jahres 1895; später änderte sich dieses Freundschaftsverhältnis; Ignaz fing an dem Franz auszuweichen und klagte schliesslich diesen vor Gericht an, ihn mit unzüchtigen Anträgen zu verfolgen und ihn mit dem Tode bedroht zu haben, falls er ihm nicht zu Willen wäre. In der hierüber eröffneten Untersuchung stellte es sich heraus, dass sich beide einmal auf der Rückkehr von einer Hochzeit in angeheitertem Zustande gegen den § 129 des österreichischen Strafgesetzbuches (§ 175 des Deutschen) vergangen hätten. In einer Verhandlung beim Landesgerichte in Olmütz wurden beide Freunde daher zu einem Monate schweren Kerkers verurteilt. Von der gefährlichen Drohung wurde Franz freigesprochen. Dieser trat die Strafe am 10. Oktober an, während Ignaz ein Begnadigungsgesuch einreichte. Als dies Franz bei seiner Rückkehr aus dem Gefängnisse erfuhr, erkundigte er sich sofort in Olmütz bei zwei Gerichtsschreibern, ob Ignaz wirklich Aussicht hätte, begnadigt zu werden und, als

dies bejaht wurde, kaufte er sich noch am selben Tage Revolver und Patronen. Am 22. November fuhr Ignaz zur Düngung auf das Feld seines Vaters hier trat ihm Franz entgegen und zwischen beiden kam es zu einer Unterredung, bei der Franz dem Ignaz 2 Wunden an Stirn und Nacken beibrachte, worauf er nach Olmütz entfloh. Dort wurde er noch am selben Tage verhaftet. In der Gerichtsverhandlung am 8. Februar erklärte der Angeklagte, niemals die Absicht gehabt zu haben, seinen einstigen Freund zu töten. Er habe am verhängnisvollen Tage nach Prossnitz fahren wollen, aber den Zug versäumt und deshalb den Feldweg gewählt, um die Strecke zu Fuss zurückzulegen. Unterwegs habe er Ignaz am Felde arbeitend getroffen, ihn über das Gnadengesuch befragt und zur Rede gestellt, weshalb er über ihn hässliche Geschichten erzähle. Ignaz hätte ihn verhöhnt und übermütig abfertigen wollen. Hierüber erzürnt, hätte der Angeklagte sich auf Ignaz stürzen wollen, dieser sich mit einer Hacke zur Wehr gesetzt, worauf er ohne zu zielen schoss. Hierauf habe er von Ignaz mit der Hacke einen Schlag auf die Stirn erhalten. Auf das Übrige wisse er sich nicht mehr genau zu besinnen, er meine aber zwei oder drei Schüsse abgegeben zu haben. Erst jetzt sei Ignaz umgesunken und habe ihn angefleht, ihn nicht zu ermorden. Er habe seinerseits nun Ignaz gebeten, ihn nicht zu verrathen, sei nach Hause geeilt und habe seinen Bruder ersucht, nach Ignaz zu sehen. Als dieser zurückkam und die Gefährlichkeit von Ignaz' Wunden schilderte, sei er sofort nach Olmütz gefahren, hätte seinen Rechtsanwalt befragt und auf dessen Rat sich selbst dem Gerichte stellen wollen. Auf dem Wege zum Gerichte sei er erkannt und verhaftet worden. Das Protokoll des Untersuchungsrichters weicht von der gegebenen Darstellung insofern ab, als in demselben Franz gesteht, auf Ignaz gezielt zu haben. Unter Thränen behauptet er noch, überzeugt zu sein, am 30. September 1898 unschuldig verurteilt worden zu sein. Der Hauptzeuge Ignaz Veçera, der wegen seiner noch nicht verbüssten Strafe zum Eide nicht zugelassen wird, giebt an, dass der Angeklagte ihm zur Zeit ihrer Freundschaft aufgefordert habe, mit ihm nach Veräusserung ihres ganzes Besitzes gemeinsam wirtschaftend in der Fremde zu leben. Am Morgen des 22. November sei der Angeklagte am Felde zu ihm gekommee und habe ihm erklärt, das wäre die letzte Begegnung wenn Zeuge ihm nicht nochmals geschlechtlichen Genuss gewähre. Er habe dies natürlich verweigert und hätte seine Arbeit wieder ruhig aufgenommen. Als er sich später nochmals umsah, erblickte er, wie Franz in einer Entfernung von fünf Schritten mit dem Revolver auf ihn zielte. Nun suchte er zu entfliehen und während er

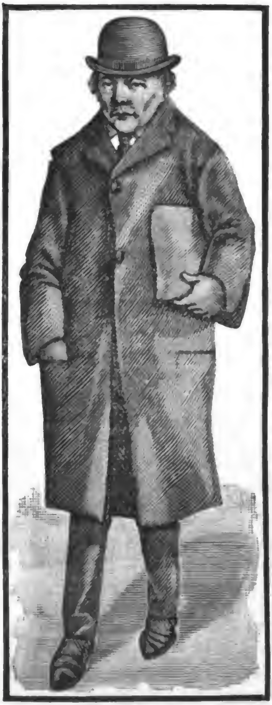
im Laufen sich umsah, ging der Schuss los und traf ihn an der Stirn. Er fiel zu Boden und hörte noch drei Schüsse, von denen ihn aber nur einer am Nacken traf. Dann fiel Franz über ihn her und legte den Revolver an sein Ohr. Zeuge hörte den Hahn knacken aber der Schuss versagte. Als nun Franz die Hacke ergriff, um nach seinem Kopfe zu schlagen, fing er den Schlag mit Aufgebot seiner letzten Kräfte auf. Im letzten Augenblick sei ein Mann erschienen, vor dem Franz entfloh. Zeuge sei dann in die Wohnung seiner Eltern gebracht worden, wo ihm erste Hülfe zuteil wurde, später kam er ins Spital nach Prossnitz, wo es der Kunst der Ärzte gelang, ihn am Leben zu erhalten. Franz Oscadal erklärt Ignaz, Aussage, sofern sie von seiner eigenen abweiche, für erlogen und erwähnt noch, er habe Ignaz einst für seinen Freund gehalten, dem er auch oft Geld geliehen habe, und erst später erkannt, dass er sein grösster Feind sei. Die Geschworenen sprachen mit 9 gegen 3 Stimmen den Angeklagten schuldig, worauf ihn der Gerichtshof zu 7 Jahren schweren Kerkers, in jedem Monat mit einem Fasttage verschärft und Dunkelarrest am Jahrestage der That verurteilte.

In einer kleinen Stadt Mährens lebte ein 22jähriger Kaufmannssohn, der, von Jugend auf nur vom eigenen Geschlechte angezogen, ein leidenschaftliches Freundschaftsverhältnis mit einem 18jährigen Fleischergesellen, einem bildschönen Jüngling einging. Wegen der Ungleichheit des Standes fiel dies auf; Feinde der Kaufmannsfamilie erstatteten Anzeige bei der Ortsgensdarmerie, der Fleischergeselle wurde verhört und läugnete so lange, bis ein Gensdarm auf den Einfall kam, zu behaupten, der Kaufmannssohn habe bereits alles gestanden, der Fleischergeselle möge doch dasselbe thun. Nun gestand dieser einmal „inter femora“ und dreimal durch mutuelle Masturbation geschlechtlich mit seinem Freunde verkehrt zu haben. Beide wurden verhaftet, fünfzehn Tage in Untersuchung behalten und, trotz aller Schritte des älteren Bruders des Kaufmannsohnes, Begnadigung zu erzielen, verurteilt. Der ältere Freund erhielt 10 Tage, der jüngere acht Tage schweren Kerkers.

Eine Frau als Mann verkleidet! Einen gar seltsamen Fang machte vor kurzer Zeit der Gensdarm Katzbichler von Pasing auf seinem Patrouillengange nach Holzapfelkreut. Schon seit längerer Zeit bemerkte er einen jungen, mittelgrossen, bartlosen Mann, in einen schwarzen Sackanzug gekleidet, mit schwarzem, steifen Hut, Stehkragen und schwarzer Kravatte angethan, der sich Tag für Tag in dem Gehölze bei Holzapfelkreut herumtrieb. Endlich lief er dem

Gensdarmen in die Hände, der ihn auch sofort kontrollierte. Der Bursche gab an, er heisse Max Berr, sei Schneidergeselle und zur Zeit, da ausser Stelle, bei seinen Eltern in Haidhausen. Der Gensdarm sah sich den Kunden genauest an und — stutzte. Nach eindringlichem Befragen gab der Bursche auch zu, kein Mann, sondern die stellenlose 19 Jahre alte Kellnerin Sophie Berr von hier zu sein. Sie wurde verhaftet und stand vor dem Schöffengericht, angeklagt einer Verübung des groben Unfugs, begangen durch Tragen von Männerkleidern, eines weiteren der falschen Namensangabe und der Arbeitsscheu. Die Angeklagte erscheint im Frauenstrafgewande und macht genau den Eindruck, als wenn man — einen Mann in Frauenkleider gesteckt hätte! Die Berr hat männliche Gesichtszüge, männlichen Gang und Bewegungen. Ihr Kopfhaar ist à la Fiesco kurz geschnitten, hinter den Ohren abrasiert und verläuft nach vorne zu einem kleinen Scheitel, den zu beiden Seiten niedliche „Sechser“ umrahmen. — Sie fühlt sich in der Frauenkleidung sehr unbequem, da die Röcke keine — Hosentaschen haben, und sie die Gewohnheit hat, die Hände in die Tasche zu stecken. Unumwunden gesteht sie zu, seit längerer Zeit, auch bei Tage, meistens aber zur Nachtzeit, in Männerkleidung in und ausserhalb der Stadt herumspaziert zu sein, und will auf diesen Einfall dadurch gekommen sein, dass ihr der Friseur den „Tituskopf“ zu kurz geschnitten hätte. In Wirklichkeit hatte aber die Berr von der Polizeibehörde wiederholt Arbeitsauftrag bekommen, den sie nicht befolgte, und wollte auf diese Weise der bevorstehenden Strafe entgehen. Charakteristisch bei der ganzen Sache ist, dass niemand der Berr, selbst auf offener Strasse ansah, dass sie ein Weib sei. Nach längerer Verhandlung wird die Berr wegen der genannten Übertretungen zu einer 30tägigen Haftstrafe verurteilt; von der Anschuldigung einer Verübung des groben Unfugs, begangen durch Tragen von Männerkleidern auf Strassen und öffentlichen Plätzen, wird die Berr freigesprochen. Das Gericht ging hierbei von der Erwägung aus, dass es überhaupt fraglich ist, ob das Tragen von Männerkleidern durch Frauenzimmer unter den Paragraphen des groben Unfugs fällt und strafbar sei; man könne höchstens einen groben Unfug dann für gegeben erachten, wenn die betreffende Person öffentliches Ärgernis durch ihre Handlungsweise hervorgerufen habe. Dies sei aber bei der Angeklagten, die man allgemein für einen Mann hielt, nicht zutreffend, es fehle deshalb das Moment des § 360 Ziff. 11 des R.-Str. G.-B., das eine Bestrafung bedingt, und sei deshalb die Angeklagte von diesem Reate freigesprochen gewesen.

Eine Frau, die als Mann lebte. Letzten Freitag starb in New-York Herr Murray-Hall, der Inhaber eines Gesinde-Verdingbureaus und einer der eifrigsten Politiker des dortigen Tammany-Rings. Der Arzt Dr. Galager, der ihn in seiner Todeskrankheit, Brustkrebs, behandelte, machte nach dem Hinscheiden Mr. Murray-Halls dem Leichenbeschauer die Anzeige, der Verstorbene sei — eine Frau gewesen. Die Sache erregte in New-York um so grösseres Aufsehen, da Murray-Hall zweimal verheiratet gewesen war. Er hatte ein bartloses Gesicht und machte den Eindruck eines gutmütigen alten Herrn; die Stimme, ein tiefer Alt, konnte ganz gut als Männerstimme gelten. Hall verkehrte viel in Gasthäusern und Kneipen, sass aber meist mit Frauen oder Mädchen zusammen. In politischen Versammlungen war Hall als kluger, sachkundiger und besonnener Redner geachtet und lieferte somit den Kämpferinnen für Frauenrechte starke Beweise für ihre Bestrebungen. In Halls Nachlass fand sich eine Erklärung, in der etwa stand: „Ich bin als armes Mädchen geboren und habe als Mann gelebt, weil ich als ein solcher besser meinem Erwerbe nachgehen konnte.“ Das ansehnliche Vermögen, welches Hall zurücklässt, bestätigt die Richtigkeit der in der Erklärung bekundeten Anschauung. Die Adoptivtochter Halls war in voller Unkenntnis des Geheimnisses ihres „Vaters“, und Halls beide Frauen starben, ohne das Geheimnis verraten zu haben.



Murray-Hall.

Ein scheussliches Verbrechen ist am Dienstag morgen an zwei weit auseinander liegenden Stellen von Paris entdeckt worden. In dem Hause Rue du Faubourg-Saint-Denis Nr. 205 bemerkte die Hausmeisterin beim Oeffnen des Thores ein grosses Paket, das in ein Stück Teppich eingehüllt war. Sie rief einen Polizisten herbei, der es auseinanderwickelte. Zuerst kam eine Schicht dickes Papier zum Vorschein; als dieses abgestreift war, entrang sich ein Schrei des Entsetzens dem herbeigeeilten Publikum. Der blutige Rumpf eines 20- bis 25jährigen Mannes lag dort fest eingeschnürt. Arme, Beine und Kopf waren abgeschnitten worden; erstere waren dem Paket beigelegt. In der Haut waren ebenfalls Einschnitte zu bemerken; die Mörder hatten dort wahrscheinlich Tätowierungen, die zur Agnoszierung des Opfers hätten führen können, entfernt; auch die Geschlechtsteile waren abgeschnitten und die Eingeweide herausgerissen worden. Man war noch mit den Erhebungen über den grauenhaften Fund beschäftigt, als die Nachricht eintraf, dass in der reichlich zwei Kilometer von dem Faubourg Saint-Denis entfernten Rue des Plâtriers am Kirchhofe Père-Lachaise auf einem unbebauten Gelände ein genau wie das erste umhüllte Paket gefunden worden war, das einen skalpierten Kopf und Beine eines Mannes enthielt. Die sofort angestellten Versuche und Messungen ergaben die Zusammengehörigkeit der Körperteile der beiden Packete. Der Ermordete muss, wie man glaubt, einer nicht näher zu bezeichnenden Klasse angehört haben, die sich zur Fröhnung widernatürlicher Leidenschaften hergiebt. Er ist wahrscheinlich das Opfer einer Bande von Zunftgenossen und Zuhältern geworden. Bis jetzt liegen als Indizien zur Ermittelung der Verbrecher nur die Aussagen eines alten Rentners vor, der von seiner auf den Bauplatz der Rue des Plâtrers hinausgehenden Wohnung in der Nacht sechs Personen mit einem grossen Packete erblickt hatte, das von zweien derselben auf das bedeutend tiefer als die Strasse belegene unbebaute Grundstück geschleppt wurde. Die Feststellung der Identität des Opfers wird dadurch erschwert, dass die Mörder die Lippen und einzelne Gesichtsteile weggerissen und ferner die Haare entfernt haben.

George Sand und Liszt. In einer letzthin in Genf erschienenen Biographie der Sand finden wir folgende Anekdote: Im Jahre 1838, kurz nach Lösung ihrer unglücklichen Ehe, begab sich die Sand nach Genf, um dort Liszt aufzusuchen, der damals mit der Gräfin d'Agoul auf seiner Schweizer Reise begriffen war. Die Sand hatte zu jener Zeit ein recht originelles Kostüm angelegt, durch das sie nicht geringes Aufsehen erregte — sie trug eine blaue

Blouse, breite Beinkleider und Stiefel. Just an dem Tage, da die Sand in Genf eintraf, weilte Liszt mit der Gräfin und einem gelehrten Genfer Philologen, Adolf Pietet, in Chamounix, wohin ihm die Sand sofort nachreiste. Sie begab sich hier direkt ins Hotel und frug beim Portier nach „einem Herrn mit langen, zerzausten Haaren, mit einem zerknitterten Hut und einer Cravatte, die ihm wie eine Schnur um den Hals baumelt; weitere Kennzeichen: dieser alte Herr pflegt fortwährend Melodien durch die Nase zu summen.“ Diese Beschreibung genügte, denn der Portier antwortete sofort: „Zimmer No. 13“. Die Sand begab sich in das Zimmer und hier fand folgende, von ihr selbst beschriebene Begrüssung statt: Wir bildeten eine eigenartige Gruppe, über die sich das Zimmermädchen, das gerade anwesend war, wohl sattsam gewundert haben mag. Kam da ein Kerlchen in grossen, staubigen Stiefeln, trat ins Zimmer und umarmt und küsst die Gräfin, als wäre er ihresgleichen. Das Zimmermädchen hatte auch nichts Eiligeres zu thun, als im ganzen Hause diese interessante Scene mitzuteilen, als sie davon auch zum Hotelkoch sprach, zuckte dieser verächtlich die Schultern empor und meinte wegwerfend: „Ach was, Komödiantenvolk!“

Eine Hosenrolle. Eins der eifrigsten und berühmtesten Mitglieder der demokratischen Vereinigung von „Tammany Hall“ in New-York hat der Welt eine grossartige Ueberraschung bereitet, indem er sich nach seinem Tode als — Weib entpuppte, das ein langes Menschenleben hindurch mit Erfolg eine Hosenrolle spielte und jedermann über sein Geschlecht zu täuschen wusste. Ja, diese merkwürdige Frau hat in ihrer selbst gewählten Verkleidung noch mehr gethan: sie hat sich sogar zweimal in ihrem Mannesdasein verheiratet. Dass beide Gattinnen um das Geschlecht ihres „Mannes“ gewusst haben, ist natürlich mit Sicherheit anzunehmen. Entdeckt wurde ihr Geschlecht offiziell aber erst, als ihr Tod dem Standesamte — dem Coroner — durch den Arzt, der sie behandelt und ihren Totenschein ausgestellt hatte, gemeldet wurde, und der als Todesursache Krebs in der linken Brust angab, zugleich auch erklärend hinzufügte, dass man es in dem verstorbenen Murray-Hall mit einem Weibe zu thun habe. Der Coroner liess darauf die Leiche noch einmal, und zwar durch den Arzt der Behörde untersuchen, wodurch sich die Angaben als Thatsache bestätigten. Die Nachricht von dieser merkwürdigen Entdeckung erregte unter den Mitgliedern Tammany Halls und des Jrokesen-Klubs, dem die Verstorbene angehört hatte, ungeheures Aufsehen. Alles war „shocked“ und entsetzt über diesen Skandal. Denn Murray-Hall hatte mit jeder-

mann doch auf das familiärste verkehrt, hatte als einer der lustigsten Jungen gegolten und manchen wilden Spass mitgemacht. Die Frauenwelt in Amerika ist über diese Enthüllung durchaus entzückt; denn nun könne es keine Schwierigkeit mehr haben, jedem anderen Weibe in Röcken das Stimmrecht zu gewähren, das jene Frau in Hosen so glänzend ausgeübt. Tag, 18. 1. 1901.

Eine sensationelle Verhaftung. Der 22jährige Bankbeamte Gustav M. ist gestern vormittag festgenommen und dem Untersuchungsgefängnis in Moabit eingeliefert worden. Die Festnahme erfolgte auf Grund einer Denunziation, in welcher der junge Mann schwerer Sittlichkeitsverbrechen beschuldigt wird. Gustav M stammt aus einer angesehenen auswärtigen Kaufmannsfamilie und ist seit $1^1/_2$ Jahren in einem hiesigen Bankgeschäfte thätig. Er hatte bisher den besten Leumund und galt als ein tüchtiger Kaufmann, der am Beginn einer aussichtsreichen Carrière stand. Bis vor wenigen Monaten wohnte M. in einem Hotel. Um aber den jungen Mann mehr unter seinen Augen zu haben, traf sein hier lebender Onkel die Anordnung, dass Gustav M. ein Zimmer, das mit den im Parterre gelegenen Geschäftsräumen des Onkels in Verbindung steht, als Wohnraum benutzte. Doch scheint diese Verfügung ihren Zweck verfehlt zu haben, denn gerade in der neuen Junggesellenwohnung des Bankbeamten sollen sich die Szenen abgespielt haben, die zur Einleitung einer strafgerichtlichen Untersuchung geführt haben. Inwieweit die gegen M. erhobenen schweren Beschuldigungen auf Richtigkeit beruhen, ist vorläufig noch nicht festgestellt. Während der junge Mann in der Denunziation als ein Wüstling schlimmster Sorte geschildert wird, geht eine andere Darstellung dahin, dass M. sich höchstens in einem Falle vergangen haben könne, aber auch da sei er der Verführte. Er soll vor einiger Zeit mit einem jungen Manne, den er in der Friedrichstrasse kennen lernte, intim verkehrt haben. Diese Strassenbekanntschaft ist für M. von den unheilvollsten Folgen begleitet gewesen. Wiederholt soll er unter Drohungen zu Geldleistungen gepresst worden sein. Dann habe er, da er in seiner Eigenschaft als Bankbeamter nur ein Gehalt von 140 Mark bezog, den erpresserischen Forderungen nicht mehr nachkommen können, und aus Rache sei gegen ihn eine strafgerichtliche Anzeige erstattet worden.

Stuttgart, 22. Oktober. Zur Erläuterung der Gerüchte, welche von dem „amerikanischen" Einfluss bei Hofe sprechen, wird dem „Frankf. Journ." von hier geschrieben: „Der Geh. Hofrat

v. J. hat den hiesigen Hof verlassen. Man erinnert sich der märchenhaften Carrière, die dieser junge Amerikaner gemacht hat. Früher Schüler am hiesigen Konservatorium und zeitweise Schreiber beim amerikanischen Konsulat, ward er vor etwa drei Jahren in die nächste Umgebung des Königs gezogen, geadelt und mit Titeln und Orden überhäuft. Als Wohnung ward ihm ein hübscher Pavillon des kgl. Schlosses angewiesen. Sein Verschwinden von der Bildfläche hat aber niemanden, der die Vorgänge am hiesigen Hofe etwas näher kennt, mehr überrascht. Man weiss schon lange, dass Herr von J. aus der Freundschaft des Königs durch einen anderen Amerikaner, Namens Woodcock, verdrängt wurde, dem eine glänzend ausgestattete Wohnung in der Neckarstrasse eingerichtet worden ist. J.'s Stellung bei Hofe war demnach schon lange keine beneidenswerte und er hat jetzt vorgezogen, nach seiner Heimat zurückzukehren, wo er mit seinen Titeln und Orden nicht wenig Effekt machen wird."

Die Voss. Zeitg. hatte kurz vorher die Mitteilung gebracht, Freiherr von Spitzenberg, der Freund des Königs Karl, habe sich „aus Gesundheitsrücksichten" für ein halbes Jahr zur Disposition stellen lassen, weil er mit der Stellung mehrerer junger Amerikaner in der Umgebung des Königs unzufrieden sei. Sie bemerkte dazu, es sei bisher immer nur von einem jungen Amerikaner die Rede gewesen.

Die Erpressung an dem Hofrat. Aus Stuttgart wird dem „Wien. Tagbl." geschrieben: Die Erinnerung an die merkwürdigen Vorgänge, deren Schauplatz der Stuttgarter Hof in den letzten Lebensjahren des verstorbenen Königs Karl war, wird durch einen interessanten Prozess, welcher am 13. Januar unter Ausschluss der Oeffentlichkeit vor dem Stuttgarter Landgerichte stattfand, in eigenartiger Weise wieder aufgefrischt. Damals tauchten bekanntlich bei Hofe zwei junge Amerikaner auf, welche sich in kurzer Zeit die vollste Gunst des alten Königs errangen und von diesem mit Ehren und Reichtümern überschüttet wurden. Ueber die Ursachen dieser Zuneigung kursierten im Volke und bei Hofe die merkwürdigsten Gerüchte, und die Gährung wurde so stark, dass das Ministerium Mittnacht den König vor die Alternative stellte, entweder die beiden Amerikaner oder das Ministerium zu entlassen. Dem Drucke nachgebend willigte der König in die Entfernung der beiden Günstlinge bei Hofe, nicht ohne ihnen noch in letzter Stunde durch Schenkung eines herrlichen Schlosses und die Ernennung zu „Geheimen Hofräten" ein letztes Zeichen seiner Gunst gegeben zu

haben. Der Erpressung angeschuldigt stand nun vor einigen Tagen der sechsunddreissigjährige Herrschaftsdiener Karl Mann vor der zweiten Strafkammer. Dieser hatte in den Jahren 1881 bis 1884 in den Diensten des Geheimen Hofrates von Jackson — eines der beiden bevorzugten Günstlinge König Karl's — gestanden. Dabei scheint aber der Geheime Hofrat seinen Diener nicht blos zu den gewöhnlichen Dienstleistungen eines Kammerdieners benutzt zu haben, sondern bediente sich dessen Person zur fortgesetzten Verübung einer Reihe nicht näher zu bezeichnender sträflicher Delikte. Nachdem nun der Angeklagte die Dienste Jackson's verlassen hatte, suchte er jenes frühere schmutzige Verhältnis sich nutzbar zu machen, indem er von seinem früheren Herrn dadurch einzelne Geldsummen zu erpressen wusste, dass er diesen mit Strafanzeigen bedrohte. So gelang es ihm, von 1890 bis 1892 grosse Summen von Jackson herauszupressen, bis diesem endlich die Sache zu viel wurde und er bei der Staatsanwaltschaft die Anzeige wegen Erpressung erstattete. Sofort nach Erstattung der Anzeige verliess der Herr Geheime Hofrat Stuttgart und soll sein gegenwärtiger Aufenthalt nicht bekannt sein. Auf Grund der Gerichtsverhandlung wurde der Kammerdiener schuldig erkannt und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, aber mit folgender interessanter Motivierung ‚Nach den Angaben des Angeklagten, die nicht zu widerlegen seien, ist derselbe von seinem Dienstherrn während des bestehenden Dienstverhältnisses in drastischer Weise zu Handlungen verleitet und missbraucht worden. Bei der Strafbemessung ist zu Gunsten des Angeklagten das merkwürdige Verhältnis berücksichtigt worden, welches sich zwischen ihm und seinem Dienstherrn herausgebildet hatte, und dessen Bekanntwerden für den Herrn Hofrat sehr empfindliche Folgen gehabt hätte, während sich daraus für den Angeklagten eine sehr naheliegende Versuchung ergeben musste.“ — Damit ist nun der Gerechtigkeit Genüge geschehen. Von einer Verfolgung des Herrn Hofrats hört man nichts und scheint die Stuttgarter Polizei gewichtige Gründe zu haben, seinen Aufenthalt nicht zu entdecken. Nebenbei sei erwähnt, dass seit den Achtziger Jahren die Gerichtsverhandlungen wegen gewisser unsittlicher Delikte sich in Stuttgart in erschreckender Weise häufen.

Ausschnitte zum Ende des König Ludwig II. von Bayern Voss. Zeitg. 22. Juni 1886. Mit der gestrigen Verhandlung der bayerischen Kammer der Reichsräte über die Regentschaftsfrage hat die Verlegung des Regierungsmaterials zur Erläuterung der Katastrophe an die Oeffentlichkeit begonnen. Dass die Vorlegung

nur eine beschränkte ist, wird ausser anderem auch durch den Rahmen des öffentlichen Sittlichkeitsgefühls geboten, innerhalb dessen gewisse Teile des Aktenmaterials schlechterdings nicht wiederzugeben sind. Was uns selbst an Einzelheiten in dieser Beziehung von glaubwürdiger Seite in den letzten Tagen zugegangen ist, übertrifft an Beweisen geistiger und sittlicher Degeneraton Alles, was bisher für möglich gehalten wurde, und macht es dem bayrischen Ministerium leicht, das Verlangen nach „voller Oeffentlichkeit“ aus Gründen abzuweisen, welche auch dem Rücksichtslosesten einleuchten müssen. Nicht was den Kammern öffentlich gesagt wird, sondern was ihnen verschwiegen werden muss, obwohl es von Mund zu Munde geht, bildet den schwärzesten Punkt in dieser traurigen Episode, wenn auch schon das öffentlich vorgelegte Material an Beweiskraft für den entarteten Geisteszustand des Königs nichts zu wünschen übrig lässt. — — — — — — — — Ueber die vorgestrige Sitzung des Ausschusses der Adgeordnetenkammern wird der „Frankfurter Zeitung“ berichtet: „Die Sitzung begann mit einer grossen Klage von beiden Seiten, dass alles heraus komme. Der Minister ist bekanntlich nicht genötigt, alles Material vorzulegen. Das zur Sittengeschichte Gehörige ist nur gestreift, weil es unmöglich war, die Chevauxlegers von Hohenschwangau zur Vernehmung kommen zu lassen, da der König Verdacht geschöpft hätte. v. Gudden hatte in seinem Gutachten keinen Wert darauf gelegt, weil dasselbe eine Schwäche sei, die auch bei gesunden Menschen vorkomme. Kammerdiener Weier, welcher eine Aussage bei Lebzeiten des Königs verweigerte, wurde nach dessen Tode vernommen; alle anderen Aussagen sind vor dem Tode gemacht worden.“ — Hierher gehört die Erzählung, ein Abgeordneter habe, nach dem Eindruck, den die Verhandlungen auf ihn gemacht, befragt, mit dem einzigen Worte: „Sueton!“ geantwortet.

Voss. Zeitg. 24. Juni, Abendausg. München, 24. Juni. Aus dem mündlich im Ausschuss der Abgeordnetenkammer abgegebenen Gutachten des Dr. Grashey geht hervor, dass fast während der ganzen Regierungszeit König Ludwigs die Geistesstörung bestand. Schon als Knabe sei derselbe auffallend furchtsam und ängstlich gewesen; die Krankheit, welche logisches Denken nicht ausschloss, habe die Kraft des Willens, die Beschaffenheit des Charakters und die Regungen des Gemütes beeinträchtigt. Die Heilung wäre möglich gewesen, wenn gleich nach dem Regierungsantritt die ärztliche Behandlung eingeleitet worden wäre.

Dem „Fränk. Courier“ wird anscheinend aus parlamentarischen

Kreisen nach Vorlegung des gesamten Aktenmaterials über die Geistesgestörtheit Ludwig II. geschrieben: „Kein Zweifel, dass der unglückliche Monarch seit vielen, langen Jahren infolge geistiger Störung regierungsunfähig war. Vor seinen Todesurteilen war zuletzt niemand mehr sicher. Bildnisse allerhöchster und höchster Personen konnten nicht gegen seine Verunglimpfung geschützt werden. Den Kabinetssekretären Ziegler und Müller schrieb er von Zärtlichkeit überfliessende Briefe: „Mein angebeteter Friedrich" und „Ludwig" — so lautete die briefliche Anredeformel des sonst so selbstbewussten Fürsten, der seinen Lieblingen das kordiale „Du" aufzudringen suchte. Solchen Freundschaftsbeteuerungen folgten dann bei dem sich in beständigen Kontrasten bewegenden Könige Anfälle von Wut, bisweilen Erzählungen von Träumen, z. B. dass er seinen toten Vater im Grabe misshandelt habe, und ganz nerosche Aussprüche, wie: er wünsche seinem ganzen Volk einen einzigen Kopf, um ihn abschlagen zu können; ferner: er möchte München an seinen vier Endpunkten anzünden. Es ist leider eine durch die Minister vollerwiesene Thatsache, dass derselbe König, der im Juli 1870 mit mannhaftem Entschlusse sofort sein Heer gegen Frankreich mobilisieren liess, und der im November desselben Jahres dem König von Preussen die deutsche Kaiserkrone anbot, schon damals in Momenten geistiger Störung wiederholt die Siege des dentschen Heeres über Frankreich verwünschte und die Hoffnung auf einen für Frankreich günstigen Ausgang des Feldzuges aussprach. Ludwigs XIV. widersinnige Verhimmelung im bayerischen Versailles auf Herrenchiemsee bildet das Pendant hierzu. Ein fernes Land, womöglich eine Insel wünschte sich der König zu persönlichem despotischen Regiment und beauftragte den Direktor von Löher, der auch wirklich eine grosse Reise in seinem Namen unternahm, mit Auffindung dieses Eilandes. Er glaubte an ein Leben nach dem Tode, erklärte es aber für undenkbar, dass im Jenseits der Unterschied der Stände fallen werde. . . . . . Zum Schluss noch Eines, das Peinlichste, was ich auf dem Herzen trage. Was den ganzen Winter hindurch in Kasernen und Soldatenkreisen stehender Gesprächsstoff war, was die Spatzen auf den Dächern pfiffen, das sollte der Militärverwaltung nicht zur Kenntnis gelangt sein? Und wenn doch, wie konnte und durfte sie immer wieder Chevauxlegers an das Hoflager schicken.

Voss. Ztg. 28. Juni 1886. Aus der Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 26. Juni. — — — — Einen grossen

Gegensatz zu dieser Menschenscheu, die sich zum Hasse steigerte, bildete die schwärmerische Zuneigung zu den Kabinetssekretären v. Ziegler und v. Müller, die in eigenhändigen überschwänglichen Briefen Ausdruck fand — eine Freundschaft, die freilich nur kurze Zeit auszudauern pflegte. Stallmeister Hornig bekundet, dass der König Anfangs noch ein grösseres Bedürfnis hatte, mit Menschen zu verkehren; er spricht von Waldfesten, die der König mit jungen Stallbediensteten veranstaltete, bei denen Spiele wie das Ringverstecken, „Schneider leih' mir deine Scheer'“ u. s. w., gemacht wurden. Später unterblieb dies, doch kam es noch vor, dass auf dem Schachen das Stallpersonal türkisch gekleidet und sitzend mit ihm Sorbet trinken und türkische Pfeifen rauchen musste. Im Hundinghause zu Linderhof trank er mit den Dienern, auf Fellen ruhend, nach der Sitte der alten Deutschen aus grossen Trinkhörnern Meth. Seit dem 9. Januar 1883, als Ziegler aus dem Kabinete ausschied, gab er sonst jeden Umgang mit gebildeten auf und verkehrte nur noch mit der unteren Dienerschaft. Im letzten Jahre fand keine Hoftafel, keine Audienz der Minister und der Hofdamen statt. Die Befehle wurden nur durch die Dienerschaft, zuletzt Chevaulegers vermittelt.

Wir schliessen hier noch einige neuerdings veröffentlichte Briefe (auszugsweise) des Königs an Richard Wagner an.

Mein teurer Freund!

Heute ist der letzte Tag meines hiesigen Aufenthaltes, ich begebe mich morgen nach Partenkirchen und werde am Dienstag spät abend in München eintreffen. O mein geliebter Freund, der letzten Tage Qual war gross, auch die ersten Tage in München werden sehr anstrengend und trübe für mich sein, es wird lange währen, bis ich zu der mir nötigen Ruhe gelangen kann. — Jener Artikel in den Neuesten Nachrichten trug nicht wenig dazu bei, mir den Schluss des hiesigen Aufenthalts zu verbittern, er ist ohne Zweifel von einem Ihrer Freunde geschrieben, der Ihnen mit demselben einen Dienst erweisen wollte, leider aber hat er Ihnen geschadet, statt genützt. O mein Freund, wie fürchterlich schwer macht man es uns, doch ich will nicht klagen, ich habe ja Ihn, den Freund, den Einzigen. . . . Ich bitte Sie, nennen Sie mir die Verleumdung, die gegen mich im Werke ist, ich beschwöre Sie, Teurer; o die schwarze, lästerhafte Welt, nichts ist ihr heilig, doch der Gedanke an Sie richtet mich stets wieder auf, nie lasse ich von dem Einzigen; ist das Wüten des Tages noch so folternd, wir bleiben uns treu. Der Himmel liegt in diesem Gedanken.

Ich will nun mit Ihnen in Siegfrieds Walde sein, mich geistig

an der Vöglein Sang erquicken, vergessen Sie die rauhe Umgebung, die mit Nacht und Blindheit geschlagen ist, unsere Liebe leuchte hell und lauter! . . . Getreu bis in den Tod L.

* * *

Inniggeliebter Freund!

Es drängt mich Ihnen zu schreiben, Ihnen zu sagen, wie überglücklich ich bin, da ich hörte, dass Sie heiter und zufrieden sind, und die Proben zu Tristan vollkommen nach Ihrem Wunsche von statten gehen. — Wer hätte an dies herrliche Gelingen vor einem Jahre gedacht! — Um diese Zeit sandte ich Pfistermeister nach der Sonne meines Lebens aus, nach dem Urquell meines Heils! — Vergeblich suchte er Sie in Wien und Zürich, alle Schauer der höchsten Wonne durchbebten mich, als er mir sagte, der Ersehnte ist hie[illegible] will hier nun bleiben. —

O [illegible]el[illegible] Abend, als ich diese Kunde empfing!
[illegible]och[illegible]ls ich wahrhaft Dich so vor mir sehe,
E[illegible]kannt ich gleich, Du kämst auf Gottes Rat" u. s. w.

. . . Leben Sie wohl, teurer Freund, Stern des Daseins; wie immer Ihr ewig getreuer L.

Den 20. April 1865.

Ein und All!

Inbegriff meiner Seligkeit!

Wonnevoller Tag! — Tristan! Wie freue ich mich auf den Abend! Käme er doch bald! Wann weicht der Tag der Nacht, Wann löscht die Fackel aus, wann wird es Nacht im Haus? — Heute, heute, wie zu fassen! — Warum mich loben und preisen! Er vollbrachte die That! — Er ist das Wunder der Welt, was bin ich ohne Ihn!? — Warum, ich beschwöre Sie, warum finden Sie keine Ruhe, warum stets von Qualen gepeinigt! — Keine Wonne ohne Weh, o wodurch kann endlich Ruhe, endlich ewiger Friede auf Erden, stete Freude für Ihn erblühen. — Warum stets betrübt bei aller Freude, den tief geheimnisvollen Grund, wer macht der Welt ihn kund? Meine Liebe für Sie, o ich brauche es ja nicht zu wiederholen, bleibt Ihnen stets! — „Treu bis in den Tod!" — Mir geht es wieder gut! — Tristan wird mich trotz der Ermüdung vollkommen wiederherstellen! — Die herrliche Maienluft in Berg wohin ich bald ziehen werde, wird mich vollends kräftigen! — Bald hoffe ich meinen Einzigen wiederzusehen! . . . Dir geboren, Dir erkoren! Dies mein Beruf! Ich grüsse Ihre Freunde, sie sind die meinigen! Warum betrübt, bitte schreiben Sie! —

Tristan-Tag. Ihr treuer L.

* * *

Teurer Freund!

O ich sehe wohl ein, dass Ihre Leiden tief begründet sind! Sie sagen mir, geliebter Freund, Sie hätten tief in die Herzen der Menschen geblickt, ihre Bosheit und Verdorbenheit darin erschaut; o ich glaube Ihnen, begreife wohl, dass oft Augenblicke des Unmutes gegen das Menschengeschlecht bei Ihnen eintreten, doch stets wollen wir bedenken (nicht wahr, Geliebter?) dass es doch viele edle und gute Menschen giebt, für welche zu leben und zu schaffen es wahre Freude ist. Und doch sagen Sie, Sie taugen nicht für diese Welt! — Verzweifeln Sie nicht, Ihr Treuer beschwört Sie, fassen Sie Mut: „Die Liebe hilft alles tragen und dulden, sie führt endlich zum Sieg!“ — Die Liebe erkennt selbst in den Verdorbendsten den Keim des Guten, sie allein überwindet! — Leben Sie, Liebling meiner Seele, Vergessen üben ist ein edles Werk, Ihre Worte rufe ich Ihnen zu! — Bedecken wir mit Nachsicht die Fehler Anderer, für Alle ja starb und litt der Erlöser! . . . Bis in den Tod Ihr treuer Freund Ludwig. Den 15. Mai 65.

* * *

Einziger! — Vielgeliebter Freund! Vor allem spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aus für zwei mir so werte Briefe, den ersten erhielt ich im schönen Schlosse Oberschwangau, den zweiten hier in der herrlichen Purschlinghütte. — Sie drücken mir Ihren Kummer darüber aus, dass, wie Sie meinen, eine jede unserer letzten Zusammenkünfte mir nur Schmerz und Sorge gemacht habe. — Muss ich meinen Geliebten an Brünhilds Worte erinnern? — Nicht nur in Freude und Lust, auch im Leiden macht die Liebe selig. Geliebter! Alles wird vollbracht werden! Jedes Sehnen gestillt. — Das Feuer der Begeisterung, das mich mit jeder Woche heftiger entflammt, soll nicht umsonst erglühen! — Die Frucht muss reifen und gedeihen! — Heil Dir! Heil der Kunst! Gott gebe, dass der Aufenthalt auf Bergeshöhen, das Weben in der freien Natur, in unsern deutschen Wäldern dem Einzigen heilbringend sei! Ihn froh und heiter stimme, zum Schaffen entflamme! Wann gedenkt mein Freund nach dem Hochkopfe zu ziehen, nach des Waldes würzigen Lüften? — Sollte ihm der Aufenthalt daselbst nicht vollkommen zusagen, so bitte ich den Teuren irgend eine meiner andern Gebirgshütten sich zum Wohnorte zu erwählen. — Was mein ist, gehört ja ihm! Vielleicht begegnen wir uns dann auf dem Wege zwischen Wald und Welt, wie mein Freund sich ausdrückte! . . . . Gegenwärtig bin ich wieder hoch in einsam stehender Berghütte, umweht von erfrischenden Alpenlüften, selig in der freien Natur, und denke an den Stern, der meinem Leben strahlt, an den Einzigen! Möchte

ihn froh und glücklich wissen und beitragen können zu seiner Ruhe, seiner Seligkeit. Heil ihm! — Segne ihn, mein Herr und Gott, gieb ihm den Frieden, den er bedarf, entziehe ihn den profanen Augen der eitlen, leeren Welt, bekehre sie durch ihn von dem Wahn, der sie gefangen hält! — Dir bin ich ganz ergeben, nur Dir, nur Dir zu leben! Bis in den Tod Ihr Eigen.

Purschling, den 4. August 1865. Ihr getreuer Ludwig.

* * *

Ein und All! Ueber Alles geliebter Freund!

Es drängt mich Ihnen aus voller Seele meinen wärmsten Dank auszusprechen für Ihren teuren Brief und das herrliche Geschenk: Rheingold! Rheingold, o Entzücken, Jubel meines Herzens! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welch jauchzender Freude mich Ihre Gabe erfüllt! Von des Herrlichen eigener Hand geschrieben! Vollkommen weiss ich ihn zu schätzen, den Wert des himmlischen Geschenkes! — Auch von Ihrer Freundin, von Frau v. Bülow, erhielt ich ein mir teures sinnvolles Geschenk, das mir im Augenblicke jedes Ihrer hehren Werke vorzaubert! Nun wollen wir, Ihre Freunde, rüstig arbeiten und fördern, während der Geliebte, der göttliche Freund gänzlich der Erdenwelt entzogen werden soll, um einzig in seinen wonnigen Reichen zu träumen, zu schaffen. Wie schmerzlich war mir die Kunde von neuen Leiden meines Freundes, Gott gebe, dass Ihre teure Gesundheit sich bald vollkommen wieder kräftige! — Wie hätte ich mich gefreut, meinen Geliebten auf dem Hochkopfe besuchen zu können, ich wäre nach der Riss geritten, etwa Anfang September, um dort einige Tage zu verweilen, von dort aus hätte ich so gerne den Freund in seiner Bergeswohnung aufgesucht; welch' schöne Stunde hätten wir dort vereint verlebt! Doch es sollte nicht sein! Im Geiste bin ich immer bei Ihnen! Wie entzückt mich Ihr Geschenk, ich muss es immer wiederholen! Heil Dir, Sonne! — Heil Dir, Licht! Ich muss schliessen. Leben Sie wohl, Urquell des Lebenslichtes, wir handeln, verlassen Sie sich darauf! Bis in den Tod

Hohenschwangau, den 27. August 1865. Ihr getreuer Ludwig.

* * *

Innig Geliebter! — Mein Alles!

Der Jubel meiner Seele lässt mir keine Ruhe; ich muss heute noch einige Zeilen an den Teuersten richten, an dem Tage, der mir durch Ihren göttlichen Brief unvergesslich bleiben wird. — Ja, ich will Ihnen treu bleiben bis zum letzten Atemzuge, will Sie schirmen mit mächtigstem Schutz! Feierlich gelobe ich Ihnen dies auf's neue. — Mit Ihnen nur leb' ich, mit Ihnen will ich sterben. — Hört diesen Schwur, Manen des verewigten Tristan, Heiliger Gott, gieb Deinen Segen! . . . Herzlichen Dank für die Ueber-

sendung des Briefes der Witwe unseres Tristan; sie frägt mich, ob ich die Todenmaske des Verblichenen annehmen wolle. Ich bitte den Geliebten, ihr mitteilen zu wollen, dass mich das Andenken an den Verstorbenen innig erfreuen wird, dass es mir von Herzen wert und teuer sein wird; desgleichen bitte ich den Freund, sie wissen zu lassen, dass mich ihr Brief mit inniger, tiefer Rührung erfüllte! — Ewig des Einzigen treuer L.

* * *

Mein Einziger! Mein göttlicher Freund!

Endlich finde ich einen freien Augenblick, endlich komme ich dazu, dem Geliebten für den übersandten Entwurf zum „Parcival" aus tiefster Seele zu danken, die Flammen der Begeisterung erfassen mich; mit jedem Tage wird sie glühender, meine Liebe zu dem, den ich einzig liebe auf dieser Welt, der meine höchste Freude, mein Trost, meine Zuversicht, mein Alles ist! . . . Wie sehne ich mich nach Ihnen; selig kann ich nur bei Ihnen sein! — Hier verlebe ich unruhige Tage; ich werde am Sonntage mich wieder hinauf flüchten in die heilige Ruhe der Natur, in die reine Luft der Berge; dort werde ich endlich wieder aufatmen können nach den Mühen bewegter Tage, lästiger Besuche, dort oben in wonniger Einsamkeit, auf Bergeshöhe, werde ich die mir so nötige Ruhe finden; die Hütten, die ich bewohnen werde, sind von hier nicht sehr entfernt, will mein Teurer mir die Freude machen, mir zu schreiben, so bitte ich Ihn, die Briefe hierher zu adressieren, sie werden mir nachgesandt werden! — Wie geht es dem Geliebten, herrscht Ruhe um Ihn, ist er froh und heiter?! . . . Geliebter, wir wollen Uns treu stets zur Seite stehen, das Ideal, welches uns begeistert, wird die Welt dereinst begeistern — o wie liebe ich Sie, mein angebeteter, heiliger Freund! — Nur eine Frage erlaube ich mir an meinen geliebten Freund bezüglich des Parcival zu richten. — Warum wird unser Held erst durch Cundry's Kuss bekehrt, warum wird ihm dadurch seine göttliche Sendung klar? Erst von diesem Augenblick kann er sich in die Seele des Amfortas versetzen, kann er sein namenloses Elend begreifen, mit ihm fühlen! — O könnten wir doch immer zusammen sein! In München müssen wir uns jeder Woche wenigstens einmal sprechen; länger halte ich es nicht aus, ohne meinen Einzigen zu sein; Ruhe, Ruhe brauche auch ich so notwendig, hier konnte ich sie gegenwärtig nicht finden; oben wird sie gewonnen werden! Weiss ich den Geliebten wohlgemut, so bin ich es auch, mein Denken und Fühlen geht einzig auf ihn, könnte ich bald von ihm hören! — Heil und Segen dem Einzigen!

Sein treuer Ludwig.

* * *

Mein vielgeliebter Freund!

Es drängt mich, Ihnen heut noch zu schreiben, Ihnen zu sagen, dass mein Geist sich immer nur mit Ihnen beschäftigt, dass ich nur in der steten Erinnerung an Sie glücklich sein kann! — Heute bezog ich eine andere Hütte in einem stillen, trauten Gebirgsthale; so herrlich umragen mich die Gipfel der Berge, so anheimelnd umstehen mich die dunklen Fichten und Tannen. — Ich komme eben von einem Spaziergange zurück in meine einsame Wohnung. Siegfriedsluft umwehte mich; die Sonne sank herab, es war der Tag vollbracht, ein glühend roter Saum leuchtete auf den Bergen. — Das Bild meines Einzigen umschwebte mich, trat mir immer näher vor das geistige Auge, ein Bild, das meine Augen zu schauen sich kaum getrauten, sogar im Rauschen des Gebirgsbaches erkannte und hörte ich die Töne und Melodien aus den Werken des heiligen Freundes. . . . „Stark ist der Zauber des Begehrenden, doch grösser der des Entsagenden!" — Welch grosse, welch eine erschütternde Wahrheit in diesen Worten! — O Parcival, Erlöser! Heilige Nacht herrscht draussen im Thale, es leuchten die glitzernden Sterne, der Tag birgt sich nur, aufs neue entflammt mich die Begeisterung! „Dir geweiht dies Haupt, Dir geweiht dies Herz!" — Semper wird jetzt in München sein, der Platz wird bestimmt, der Geliebte träumt in Seinen idealen Welten, die Erfüllung winkt.

Kreuzenalp, am 13. September 1865. Ludwig.

* * *

Mein einziger Freund! Mein heiss Geliebter!

Heute Nachmittag 1/2 4 Uhr kam ich von einem herrlichen Ausfluge nach der Schweiz zurück! — Wie entzückte mich dieses Land! — Da fand ich Ihren teuren Brief! Innigsten wärmsten Dank für denselben. — Mit neuer flammender Begeisterung hat er mich erfüllt, ich sehe, dass der Geliebte mutig und vertrauensvoll unserem grossen, ewigen Ziele entgegenschreitet.

Ich will alle Hindernisse siegend wie ein Held darniederkämpfen; ich bin Dir ganz zu eigen, nun lass mich Gehorsam zeigen. Ja wir müssen uns sprechen, ich will alle Wetterwolken verscheuchen, die Liebe hat Kraft zu Allem. Sie sind der Stern, der meinem Leben strahlt, und wunderbar stets stärkt mich Ihr Anblick. — Ich brenne nach Ihnen, o mein Heiliger! Angebeteter! Ich würde mich unendlich freuen, den Freund etwa in 8 Tagen hier zu sehen, o wir haben uns viel zu sagen! — Gelänge es mir doch den Fluch, von welchem Sie mir sprechen, gänzlich zu bannen, zurückzusenden in die nächtlichen Tiefen, aus denen er aufstieg! — Wie liebe, wie liebe ich Sie mein Einziger, mein höchstes Gut! — Sonne des Lebens! . . . Kömmt mein geliebter Freund? Ich bitte Sie,

schreiben Sie bald. — Uns trennt man nie, ich biete Trotz dem falschen Strahl des Tages. . . . Meine Begeisterung und Liebe für Sie sind grenzenlos!

Auf das Neue schwöre ich Ihnen Treue bis in den Tod

Ihr für Sie glühender Ludwig.

* * *

Mein einziger, geliebter Freund!

Wie die majestätische Sonne, wenn sie die trüben, beängstigenden Nebel verscheucht und Licht und Wärme, labende Wonne rings verbreitet, so erschien mir heute Ihr teurer Brief, aus welchem ich vernahm, dass Sie, geliebter Freund, von den folternden Schmerzen verlassen sind und der Besserung rasch entgegenschreiten. Der Gedanke an Sie erleichtert mir das Schwere in meinem Beruf; so lange Sie leben, ist auch für mich das Leben herrlich und beglückend. O mein Geliebter, mein Wotan soll nicht sterben müssen, er soll leben, um sich lange noch an seinem Helden zu erfreuen! Hier sende ich meinem teuren Freund eine gemalte Photographie von mir, welche, wie ich glaube und höre, das gelungenste Bildnis ist, welches von mir besteht. Ich sende es Ihnen, weil ich der festen Ueberzeugung bin, dass Sie mich am meisten lieben von allen Menschen, welche mich kennen, ich glaube mich hierin nicht zu irren. Mögen Sie bei ihrem Anblick immer gedenken, dass der Uebersender Ihnen in einer Liebe zugethan ist, welche ewig dauern wird, ja dass er Sie mit Feuer liebt, so stark, als nur irgend ein Mensch zu lieben vermag. Ewig

Hohenschwangau, den 8. Nov. 1864. Ihr Ludwig.

* * *

Vielgeliebter Freund!

Obwohl ich in einigen Tagen wieder nach München zurückzukehren gedenke und ich hoffe, möglichst bald meinem Teuren und Einzigen wieder aus vollem Herzen — wie ja immer! — begrüssen zu können und viel mit ihm zu sein, so kann ich doch dem Drang meines Innern nicht widerstehen, einige Zeilen an Ihn zu richten. — — Seien Sie überzeugt, dass ich meinen Geliebten verstehe, dass ich weiss und fühle ,dass Er nur mehr für mich leben und schaffen will, wie ja mein eigentliches, wahres Leben in ihm und durch ihn einzig und allein besteht. — Kein Schmerz, keine Wolke kann mir das Dasein trüben, wenn dieser Stern mir vom Himmel strahlt — mein Alles hängt an ihm! — — Zu ewiger Liebe und Begeisterung

Hohenschwangau, den 26. November 1864.

Ihr treuer Freund Ludwig.

Jahresbericht 1900.

Wie in den drei Vorjahren, so wurde auch in dem vergangenen eine umfangreiche Propaganda für die Befreiung der Homosexuellen vom Strafgesetz und von noch immer vielfach verbreiteten Vorurteilen entfaltet. Die gesetzgebenden Körperschaften wurden fortgesetzt mit Material versehen. Anfangs des Jahres 1900 erhielten sämtliche Mitglieder des Reichstags und Bundesrats die im 2. Band des Jahrbuchs abgedruckten Erklärungen römisch-katholischer Priester, kurz darauf eine von Dr. M. verfasste Brochüre: „Widerlegung der Gegenpetition betreffend § 175 R.-Str.-G.-B."

Am Tage seines Zusammentritts, dem 14. November v. J., ging dem Reichstag wiederum unsere Petition behufs Aufhebung des Urningsparagraphen zu, von einer beträchtlichen Anzahl neuer Unterschriften, namentlich aus höheren Beamtenkreisen, bedeckt, der sich dann beim Beginn dieses Jahres das folgende Anschreiben an alle Abgeordneten, welche bisher dieser Angelegenheit ablehnend oder gleichgültig gegenüberstanden, anschloss:

Hochverehrter Herr Abgeordneter!

Verzeihen Sie, wenn das unterfertigte Comité sich die Freiheit nimmt, Ihnen eine Bitte zu unterbreiten, mit welcher es, angesichts der steigenden Actualität der homosexuellen Frage und angesichts der überwältigenden Fülle seelischer Not und Bedrängnis, die ihm aus den fortgesetzt sich mehrenden Zuschriften homosexueller Männer aller Stände und Gesellschafts-

kreise entgegentritt, nicht mehr länger zurückhalten kann. Wir sind der festen Ueberzeugung und finden uns keinen Augenblick im Zweifel darüber, dass die Lösung der erwähnten Frage im Sinne von Recht und Menschlichkeit auch schon so gut wie erreicht ist, sobald einmal die zur Gesetzgebung berufenen Mandatare des Volkes diese Frage zum Gegenstand ihres persönlichen Studiums machen und, mit Ausscheidung rein aprioristischer Erwägungen, die hier offenbar nicht zum Ziele führen können, an der Hand des täglich wachsenden Thatsachenmaterials nach allen Seiten hin untersuchen werden. Infolgedessen erfüllen wir eine Forderung unseres Gewissens, wenn wir an Sie, hochverehrter Herr Abgeordneter, die dringende Bitte richten, der Ehre und dem Lebensglück tausender von abweichend veranlagten, aber unschuldigen Menschen das Opfer eines solchen persönlichen Studiums zu bringen. Wir wissen, dass Euer Hochwohlgeboren auf diesem Wege nur zu dem einen Ergebnis gelangen können: Hier ist, wie auch immer die religiös-moralische Taxation lauten mag, eine strafrechtliche Schuld nicht vorhanden, und es giebt sonach kein Motiv, wodurch sich § 175 mit seinen vernichtenden Konsequenzen rechtfertigen liesse.

Sollten Sie indess, hochverehrter Herr Abgeordneter, nicht geneigt, bezw. nicht in der Lage sein, unserer Bitte zu entsprechen, so erlauben wir uns den Vorschlag zu unterbreiten, Sie mögen, sei es ausschliesslich für Ihre Person, sei es in Verbindung mit den übrigen Herren Abgeordneten Ihrer Partei oder doch wenigstens einem Teil derselben, einen für das Studium dieser Frage geeigneten beliebigen Vertrauensmann designieren, dem wir sodann eine Anzahl intellectuell und sittlich prominenter Conträrsexualen namhaft machen wollen, welche sich ihm bereitwillig als Forschungsobjekte zur Verfügung stellen

und ihm dadurch ermöglichen werden, sich ein völlig unmittelbares, selbständiges und unabhängiges Urteil über den Gegenstand zu bilden. Euer Hochwohlgeboren werden selbst anerkennen müssen, dass wir unsererseits nicht mehr zu thun imstande sind, um für die bezeichnete Frage eine möglichst objektive und durch das redliche Streben nach Objektivität aller Leidenschaftlichkeit entrückte Behandlung zu erzielen, und wir glauben uns darum der Hoffnung hingeben zu dürfen, dass unsere Bitte, welche zugleich die Bitte einer ganzen Klasse von unschuldig verfolgten, für ein Stück ihrer konstitutionellen Natur verantwortlich gemachten Menschen ist, nicht unberücksichtigt bleiben wird.

Einer freundlichen Aufnahme entgegensehend

für das **wissenschaftlich-humanitäre Komitée:**

Dr. M. Hirschfeld, Arzt in Charlottenburg.

Prof. Dr. Fr. Karsch, Privatdozent in Berlin.

J. H. Dencker, Fabrikbes. in Sulingen, Han.

Die Petition wurde seitens der Kommission, wie bereits das letzte Mal, der Regierung als Material überwiesen und gleichzeitig zur Erörterung im Plenum als ungeeignet bezeichnet. In der Reichstagssitzung vom 21. Febr. 1901 wurde jedoch auf Antrag des Abg. Metzger die Petition wieder an die Kommission zur Berichterstattung an das Plenum zurückverwiesen, sodass also noch im Laufe dieser Session eine Erörterung derselben im Hause selbst zu erwarten steht.

Was die Aussichten auf Aufhebung des verhängnisvollen Gesetzes betrifft, so ist vor allen Dingen der Empfang hervorzuheben, welchen der Unterzeichnete am 15. Mai v. J. gelegentlich der Ueberreichung der Jahrbücher bei dem Chef des Reichsjustizamts, dem Herrn Staatssekretär W. G. R. Nieberding, hatte. Seine Ex-

cellenz zeigte sich in der eingehenden Unterredung mit der ganzen Frage wohl vertraut und über unsere Bestrebungen völlig unterrichtet. „Ein bestehendes Gesetz zu entfernen,“ so äusserte er u. a., „sei sehr schwierig, einen Antrag ad hoc halte er für nicht empfehlenswert, dagegen stände in vier bis fünf Jahren eine Revision des Reichsstrafgesetzbuchs sicher zu erwarten, das sei die passendste Gelegenheit, in dieser Richtung vorzugehen. Er gebe uns den Rat, die öffentliche Meinung, als deren Spiegelbild der Reichstag doch erscheine, weiterzubearbeiten, damit man in fünf Jahren den Paragraphen fallen lassen könne.“

Zur Aufklärung der öffentlichen Meinung liessen wir sämtlichen 2017 deutschen Tageszeitungen die letzte Petition mit folgendem Briefe zugehen:

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Wir gestatten uns Ihnen beifolgende Eingabe zu unterbreiten, welche wir soeben den gesetzgebenden Körperschaften überreicht haben. Dieselbe wurde bereits dem letzten Reichstage vorgelegt und von diesem der Regierung als Material überwiesen. Die Regierung verschliesst sich, wie wir zuverlässig mitteilen können, nicht den gewichtigen Gründen, welche für die Abschaffung des § 175 R.-Str.-G.-B. sprechen. Einer ihrer massgebendsten Vertreter hat uns geraten, die öffentliche Meinung weiter aufzuklären, damit die Regierung verstanden wird, wenn sie selbst auf die Wiederaufnahme des verhängnisvollen Paragraphen in das Strafgesetzbuch, dessen Revision bevorsteht, verzichtet.

Wir übersenden Ihnen dieses Schriftstück in erster Linie, damit Sie, wenn in Ihrem Kreise, Ihrem Ort, Ihrer Umgebung Fälle aus § 175 vorkommen, unterrichtet sind, dass eine grosse Zahl unserer bedeutendsten Persönlichkeiten zu der Ueberzeugung gelangte, es handle sich da nicht um verbrecherische, sondern von

Geburt an abweichend geartete, durch das Gesetz tief beklagenswerte Menschen.

Wir bitten Sie, auch Ihren wertgeschätzten Namen den Unterschriften derjenigen beizufügen, die sich aus lautersten Motiven zur Beseitigung einer unzeitgemässen Inhumanität zusammenfanden.

Ganz besonders würden Sie uns zu Dank verpflichten, wenn Sie im Interesse der Volksaufklärung in Ihrer wertgeschätzten Zeitung über unser Vorgehen berichten würden, wenn nicht ausführlich, so doch in Form der untenstehenden Mitteilung etc.

Mit ausgezeichneter Hochachtung etc.

Eine ganze Anzahl Zeitungen nahm davon Kenntnis, wie denn überhaupt die Sprache der Blätter bei Berichten über Fälle aus § 175 in den letzten Jahren eine weit mildere und verständigere geworden ist wie früher.

Laut Beschluss der 5. Hauptkonferenz vom 24. Juni 1900 wurde ferner die Petition zur Orientierung nebst Anschreiben an über 8000 höhere Verwaltungsbeamte, Landräte, Bürgermeister, Justiz-, Polizei- und Eisenbahnbeamte versandt. Als erfreuliches Zeichen fortschreitender Aufklärung mag hervorgehoben werden, dass der Magistrat der Stadt Hörde in Westfalen die Petition korporativ unterzeichnete.

Die bekanntesten Blätter wurden fortgesetzt mit Material versehen, ausser den Priestererklärungen wurde die Schrift: „Laster oder Unglück? Besteht der § 175 zu Recht? Eine Gewissensfrage an das deutsche Volk von einem Freunde der Wahrheit“ in grösserem Umfange versandt, vor allem aber ging das Jahrbuch zu Propaganda- und Rezensionszwecken einer grossen Anzahl politischer und wissenschaftlicher Organe, sowie vielen hervorragenden und einflussreichen Persönlichkeiten zu. Eine nicht geringe Menge von Antworten und Besprech-

ungen legten Zeugnis davon ab, dass das Jahrbuch sich einer stetig steigenden Anerkennung zu erfreuen hat.

Auf wiederholt geäusserten Wunsch wurde auch der Versuch gemacht, durch einen kurzen Aufruf im Inseratenteil von Zeitungen das Interesse weiterer Kreise für unser sexuelles Befreiungswerk zu wecken. Auf eine diesbezügliche Annonce in etlichen Tageszeitungen gingen 165 Anfragen ein, deren Einsendern wir ausreichendes Material übermittelten.

Endlich wurde auf unserer 6. Hauptkonferenz am 13. Januar d. J., welche unter starker Beteiligung aus allen Himmelsrichtungen Deutschlands — auch vom Auslande waren Vertreter zugegen — einen besonders erfreulichen Verlauf nahm, beschlossen, ein Preisausschreiben zu erlassen für eine 2 bis 3 Bogen starke, allgemein verständliche und überzeugende Propagandaschrift, um in den weitesten Schichten des Publikums die falschen Auffassungen zu widerlegen, welche noch über das Wesen des Uranismus vielfach herrschen. Aus der Brochüre solle vor allem hervorgehen, dass es sich nicht um Befürwortung von Unsittlichkeiten, sondern um Beseitigung einer grausamen Ungerechtigkeit gegen unglückliche Menschen handle. Der erste Preis wurde auf 150, der zweite auf 50 Mark, der Termin für die Ablieferung an das unterfertigte Komitee, das den Bewerbern auf Wunsch nähere Mitteilungen macht, auf den 1. Juni 1901 festgesetzt.

Besonders wurden immer wieder die Gerichte mit einschlägigem Material versehen. Als sich im Herbst des Jahres in der Provinz Hannover die Verurteilungen aus § 175 häuften, benutzten wir diesen Anlass, um den ersten Staatsanwälten und Vorsitzern der Strafkammern im ganzen Reich folgendes Schreiben zu übersenden, welches uns von einem Landgerichtsdirektor zur Verfügung gestellt war:

Ew. Hochwohlgeboren

wird es nicht unbekannt geblieben sein, dass in letzter Zeit in Hannover zahlreiche Verurteilungen wegen „widernatürlicher Unzucht“ erfolgt sind. So lange der § 175 St.-G.-B. nicht aufgehoben ist, muss er freilich angewendet werden. Er wird aber verschieden ausgelegt. Die Auslegung des Reichsgerichts dürfte nicht die richtige sein. (vide die Schrift: „Eros vor dem Reichsgericht“).

Die Norm des § 175 — Verbot des Geschlechtsverkehrs unter Männern — findet in dem heutigen Strafrechtssystem, in der Lehre von dem Rechtsgüterschutz, eine Stelle nicht. Nach dem heutigen Stande der Kriminologie und Pönologie muss die Aufhebung des § 175 Str.-G.-B. kategorisch gefordert werden. (vide den Aufsatz: „Schützt § 175 Rechtsgüter?“ S. 30 ff. im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, II. Jahrgang.)

Erwägt man dies, so wird man derjenigen Auslegung des § 175 den Vorzug geben, welche die eingeschränkteste Anwendung ermöglicht. Man wird also unter der „widernatürlichen Unzucht“ inter mares nur immissio penis in anum vel os verstehen. Man wird ferner strikten Beweis der That verlangen und irgendwie zweifelhafte Fälle nicht verfolgen. Meine Bitte an Ew. Hochwohlgeboren geht dahin, dass Sie der Anwendung des § 175 Ihre besondere Aufmerksamkeit geneigtest widmen möchten.

Ich verkenne nicht, dass die Liebe des Mannes zum Manne für den absolut weibliebenden Mann unverständlich ist. Wollen Sie sich daher mit dem Erfahrungssatze begnügen, dass diese Liebe vorhanden und von Gott gesetzt ist, genau so wie die Liebe des Mannes zum Weibe.

Erwägt man dies, so wird man zu dem Schluss kommen müssen, dass, wenn einmal aus § 175 gestraft

werden muss, die gesetzlich mildeste Strafe, abgesehen von erschwerenden Umständen, am Platze ist. Hier kann nicht unerwähnt bleiben, dass die Päderastie im engeren Sinne (immissio penis in os vel anum) eine seltenere Form der Befriedigung des Geschlechtstriebes inter mares ist, so dass richtig ausgelegt der § 175 nur in ganz vereinzelten Fällen wird angewendet werden können. Ich verweise auch diesbezüglich auf die Petition an die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs, welche von zahlreichen unserer hervorragendsten Strafrechtslehrer und von nahezu tausend bekannten Männern aus allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst unterzeichnet worden ist.

Se. Excellenz, der Herr Justizminister, wird sicher der eingeschränktesten Anwendung des § 175 zustimmen. Seine wohlwollende, menschenfreundliche Gesinnung ist uns Justizbeamten allen ja wohlbekannt.

Ich zeichne als Ew. Hochwohlgeboren
sehr ergebener

Juris consultus.

In einer ganzen Reihe von Fällen gelang es durch mündliche oder schriftliche Sachverständigen-Gutachten, in denen überzeugend die angeborene Beeinträchtigung der freien Willensbestimmung inbezug auf den Geschlechtstrieb klargestellt war, zu bewirken, dass die Angeklagten freigesprochen wurden oder von der Eröffnung des Hauptverfahrens überhaupt Abstand genommen wurde. Immerhin kam noch eine recht beträchtliche Anzahl von Verurteilungen Homosexueller vor, besonderes Aufsehen erregte der Karlsruher Fall, in welchem von 13 Angeklagten aus verschiedenen Berufsständen 12 zu Freiheitsstrafen von 6 Wochen bis 1 Jahr Gefängnis verurteilt wurden. Wir können den Anwälten dieses Prozesses den Vorwurf nicht ersparen, dass sie es trotz

unserer wiederholten Aufforderung unterliessen, medizinische Sachverständige beizuziehen.

Sehr häufig wurden wir von Homosexuellen in Anspruch genommen, die in den Händen von Erpressern ganz unsäglich litten, wiederholt haben wir in solchen Fällen speziell die Hülfe der Berliner Kriminalpolizei erbeten und bei derselben stets das grösste und dankenswerteste Entgegenkommen gefunden. Mehrfach übersandten wir auf Wunsch Verwandten und vorgesetzten Behörden von Konträrsexuellen aufklärendes Material. Einige Fälle, wo wir Eltern ihre Söhne, an denen sie irre geworden waren, wiedergaben, erfüllen uns mit besonderer Genugthuung, einmal leider trafen unsere umgehend übersandten Mitteilungen und Schriften erst ein, nachdem eine Stunde zuvor ein 22jähriger Offizier, dessen Rehabilitierung sie galten, durch einen Revolverschuss seinem Leben ein Ende bereitet hatte.

Die sich stark anhäufende Arbeit, welche die Zentralstellen in Charlottenburg und Leipzig zu leisten hatten, machte es im Laufe des letzten Jahres erforderlich, in mehreren Provinzen Deutschlands Vertrauensmänner zur Entlastung heranzuziehen, deren Adressen Auskunftsuchenden von den beiden Hauptstellen auf Wunsch mitgeteilt werden. Von der Gründung eines Vereins, wie er mehrfach angeregt wurde, ist dagegen nach wiederholter Erörterung auf den Konferenzen Abstand genommen worden.

Wir können diesen Bericht nicht schliessen, ohne des Ablebens mehrerer Männer zu gedenken, welches unsere junge Bewegung im verflossenen Jahre zu beklagen hatte.

Ein sehr harter Schlag war für uns der Tod des Reichstagsabgeordneten Sanitätsrats Dr. Kruse, welcher am 17. Februar plötzlich im Reichstagsgebäude verschied. Als Vorsitzender der Petitionskommission und ärztlicher

Fachmann hatte er den Bestrebungen des wissenschaftlich-humanitären Komitées von Anfang an das grösste Interesse entgegengebracht, und die Beachtung, welche die Angelegenheit im Reichstage fand, ist zum grossen Teile seinem Einfluss zu danken.

Nicht minder schmerzlich war für uns der Verlust welchen wir kurz vor Weihnachten durch den Tod des Berliner Polizeidirektors Leo Freiherrn von Meerscheidt-Hüllessem erlitten. Wir hatten auf diesen hochverdienten Mann, welcher ein Opfer des so unseligen Sternberg-Prozesses wurde, grosse Hoffnung für die Entscheidungsstunde gesetzt. Ihm, der sich in jahrzehntelanger Thätigkeit seine kriminalistischen Erfahrungen gesammelt hatte, war es in erster Linie zuzuschreiben, dass die Berliner Behörden den Urningen gegenüber seit Jahren eine so einsichtsvolle Stellung einnehmen. Ich habe wiederholt persönlich mit Herrn von Hüllessem verhandelt, wenn Homosexuelle sich in ihrer Not an mich wandten, und stets das grösste Verständnis gefunden, ohne dass er je seiner Stellung auch nur das geringste vergeben hätte. Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle den Brief wörtlich abzudrucken, welchen ich kurz vor seinem Tode als Antwort auf einige Zeilen erhielt, in denen ich ihm anlässlich seiner Suspendierung vom Amt Aufrichtung zu spenden suchte. Er schrieb:

Berlin, 10. XI.

Hochverehrter Herr Doktor!

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte; Sie zeigen mir mit so vielen anderen, dass eine Geldschuld gehabt zu haben noch nicht ehrlos sein heisst.

Erliege ich allen diesen Schlägen, nachdem Operation und Tod meiner Frau vorher meine Nerven völlig zerrüttet haben, so denke ich, werden die Kinder des Mannes, der in einer Hinsicht Vorkämpfer für Licht und Recht gewesen und hunderten un-

eigennützig mit Rat und That zur Seite gestanden, viele vor Schande und Tod bewahrt hat, nicht verloren sein, nicht zu betteln nötig haben, obwohl ihnen ihr Vater nichts hinterlässt, als eine unsichere Hypothek auf das berühmte Haus in Binz und einen zwar hart und in erster Linie vom Berliner Tageblatt angegriffenen, aber doch völlig unbefleckten Namen.

In herzlicher Dankbarkeit
Ihr ergebener
Leo Hüllessem.

Am 1. Dezember starb in einem Pariser Spital Oskar Wilde, einer der bedeutendsten homosexuellen Dichter des verflossenen Jahrhunderts, ein Märtyrer seiner Individualität, eines der beklagenswerten Opfer englischer Gerichtsbarkeit. An anderer Stelle dieses Buches ist seiner ausführlich gedacht.

Ebenfalls fern von der Heimat, seinen Verwandten und Freunden ist am 30. Dezember 1900 Otto de Joux in Dresden einem Gehirnschlage in der Blüte seiner Jahre erlegen. Durch seine populär gehaltenen Schriften: „Die Enterbten des Liebesglückes“ und „Die hellenische Liebe“ hat er vielen das Problem der Homosexualität nahe gebracht, welche die rein wissenschaftlichen Werke nicht in sich aufzunehmen vermochten. Von ihm erschien auch der erste Aufruf an die Homosexuellen, in ihrem Befreiungskampfe selbst mitthätig zu sein. In den zwei Jahren seines Berliner Aufenthaltes, wo ich ihm persönlich nahe stand, habe ich ihn als einen ideal veranlagten Menschen kennen gelernt, der etwas wie Sonnenschein um sich verbreitete.

Unser Komitée wird das Andenken dieser Toten in Ehren halten.

Die Kosten der ausgedehnten Propaganda wurden durch Jahresbeiträge und einmalige Beiträge gedeckt

Der Anfangs des vorigen Jahres veröffentlichte Aufruf (vgl. Anhang im Jahrg. II.) wurde den Unterzeichnern der Petition sowie zahlreichen uns bekannten Homosexuellen übersandt. Es kam eine Summe zusammen, mit der unter Beachtung grosser Sparsamkeit viel gearbeitet werden konnte, aber sehr vieles konnte wegen Mangel an Kampfmitteln nicht zur Ausführung gelangen. Noch immer müssen wir uns in der so notwendigen Agitation grosse Beschränkungen auferlegen. Ist es nicht unbegreiflich, dass so viele Männer der Geistes-, Geburts- und Geldaristokratie nichts übrig haben, wo es sich darum handelt, ihnen oder ihren Verwandten und Freunden das Höchste wiederzugeben, was ein Mensch besitzt, seine Ehre und seine Freiheit? Welche Propaganda könnte entfaltet werden, wenn jeder Homosexuelle nur 20 Pfennige im Tag (76 Mark im Jahr) seinen höchsten Lebensinteressen opfern würde! Möge doch jeder den Satz beherzigen, welchen der grosse Rechtslehrer v. Ihering in seiner Schrift: „Der Kampf ums Recht“ aufstellte:

„Man muss, wenn einem ein Recht vorenthalten wird, kämpfen und nicht nachgeben. Das ist eine sittliche Pflicht.“

Charlottenburg, Berlinerstr. 104.

März 1901.

Dr. med. M. Hirschfeld.

Zeichner von Jahresbeiträgen

bis 1. März 1901.

	Mark
1. B. L. in B.	20
2. O. H. in V.	60
3. Sch., München	60
*4. Justizrat V., Berlin	10
5. Fabrikbes. D. i. S.	100
6. Dr. G., Berlin	100
7. Prof. Dr. Fr. Karsch, Berlin	40
8. H. H. Schriftst., Hessen	10
9. J., Ciseleur, Berlin	6
10. O. in H.	100
11. Numa Prätorius	100
12. P. in K.	300
13. W. B., Landwirt in Mecklenburg	20
14. Dr. phil. J., Berlin	10
15. F. J., Bez. Osnabrück	10
16. L., Bern	10
17. G., Jena	5
18. Dr. M in L.	5
19. F. W., München	10
20. E. B., Schriftst. in P.	20
21. A. H., München	50
22. E. R. in K.	20
23. Rechtsanwalt Dr. S. in H.	20
24. J. M., Hannover	50
25. U. in N.	20
26. Durch U. in N. aus Rom 50 Lire	40
*27. G. Sch., Berlin	20
28. v. G.	12
29. Pherander, Barmen	40
30. Amtsrichter S.	80
31. Rechtsanwalt Dr. G. in F.	100
32. C. N. in H.	20
33. Freiherr v. T., Ch.	20
34. Dr. K. F. J., Berlin	20
35. Seelhorst (anonym) Hannover	20
36. C. U., Hamburg	20
*37. S. in M.	20
*38 Graf W., Berlin	50
	Mark 1618

Transport: Mark 1618

39.	Emil S., Berlin .	10
40.	Lehrer E., Berlin .	10
41.	H. J., Freiburg .	20
42.	S. L. W., Basel .	20
43.	Oberl. H. W. . .	40
44.	Dr. L. in C. . .	20
45.	C. Gr., Bayern .	20
46.	Institut f. Gesundheitspfl., Wiesb. .	10
47.	E. B., Plauen .	20
48.	E. R., Würtembg.	100
49.	E. M. in N. . .	10
*50.	C. Br., Berlin .	5
51.	R. Sch. in H. .	20
52.	R. J. in N. . .	10
53.	J. L., Breslau .	20
54.	C. O. in Sch. .	20
55.	J. R., cand. ph., Ch.	20
56.	Richard S., Berlin	30
57.	Emil F., B.-Ch. .	20
58.	Apoth. R., Bayern	20
59.	E. T. in F. . .	25
60.	V. A. N., Hamb.	30
61.	Dr. in Ch. . .	12
62.	A. Kutschbach, Ob.-Feuerw., Spandau	20
63.	R. Kalk, H. b. kaiserl. Statist. Amt, Berlin	50
64.	Robert R., B. .	25
65.	Dr. med. Pr. in F.	20
66.	Dr. phil. H. in H.	10
67.	Ingen. C. in N. .	20
68.	C.-A., Schriftst., B.	20
69.	Graf Sch. . . .	30
70.	Fidkbes. R.-D.	100

Summa: Mark 2425

IV. Abrechnung
bis 31.|12. 1900.

Bei der Geschäftsstelle in Charlottenburg gingen ein:

1900			Mark
Januar	20.	Von der Geschäftsstelle in Leipzig .	50,00
„	25.	Aus Italien 10 Lire	8,00
Februar	6.	Prof. Dr. L. in B.	20,00
„	6.	H. in V.	15,00
„	6.	Sch. in B.	10,00
„	8.	Landwirt B., Mecklenburg . .	5,00
		Übertrag: Mark	108,00

* Ausser wo volle Namensangabe ausdrücklich gewünscht wurde, haben wir es vorgezogen, die Spender durch Chiffern zu bezeichnen. Die mit * versehenen haben 1900 Beiträge gezeichnet, bisher dieselben aber noch nicht übersandt.

		Transport: Mark	108,00
Februar	10.	H. H.	2,50
„	12.	Lehrer J.	10,00
„	28.	A. H. in München	50,00
März	3.	Von der Geschäftsstelle in Leipzig	55,50
April	3.	Landwirt B.	5,00
„	4.	Prof. L. in B.	10,00
„	7.	Dr. G. in J.	5,00
„	21.	Ed. B. P.	20,00
„	22.	F. W., München	10,00
„	24.	Dr. M. L.	5,00
„	24.	H. in V.	15,00
„	25.	E. R., Köln	20,00
Mai	1.	Rd. Dr. S. in H.	20,00
„	10.	J. M., Hannover	25,00
„	11.	Dr. G., Berlin	100,00
„	12.	v. G., Berlin	12,00
„	17.	A. L., Altona	50,00
„	17.	Pherander	40,00
„	30.	Sch., Bamberg	20,00
„	31.	Rd. G., Frkf.	100,00
Juni	9.	Integer vitae	20,00
„	14.	Incognitus	20,00
„	17.	Cis. J.	6,00
„	20.	E. R. in K.	20,00
„	30.	Baron v. T.	20,00
Juli	2.	Dr. J.	20,00
„	3.	H. H.	4,00
„	4.	Seelhorst	5,00
„	6.	H. in V.	15,00
„	7.	O., Hannover	25,00
„	23.	von N. N. durch Dr. G.	100,00
August	6.	aus Bruxelles anonym	50,00
„	6.	M., Hamburg	20,00
		Übertrag: Mark	1008,00

		Transport: Mark	1008,00
August	10.	Sch., Bamberg	10,00
„	10.	Emil Sch.	10,00
„	12.	J., Freiburg	10,00
„	22.	W. C., Hamburg	20,00
Septbr.	9.	W., Basel	20,00
„	18.	Dr. L., Anhalt	20,00
„	22	C. R., Bayern	20,00
„	22.	Fr. R.-D., Fideikommissbes.	50,00
„	23.	E. B., Plauen	20,00
„	25.	Inst. f. Gesundheitspfl., Wiesbaden	10,00
Oktober	1.	O., Hannover	50,00
„	2.	Eck. R. in O.	25,00
„	5.	A. R. in Sch.	20,00
„	5.	M. in Hannover	30,00
„	6.	R. Sch., Hanau	20,00
„	10.	Lehrer J.	15,00
„	16.	R. N. 100 Frcs.	80,00
„	16.	R. J.	10,00
„	16.	S. M. in N.	10,00
„	17.	L., Breslau	20,00
„	19.	Oberleutnant H,	10,00
„	23.	R.-P. Op.	20,00
„	29.	Dr. M. M„ Rom	5,00
„	29.	cand. phil. J. R., Ch.	20,00
Novbr.	2.	Apotheker R.	20,00
„	3.	F. in Ch.	5,00
„	14.	Rich. S., Berlin	30,00
„	19.	Rechtsanwalt Dr. E., Berlin	50,00
„	23.	Sch.	15,00
„	25.	J., Nordhausen	5,00
Dezbr.	3.	R. Kalk, Hülfsarb. i. Kais. Statist. Amt. Berlin	3,00
„	12.	G. L.	100,00
„	12.	A. N., Hamburg	30,00
„	30.	H. in V.	15,00
		in Summa: Mark	1806,00

Transport: Mark 1806,00

Die Geschäftsstelle in Charlottenburg verausgabte für Fertigstellung und Versandt von Propagandamaterial an die Mitglieder des Bundesrats und Reichstags, für Gratis-Exemplare der Jahrbücher an Abgeordnete, Zeitungen, bekannte Persönlichkeiten, für Herstellung und Versandt von 6500 Petitionen an höhere Beamte, 2017 Petitionen an die Tagesblätter mit Anschreiben, für Übersendung von Materialien an Gerichte und Private, für Inserate an die Firma Haasenstein & Vogler, für kleinere Drucksachen, wie Einladungen zu den Konferenzen, für Schreibgebühren und Porti Mk. 1672,00

Mithin Überschuss der Geschäftsstelle Charlottenburg am 31. Dezember 1900:

Mark 134,00

An der Geschäftsstelle in Leipzig gingen ein:

1900			Mark
Januar	4.	E. O. in H.	25,00
Februar	3.	W. in W. (Rechnungsüberschuss) .	2,70
„	7.	Integer vitae	5,00
März	20.	R. R. in F. } durch J. in F. . .	52,50
„	20.	W. J. in F. }	
„	20.	W. J. in F. Jahresbeitrag für 1900 .	50,00
April	14.	W. W. in München (Rechnungsübers.) .	1,20
„	28.	E. W. H. in Leipzig	5,00
Mai	3.	P. S. in München	10,00
„	5.	B. R. in Mannheim	12,70
„	11.	Dorian Gray, Wien	80,00
„	18.	Geschäftsstelle Charlottenburg . .	7,00
„	18.	K. in G. Jahresbeitrag für 1900 . .	15,00
„	26.	Ph. F. in O. (Rechnungsüberschuss) .	12,70
Juni	27.	F. Sch. in H.	1,00
„	30.	R. R. in F. (Rechnungsüberschuss). .	23,20

Übertrag: Mark 303,00

	Transport: Mark	303,00
Juli 21.	K. H. in D.	20,00
August 6.	E. W. H. in Leipzig	5,00
„ 25.	G. H. H. auf H..	4,70
Septbr. 6.	F. Sch. in H.	2,00
„ 13.	D. M. M. in Rom	20,00
„ 19.	Numa Prätorius	100,00
„ 20.	G. R. in L. (Rechnungsübersch.) .	4,41
„ 27.	K. H. in D.	20,00
Oktbr. 11.	R. S. 123 Köln (Jahresbeitrag) . .	300,00
„ 11.	P. Sch. in München	10,00
„	„Keine Unsittlichkeit, sondern Naturrecht“ aus Leipzig	50,00
Novbr. 1.	A. S. in O.	15,00
„ 2.	R. S. in V.	10,00
„ 3.	G. B. in V.	24,60
„ 15.	B. R. in Mannheim	20,00
Dezbr. 6.	Dorian Gray, Wien (60 Kr.)	50,40
„ 10.	W. H. in D.	10,00
„ 11.	Dorian Gray, Wien (Rechnungsübers.)	2,10
„ 13.	E. W. H. in Leipzig	5,00
	Mark	976,21

Die Geschäftsstelle in Leipzig verausgabte für Vertrieb der Aufrufe, Jahrbücher an Fondszeichner, Büchermaterial an Untersuchungsrichter, Staatsanwälte, Gerichte, Bibliotheken, 600 Eingaben an Strafkammervorsitzende und Staatsanwälte, Satz, Druckpapier, Versandt, Porto etc.

Mark 850,99

Ueberwies ferner der Geschäftsstelle Charlottenburg am	20. Januar 1900	50,00
„	5. März 1900	55,50
	Mark	956,49

Mithin Ueberschuss der Geschäftsstelle in Leipzig . . . . Mark 19,72

Gesammt-Einnahme Charlottenburg	.	1806,00
„ „ Leipzig	.	976,21
	Mark	2782,21

Gesammt-Ausgabe Charlottenburg	. .	1672,00
„ Leipzig	. .	956,49
	Mark	2628,49

Überhaupt Einnahme	Mk.	2782,21
„ Ausgabe	„	2628,49
Gesammt-Überschuss am 31. Dezbr. 1900	Mark	154,72

Charlottenburg, den 31. Dezember 1900.
Dr. med. **M. Hirschfeld.**
Leipzig, den 31. Dezember 1900.
Max Spohr.

Druck von G. Reichardt, Groitzsch.

Strafgesetzbuch

und

widernatürliche Unzucht

von

Dr. med. van Erkelens.

Preis 1 Mark.

Die Entwickelung

der

Homosexualität

von

Marc André Raffalovich.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

Preis 1,20 Mark.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von **Max Spohr** in **Leipzig**, Sidonienstr. 19 B. bestelle hiermit:

Expl.

Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis. Band I, Teil I. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

— — Band I, Teil II. Geh. 12 Mk., geb. 13,50 Mk.

Moll, Die konträre Sexualempfindung. 3. Aufl. Geh. 10 Mk., geb. 11,50 Mk.

Rohleder, Vorlesungen über Sexualtrieb und Sexualleben des Menschen. Geh. 4,50 Mk.

Rohleder, Die Masturbation. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

van Erkelens, Strafgesetzbuch und widernatürliche Unzucht. 1 Mk.

Raffalovich, Die Entwickelung der Homosexualität. 1,20 Mk.

Unterschrift und genaue Adresse:

Druck von C. BEHRENS, Berlin, Grüner Weg 9 u. 10.

Untersuchungen

über die

Libido sexualis

von

Dr. med. Albert Moll.

Band I, Teil I: Preis geheftet 6 Mk., gebunden 7 Mk.
Band I, Teil II: Preis geheftet 12 Mk., gebunden 13,50 Mk.

„Dem Referenten ist es eine wahre Freude, obiges Buch anzuzeigen und kurz zu besprechen. Er kann dem Ganzen nur uneingeschränktes Lob zollen und es als die tiefgründigste Untersuchung über den betreffenden Gegenstand hinstellen. Das Werk giebt aber viel mehr als der Titel vermuten lässt. Es wird nämlich sehr eingehend auf psychologische, anthropologische, biologische, soziale Fragen etc. eingegangen. Der Psychiater findet eine Menge für ihn speciell interessantes Material vor, namentlich ist das Kapital der Monomanien, der Degenerationszustände glänzend geschrieben, nicht weniger aber auch die forense Medicin in Bezug auf die Sexualdelicte, und dies muss auch den Richter im höchsten Grade anziehen. So wendet sich denn das Buch eigentlich an jeden Gebildeten, und jeder wird darin eine Fülle von Belehrung und Anregung finden. Trotz ungeheurer Erfahrung auf seinem speciellen Gebiete, das sich durch eine überreiche Casuistik unter anderem zeigt, ist Verf. in seinen Schlüssen sehr vorsichtig, tritt niemanden zu nahe, sucht jedem Autor gerecht zu werden, und seine eminente Gelehrsamkeit wird nirgends aufdringlich. Nicht am wenigsten interessant sind die Fussnoten. Dabei ist der Stil flüssig, das Ganze ist für den Gebildeten leicht verständlich, selbst bei schwierigen Materien."

(Aus dem umfangreichen Referat des Dr. Näcke im Archiv für Criminal-Anthropologie.)

Inhalts-Verzeichniss.

Band I, Teil I.

I. Analyse des Geschlechtstriebes.

Entwickelung d. Geschlechtstriebes beim menschl. Individuum. Vor der Pubertät auftretende Liebesempfindungen beim Menschen u. Tieren. Kontrektations- u. Detumescenztrieb vor d. Pubertät. Vorzeitige Reife d. Keimdrüsen. Detumescenztrieb als mittelbare Folge d. Keimdrüsen betrachtet. Individuelle Differenzen in Bezug auf d. ersten sexuellen Empfindungen. Unterschied von sexuellen u. sozialen Beziehungen.

Geschlechtstrieb im Alter, bei anscheinend erloschener Keimdrüsenfunktion. Perverser Geschlechtstrieb im Alter.

Kastration. Schwinden d. Detumescenztriebes u. Nichtentwickelung d. Kontrektationstriebes bei frühzeitiger Kastration. Geschlechtsakte von Kastraten. Geschlechtstrieb bei kastrierten Frauen. Bedeutung d. Pubertät für d. Folgen d. Kastration. Trennung d. psychischen u. somat. Pubertät. Kontrektationstrieb als sekundärer Geschlechtscharakter.

Theorien über d. Zusammenhang d. Keimdrüsen u. d. Geschlechtstriebes. Keimdrüsenstoffe. Anatomisches Schema für beide Komponenten d. Geschlechtstriebes. Erogene Zonen.

II. Ererbtes im normalen Geschlechtstriebe.

Richtung d. Geschlechtstriebes als erworb. Funktion.

Begriffsbestimmung u. Unterschied von Angeboren u. Ererbt.

Geschlechtstrieb von Wolfskindern, Pseudo-Hermaphroditen. Fehlerquellen bei d. Betrachtung derselben. Normale Erziehung oft Bedingung, nicht Ursache d. heterosexuellen Geschlechtstriebes. Konträre Entwickelung sekund. Geschlechtscharaktere. Normaler Geschlechtstrieb bei Pseudo-Hermaphroditen.

Geschlechtstrieb als Fortpflanzungsinstinkt. Erweckung von Instinkthandlungen u. Auslösung d. Geschlechtstriebes durch spezif. Reize. Beispiele von Instinkthandlungen, die durch spezif. Reize ausgelöst werden.

Beteiligung mehrerer Sinne bei Instinkten. Ererbte Instinkte erklärbar ohne Ererbung von Vorstellungen. Unterschied von angebor. u. ererbten Instinkten. Das Ererbtsein d. heterosexuellen Geschlechtstriebes erklärbar ohne Annahme angebor. oder ererbt. Vorstellungen. Unbewusste Vorstellungen.

Sexuelle Differenzierungs- u. Reizmittel. Bedeutung d. Gesichtssinnes beim Menschen. Bedeutung anderer Sinne. Geruchs- u. Tastsinn. Geschlechtstrieb bei Blinden. Fehlerquellen, die bei Blinden in Betracht kommen. Geschlechtstrieb bei tauben Leuten. Kein Sinnesorgan unersetzbar zur Erweckung d. normalen Geschlechtstriebes. Homosexualität bei Blinden.

Zusammenwirken verschied. Sinnesorgane beim Geschlechtstrieb. Irreführung von Instinkten des Geschlechtstriebes.

Innere Beziehungen d. sexuellen Reaktionsfähigkeiten. Analogie mit Konsonanzen u. Dissonanzen. Der ererbte Geschlechtstrieb als ererbter Komplex von Reaktionsfähigkeiten. Individuelle Differenzen. Unvollkommene Reaktionsfähigkeitskomplexe. Bedeutung derselben für sexuelle Perversionen. Psychosexuelle Hermaphrodisie. Knabenliebe. Störung derselben durch Bartwuchs. Reiz durch weibliche Gesichter. Übergang zur Umkehrung d. Geschlechtstriebes. Weitere Übergangszustände. Deutung d. psychosexuellen Übergangszustände. Psychosexuelle Übergangszustände bei Frauen.

Bedeutung d. psychischen Eindrücke für d. Geschlechtstrieb. Wechsel d. sexuellen Erregungsmittel zu verschied. Zeiten, bei verschied. Völkern.

Wert der Gewöhnung. Bastardierung.

Sexuelle Erregungsmittel in d. Tierwelt. Geruch. Fische.

Darwinismus. Vererbung u. Variabilität. Eingeschlechtliche Vererbung. Wert d. natürl. Zuchtwahl für d. Vererbung d. heterosexuellen Geschlechtstriebes. Der heterosexuelle Geschlechtstrieb als sekund. Geschlechtscharakter. Weismanns Theorie. Die ursprüngl. Entstehung d. Geschlechtstriebes unerklärt. Geschlechtstrieb u. Zweckbewusstsein. Bedeutung d. geschlechtl. Zuchtwahl für d. Vererbung d. heterosexuellen Geschlechtstriebes. Nachkommenschaft trotz Homosexualität.

Einwendungen gegen d. Darwinismus. Gamophagie. Teleologie. Teleologie u. Körperorganisation. Teleologie u. Fortpflanzung. Vererbung d. Geschlechtstriebes vom Standpunkt d. Teleologie.

Folgen d. Kastration u. die Vererbung d. Geschlechtstriebes. Periodizität d. Geschlechtstriebes. Verlust d. Periodizität beim Menschen. Geschlechtstrieb des Weibchens nach d. Befruchtung. Geschlechtstrieb schwangerer Frauen. Bastardierung. Angebliche Unfruchtbarkeit von Bastarden. Geschlechtstrieb u. Reife der Keimdrüsen.

Vererbtheit d. Detumescenztriebes. Ererbtes im Drang zum Koitus. Bespringbewegungen junger Tiere. Erleichterung d. Bespringbewegungen durch Erfahrung u. Nachahmung. Hymen u. Vererbung d. Geschlechtstriebes. Ethnologische Unterschiede beim Koitus. Die sexuellen Perversionen u. der Koitus. Periodischer Stiefel-, Fussfetischismus.

Band I, Teil II.

III. Ererbtes in der Homosexualität.

Verschiedene Ansichten. Kritik der Autobiographien. Fehlerhafte Verallgemeinerung. Unterschied zwischen d. Homosexualität u. anderen sexuellen Perversionen. Durchbruch d. Heterosexualität bei anderen sexuellen Perversionen. Stiefelfetischismus, Sadismus. Die Homosexualität als latenter sekundärer Geschlechtscharakter des normalen Menschen.

Anatomisches Schema für die Homosexualität.

Konträre sekundäre Geschlechtscharaktere. Milchdrüsen beim Mann. Frauen mit Bärten. Konträre Entwickelung d. Beckens, Kehlkopfs. Konträre sekundäre Geschlechtscharaktere bei Tieren. Maskulismus u. Feminismus. Ererbheit konträrer Geschlechtscharaktere. Konträre psychische Geschlechtscharaktere. Beschränkte Plastizität psychischer Dispositionen. Homosexualität als ererbter konträrer Geschlechtscharakter. Durchbruch konträrer Geschlechtscharaktere zur Zeit d. Pubertät. Homosexualität einer amerikan. Ordensschwester.

Homosexualität bei Tieren. Grund der anschein. Seltenheit. Perverse Akte bei Vögeln. Beobachtungen von Seitz an Säugetieren.

Allgemeine Ursachen sexueller Perversionen beim Menschen. Die ererbte sexuelle Reaktionsfähigkeit. Verkümmerung des Geruchsinnes u. d. sexuellen Erregbarkeit durch d. Geruch. Panmixie. Unterschied zwischen d. Putzsucht des Menschen u. d. Tiere. Nacktheit unserer Vorfahren. Verdeckung vieler Reize. Abänderung anderer Reize, z. B. des Bartes. Bedeutung dieser Abänderungen im Laufe vieler Generationen. Vergleich mit d. Domestikation. Bedeutung d. Gesichtes für d. sexuelle Differenzierung. Wert d. verdeckten Reize. Kleidung u. sexuelle Perversion. Vielheit d. sexuellen Differenzierungsmittel. Wert d. Konstanz d. sexuellen Differenzierungs- u. Reizmittel. Kompliziertheit sexueller Differenzierungsmittel beim Menschen. Abänderung d. ererbten Reaktionsfähigkeit durch Ehen. Geschlechtliche Zuchtwahl bei Tieren u. beim Menschen. Beschränkung d. Wahlfreiheit. Kaufehe. Fortpflanzung sexuell Perverser. Sterilität Degenerierter. Unterschiede zwischen Tierwelt u. Kulturmenschheit. Fortpflanzung u. Ehen homosexueller Frauen.

Zeitiges Auftreten d. Homosexualität. Die zwei Perioden d. Geschlechtstriebes nach Dessoir. Bedeutung d. Pubertät für d. Differenzierung d. Geschlechtstriebes. Differenzierung vor d. Pubertät. Bedeutung des Stadiums d. Undifferenziertheit für d. Zukunft. Freundschaft zwischen Mensch u. Tier. Liebe zu Tieren.

Konträre Spiele in d. Kindheit. Bedeutung d. Spiele in d. Kindheit. Darwin über d. Geschlechtscharaktere vor d. Pubertät.

Konträre Charaktere u. Neigungen erwachs. homosexueller Personen.

Heilung d. Homosexualität. Heilung u. Latenz. Künstliche Änderung von Instinkten.

Künstliche Anerziehung d. Homosexualität. Überschätzung künstl. Einflüsse. Homosexueller Verkehr in Internaten.

Scheinbare Züchtung d. Homosexualität. Vernichtung d. Heterosexualität unerklärt. Wechselverhältnis von Homosexualität u. Heterosexualität. William James über d. Instinkte. Bedeutung d. ersten sexuellen Erregung für d. Richtung d. Geschlechtstriebes. Vergleich zwischen sexueller Perversion u. Ekelgefühlen. Erklärung für d. Fehlen d. Heterosexualität. Heterosexualität nicht ererbt oder ererbte Schwäche d. Heterosexualität. Ererbter Assoziationszwang in sexueller Beziehung. Der Homosexuelle als Leib-Seelenzwitter.

Übergangszustände. Liebe zu Knaben, zu Jünglingen. Die psychosexuelle Hermaphrodisie.

Enstehen d. Homosexualität im späteren Alter. Schwierigkeit d. Trennung von Ererbtem u. Erworbenem. Ererbte Alterserscheinungen. Homosexualität bei Weibermangel, infolge von Exzessen. Homosexuelle Akte in d. Insektenwelt.

Ererbtes beim Fetischismus, Masochismus u. Ererbte sexuelle Dispositionen. Sadismus bei zwei Brüdern.

Unterdrückung ererbter Eigenschaften durch Einflüsse im Leben. Ererbte Schwachsichtigkeit, Rechtshändigkeit, Nahrungsantipathien.

IV. Sexuelle Perversion und Monomanie.

Kritik d. neueren Arbeiten über sexuelle Perversion. Definition d. Monomanie. Geschichtliches. Angebliche Beziehungen d. perversen Geschlechtstriebes zur Monomanielehre.

Der perverse Geschlechtstrieb als Modifikation e. normalen Triebes.

Frage der Unterdrückbarkeit beim normalen u. perversen Trieb. Fälle von Unterdrückung perverser Akte bei e. Homosexuellen, psychosexuellen Hermaphroditen, homosexuellen Weibern, e. Fall von Flagellantismus, e. Rosenfetischisten. Ununterdrückbarkeit kein Charakteristikum d. perversen Triebes. Stärke d. qualitativ normalen Geschlechtstriebes. Relative, nicht absolute Unterdrückbarkeit d. Geschlechtstriebes. Bedeutung d. nächtl. Pollutionen. Möglichkeit d. sexuellen Abstinenz.

Der Ausdruck *Psychopathia sexualis*. Einwände gegen d. alte Monomanielehre. Die verschied. psychischen Prozesse. Die Willensfreiheit u. ihre Gegner. Bestimmung d. Willens durch Motive. Rechtsbewusstsein. Bedeutung d. Schwachsinns. Logische Motive beim Stehlen. Frühere Forscher über Monomanie.

Motive zum Geschlechtsakt. Selbsttäuschung durch d. Lustvorstellungen. Fehlen d. Wollustorgane. Detumescenztrieb ohne Wollusterwartung. Befriedigung trotz Fehlens d. Wollust. Die organische Bedingtheit d. Geschlechtstriebes. Die logische Unmotiviertheit d. Kontrektationstriebes. Geschlechtstrieb ohne Wollustvorstellung. Das Unlogische beim Elektivismus u. beim patholog. Geschlechtstrieb. Empfindung d. Kontrektationstriebes als Zwang. Lust u. Unlust beim Geschlechtstriebe. Verhältnis psychischer u. somat. Symptome beim Geschlechtstrieb. Unterschied von Geschlechts- u. Stehltrieb. Beziehungen d. Geschlechtstriebes zum Seelenleben. Die Anhänger d. Lokalisationslehre.

Unlogisches ausserhalb d. Geschlechtstriebes, beim Stehlen u. s. w. Spezialistentum unter d. Verbrechern. Die Sammler. Psychische Natur dieser Prozesse. Der Geizhals. Aneignungstrieb. Reflexbewegungen. Psychische Reflexe. Bewegungen durch Gemeingefühle. Posthypnotische Suggestionen. Monomanie u. posthypnot. Suggestion. Kleptomanie u. Geschlechtstrieb. Zwangshandlungen. Impulsive Akte. Bedeutung d. Degeneration. Degeneratives Irresein. Degeneration u. posthypnot. Suggestion.

Einseitige Anlagen. Genie u. Irrsinn. Die partielle Begabung. Partielle Defekte.

Die organische Bedingtheit des Stehlens. Psychologisches im Geschlechtstrieb. Periodische Perversionen. Psychische Erregung d. Geschlechtstriebes. Geschlechtstrieb bei Gehirnkrankheiten. Identität d. psychischen Bedingtheit beim normalen u. perversen Geschlechtstrieb.

Neuropathische u. psychopath. Symptome bei sexuellen Perversionen. Fall von Masochismus, psychosexueller Hermaphrodisie. Effemination. Körperliche degenerat. Symptome. Erbliche Belastung u. deren Bedeutung. Funktionelle u. anatom. Symptome. Anscheinende Normalität. Grenzen erblicher Belastung. Latente Entartungssymptome. Krankheitsdisposition u. Krankheit. Die verschied. Meinungen über andere Krankheitssymptome u. Belastung bei sexuellen Perversionen. Ansicht Krafft-Ebings. Mitteilungen aus d. älteren Litteratur. Neuere Autoren. Exhibitionismus. Anerkennung d. sexuellen Perversion als isoliertes Symptom durch einige Autoren. Schwierigkeit d. Nachweises erblicher Belastung. Zusammenfassung d. bisher. Erfahrungen. Verwertung histor. Forschungen. Isolierungsinstinkt.

Bedeutung der Degeneration für ererbte u. erworb. Charaktere. Verschiedene Degenerationstypen.

Vermittelnder Standpunkt zwischen d. extremen Monomanielehre u. deren extremen Gegnern. Die intellektuelle Monomanie. Beziehungen d. Zwangsvorstellungen zum perversen Geschlechtstrieb. Andere Triebe bei Entartungszuständen,

V. Forensisches.

Civilrechtliche Bedeutung d. sexuellen Perversionen.

Strafrechtliche Bedeutung. Die widernatürl. Unzucht zwischen Männern. Bestialität von Frauen, von Männern. Sadismus. Lustmord. Andere sadistische Akte. Mord bei unglückl. Liebe. Fetischistische Diebstähle. Andere sexuell bedingte Diebstähle. Leichenschändung. Verletzung d. öffentl. Sittlichkeit. Strafbare Akte von Kindern.

Strafausschliessungsparagraphen.

Bedeutung der Bewusstlosigkeit in § 51. Fall von period. Taschentuchfetischismus. Epileptische- u. Rauschzustände.

Die krankhafte Störung d. Geistesthätigkeit. Das Irresein d. Entarteten. Die psychischen Entartungen. Beziehungen d. sexuellen Perversionen zu d. psychischen Entartungen.

Die sexuelle Perversion als isoliertes Symptom. Vergleich d. sexuellen Perversion mit Missbildungen. Wert e. einzelnen Symptoms. Standpunkt der Psychiater. Krankhaftigkeit, Voraussetzung d. Straffreiheit. Unaufgeklärte Fälle. Fehlerhafte Trennung von eingebor. u. erworb. Perversion. Schwierigkeit, beide zu trennen. Anatom. u. funktionelle Störungen. Krankhaftigkeit u. Krankheit. Störung der Geistesthätigkeit. Überschätzung d. erblichen Belastung in forens. Fällen.

Simulation.

Ausschluss d. freien Willensbestimmung. Determinismus u. Indeterminismus. Motive u. Auslegung d. Gesetzes. Willensfreiheit als Voraussetzung d. Strafgesetzbuches. Beantwortung der Frage d. Willensfreiheit. Bestehen d. Willensfreiheit trotz krankhaften Geschlechtstriebes. Nichtstrafbarkeit d. Masturbation. Macht d. Kontrektationstriebes u. die Selbsttäuschung durch ihn. Bedeutung der Pubertät. Fall von Haarfetischismus. Notwendige Trennung d. Begriffe krankhafte Störung d. Geistesthätigkeit u. Ausschluss d. freien Willensbestimmung. Sittlichkeitsdelikte an Kindern.

Die partielle Zurechnungsfähigkeit. Entstehungsgeschichte des § 51. Partielle Zurechnungsfähigkeit von Kindern u. Taubstummen. Intelligenz u. Zurechnungsfähigkeit. Intelligenz u. Motivstärke. Missbrauch d. Wortes Intelligenz. Schwachsinn u. Zurechnungsfähigkeit. Feststellung von Schwachsinn. Zurechnungsfähigkeit bei Intelligenzschwäche. Strafurteil u. Strafvollstreckung. Partielle Zurechnungsfähigkeit Geisteskranker. Die absolute Zurechnungsunfähigkeit d. typischen Geisteskranken. Die oft nur partielle Zurechnungsfähigkeit der Grenzfälle. Notwendigkeit der Individualisierung. Partielle Zurechnungsunfähigkeit ausserhalb d. sexuellen Perversion. Nicht sexuelle Handlungen sexuell Perverser. Unterschied d. partiellen Zurechnungsfähigkeit u. d. alten Monomanielehre. Anscheinende Motivlosigkeit u. Krankhaftigkeit. Die Konsequenzen dieser Lehre von d.

partiellen Zurechnungsfähigkeit u. d. alten Monomanielehre sind einander entgegengesetzt.

Verminderte Zurechnungsfähigkeit.

Notwendigkeit ärztlicher Sachverständiger. Notwendigkeit e. genauen Analyse.

Internierung gemeingefährlicher sexuell Perverser in Irrenanstalten. Schwierigkeiten hierbei. Fall von Koprolagnie.

Vorschlag, den § 175 abzuschaffen. Hunger u. Geschlechtstrieb. Einschränkung d. heterosexuellen Geschlechtstriebes durch Gesetz u. Sitten. Inkonsequenz d. Gesetzes. Wert der sexuellen Hygiene. Aufbau d. Gesetzes auf der Bibel. Erzieherische Wirkung d. Gesetzes. Das Unlogische im § 175 selbst. Fortpflanzung u. Degeneration. Notwendige Beschränkung d. sexuellen Verkehrs durch d. Strafgesetz.

Inhalts-Verzeichnis.

VI. Sexuelle Perversionen als Komplikation der konträren Sexualempfindung.

Fetischismus. Normaler u. patholog. Gegenstandfetischismus bei Heterosexuellen. Gegenstandfetischismus bei Homosexuellen. Allgemeiner Einfluss der Kleidung bei Heterosexuellen u. Homosexuellen. Körperteilfetischismus bei Heterosexuellen u. Homosexuellen. Masochismus. Krafft-Ebings Erklärung. Ramdohr. Goethe. Geschichtliches. Flagellantismus. Pica. Fetischismus u. Masochismus. Mixoskopie. Sadismus bei Heterosexuellen. Geschichtliches. Sadismus bei Homosexuellen. Kasuistik. Geschichtliches. Forensischer Fall von Homosexualität u. Masochismus. Neigung zu unreifen Kindern, zu alten Männern, zu Statuen. Leichenschändung. Andere Perversionen.

VII. Psychosexuelle Hermaphrodisie.

Krafft-Ebings Einteilung. Zwischenstufen. Episodische Heterosexualität. Neigung psychosexueller Hermaphroditen zu einem Typus ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Wilbrandts Erklärung. Psychosexuelle Hermaphrodisie vor der Pubertät. Stärke des homosexuellen Geschlechtstriebes. Effeminatio bei Heterosexuellen. Geschichtliches.

VIII. Ätiologisches.

Eingeborene u. erworb. konträre Sexualempfindung. Dessoirs Theorie. Eingeborene Disposition. Schwierigkeit, diese Einteilung überall durchzuführen. Degeneration. Belastende Momente. Erbliche Belastung. Gelegenheitsursachen. Latenz. Unterscheidung zwischen Entstehen u. Bethätigung des Triebes. Moralisches Kontagium. Einfluss der Litteratur. Mutuelle Onanie. Mangel an Weibern. Furcht vor Ansteckung im Verkehr mit d. Weibe. Einfluss des Berufs. Onanie. Excesse. Abstumpfung. Hyperästhesie. Gewöhnung. Somatische Hermaphrodisie. Epilepsie, Altersblödsinn. Progressive Paralyse. Angebliche Ursachen der Päderastie im alten Griechenland.

IX. Theoretisches.

Aristophanes. Parmenides. Urnische Theorie. Ramdohr, Mantegazza. Psychische Abnormität. Weibliches Gehirn. Anatomische Lage des sexuellen Zentrums. Lokalisationslehre. Jäger. Krafft-Ebings Vererbungstheorie. Schopenhauer. Gyurkovechky. Der Geschlechtstrieb als psychische Funktion betrachtet. Soziale Bedeutung des Geschlechtstriebes.

X. Diagnostisches.

Verschlossenheit der Urninge. Fragestellung des Arztes. Träume. Erfahrung. Erkennungszeichen der Urninge. Diagnose durch Beobachtung. Erkennen nach Photographien. Irrtümer in d. Diagnose. Differentialdiagnose. Geschlechtsverwandlung. Homosexualität als krankhafte Erscheinung. Verwechslung von Geschlechtstrieb u. Geschlechtsakt. Geistes- oder Nervenkrankheit.

XI. Therapeutisches.

Aufgabe des Arztes betreffs d. konträren Sexualempfindung. Prognose. Gründe gegen die Behandlung. Pflicht des Arztes dem Urning gegenüber. Bekämpfung der nervösen Beschwerden, der Bethätigung des Triebes, der Hyperästhesie. Einfluss der Arbeit. Umwandlung der Homosexualität. Behandlung der ganzen Konstitution. Prophylaxe. Frühzeitiges Einschreiten. Verhüten d. Onanie u. mutuellen Onanie in Haus u. Schule. Belehrung der Kinder. Entwickelung des Geschlechtstriebes. Umgebung. Meiden des homosexuellen Verkehrs bei erwachs. Urningen. Verkehr mit d. Weibe. Meiden der homosexuellen Gedanken. Sexueller Verkehr mit d. Weibe. Elektivität. Nichtgelingen des Koitus. Ehe der Urninge. Bedenken gegen d. ausserehel. Koitus u. gegen d Verkehr mit d. Weibe überhaupt. Verbot der Onanie. Suggestive Therapie. Elektrotherapie. Kastration.

XII. Forensisches.

Gesetzliche Bestimmungen zu verschied. Zeiten u. in verschied. Ländern. § 175 des Deutschen Strafgesetzbuches, § 51, § 52. Diagnose der Immissio in anum. Gesetzesvorschlag betreffend § 175. Strafrechtstheorien. Gründe für die Bestrafung. Sittlichkeit. Achtung der Homosexuellen u. deren Berechtigung. Sittlichkeitsbewusstsein. Bibel. Gesundheitsschädigung. Moralisches Kontagium. Erziehliche Wirkung der Gesetzgebung. Unlogisches in der Gesetzgebung. Züchtung d. Erpressertums. Petition gegen § 175. Beschränkung der Straffreiheit. Gesetzesvorschlag betreffend § 361 und § 176. Zivilrechtliche Fragen.

XIII. Konträre Sexualempfindung beim Weibe.

Gründe für kürzere Besprechung. Perversionen beim Weibe, Häufigkeit der sexuellen Anästhesie. Geschichtliches. Historische Persönlichkeiten. Litteratur. Belletristik. Gesellschaftskreise. Terminologie. Somatische Eigenschaften. Entwickelung der Tribaden. Charakter. Kindheit. Vorliebe für Männerkleider. Männliche Beschäftigung. Viraginität. Bewegungen. Geschichtliches. Kasuistik Männliche Neigungen ohne Homosexualität. Sexueller Verkehr mit dem Mann. Sekundäre Geschlechtscharaktere. Liebe. Männliche Namen. Gegenseitiges Erkennen. Elektivität. Liebesverhältnisse. Eifersucht. Art der Befriedigung. Lambitus. Mutuelle Onanie. Künstlicher Koitus. Einfluss der Umgebung. Häufigkeit des Verkehrs. Onanie. Latenz. Träume. Homosexueller Verkehr heterosexueller Weiber. Verheiratete Tribaden. Psychosexuelle Hermaphrodisie. Periphetische Reize. Unglückliche Ehen. Belletristik. Periodische Homosexualität. Neigung zu unreifen Mädchen. Fetischismus, Masochismus, Sadismus. Ätiologie. Medizinisches. Forensisches.

Vorlesungen

über

Sexualtrieb und Sexualleben

des Menschen

von

Dr. med. Herm. Rohleder.

Preis geheftet 4,50 Mark.

Vorwort.

Motto: „Die ganze Stellung des Arztes bietet keine angenehmere, keine zufriedenstellendere Seite als die, dass sein Wissen das Sexualleben, die „Grundbedingungen der Familie“ beherrscht.

Im Vorliegenden werden wir eine Reihe von für den ärztlichen Praktiker bestimmten Einzeldarstellungen über „Sexualtrieb und Sexualleben des Menschen“ vorlegen. Es sind zwar merkwürdige und doch — notwendige Themata. Mag auch mancher Leser verwundert sein über dieses Verbum pro domo, so muss er, will er offen sein, bekennen, dass bisher, trotzdem der Büchermarkt mit wissenschaftlichen — besonders aber populären —

medizinischen Werken über sexuelle Themata überschwemmt wird, kein Werk existierte, welches ihn in kurzer, präciser und — was das Wichtigste — wissenschaftlicher Darstellung den Sexualtrieb mit dem daraus entspringenden Sexualleben vor Augen führte. Denn betrachten wir nur einmal unsere Fachlitteratur näher, wo resp. in welchem Lehrbuche, Leitfaden, in welcher Zeitschrift findet der Leser etwas Genaueres darüber? Selbst in der so grossartig angelegten „Real-Encyklopädie der Medizin" von Eulenburg (1.—3. Aufl.) findet er über dieses Gebiet fast nichts oder nur herzlich wenig. Er versuche sich in diesem Werke über Geschlechtstrieb, Anaesthesia sexualis, Frigidität, Dyspareunie, Hyperaesthesia sexualis, Koitus normalis, Koitus interruptus, künstliche Befruchtung etc. zu unterrichten und — keine Antwort auf all' diese Dinge! Wo soll der Arzt Belehrungen hierüber suchen. Er findet sie teils allein in den grossen wissenschaftlichen Werken von Krafft-Ebing: „Psychopathia sexualis", von Moll: „Die konträre Sexualempfindung" und „Untersuchungen über die Libido sexualis" in Ploss-Bartels, Max Dessoir, Stratz u. a. Werken. Aber, welcher praktische Arzt hat neben seiner Berufsthätigkeit Zeit, und wenn er diese hätte, Musse, die genannten hochinteressanten, aber schwer durchzuarbeitenden Bücher durchzustudieren?

Mein Bestreben ging dahin, dieser Lücke abzuhelfen. Langjährige theoretische wie praktische diesbezügliche Studien, ferner die in Zuschriften verschiedenster Art von kollegialer Seite sich kundgebende freundliche Aufnahme meiner Werke: „Krankhafte Samenverluste, Impotenz und Sterilität des Mannes" (Leipzig, Konegen) und der „Masturbation" (Berlin, Fischer) bestimmten mich, die vorliegenden Vorlesungen herauszugeben.

Wissenschaftlichkeit, verbunden mit Klarheit und Kürze in der Darstellung waren mein Hauptziel. Möchte es mir geglückt sein, dasselbe zu erreichen, um unser Thema dem geistigen Auge des Lesers nahe zu rücken, und zum eigenen Nachdenken anzuregen. Ich war ferner bestrebt, bei dem heiklen Stoffe den richtigen Ton in der Darstellung zu finden und wandte, wo immer möglich, termini technici resp lateinische Worte an, wie schon der Titel des Werkes ergiebt.

Mögen diese Darstellungen den Leserkreis suchen, für den sie allein bestimmt sind, den ärztlichen, und beitragen zum Verständnis dieses für den Arzt so wichtigen und bisher leider nur als Stiefkind behandelten Gebietes.

Leipzig, im August 1900.

Dr. Rohleder.

Inhalts-Verzeichnis.

II. Die normale und anormale Cohabitation.

I. Der normale Koitus, a) Physiologie desselben beim Manne, b) bei der Frau, c) Physiologie der Conception, d) Orgasmus, das Wollustgefühl. Physiologische u. therapeut. Wirkung des Koitus. II. Der übermässige natürliche sexuelle Verkehr und seine Folgen. 1. Neurasthenia sexualis. 2. Allgemeinschwächung des Organismus, Blutarmut und Muskelschwäche. 3. Die Folgen für das Gehirn. 4. Sinneserkrankungen als Folgen, a) Augen-, b) Ohren- u. c) Geruchserkrankungen. 5. Verdauungsstörungen als Folgen. 6. Circulations- und Respirationsstörungen als Folgen. 7 Die Folgen für die Genitalien. III. Vaginismus. IV. Koitus interruptus, a) dessen Folgen fürs männliche, b) fürs weibliche Geschlecht. V. Neomalthusianismus. Historischer Rückblick. Betrachtung vom rein medizinischen Standpunkt. Seine Notwendigkeit bei: 1. Herzleiden. 2. Lungenerkrankungen. 3. Beckenanomalien. 4. Geisteskrankheiten. 5. Haemophilie. Die Mittel des Neomalthusianismus. I. Die natürlichen, II. die künstlichen Mittel. a) Die mechanischen Mittel: Condom, Mensingas Pessarium occlusivum, Sicherheitsschwämmchen, Hohlkugeln. b) Die chemischen Mittel: Vaginalsuppositorien nach Kleinwächter, Pulverbläser, Spülungen. Autorenurteile über Neomalthusianismus.

III. Die Conception (natürliche und künstliche).

I. Die natürliche Befruchtung. Das Sperma. Die Ovulation. Nähere Vorgänge bei der Conception. Ort der Befruchtung Die geschlechtliche Bestimmung des Embryo. 1. Schon bei der Befruchtung. 2. Schon im Ovarium. 3. Durch Ernährung (Schenk). II. Die künstliche Befruchtung, Indicationen u. Bedingungen dazu. Ausführung derselben.

---

katen Natur des Übels und seiner Feststellung und Behandlung liegt es begründet, dass alle diese Faktoren nur schwer sich zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigen lassen. Der tiefere Grund ist aber meist in der bestehenden Unkenntnis über die Verbreitung und die Verderblichkeit des Uebels zu suchen; denn die Zahl der Pädagogen und der Ärzte, vollends der Eltern ist klein, die über diese Frage ausreichende Erfahrung besitzen.

Dieser Unkenntnis oder wenigstens dieser mangelhaften Kenntnis will Herr Dr. Rohleder durch seine Schrift Abhilfe schaffen, und bei der grossen Wichtigkeit der Frage für Eltern, Ärzte und Lehrer ist nur zu wünschen, dass sein Buch in diesen Kreisen eine recht grosse Verbreitung erlange. Bestehen auch noch manche Meinungsverschiedenheiten über Ausdehnung und richtige Bekämpfung, so können diese doch nur allmählich überwunden werden, wenn alle Betheiligten ihr Interesse der Frage zuwenden, und dazu wird ihnen das vorliegende Buch wertvolles Material und eine kräftige Anregung bieten.

Giessen. Geh. Oberschulrat **Prof. Dr. H. Schiller.**

Vorwort.

Das vorliegende Werk, welches ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, bedarf, wie ich glaube, keiner Rechtfertigung seines Erscheinens. Denn eine Monographie über die Onanie ist meines Wissens in Deutschland in letzter Zeit überhaupt noch nicht erschienen, ja. „eine Litteratur über die Onanie existiert als solche nicht“, sagt Fürbringer in seiner Randnote unter dem Artikel „Onanie“ in der Realencyklopädie der gesamten Heilkunde von Eulenburg. II. Aufl. Man fragt sich unwillkürlich: Woran liegt dies? Etwa an der Unwichtigkeit, welche die Onanie im Leben, in der ärztlichen Praxis spielt? Doch sicherlich nicht. Denn jeder Kenner einschlägiger Verhältnisse wird zugeben, dass die Onanie eine ungeheure Verbreitung — leider — gefunden hat. Um so gerechtfertigter muss es erscheinen, wenn in einer Monographie einmal die nöthige Aufklärung über diese geschlechtliche Unart, ihr Wesen, ihre Bedeutung, ihre Ursachen und Folgen für den körperlichen Gesamtorganismus, ihre Verhütung und ihre Heilung gegeben wird. Wissenschaftlich-theoretische, wie ärztlich-praktische Studien mit der Onanie bestimmten mich, das vorliegende Buch zu verfassen und in einer, wie ich hoffe, für den praktischen Arzt und auch den Erzieher unserer Jugend nutzbringenden Weise zu bearbeiten. Wenigstens glaube ich, dass manchem Kollegen, der mitten in der Praxis steht, des öfteren schon eine umfassende Belehrung über die Onanie erwünscht gewesen wäre. Ich unternehme es daher, in diesem Buche das meines Erachtens auch für die tägliche Praxis Wissenswerteste aus dem Kapitel der „Onanie“ niederzulegen, und hoffe, vielen Kollegen eine erwünschte Gabe geboten zu haben.

Es soll dies Werk fürs erste dem ärztlichen Praktiker und Erzieher einmal einen Einblick gestatten in die ungeheure Bedeutung, die die Onanie im alltäglichen Leben spielt, ihm ein Bild geben von ihrer Verbreitung; wie von dem krankhaften Triebe, dem Hang zur Onanie Tausende und Abertausende unserer Mitmenschen beherrscht werden. Anderseits soll es ihn befähigen, den Onanisten als solchen zu verstehen und nicht gleich, wie es meist geschieht, den Stab über ihn zu brechen, als Abscheu und Auswurf von Gesittung ihn zu betrachten, endlich soll es ihn, — das Wichtigste! in den Stand setzen, aus allgemeinen Symptomen, aus dem Wesen und Gebahren des Onanisten, das meist ja entschieden geleugnete Laster zu erkennen, um vor allen Dingen wirksam dagegen einzuschreiten, denn der Arzt soll es in erster Linie sein, der den Lehrer, die Eltern, den Vor-

mund, kurz die Erzieher unserer Jugend aufmerksam macht auf die vorliegende geschlechtliche Unart und die Mittel zur Bekämpfung derselben an die Hand giebt.

Ursprünglich hatte ich das Werk nur für die Bedürfnisse des Arztes allein bestimmt, daher der medizinische Charakter, die Schreibweise des Buches. Da ich aber vom Interesse der Sache, die dasselbe vertritt, und von der zwingenden Notwendigkeit der Kenntnisnahme der Masturbation von Seiten der Erzieher tief durchdrungen bin, habe ich dasselbe völlig umgearbeitet und die Interessen der Erzieher, sowohl Lehrer wie gebildeter Eltern genügend berücksichtigt. Denn der Kernpunkt des ganzen Werkes, das Punctum saliens desselben ist, zu zeigen, dass die beste Prophylaxe der Onanie wie aller sexueller Laster des Lebens in einer vernunftgemässen Erziehung zur Selbstbeherrschung, zur sexuellen Enthaltsamkeit liegt. Dass vorzüglich die Lehrerschaft, nicht aber die Geistlichkeit dabei beteiligt ist, ist auch die Ansicht anderer, gewiss von wahrer Religiosität beseelter Autoren. So meint auch Ribbing, dass Arzt und Erzieher das erste Wort hier mitzureden haben, und für die Mitglieder des geistlichen Standes es ganz unmöglich ist, eine Frage, wie die unsere, nach allen Seiten zu beurteilen.

Es richtet sich das Buch an die Adresse von sittlich gereiften Männern, die voll und ganz den Zweck desselben verstehen werden. Um unser Laster mit all seinen Schattenseiten zu schildern, durfte daher nicht zurückgeschreckt werden selbst vor Vorführung von Beispielen gemeinster sittlicher Verworfenheit. Doch „es ist das traurige Vorrecht der Medizin, dass sie beständig die Kehrseite des menschlichen Lebens, menschliche Armseligkeit und menschliche Schwäche schauen muss. Pflicht und Recht der medizinischen Wissenschaft zu diesen Studien erwächst ihr aus dem hohen Ziel aller menschlichen Forschung und Wahrheit.“ (v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis.) Dass ich dennoch einen, dem Zweck der Sache angemessenen Ton in der Darstellung eingeschlagen habe, wird mir wohl Jeder zugeben.

Wer die Schwierigkeit der Abfassung eines umfangreichen Manuscriptes in den Mussestunden nach angestrengter ärztlicher Berufsarbeit kennt, wird mir für hin und wieder auftretende Wiederholungen, die ausserdem ferner in der Natur der Sache begründet sind, die hierfür erbetene Nachsicht nicht schlichtweg versagen. Hierzu kommt noch, dass die Litteratur über unser Thema so ausserordentlich zerstreut ist und deren Titel oft so wenig wie nur irgend etwas mit der Onanie im Zusammenhang zu stehen scheinen, dass nur Derjenige, der die Sachverhältnisse kennt, die Schwierigkeit der Beschaffung und des Studiums der einschlägigen Litteratur verstehen wird. Ich habe es daher nicht für wertlos gehalten, sämtliche, mir zu Gebote gestandene Litteratur am Eingange des Buches anzuführen.

Habent sua fata libelli. Möge diesem Werke, dessen einziger Zweck ist, Nutzen zu verbreiten, ein gütiges Geschick beschieden sein, möge es eine Lücke ausfüllen in der Litteratur und Aufnahme finden in jenen Kreisen, für die es bestimmt ist, um anzuregen zur Mitbekämpfung jener verheerendsten aller Volksseuchen und dadurch beitragen zur Besserung bei dem Erziehungswerk unserer Jugend, der Erhaltung eines grossen Teiles unserer Volkskraft.

Leipzig. **Dr. Rohleder.**

Inhaltsverzeichnis.

I. Ursachen der Onanie. (Aetiologie.)

A. Physiologische, im Körper liegende Ursachen der Onanie.

Allzu lebhaftes Temperament. Krankhaft gesteigerter Geschlechtstrieb. Abweichungen vom normalen Geschlechtstrieb. Eine übermässig frühzeit. geistige Entwickelung. Körperliche Gebrechen und Krankheiten. Nervöse Störungen. Die Hautkrankheiten. Die parasitären Erkrankungen. Innere Erkrankungen. Geistes- und Hirnkrankheiten. Erkrankungen der Geschlechtsorgane. Die Erblichkeit. Faulheit und Müssiggang. Die moralische Schwäche, die Willensschwäche.

B. Die ausserhalb des Körpers liegenden Ursachen der Onanie.

Falsche Erziehung. Die falsche häusliche, falsche öffentliche Erziehung. In den Kinderkrippen und Kleinkinderbewahranstalten. In den Kindergärten. In der Schule etc. 1. fehlerhafte körperliche, 2. verkehrte geistige Erziehung, 3. Gelegenheitsursachen in der Schule. Verdorbene Fantasie. Falsche Ernährung. Medikamente. Falsche Kleidung. Beschäftigung. Jahreszeiten und Klima. Soziale Verhältnisse und Armut. Sexuelle Abstinenz. Unglückliche Ehe. Furcht vor allzu grossem Kindersegen. Furcht vor geschlechtlicher Ansteckung Impotenz.

II. Pathologie der Onanie.

III. Folgen der Onanie.

1. Folgen für das betreffende Individuum selbst.

Wirkungen des Spermaverlustes. Wirkungen der Onanie im Vergleich zum Coitus naturalis. Folgen der Onanie für das Nervensystem, auf die Sinnesorgane, Auge und Gehör. Folgen der Onanie für die geistigen Fähigkeiten. Onanie und Nymphomanie resp. Satyriasis. Folgen der Onanie für die Verdauungsorgane, Respirations- und Zirkulationsorgane. Folgen der Onanie für das Muskelsystem, für die Genitalien: Organische und funktionelle Störungen. Folgen der Onanie für die Cohabitation. Allgemeinverlauf der Onanie in ihren Folgen. Stadium der physischen und psychischen Verstimmung. Stadium der nervösen Erkrankungen. Stadium der leichteren Psychosen. Folgen der Onanie für die Moral und für den Charakter.

2. Folgen der Onanie für die menschliche Gesellschaft.

IV. Diagnose der Onanie. V. Prognose der Onanie.

VI. Therapie der Onanie.

Prophylaxe.

Prophylaxe durch häusliche und öffentliche Erziehung. Prophylaxe durch richtige Ernährung und richtige Bekleidung. Prophylaxe durch vernünftige Lebensweise. Prophylaxe durch Anerziehung von Willensstärke.

Therapie.

Behandlung der Onanie im Allgemeinen. Behandlung der auf Erkrankung, auf perversem Geschlechtstrieb beruhenden Onanie. Die psychisch-suggestive Therapie. Die medikamentöse und instrumentelle Therapie; operative Therapie. Die Ehe als therapeutisches Moment. Der aussereheliche Coitus als therapeutisches Moment. Die Anstaltsbehandlung. Zur Beurteilung des Onanisten. Schlusswort.